UNIVERSITEITSBIBLIOTHEEK GENT
0122278

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Supplemente

zur erſten Auflage

des

Staats-Lexikons

oder der

Encyklopädie der Staatswiſſenſchaften

in Verbindung mit vielen der angeſehenſten
Publiciſten Deutſchlands

herausgegeben

von

Carl von Rotteck und **Carl Welcker.**

Vierter Band.

Altona,
bei Johann Friedrich Hammerich.

1848.

Digitized by Google

Digitized by Google

Naturrecht. Eine unvermeidliche Folge unſerer wieder erwachenden praktiſchen politiſchen Bildung war es, daß auch bei uns, wie bei den Griechen, Römern und Engländern in der Rechts- und Staatslehre die hiſtoriſch-philoſophiſche und objective Begründung über die einſeitig poſitive und hiſtoriſche wie über die einſeitige ſubjective, rein philoſophiſche ſiegte. Jene rein poſitive und hiſtoriſche Theorie verkennt nehmlich alle höheren Rechtsgrundſätze. Die einſeitig philoſophiſche dagegen will die praktiſchen Rechts- und Staatsgeſetze eines freien Volkes nicht aus den von ihm anerkannten höchſten Grundſätzen, aus ſeiner oder aus der ſittlichen Volksvernunft, ſondern aus ſubjectiven Gefühlen, philoſophiſchen oder religiöſen Meinungen und Speculationen Einzelner, individueller Perſonen, Secten oder Schulphiloſophieen ableiten und beweiſen.

Der richtigen objectiven Begründung des praktiſchen Naturrechts, welches praktiſch gültiges Geſetz für Auslegung, Ergänzung und Reform des poſitiven Rechts geben will, welches alſo mehr ſein will als individuelle moralphiloſophiſche Lehre über Das, was nach dem individuellen philoſophiſchen Standpunkt des Philoſophen oder ſeiner Schule von der Volksanerkennung zum Recht und Geſetz gemacht oder erhoben werden ſollte, es aber nicht iſt — dieſer objectiven Begründung huldigt jetzt im vorſtehenden Artikel auch Rotteck. Dieſer Artikel war die letzte Arbeit, der Schwanengeſang des trefflichen hochverdienten Mannes. Da ich die objective Begründung ſchon in meinen Letzten Gründen 1813 und in meinem Praktiſchen Rechtsſyſtem 1829 verſucht hatte und ihr ſtets treu blieb, ſie auch im Staats-Lexikon überall, beſonders in der encyklopädiſchen Einleitung und in den Artikeln Moral im Verhältniß zum Recht und Staatsverfaſſung als nothwendig vertheidigte, ſo war es mir hocherfreulich, daß wir beiden Freunde und Redactören uns auch in dieſem wichtigſten Punkte, ſowie ſeit unſeren gemeinſchaftlichen praktiſchen politiſchen Beſtrebungen auf dem Landtag und im Staats-Lexikon überhaupt, in unſeren rechtlichen und politiſchen Anſichten täglich mehr näherten.

Wenn Rotteck, ebenſo wie Pfizer, welcher ſpäter in ſeinem trefflichen naturrechtlichen Werke: Gedanken über Recht, Staat und Kirche. Stuttgart 1842. II Thle. gleichfalls die objective Begründung als nothwendig anerkannte, noch theilweiſe in die ſubjective, individuell-philoſophiſche Theorie zurückfällt, ſo läßt ſich hier wohl der Fehler leicht erkennen und berichtigen. Objectiv, d.h. allgemein erkenn- und beweisbar und allgemein äußerlich geſetzgültig und

Digitized by Google

erzwingbar für alle freien Männer eines freien Volkes iſt nun einmal in praktiſchen Dingen durchaus nur Das, was ſie ſelbſt mit ihrem Volk als ſittlich und rechtlich wahr und gültig für ſich anerkannten mit all ſeinen logiſchen Folgerungen. Niemals aber iſt es die individuelle metaphyſiſche oder moraliſche oder religiöſe Speculation und Theorie irgend eines Schriftſtellers oder einer Philoſophen-Schule oder religiöſen Secte. Nur Erfahrungswiſſen und erfahrungsmäßig anerkannte logiſche und mathematiſche Wahrheiten ſind allgemein erkennbar und beweisbar, nicht metaphyſiſche und auf ſie gegründete religiöſe und moraliſche Meinungen, Philoſophieen und Dogmen. Daß aber nicht blos ein einzelner Philoſoph, ſondern daß jedes vernünftige, freie, geſittete Volk auch Vernunft hat und daß es anerkannte höchſte Vernunftgrundſätze in ſeinem Recht und in ſeinen freien Verfaſſungsrechten beſitzt und daß ſich aus ihnen ein juriſtiſch und politiſch-praktiſches über den folgewidrigen fehlerhaften poſitiven Satzungen, Irrthümern und Misbräuchen ſtehendes praktiſches, juriſtiſches Naturrecht entwickeln laſſe — Dieſes haben nicht blos meine vorhin citirten Werke und Artikel, ſondern der That nach auch Rotteck und Pfizer bewieſen. Denn ihre Rechtstheorieen gehen im Weſentlichen von den in allen freien Verfaſſungen aller geſitteten Völker und von den in unſerer chriſtlichen, germaniſchen Nation und ihren höchſten Cultur- und Rechts- und Staatsideen anerkannten höchſten Grundſätzen aus. C. Welcker.

Neapel und Sicilien. Die Geſchichte des Königreichs beider Sicilien, das in die Angelegenheiten der apenniniſchen Halbinſel zu gedeihlicher Entwickelung derſelben im Geiſte der Unabhängigkeit und verfaſſungsmäßigen Freiheit Italiens ſo bedeutſam eingreifen könnte, bietet in den letzten Jahren keine hervorragenden Momente dar. Für die Vervollſtändigung des hiſtoriſch-ſtatiſtiſchen Materials bedarf es alſo nur einiger ergänzenden Nachträge.

Zur endlichen Beſeitigung des Feudalweſens auf der Inſel Sicilien ſind 1842 abermalige Vorbereitungen getroffen und neue Verordnungen erlaſſen worden. Ein Decret vom Februar d. J. verfügt wiederholt die definitive Abſchaffung der ſchon früher aufgehobenen, aber misbräuchlich beibehaltenen Feudalabgaben, und die Theilung des zwiſchen Gemeinden und ehemaligen Lehensbaronen oder Kirchen gemiſchten Beſitzes von Domänenländereien. Für die gültig befundenen Rechte ſoll billige Entſchädigung geleiſtet werden. Es iſt indeß bei den wirren Zuſtänden auf der Inſel Sicilien auch jetzt wieder zu befürchten, daß ſich der Vollziehung jener Verordnungen ſchwer zu bewältigende Hinderniſſe in den Weg ſtellen.

Einige augenfällige Reſultate ergaben hingegen die Bemühungen im Intereſſe der Induſtrie und zumal des inneren und auswärtigen Handels. In den Jahren 1845 — 1847 wurden Handelsverträge mit England, Frankreich, Rußland, Sardinien, Oeſterreich und dem deutſchen Zollvereine abgeſchloſſen. Mit dieſen veränderten commerziellen Beziehungen zum Auslande hängt zum Theil die Verminderung der Zölle auf Colonialwaaren und verſchiedene Erzeugniſſe der auswärtigen Induſtrie zuſammen. Dazu gehört

Digitized by Google

auch die Reduction des ſo wichtigen Schwefelzolls für Sicilien im Jahre 1842; ſo wie die in intellectueller Beziehung nicht minder bedeutſame Herabſetzung des Bücherzolls. Nach Verminderung des Letzteren vom Jahre 1840 an war die Einfuhr, die 1839 nur 26,609 Bände betrug, im folgenden Jahre auf 60,919 geſtiegen. In der Ausführung des projectirten Straßenſyſtems wurden nicht blos dieſſeits des Faro, ſondern auch auf der an Verbindungsmitteln noch ſo armen Inſel Sicilien nicht unbedeutende Fortſchritte gemacht. Die Stadt Neapel iſt zum Ausgangspunkt eines Eiſenbahnnetzes auserſehen. An die ſüdwärts laufende im Jahre 1842 eröffnete Bahn nach Caſtellamare ſchließt ſich ſeit 1844 diejenige nach Nocera. Von der Nordbahn wurde die Strecke bis nach Caſerta im December 1843 eröffnet, um von da nach Capua und zur Verbindung mit dem Kirchenſtaate nach Terracina fortgeſetzt zu werden; vermittelſt einer andern Verzweigung ſoll dieſe Bahn nach Nola und von dort an das adriatiſche Meer führen. In Sicilien, wo bis jetzt nur Palermo und Meſſina telegraphiſch verbunden waren, iſt ſeit Ende 1842 eine Ausdehnung der Telegraphenlinie über die ganze Inſel im Werke. Für eine raſchere Communication zwiſchen Neapel, Sicilien und allen Küſtengebieten iſt 1845 eine nicht unbeträchtliche Vermehrung der königlichen Dampfſchiffe beſchloſſen worden. Nach den ſeit mehreren Jahren unter Aufſicht des Miniſteriums des Innern erſcheinenden Annali civili, die viel intereſſante ſtatiſtiſche Beiträge geben, war im Jahre 1839 die Zahl der Handelsfahrzeuge in Neapel dieſſeits des Faro: 6803; in Sicilien: 2371; alſo zuſammen: 9174. Davon hatten jedoch nahe 6,300 nicht über 10 Tonnen, 2375 zwiſchen 11 und 100 und nur 64 über 300 Tonnen; die geſammte Tonnenzahl betrug 213,198. Von ſämmtlichen Fahrzeugen waren 1459 mit dem auswärtigen Handel beſchäftigt. Die Zahl der Seeleute in den Continentalprovinzen war 40,308, in Sicilien 12,206, alſo zuſammen 52,514. In Neapel dieſſeits des Faro waren im Jahre 1839: 2407 Seeſchiffe eingelaufen und 2373 ausgelaufen. Unter Letzteren befanden ſich 1929 inländiſche, nicht weniger als 143 engliſche, 105 öſterreichiſche und 63 franzöſiſche. In Sicilien war in demſelben Jahre die Zahl der eingelaufenen Schiffe 938 mit 5,671,378 Ducati Werth, und die der ausgelaufenen 1569 mit 7,285,717 Werth. Nach Burſotti's Bibliotheca di Commercio umfaßte die ganze Bewegung des auswärtigen Handels während des Jahres 1839 im Königreich dieſſeits des Faro einen Einfuhrwerth von 11,007,170 Ducati (à 2 Fl. 6 Xr.); darunter waren Twiſte für mehr als 1 Million, Mouſſelin für mehr als 568,780, Baumwolleſammt für 343,343, Modewaaren für 252,625, Zucker und Kaffee für je 571,385 und 238,194. Der Ausfuhrwerth wird auf 10,833,495 Duc. angegeben; darunter Olivenöl 5,214,038, Rohſeide 676,943, verarbeitete Seide 1,255,472, Getreide 212,241, Hanf 321,734. Bei weitem zum größten Theile, im Geſammtbetrage von 10,949,081 Ducati, erfolgte die Einfuhr zur See und namentlich aus England mit 4,346,970 Ducati Werth, aus Frankreich mit 3,280,701, aus Sardinien mit etwas über 680,000. Für Sicilien wurde der Einfuhrwerth im Jahre 1838 auf 5,262,650 Ducati geſchätzt; die Hauptartikel waren Baumwollſtoffe und

Digitized by Google

Baumwollgeſpinnſte. Die Ausfuhr ſoll im Werthe auf 10,123,935 geſtiegen ſein, darunter beſonders Wein für 2,651,406, Citronen und getrocknete Früchte für 1,292,421, und als Hauptartikel Schwefel für 2,664,380. Die Hauptausfuhr ging nach England mit 3,795,236 Ducati Werth, nach Frankreich mit 2,888,915, nach Amerika mit 1,049,881.

Für die Erhebung des größeren Theils der indirecten Abgaben beſteht noch immer das verderbliche Syſtem der Verpachtung. Die in Neapel und Sicilien für die jährliche Summe von je 6,125,000 und 1,425,000 Ducati verpachteten Zölle wurden im Jahre 1844 mit einer jährlichen Erhöhung der Pachtſumme von je 475,000 und 305,000 Ducati aufs Neue verpachtet. Auf der Inſel Sicilien hatten die Zölle im vorhergehenden Jahre einen Mehrertrag von 581,530 Ducati über die ausbedungene Pachtſumme abgeworfen, wovon vertragsmäßig der Regierung 45 % zufielen. Am 1. Juli 1844 betrug noch die verzinsliche Staatsſchuld die Summe von 86,299,380 Ducati. Schon früher waren Anordnungen zur Reduction des Zinsfußes der fünfprocentigen Staatspapiere getroffen und im December 1846 ward der letzte Reſt der 2½ Millionen Pfund Sterling betragenden engliſchen Anleihe getilgt. Nächſt der Verzinſung und allmäligen Tilgung der Staatsſchuld nimmt die Unterhaltung des Militär- und Marineetats einen beträchtlichen Aufwand in Anſpruch. Im Jahre 1845 beſtanden die Landtruppen aus etwas über 40,000 Mann Infanterie, gegen 6000 Mann Cavallerie, über 8000 Mann Artillerie und nahe 1,500 Mann Geniecorps. Die Marine zählte etwas über 4,800 Mann. Im Ganzen war der Beſtand der Land- und Seemacht: 2327 Officiere, 58,845 Soldaten, 5,425 Pferde und 452 Maulthiere.

Im Königreiche Neapel rechnet man auf 100 eheliche 4 uneheliche Kinder; in der Stadt jährlich 13,047 eheliche und 2391 uneheliche. Im Ganzen iſt alſo die Zahl der unehelichen Geburten nicht beträchtlich. Auf den Grund öffentlicher Verhandlungen wurden in den fünf Jahren 18$\frac{38}{42}$ je 3,055 — 3,338 — 2,743 — 3,229 und 4,104 Urtheile der Criminalgerichtshöfe gefällt. In denſelben Jahren war die Zahl der Urtheile, denen keine öffentliche Verhandlung vorausgegangen war, weil es entweder an Beweiſen fehlte oder weil die Handlungen nicht als Verbrechen erkannt wurden, je 16,520 — 19,830 — 21,418 — 21,346 — 22,053. Todesurtheile wurden in den Jahren 18$\frac{14}{44}$ beiläufig 600 gefällt; davon kamen beſonders viele — 68 — auf Calabrien und ſehr wenige auf Bari. In den Jahren 1831 und 1832 kamen auf je 100 wegen Verbrechen Verurtheilte nur je 5 und 6 Frauen. 1833 wurden wegen Verbrechen 5813 angeklagt und 4123 verurtheilt; wegen Vergehen wurden 73,994 angeſchuldigt und 35,397 verurtheilt. In mehr als 41,000 Fällen hörte die Unterſuchung wegen freiwilligen Abſtehens der Ankläger auf. Seit 1844 hat man den Verſuch gemacht, auf den Tremitiinſeln im adriatiſchen Meere eine Verbrechercolonie zu gründen. 18$\frac{32}{38}$ kam in Sicilien ein Angeklagter auf 1,152 und ein Verurtheilter auf 1,593 Einwohner. Beſonders häufig waren die Verbrechen in der Provinz Trapani. Da in Sicilien jährlich 166 bis 188 Tödtungen vorkommen, ſo werden hier auch viele Todesurtheile gefällt. Seit 1840 will man indeß einige Abnahme in der Zahl der Verbrechen bemerkt

Digitized by Google

haben *). Dieſe Thatſachen der Criminalſtatiſtik geben kein ſehr erfreuliches Bild von den moraliſchen Zuſtänden in beiden Königreichen, da zwar die Zahl der Verurtheilungen nicht ſehr groß, aber die Menge der zum größten Theile nicht aus der Luft gegriffenen Anklagen auf Verbrechen und Vergehen beträchtlich genug iſt. Auch mag bei dem Mangel einer wohlorganiſirten Polizei, zumal in Sicilien, ein großer Theil der ſtrafbaren Geſetzesübertretungen nicht einmal zur Anklage kommen. Nicht beſſer ſieht es mit der intellectuellen Cultur aus. Die Volksbildung ſteht auf geringer Stufe und über das Unterrichtsweſen giebt es noch viel zu klagen. In manchen Provinzen beſucht auf 150 bis 160 Einwohner kaum Einer die Schule, und noch ſchlechter ſind die Schulen ſelbſt beſchaffen. Dies iſt erklärlich genug, wenn man weiß, daß der Einfluß der in neueſter Zeit wieder mit reichen Vermächtniſſen bedachten Geiſtlichkeit, beſonders der Jeſuiten, mehr und mehr im Steigen iſt.

Seit der ſchnell vereitelten Revolution von 1820 ſcheint in Neapel ſo Volk als Regierung in politiſche Lethargie verfallen zu ſein, wenn man gleich zugeben mag, daß in den letzten Jahren, zumal ſeit der Regierung des jetzigen Königs, einige rein adminiſtrative Verbeſſerungen durchgeſetzt wurden. Aber der mit Papſt Pius IX. von Rom ausgegangenen Bewegung, die nach allem Vermuthen einen entſchiedenen Einfluß auf die Geſchicke des geſammten Italiens äußern wird, ſteht noch zur Zeit die Politik der neapolitaniſchen Regierung nicht blos in mistrauiſcher Abſonderung, ſondern ſelbſt mit deutlich indicirten reactionären Gelüſten entgegen. Dennoch glimmt das Feuer auch bei dem neapolitaniſchen Volke unter der Aſche; es iſt weder 1841 durch die Unterdrückung der Unruhen zu Aquila, noch am 25. Juli 1844 durch das Blut der Brüder Bandiera und ihrer ſieben Unglücksgefährten gelöſcht worden. Nicht blos befindet ſich Sicilien im Zuſtande einer fortwährenden Gährung, halbanarchiſcher Unruhen und Widerſetzlichkeiten; ſondern es ſind auch wieder in neueſter Zeit deutlichere Spuren der Unzufriedenheit in Calabrien, ſowie bei dem Volke der Abruzzen die unzweideutigen Zeichen der Sympathie mit den Beſtrebungen der Partei des Fortſchritts im Kirchenſtaate zu Tage gekommen. Die Zeit mag lehren, ob die Regierung nur in einſeitigem Widerſtande ihr Heil ſuchen wird, oder ob ſie ſich getraut, durch zeitige Ergreifung der Initiative für zureichende politiſche Reformen den Geiſt der Revolution zugleich zu verſöhnen und zu überwinden. Wilhelm Schulz.

Niederlaſſungen. I. Hiſtoriſch-politiſche Rückblicke (vergl. den Art. „Colonieen"). Von den Nationen der Neuzeit gelangten beſonders fünf in den Beſitz ausgedehnter auswärtiger Niederlaſſungen: die Portugieſen, Spanier, Holländer, Franzoſen und Briten. Die Wirkungen des Colonialbeſitzes waren für alle dieſe Völker äußerſt verſchieden, und ebenſo ſtellten ſich in deren Beſitzungen ſelbſt die abweichendſten Ergebniſſe dar. Im einen Falle verarmen Mutterland und Colonieen gleichmäßig; Bevölkerung und Wohlſtand vermindern ſich da und dort; der Aufſchwung

*) Vergl. Mittermaier, Italieniſche Zuſtände. Heidelb., Mohr. 1844.

erlahmt allenthalben; nirgends blüht Gewerbfleiß; ſogar der Handel wird immer unbedeutender; die Kräfte des Staats welken hin, Erſchlaffung und Sinken des ganzen Reiches ſind die endlichen Folgen. Selbſt nach der Trennung der Colonieen vom Mutterlande dauert das traurige Verhältniß fort; das Letzte vermag nach Jahrzehnten noch nicht aufs Neue ſich emporzuſchwingen, und ebenſo wenig gelangen die vormaligen Beſitzungen nun als unabhängige Staaten zu einer feſten inneren Begründung, zur Erlangung eines geſunden Organismus. Dies gilt von Portugal und Spanien, und von deren ungeheueren ehemaligen Beſitzungen in beiden Indien.

Hinwieder erblicken wir aber auch den entſchiedenſten Gegenſatz: einen Staat, der groß, mächtig und reich geworden; deſſen Colonieen wenigſtens zum Theil eine Fülle von Wohlſtand darbieten und in denen die mannigfachſten Zweige der Cultur ſich entfalten; deren Aufſchwung aber, nach erfolgter Trennung vom Mutterlande, Alles übertrifft, was man in dieſer Beziehung noch je geſehen. So England und die Vereinigten Staaten in Nordamerika.

Recht auffallend tritt der Unterſchied eben im jetzigen Augenblicke hervor, nachdem die ſelbſtſtändig gewordenen Colonieen Englands und Spaniens — nachdem die nordamerikaniſche Union und Mexiko — einander feindlich gegenüber ſtanden und ihre Kräfte gegen einander maßen.

Die Thatſache iſt unverkennbar: die vormaligen engliſchen Beſitzungen ſind emporgeblüht, wie die ganze Geſchichte kaum ein zweites Beiſpiel kennt (nur das alte Karthago, ſeinem Mutterlande Phönicien gegenüber, kann etwa als ähnliches Beiſpiel gelten); — die frühern ſpaniſchen Colonieen dagegen ſind zerrüttet und zerriſſen, elend und machtlos in jeder Beziehung.

Fragt man nach dem letzten Grunde dieſer gewaltigen Verſchiedenheit, ſo wird derſelbe gewöhnlich in der Abweichung des engliſch-germaniſchen von dem ſpaniſch-romaniſchen Weſen geſucht. In einer ſolchen Antwort ſelbſt wieder liegt indeſſen keine Erledigung der Frage; man umgeht dieſelbe, man weicht ihr aus, ſtatt ſie in ihrem Kerne zu erfaſſen.

Unſerer Anſicht nach rührt der ganze Unterſchied von der Verſchiedenheit Deſſen her, was die einzelnen Völker in ihren Colonieen und mit dieſen zu erſtreben ſuchten. Daraus entwickelte ſich bei Allen — theils bewußt, theils unbewußt — eine durchaus von einander abweichende Colonialpolitik.

Auf welche Weiſe ein Volk fremde Länder dauernd ſeiner Herrſchaft unterwerfen kann, haben von den Alten beſonders die **Römer** gezeigt. Sie beſaßen eine Weltherrſchaft, und nicht eine ſchnell vorübergehende, wie ein Cyrus, Alexander, Karl der Große, ſondern es beſtand dieſelbe ein halbes Jahrtauſend lang fort. Das Geheimniß lag darin, daß die Römer jene weit ausgedehnten fremden Länder nicht blos mit der Gewalt der Waffen ihrer Herrſchaft unterwarfen, ſondern daß ſie dieſe Herrſchaft erſt dann für begründet und geſichert erachteten, wenn ſie die eroberten Landſchaften durch die hohe römiſche Cultur an ſich gekettet, deren Zuſtände verbeſſert, und wenigſtens vergleichsweiſe veredelt hatten. Wo immer die Römer geboten,

Digitized by Google

haben ſie Monumente ihres auf das Nützliche gerichteten Wirkens hinterlaſſen. Am Rhein und an der Donau, in Spanien, Afrika und Aſien ſchufen ſie Städte, Dörfer, Villas, Landſtraßen, Canäle, Waſſerleitungen, Dämme, Brücken u. ſ. f. Ueberall in dieſem weiten Reiche herrſchte die römiſche Cultur, weit mehr als die römiſche Waffengewalt; denn die vorhandene Truppenzahl war in den meiſten Gegenden äußerſt unbedeutend. (Am Rheine und an der Donau zwar ſtanden nicht weniger als 16 Legionen; in Spanien, Afrika und Aegypten dagegen lagerte gewöhnlich je nur eine einzige Legion, alſo blos etwa 6000 Mann in jedem dieſer großen Länder.) Die Landſchaften blühten empor; Ackerbau, Wohlſtand, Künſte und Wiſſenſchaften hoben ſich. — Darin lag das Geheimniß der Stärke jener oft angeſtaunten römiſchen Weltherrſchaft; darin wird es in ſolchen Fällen immer zu ſuchen ſein.

Wie aber faßten die modernen europäiſchen Völker die Sache auf?

So lange die Welt beſteht, beſaß nie ein Staat — ſelbſt der römiſche nicht — ſo weit ausgedehnte, von Natur ſo reiche Beſitzungen, als **Spanien.** — Das Streben der Spanier ging aber zunächſt nur dahin, die Gold- und Silberminen in ihren Beſitzungen auszubeuten und dabei die eingeborenen Völkerſtämme kirchlich zu bekehren. Dieſe zu civiliſiren, ſie zu heben, ihre materielle Lage zu verbeſſern, dem Boden die Reichthümer zu entlocken, welche ein guter, fleißiger Anbau deſſelben gewährt hätte, fiel den ſpaniſchen Herren entweder gar nicht ein, oder ward von ihnen jedenfalls nur als zufällige Nebenſache betrachtet. So kam es, daß ſie in Weſtindien und auf dem Feſtlande Amerikas, daß ſie auf dem fruchtbarſten Boden der Welt, im eigentlichen Sinne des Wortes oft verhungerten, weil ſie nur die Minen edler Metalle auszubeuten, nicht aber den Boden zu bebauen ſich angelegen ſein ließen. Die Producte, welche die Spanier, außer Gold und Silber, aus ihren ungeheuern Reichen in Amerika zogen, beſchränkten ſich auf äußerſt wenige; es waren zunächſt nur Cacao, Indigo und Thierhäute! Welche Fülle von Erzeugniſſen faſt aller Art hätte hier gewonnen werden können! Die Eingeborenen aber — die edelſten und kräftigſten Stämme, welche Amerika beſaß — unterlagen in Maſſe den Bedrückungen, welche durch die Sucht der Spanier nach Gold und nach Bekehrungen veranlaßt wurden. Weder die Bedrücker noch die Bedrückten vermochten je ſich geiſtig emporzuſchwingen. Die Cultivirung der Menſchen ward ebenſo wie jene des Bodens vernachläſſigt; ja ſogar unmöglich gemacht. So ſehr man die Bevölkerung Neuſpaniens an das Kirchthum und deſſen Formen gewöhnte, ebenſo hielt man ſie ſyſtematiſch ab von geiſtiger Bildung, von geiſtigem Aufſchwunge. So iſt uns denn auch nicht ein Neuſpanier bekannt, weder von romaniſcher noch von indiſcher Abſtammung, dem die Menſchheit eine weſentliche Erweiterung ihres Wiſſens, eine weſentliche Verbeſſerung ihrer Zuſtände verdankte. (Den ganzen langen Zeitraum von drei Jahrhunderten hindurch ergab es ſich thatſächlich, wohin die Menſchheit kommen muß, wenn man dem Grundſatze des Pfaffthums Geltung einräumt, den die Ultramontanen in Baiern in unſerer Zeit noch offen auszuſprechen keine Scheu trugen, nehmlich daß „die Kirche herrſchen und Alles

beherrſchen" müſſe.) Eine Folge von allem Dieſem war, daß die ſpaniſchen Colonieen in keiner Zeit emporblühten; daß vielmehr von Innen heraus der Zuſtand eines Siechthums begründet wurde, der, ſelbſt nachdem die ſpaniſche Herrſchaft längſt abgeſchüttelt iſt, in ſeiner furchtbaren Verderblichkeit noch heute fortdauert. — Und was gewann das Mutterland? Es verarmte bei allem Gold- und Silberzufluß*); es ſank tief von ſeiner früheren Höhe herab, und ward elend in jeder Beziehung. Wenn die ſogenannten edeln Metalle nicht als Mittel zur Hebung des Gewerbfleißes benutzt werden, ſo wirkt ihr Zuſtrömen eher verderblich als nützlich für ein Land; Trägheit und Erſchlaffung ſetzen ſich alsdann nur um ſo feſter, und als Folge deſſen Verarmung und geiſtige Beſchränktheit. „Das Beiſpiel Spaniens", ſagt ſehr treffend Dr. W. Hoffmann in ſeiner Geſchichte des Handels, „das Beiſpiel Spaniens beweiſt es, gleichwie das Sachſens in der früheſten Zeit ſeines reichen Bergbaues, daß der große Zufluß an edelm Metall noch keinen wahren Volksreichthum bewirkt, wenn nicht derſelbe fördernd auf die Volksthätigkeit wirkt, und Induſtrie nebſt Landbau ſowie die geiſtige Bildung hebt und die Gütermaſſe mehrt."

Auch die **Portugieſen** ſtrebten weit mehr, vermittelſt ihrer auswärtigen Eroberungen Reichthümer zu gewinnen, als dort innerlich kräftige und blühende Niederlaſſungen zu begründen. Insbeſondere fehlte auch ihnen der Gewerbfleiß; ſie ermangelten einer bedeutenden Induſtrie. Doch betrieben ſie nicht ohne Erfolg einen Handel mit ihren Colonialproducten, der ziemlich ausgedehnt war, und der vielleicht im Laufe der Zeit auch auf den Gewerbfleiß belebend gewirkt hätte. Indeſſen währte Portugals Aufſchwung zu kurze Zeit, um eine ausgedehnte Entwickelung der inneren ſocialen Verhältniſſe zu bewirken. Die hier aufkeimende Blüthe ward nur allzubald geknickt durch die eiſerne, nur zerſtörende Hand des Despotismus. Philipp II., der ſpaniſche Wütherich, vernichtete die Selbſtſtändigkeit Portugals. Spanien zog keinen Gewinn davon, das portugieſiſche Volk ſelbſt aber verlor mit ſeiner Selbſtſtändigkeit auch ſein Selbſtvertrauen; es büßte ſeine Kraft, ſeine Colonieen und ſeinen Handel ein, und ſank ſo ſehr in Unbedeutendheit herab, daß auch die ſpäter wieder erlangte Selbſtſtändigkeit keinen Umſchwung mehr herbeizuführen vermochte.

---

*) Der Geſammtertrag aller Minen Amerikas ſeit deſſen Entdeckung beträgt nach möglichſt getreuen Berechnungen 120,169,000 Kilogr. Silber (im Werthe von etwa 12,600 Mill. Gulden) und 2,874,700 Kilogr. Gold (im Werthe von etwa 5250 Mill. Gulden).

So groß dieſe Werthe erſcheinen, ſo iſt doch das Steinkohlenlager, welches England beſitzt, als unentbehrliches Hilfsmittel der Induſtrie, ſelbſt dem Gelde nach, viel mehr werth. Dem Volumen nach würde alles Silber, welches bis heute in Amerika gewonnen iſt, etwa 344,210 Cubikfuß, das Gold etwa 4470 Cubikfuß betragen, oder das Silber würde eine Kugel bilden, deren Durchmeſſer etwa 85 Fuß beträgt. Das Gold würde einen viel kleineren Raum einnehmen und kaum die Hälfte eines mäßigen Zimmers von 15 Fuß Höhe, 24 Fuß Länge und 24 Fuß Breite ausfüllen.

Dies das ganze Ergebniß der angeſtrengten Arbeit ſo vieler Tauſende von Menſchen während des langen Zeitraums von vierthalb Jahrhunderten!

Digitized by Google

Die Holländer waren es, die ſich vor allen Anderen der reichen Hinterlaſſenſchaft der Portugieſen zu bemächtigen wußten. Sie erkannten, daß nicht Gold- und Silberminen oder Diamantengruben den größten Vortheil bringen: ſie täuſchten ſich nicht über die vorzugsweiſe Wichtigkeit des Handels in Verbindung mit einer großen Production. Indeſſen baueten ſie die ihnen unterworfenen Länder weit weniger ſelbſt an, als ſie die von ihnen verknechteten Einwohner dazu zwangen. So entwickelte ſich denn auch nirgendwo in den holländiſchen Beſitzungen ein reges Gewerbsleben. Die Niederländer waren in den fernen Ländern weder Ackerbauer noch Handwerker oder Fabrikanten, ſondern nur Handelsleute, deren Treiben gar häufig in das elende Krämerthum ausartete, wobei aber die Landſchaften aufs Aeußerſte ausgeſaugt wurden. Einzelne Ausnahmen, die allerdings vorkamen (namentlich auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung), beweiſen Nichts gegen die Allgemeinheit dieſer Regel. Um ein Gebiet reich, kräftig und glücklich zu machen, iſt aber vor Allem Freiheit der Menſchen und Freiheit des Bodens erforderlich. Daran gebrach es überall. Wie der Bergmann ſich ausdrückt: man baute auf Raub! In Folge deſſen ſehen wir denn auch nicht eine holländiſche Colonie, weder der früheren noch der neueren Zeit, in einem innerlich kräftigen und blühenden Zuſtande. Die Eingeborenen ſchmachten in einem Helotenthum, die einzelnen Holländer ſelbſt aber bleiben immer Fremdlinge in dieſen Niederlaſſungen; ihre Gedanken ſind nie dahin gerichtet, für ſich und ihre Familien hier ein neues Vaterland zu erblicken. Sie ſtreben nur, möglichſt ſchnell und auf jede Weiſe Reichthümer ſich zu erwerben, um, ſo bald dieſes Ziel erreicht iſt, mit ihren Schätzen ein bequemes Leben in Europa ſich zu verſchaffen.

Allerdings brachte und bringt noch jetzt die holländiſche Colonialpolitik dem Mutterlande größere Vortheile, als die ſpaniſche einſt vermochte. Stützt ſie ſich doch mindeſtens auf einen Hauptzweig nützlicher Thätigkeit, nehmlich auf den Handel (durch den wenigſtens mittelbar auch Ackerbau und Gewerbsweſen im Mutterlande gefördert werden). Allein ſelbſt in dieſer Beziehung waltet ein arger Mißſtand ob: der in den Colonieen erbeutete Geldgewinn kommt eigentlich nicht dem ganzen Mutterlande, ſondern vielmehr zunächſt nur einzelnen bevorzugten Corporationen zu gut. So, wie ſonſt die holländiſch-oſtindiſche Compagnie, bezieht jetzt die Handels-Maatſchappy alle Vortheile; nur geringe Abflüſſe gelangen zur Maſſe des Volkes. Die Erlangung und Behauptung jener Beſitzungen erheiſchten aber von jeher großen Aufwand, ſelbſt enorme Opfer. Daher die ungeheuere Schuldenmaſſe des Landes, welche jede andere, ſelbſt die engliſche, verhältnißmäßig bei Weitem übertrifft. Dieſe Schuldenmaſſe laſtet nun nicht auf jenen Bevorzugten, ſondern auf der Geſammtheit des Volkes, ohne Ausnahme, ohne Unterſchied. Ein Ergebniß davon iſt, daß der Maſſe der Nation jeder Lebensgenuß verkümmert oder ſogar unmöglich gemacht wird durch eine Unzahl von Steuern und Auflagen, die man bis zu einer ſchwindelnden Höhe hinaufſchraubte. So iſt denn auch die Maſſe des holländiſchen Volkes arm und elend geworden, und zum Theil in eine phyſiſche und moraliſche Verſunkenheit gerathen, welche dem Fremden beim kürzeſten Aufenthalte in

Digitized by Google

Holland überraſchend und erſchreckend entgegentritt, und die nicht ſelten wahren Schauder in ihm erregt.

Zu verſchiedenen Zeiten beſaßen auch die **Franzoſen** weit ausgedehnte auswärtige Beſitzungen. In Amerika geboten ſie über unendlich große Ländermaſſen. Am St. Lorenzſtrome wie im Miſſiſſippithale wehte die franzöſiſche Fahne. In Canada und in dem großen Louiſiana erſchallte die franzöſiſche Sprache, und Städte wie Quebeck, Neu-Orleans und St. Louis, ſämmtlich von Franzoſen gegründet, beurkunden noch jetzt, daß es Ernſt war mit jenen Niederlaſſungen und daß man auch wirklich die am Günſtigſten gelegenen Punkte aufzufinden wußte. Der den Franzoſen ſo oft kurzweg gemachte Vorwurf, daß ſie nicht zu coloniſiren wüßten, erſcheint ſonach keineswegs ſo begründet, wie er gewöhnlich angenommen wird. Frankreich würde heute wohl eine Maſſe blühender Colonieen beſitzen, wenn nicht der in den vorigen Jahrhunderten auf dieſem Lande laſtende Herrſcher-Despotismus und die zerſtörende und gefahrvolle Eroberungsſucht Alles verdorben hätte. Die Kriege Ludwig's XIV. waren es, die das Mutterland erſchöpften, ſo daß für die fernen Niederlaſſungen das Nöthige in der Regel nicht geſchah, während man in beiden Erdtheilen manche Mittel für Dinge vergeudete, die nur zur Oſtentation dienten. In Frankreich ſelbſt erlag der Ackerbau dem Drucke der Feudallaſten und den Anſtrengungen, welche fort und fort die Kriege erheiſchten. Dem Gewerbfleiße ward durch die Verfolgung der vorzugsweiſe von Induſtrie lebenden Reformirten eine Wunde geſchlagen, deren nachhaltige Größe ſich kaum ermeſſen läßt. Auch die Marine konnte — zum Theil in Folge alles Deſſen — nicht concurriren mit der holländiſchen und ſpäter der engliſchen.

Weit ausgedehnte und in jeder Hinſicht äußerſt wichtige Beſitzungen wurden ferner von den Franzoſen in Oſtindien beherrſcht. Sie waren unmittelbar vor den Engländern gleichſam die Gebieter in einem ſehr großen Theile dieſes wundervollen Landes, und lange ſchwankte die Wage, ob die Völker am Indus und Ganges der Gewalt der Franzoſen oder jener der Briten anheimfallen ſollten.

Ein neues großes Beſitzthum hat Frankreich in der jüngſten Zeit durch Algerien erlangt. Das Mittelmeer ſcheint faſt ein franzöſiſcher Binnenſee werden zu ſollen. Indeſſen theilen wir nicht die Hoffnungen, welche man in dieſer Beziehung vielfach hegt. Abdel Kader iſt nicht der gefährlichſte Feind der Franzoſen, ſondern — das Klima iſt es, welches den Anbau des Bodens durch Mittel- und Nordeuropäer unmöglich zu machen ſcheint. (Näheres darüber in dem Art. Nordafrika's Coloniſirung.)

Die Kunſt und das Geſchick der **Engländer**, ein tüchtiges Colonialbeſitzthum zu begründen, hat ſich vor Allen in Nordamerika erprobt. Ihre dortigen Niederlaſſungen verhießen keineswegs jene glänzende Ausbeute, welche die ſpaniſchen Gold- und Silberminen ſowie die portugieſiſchen Diamantengruben in Ausſicht ſtellten; allein um wie viel beſſer begründet erwies ſich der ganze Erfolg! Die Briten kamen nicht als wandernde Theologen, nicht als bekehrungsſüchtige Miſſionäre über den Ocean. Sie erblickten den fruchtbaren Boden vor ſich, und erkannten mit klarem Blicke,

welche Reichthümer demſelben durch fleißigen Anbau abgewonnen werden könnten — Reichthümer von unendlich höherer Nützlichkeit als die edeln Metalle; Reichthümer überdies, die in unendlicher Fülle im Boden ruhen, nicht erſchöpflich wie alle Minen. Um ſolche Schätze zu heben, bedurfte man nicht gerade kirchlicher Eiferer, wohl aber intelligenter, fleißiger und verſtändiger Menſchen. Solche ließen ſich hier nieder, und in gleicher Weiſe erzogen ſie ihre Kinder, und auf dieſe Weiſe entſtand hier — nicht blos dem Namen, ſondern der That nach — wahrhaft ein neues England, mit Städten, Menſchen, Ländereien und Einrichtungen, die dem Weſen nach ganz und gar jenen des Mutterlandes gleichkamen. Auch die Verfaſſung dieſer Niederlaſſungen war von Anfang an eine freie: es bildete ſich ein wahres Gemeinweſen; die Colonieen beſteuerten ſich ſelbſt, ausſchließlich nur zum eigenen Nutzen, durch ſelbſtgewählte Vertreter; es beſtanden ſogleich Schwurgerichte und eine freie Preſſe; überall wurzelten und entwickelten ſich nur engliſche Zuſtände, nirgendwo bildeten ſich jene exceptionellen Einrichtungen, unter denen die Colonieen aller anderen Völker ſeufzen, und deren Nachtheile das Mutterland am Ende ebenſo zu beklagen hat, da die unnatürlichen Beſchränkungen in den fernen Beſitzungen unvermeidlich ebenſo unnatürliche Beſchränkungen, nur anderer Art, in der Heimath zur Folge haben. — Doch es iſt überflüſſig, darüber viele Worte zu verlieren; die Erfolge ſprechen: man blicke auf Nordamerika in ſeiner erſten Entwickelung als europäiſche Colonie, und in ſeiner heutigen Ausbildung als ſelbſtſtändiger Staatenverein. Auch das ſeiner nördlichen Lage wegen von der Natur nur wenig begünſtigte heutige britiſche Nordamerika beſtätigt unſere Anſicht, wenn gleich hier zur Zeit noch der unſchätzbare Genuß voller Selbſtſtändigkeit fehlt.

Allerdings haben die Briten in Oſtindien nicht das Gleiche wie in Amerika geleiſtet. Hier war und iſt dies unmöglich. In Hindoſtan traf man nicht einen Neubruch wie in Amerika, ſondern man fand ein unendlich zahlreiches Volk, mit einer uralten, ungemein ausgebildeten und entwickelten, wenngleich vielfach fehlerhaften und verwerflichen Art von Cultur. Wollte man Indien kurzweg zu einem Neu-Britannien umgeſtalten, ſo müßte man mit völliger Ausrottung von anderthalbhundert Millionen Menſchen beginnen. Dies wäre gleichmäßig unmenſchlich und unmöglich. So ſchwer es aber auch hält, der europäiſchen Cultur bei jenem in ſeiner Weiſe ſo ſtarren Volke Eingang zu verſchaffen, ſo haben die Engländer doch bereits glücklich damit begonnen. Die empörende Gewohnheit des Verbrennens der Witwen iſt ſchon jetzt faſt völlig verſchwunden. Die ſchreckliche Kaſtenabſonderung iſt bereits erſchüttert. Durch Beides allein ſchon ward der Menſchheit eine unſchätzbare Wohlthat erwieſen. Allenthalben in Indien entſtehen Schulen; man beginnt, das Land mit Eiſenbahnen zu durchziehen, die einen regen Verkehr mit allen ſeinen die Cultur fördernden Wirkungen verbürgen. Das Land wird befreit von den Ausbrüchen des wahnſinnigen Deſpotismus ſeiner eigenen Fürſten. Es waltet eine freie Preſſe, und Geſchworene entſcheiden in den Gerichten. So muß ſchon heute der vernünftige Hindus ſelbſt die britiſche Herrſchaft ſegnen, un-

Digitized by Google

geachtet vieler und arger Misbräuche, die allerdings nebenbei aufgetaucht ſind. Er muß erkennen, daß es ein unendliches Unglück für ſein Vaterland ſelbſt wäre, wenn das einheimiſche Element über das britiſche ſiegen, dieſes wieder verdrängen könnte, ehe zuvor, durch deſſen Vermittelung, eine allgemeine Regeneration erzielt worden. So muß denn hier, wie einſt in den Ländern des Römerreiches, jeder denkende und gebildete Mann von der Ueberzeugung durchdrungen werden, daß (für jetzt wenigſtens) die Cultur überhaupt ſtehe oder ſinke mit dem Vorhandenſein der fremden Macht.

Ein zweites Neu-England beginnt eben jetzt aufzublühen — an den fernen Küſten der Südſee — in Südauſtralien. Die dortigen Niederlaſſungen, mit ihren britiſchen und deutſchen Anſiedlern, entwickeln ſich auf ähnlichen Grundlagen, wie einſt die in Nordamerika. (Näheres darüber unten.)

Ueberblickt man dieſe verſchiedenartigen Geſtaltungen in ihrem Urgrunde und in ihrer Ausbildung, ſo erklärt ſich ſo Manches, was bei der gewöhnlichen Auffaſſungsweiſe ſowohl hinſichtlich der Mutterländer als der Colonieen unklar und zweifelhaft blieb. Man erſieht hieraus aufs Neue, daß es der Alles belebende Athem der Freiheit iſt, der Völker und Länder glücklich, gebildet und reich macht, während der Gifthauch des Despotismus die Unterdrücker wie die Unterdrückten am Ende gleichmäßig in Entkräftung, Schande und Elend ſtürzt.

II. Die jetzigen Auswanderungen und die Hauptpunkte der Niederlaſſungen. In unſerer Zeit findet gleichſam eine neue Völkerwanderung Statt; ſie iſt durchgehends friedlicher Art, ſetzt aber eine Menſchenmenge in Bewegung, die wohl ſogar größer iſt als jene, welche früher die ganze politiſche Welt umgeſtaltete. (Die Zahl der Angehörigen des Hauptſtammes der alten Franken ſoll nur 12,000 Männer betragen haben, und als Genſerich in Afrika landete, war die Geſammtſumme ſeiner Vandalen, mit Dazurechnung der Weiber und Kinder, nur 80,000 *).) Jetzt ziehen jedes Jahr Hunderttauſende aus ihrem Vaterlande fort; faſt die Meiſten gehören unſerm, dem deutſchen Volke, an.

Der kaukaſiſchen Menſchenrace, insbeſondere aber dem germaniſchen Stamme, ſcheint ein eigener Wandertrieb inne zu wohnen. Wir ſehen dies von der Völkerwanderung an bis zur neueſten Zeit herab. Damals, in jener erſten Periode, wälzten ſich ganze Nationen lavinenartig fort. Es währte Jahrhunderte lang, bis das hin- und herwogende Völkermeer zu einiger Ruhe gelangte. Waren es bis dahin Germanen und etwa Slaven geweſen, die ſich ſelbſt handelnd erhoben hatten, ſo machten ſich zu Ende des Mittelalters und zu Anfange der Neuzeit auch die Romanen bemerkbar.

---

*) So giebt Vitus an. Nur die völlige Verweichlichung und Entnervung der Römer läßt es erklären, daß ſo kleine Haufen, allerdings abgehärteter Barbaren, ein Weltreich vernichten konnten. (Die gewaltige Menge der Hunnen, von der mitunter geredet wird, beruht offenbar auf Uebertreibung. Solche Maſſen konnten bei dem geringen Culturgrade jenes Volkes weder in deſſen Vaterlande noch auf dem Durchzug durch ſo weite Strecken die nöthige Nahrung finden. —)

Digitized by Google

Italiener, noch mehr Portugieſen und Spanier, ſpäter auch Franzoſen, durchſchifften den Ocean, und die drei letztgenannten Völker ſchufen Colonieen, zum Theil von unermeßlicher Ausdehnung, in Amerika, Afrika und Aſien.

Nicht lange blieb der germaniſche Stamm zurück. Bald gründeten die Holländer, dann die Briten Niederlaſſungen, welche zwar dem erſten Anſcheine nach weit weniger reich waren als jene der andern Völker, welche indeſſen dieſe alsbald an wahrem Werth weit übertrafen.

In unſerer Zeit nun haben die friedlichen Auswanderungen eine Ausdehnung erlangt wie nie zuvor. Dieſe neue Völkerwanderung brauſt nicht im wilden, verheerenden Sturme hin, wie die frühere. Sie zielt nur auf „friedliche Eroberungen" ab; nicht auf Unterdrückung, Verknechtung oder gar Vertilgung anderer Völker, ſondern auf ſtille Begründung menſchlicher Wohlfahrt vermittelſt verſtändigen und fleißigen Anbaues der von der gütigen Natur dargebotenen, jetzt öde liegenden Ländereien.

Wie muß Europa dieſe Auswanderungen anſehen, wie insbeſondere unſer deutſches Vaterland, aus dem ſo Viele hinwegziehen? Wir haben wahrlich keinen Grund, uns darüber zu freuen. Das Vorkommniß, daß Hunderttauſende ihr Vaterland verlaſſen und in fernen, ihnen größtentheils unbekannten Ländern, meiſtens jenſeits des weiten Oceans, — eine neue Heimath, daß ſie dort in jener unendlichen Ferne ihre und ihrer Familien Zukunft zu begründen ſuchen, ungeſchreckt durch alle Mühſale und Gefahren, denen ſie ſich mit Bewußtſein entgegenſtürzen, — dieſe Thatſache an ſich ſchon giebt den niederſchlagenden Beweis, daß bei uns im alten Vaterlande jenes goldene Zeitalter keineswegs angebrochen iſt, von dem kriechende Hofpubliciſten ſo Manches zu berichten, vielmehr zu erdichten wiſſen. Wahrlich, Vieles müßte beſſer bei uns ſein, wenn während dieſes nun faſt 33jährigen Friedens nur zum vierten Theile geſchehen wäre, was in Wirklichkeit hätte gethan werden können und ſollen. Dieſe Auswanderungen allein ſchon bilden eine ernſte Mahnung, in ſo vielen Dingen endlich einen andern, beſſern, verſtändigern und ſichereren Weg einzuſchlagen, als bisher meiſtens geſchehen iſt. —

Selbſt abgeſehen von dieſer bedeutſamen Mahnumg kann es uns nichts weniger als erfreulich ſein, allmälig Millionen unſerer Landsleute fortziehen zu ſehen mit ihren Kräften, ihren Kenntniſſen, ihrem Fleiß und ihrem Geldvermögen. Alles dieſes geht unwiederbringlich für das Vaterland verloren.

Sollen wir darum etwa die Auswanderungen künſtlich oder gewaltſam hemmen und verhindern? Jeder derartige Verſuch wäre im Großen und Ganzen ebenſo ſchädlich als unausführbar. Die Auswanderung iſt nicht die Urſache des Uebels, ſondern eine der Wirkungen deſſelben. Eine ſo tief innerlich begründete Erſcheinung läßt ſich nun einmal nicht kurzweg unterdrücken in ihrem äußern Hervortreten. So lange man den Grund nicht beſeitigt, wird ſich die Folge deſſelben unabwendbar einſtellen!

Darum keine künſtliche Ermunterung der Auswanderung, darum aber ebenſo auch keine Hemmung derſelben. Dies ſchließt indeſſen nichtaus, daß das Vaterland nicht unbekümmert und gleichgültig ſeine fortziehen-

Digitized by Google

den Söhne blindlings ihrem Schickſal überlaſſe, wie es bisher geſchah. Es iſt gleichſam ein Gebot der Pietät, daß daſſelbe den Scheidenden gern den letzten Liebesdienſt erzeige, ihnen die gewöhnlichen Hinderniſſe möglichſt beſeitige, ſie unterſtütze — nicht dictatoriſch durch Gebote und Verbote, ſondern — liebevoll durch Belehrung, guten Rath und geeignete Fürſorge und Verwendung, ſo weit ſolches bei freier Bewegung jedes Einzelnen ausführbar iſt.

Wohin ſoll ſich nun der Strom der Auswanderung lenken, zumal aus Deutſchland, von dem wir hier zunächſt reden? In welchen Ländern werden unſere auswandernden Landsleute am Zweckmäßigſten ihre Niederlaſſungen begründen? Ueberblicken wir die verſchiedenen Länder, die hier vorzugsweiſe in Betracht kommen können:

1) Die unteren Donauländer. Es iſt naturgemäß, daß unſer Auge ſich zunächſt nach der Mündung des größten der deutſchen Ströme richtet. Die Entfernung vom Mutterlande iſt verhältnißmäßig die geringſte, und jene wichtige Straße bildet für immer ein natürliches Mittel ſteter Verbindung. Kaum würde ein anderes Volk der Erde in einem Falle wie der unſrige ein ſolches Land ſich entreißen laſſen. Als in den Yankees die Begierde nach dem Beſitze von Texas rege ward, begannen ſie damit, Niederlaſſungen daſelbſt zu gründen. Dieſes ſicherte ihnen in erſtaunlich kurzer Zeit den Beſitz. Finden die zur Zeit noch ſo dünn bevölkerten Vereinigten Staaten ſolche Coloniſationen rathſam und ausführbar, ſo ſollte man denken, ſie müßten noch weit leichter für Deutſchland zu verwirklichen ſein bei deſſen dichter Bevölkerung, von der ja ohnehin ſo große Maſſen auswandern. Aber leider ſtehen der Verwirklichung jenes Gedankens Hinderniſſe entgegen, die faſt ſämmtlich durch die unverzeihlichen Fehler der Politik der deutſchen Regierungen während langer Zeit verſchuldet wurden, — Hinderniſſe, die heute nicht mehr kurzweg zu überwinden ſind. Können wir es doch noch nicht einmal dahin bringen, daß unſere rein deutſchen Ströme frei werden von jenen den Verkehr auf denſelben erdrückenden mittelalterlichen Abgaben. Sahen wir doch gleichgültig zu, wie die Ruſſen ſich des einen Donauufers bemächtigten, und laſſen wir es doch ebenſo ruhig geſchehen, wie dieſe die Verſandung der Strommündung künſtlich befördern. —

In welchem Theile der unteren Donauländer ſollen die auswandernden Deutſchen ihre Niederlaſſungen gründen? Etwa auf dem Gebiete von Rußland? oder auf jenem der Türkei? etwa auf den Donaufürſtenthümern? Die Gründe dagegen liegen ſo nahe, daß eine weitere Erörterung überflüſſig iſt.

Auch Ungarn kann nicht das Eldorado der Deutſchen ſein. Man berückſichtige den Haß der Eingeborenen gegen Alles, was deutſch iſt, eine natürliche Folge der Bedrückungen, denen jene durch eine allerdings grundſchädliche Regierungspolitik ausgeſetzt ſind, wobei man aber den gerechten und nur zu wohl begründeten Unwillen auch auf die völlig unſchuldige deutſche Nation übertrug. Welchen materiellen Druck und welche geiſtigen Hemmniſſe aller Art hätten die Einwanderer hier zu erdulden! Eine kürzlich veröffentlichte Aufforderung zu Anſiedelungen in Galizien enthält u. a. alles

Ernſtes die charakteriſtiſche Bemerkung, „daß der Bauer kaum 90 Tage Robot (Frohne) zu leiſten habe!“ Aehnlich in Ungarn. —

Ganz beſonders werden aber Niederlaſſungen in Siebenbürgen empfohlen. Wirklich ſind dort ſeit Jahrhunderten ganze Bezirke von Deutſchen bewohnt, und dieſe Diſtricte laden am Meiſten ein. Betrachten wir aber die Verhältniſſe näher, ſo iſt auch hier das Ergebniß ein durchaus ungünſtiges. Das Land iſt keineswegs ſo menſchenleer, daß auch nur der kleinſte Arm des Auswanderungsſtromes dahin gelenkt werden könnte. Im ſ. g. „Sachſenlande“ namentlich wohnen bereits über 2200 Menſchen auf der Quadratmeile. Der Preis des Bodens iſt um das Zwei- bis Dreifache höher, als jener der urbaren Ländereien in den Vereinigten Staaten (das Joch koſtet 50 bis 150 Fl. rhein.). Der Gewerbsbetrieb wird durch Zunftzwang gehemmt; nicht einmal die mit der Landwirthſchaft unmittelbar ſich verbindenden Gewerbe darf der Landmann nach Gutbefinden ausüben; er darf z. B. Pottaſchſiedereien, Schneid- oder Mahlmühlen, Ziegelbrennereien oder dergl. nicht anlegen. Die Steuern und Umlagen ſind mannigfach und erdrückend, ſowohl durch ihre Größe als durch die ſchädliche Art, in welcher ſie geleiſtet werden müſſen. Dazu die Militärpflichtigkeit, wie ſie hier durchgeführt wird: Erfolgt eine Rekrutirung, ſo fangen die Dorfbeamten mit Liſt und Gewalt eine Anzahl unverheiratheter Leute ein, und aus dieſen wählt dann die Aſſentirungscommiſſion ſo Viele aus, als der Ort Rekruten zu ſtellen hat. — Es beſteht keine wahre Freiheit der Perſonen und des Eigenthums, — die Vorbedingung jedes gedeihlichen Aufblühens einer Colonie.

2) Algerien. In mancher Beziehung lockend erſcheint der Gedanke, in Nordafrika ſich anzuſiedeln. Die Reiſe dahin iſt verhältnißmäßig nicht ſehr weit, und die franzöſiſche Regierung hat ſchon mannigfache und große Opfer gebracht, um die Coloniſation daſelbſt zu heben. Hier waltet aber ein anderer, unbedingt verderblicher Uebelſtand vor: das Klima iſt mörderiſch für Mittel- und Nordeuropäer. Insbeſondere ſind die Bebauer des Bodens einem faſt gewiſſen Tode in kürzeſter Friſt ausgeſetzt. Die Hoffnungen auf ein Acclimatiſiren erweiſen ſich als Täuſchungen. Endlich iſt es für Europäer faſt unmöglich, in Nordafrika Nachkommenſchaft am Leben zu erhalten: die Kinder der Europäer ſterben faſt noch gewiſſer als die Eltern ſelbſt raſch hinweg. Es ſind dieſes Thatſachen, die man bisher noch nicht gehörig gekannt, darum auch nicht gehörig gewürdigt hat*). So iſt es gekommen, daß die Geſammtzahl der Europäer, welche in Algerien vom Ackerbau lebt, am 1. October 1843 nicht mehr als 2801 Köpfe betrug! Wir verweiſen auf unſern Artikel: „Nordafrika's Coloniſirung“.

*) Das Verdienſt, dieſe Thatſachen ermittelt und dem Publicum vorgelegt zu haben, gebührt einem Freunde des Verf. dieſer Abhandlung, nehmlich dem franz. Oberarzte Dr. Boudin (früher ſelbſt in Algerien, dermalen zu Verſailles), der ſeine wiſſenſchaftlichen und praktiſchen Erfahrungen in der Druckſchrift veröffentlichte: Etudes sur la Mortalité et sur l'Acclimatement de la population française en Algérie. Paris 1847.

3) Amerika. So ſtellt ſich denn immer wieder dieſer Erdtheil als das günſtigſte Ziel für die europäiſchen, namentlich die deutſchen Auswanderungen dar. Aber nicht alle Länder des weitausgedehnten Amerika gewähren gleich große Vortheile. Das heiße Weſtindien z. B. würde unſere Landleute in Maſſe hinwegraffen. Das Gleiche hätten ſie in vielen Gegenden der ehemaligen ſpaniſchen Beſitzungen zu gewärtigen, in denen es überdies an einem feſten und ſichernden Staatsverbande gebricht, ſo daß der Einwanderer den verderblichen Folgen einer Menge innerer Stürme und Umwälzungen ausgeſetzt wäre. Zudem iſt die maßloſe Gewalt des Prieſterthums nichts weniger als lockend.

Einige Provinzen Braſiliens erfreuen ſich zwar eines guten Klimas, allein die übrigen eben berührten nachtheiligen Verhältniſſe walten auch hier vor. Die Nichtkatholiken insbeſondere ſind von der vollen bürgerlichen Berechtigung ausgeſchloſſen. Manche politiſche Stürme müſſen vorausſichtlich noch beſtanden werden. Die meiſten Gegenden ſind mörderiſch für Europäer.

Indem wir unſern Blick nun nach den Vereinigten Staaten wenden, erwähnen wir zuerſt des neuen Staates Texas. Die Küſtengegenden ſind es, welche die größten Vortheile darbieten; aber ſie ſind im höchſten Maße ungeſund. Insbeſondere raffen Ruhr, Nerven- oder Faulfieber die Europäer in Maſſe hinweg. Tauſende ſtarben dort nach ganz kurzem Aufenthalte. Auf einen Anbau dieſer Bezirke durch Deutſche muß für alle Zeiten verzichtet werden. Geſund ſcheint allerdings der hochgelegene innere Theil des Landes zu ſein. Allein der Weg dahin iſt weit und unwirthlich; die Productionskraft des Bodens wohl etwas geringer, der Abſatz der Erzeugniſſe ſchwierig, dabei die Nachbarſchaft der Comanches-Indianer gefährlich. Was insbeſondere den die Auswanderung nach Texas bezweckenden Adelsverein betrifft, ſo hat derſelbe das Unglück zahlloſer Familien herbeigeführt. Wir wollen annehmen, daß es unabſichtlich geſchehen ſei, die Thatſache aber ſteht feſt. Zudem zielt der Verein eben doch weſentlich auf Geldgewinn ab.

Eine Auswanderung nach den öſtlichen Ländern der Vereinigten Staaten kann von Landwirthen kaum berückſichtigt werden. Hier iſt der Boden ſchon ziemlich anſehnlich bevölkert, die Kaufpreiſe ſind wenigſtens verhältnißmäßig bedeutend, und zudem trifft man meiſtens eine nur mittelmäßige Fruchtbarkeit.

Der Süden iſt zu heiß und ungeſund für deutſche Anpflanzer.

So bleibt denn noch der Nordweſten. Hier in Michigan, Ohio, Wisconſin, Jowa u. ſ. f. vereinigen ſich denn auch mannigfache Vortheile in ſeltener Weiſe. Hier leben bereits civiliſirte Menſchen, meiſtens von germaniſchem Stamme; das ganze ſtaatliche und ſociale Leben iſt aus der Wurzel des Germanenthums entſproſſen. Es beſtehen in feſter Ordnung die freieſten Regierungsgrundſätze. Alle Hilfsmittel europäiſcher Civiliſation bilden die Fundamente, auf denen wahres Menſchenglück ungehindert und dauernd begründet werden kann.

Mit den unſchätzbaren geiſtigen Gütern vereinigen ſich alle Bedingungen zum materiellen Gedeihen der neuen Anſiedler. Das Klima iſt geſund

Digitized by Google

und dem unſrigen ähnlich, der Boden ungemein fruchtbar, Land im Ueberfluſſe vorhanden, Ströme und bereits auch ſchon Eiſenbahnen erleichtern den Verkehr nach allen Richtungen. Nirgends Zunft- oder ähnlicher Zwang, nirgends Feudallaſten oder erdrückende Abgaben. Alles geſchieht durch das Volk und für das Volk!

4) Südauſtralien. Nachdem verſchiedene Coloniſationsverſuche auf Neuſeeland und in anderen Theilen Auſtraliens die erwarteten günſtigen Ergebniſſe keineswegs gewährt, verſpricht der in der jüngſten Zeit verſuchte Anbau in Südauſtralien — nehmlich im ſüdlichen Theile Neuhollands — die glänzendſten Reſultate. Bis zum Jahre 1830 waren dieſe Gegenden gleichſam noch ein unentdecktes Land. Jetzt begannen einige Anſiedelungsverſuche; die Sache ward aber in mehrfacher Hinſicht übel geleitet; namentlich ſchuf ſelbſt die Parlamentsacte vom 15. Auguſt 1834 mancherlei Hinderniſſe. Erſt mit dem Gouvernement des Grafen Grey (Dec. 1840) begann — nachdem große Schwierigkeiten glücklich überwunden — ein wirkliches, bald aber auch ausgezeichnet kräftiges Aufblühen. Viele Deutſche ſiedelten ſich hier an, namentlich Altlutheraner aus Klemzig (Preußen) unter der Führung des orthodoxen aber wie es ſcheint grundehrlichen Paſtor Kavel. Das Klima iſt ausnehmend geſund, das Land ungemein fruchtbar; die Freiheit des Bodens und der Menſchen ermöglicht die höchſte Production und die Nähe der See ſichert den Abſatz der Erzeugniſſe. Es erſteht hier ein zweites freies Neu-England, in gewiſſem Sinne ein Neu-Deutſchland. Der Aufſchwung dieſer Niederlaſſung in ſo kurzer Zeit gränzt an das Fabelhafte, und alle Umſtände treffen zuſammen, deſſen ungehemmte weitere Entwickelung zu verbürgen. (Wer ſich näher darüber unterrichten will, den verweiſen wir beſonders auf die „Allgemeine Auswanderungs-Zeitung" und auf die Schrift: South Australia and its mines, with an historical sketch of the Colony, under its several administrations, to the period of captain Grey's departure, by Francis Dutton. London 1846.)

G. Fr. Kolb.

Nordafrika's Coloniſirung (Algerien). — Es iſt ein erhebender Gedanke, Nordafrika, namentlich zunächſt das einſt ſo gefürchtete Algier, durch Coloniſation für die europäiſche Cultur zu gewinnen; hier ſelbſt ein Vaterland zu ſchaffen für viele Millionen civiliſirter Menſchen, und dann von da aus Bildung und Geſittung allmälig weiter zu verbreiten nach dem Innern jenes gewaltigen Erdtheils, in dem heute noch vielfach der die Menſchen entwürdigendſte Deſpotismus ſein verderbliches Walten übt. Doppelt lockend und reizend muß der Gedanke für einen Franzoſen ſein, ein Neu-Frankreich — auf den Trümmern des alten Karthago — entſtehen, das Mittelmeer in einen franzöſiſchen Binnenſee ſich verwandeln zu ſehen. —

Enorm ſind die Opfer, welche Frankreich bereits für die Coloniſirung Algeriens gebracht hat: über eine Milliarde an Geld ward zu dieſem Behufe bereits aufgewendet, und es bleichen dort die Gebeine von mehr als 100,000 Franzoſen, die man meiſtens ihren Eltern entriß und zum Heerdienſte zwang. Dabei hat ſich der Bedarf an Menſchen und Geld bisher

mit jedem Jahre geſteigert. Wie wird dies enden? Iſt man bald am Ziele der Opfer angelangt? Leider hat ſich noch keine Ausſicht dazu ergeben. —

Man hält immer noch Abdel Kader für das Haupthinderniß eines günſtigen Erfolges. Man hoffte von Tag zu Tag, dann von Monat zu Monat deſſen Beſiegung, Unterwerfung oder Vernichtung. War doch oft genug, nach der Verſicherung der amtlichen Berichte, ſeine Truppenmacht auf 400 oder 600 Reiter zuſammengeſchmolzen, denen 100,000 franzöſiſche Soldaten entgegen ſtehen. Indeſſen zieht ſich die erſehnte Löſung in immer größere Ferne: es iſt eine eigene Art der Fata morgana; je größer die Anſtrengungen, um zu dem gehofften Ziele zu gelangen, deſto weiter entrückt ſich dieſes Ziel dem Blicke, bis es zuletzt als völliges Trugbild erkannt wird.

Es iſt nicht ſowohl Abdel Kader, nicht ſowohl ſeine allerdings ſchwache Heeresmacht, die beſiegt werden müſſen, ſondern es ſind die Religion und die Nationalität der Araber, gegen die man ankämpfen muß. Die Eingeborenen vertheidigen überdies ihr Eigenthum und das Heiligthum ihrer Familien. Dabei beſitzen ſie in der natürlichen Beſchaffenheit des Bodens und in dem für Mitteleuropäer furchtbar mörderiſchen Klima einen Bundesgenoſſen, der nie unterworfen zu werden vermag.

Wäre es blos eine materielle feindliche Macht, die es zu beſiegen gälte, ſo würde die Sache, nach den von Frankreich gebrachten Menſchen- und Geldopfern, ohne Zweifel längſt entſchieden ſein: den 100,000 franzöſiſchen Kriegern widerſteht kein Heer der Afrikaner. Die europäiſchen Truppen ſiegen gleichſam überall, wo ſie mit den bewaffneten Eingebornen zuſammentreffen; der Krieg ſelbſt aber nimmt dennoch kein Ende, und jeder Sieg erheiſcht neue enorme Opfer. „Die Vernichtung jedes Arabers koſtet uns das Leben von 33 Soldaten und 150,000 Frcs.!" ruft verzweifelnd ein franzöſiſcher Officier aus, der zehn Jahre lang an jenem furchtbaren Kampfe Theil genommen*). (Der Verluſt wird, wie wir unten ſehen werden, zum kleinſten Theile durch die feindlichen Waffen, zum größten durch die Strapazen und das Klima bewirkt.) „Afrika", ruft ein anderer Franzoſe aus**), „Afrika hat uns im Jahre 1846 nicht weniger als 125 Millionen gekoſtet. Die geſammte Grund-, Perſonal- und Mobiliar-, die Thür- und Fenſterſteuer und die Gewerbſteuer ertrug 1846 in ganz Frankreich 240 Millionen; Afrika hat ſonach die Hälfte der ſämmtlichen directen Steuern verſchlungen."

Hierin wie in allen andern Beziehungen kann eine Beſſerung nur durch den Anbau, die Coloniſirung des Landes herbeigeführt werden. Dies wird unbedingt und allgemein anerkannt. Auch hat es der Staat an den mannigfachſten Opfern zur Erreichung dieſes Zieles keineswegs fehlen laſſen. Man hat Anſiedelungen in Algerien aufs Nachdrücklichſte zu befördern geſucht; man hat die dahin Auswandernden auf der Reiſe und bei der Anſäſſigmachung unterſtützt, die Abgaben der Steuerpflichtigen und

*) L'Algérie priſe au serieux, par M. Leblanc de Prébois.
**) L'Algérie en 1846, par A. Desjobert, député.

die Arme der Soldaten wurden zu ihrem Nutzen verwendet*). Man hat berechnet, daß jede aus Europa nach Algerien verpflanzte Familie den franzöſiſchen Staat im Jahre 1844 durchſchnittlich auf 5800 Frcs. zu ſtehen kam (ſeitdem noch viel höher). Mit einer ungleich kleineren Summe hätte man deren Wohlſtand in Europa dauernd begründen können.

Bei dem Aufwande ſo großer Opfer ſollte man denken, werde die Coloniſation wenigſtens raſche Fortſchritte machen und in einem wahrhaft blühenden Zuſtande ſich befinden. Doch dem iſt keineswegs alſo. Elend und kümmerlich vermag dieſelbe kaum zu vegetiren, und ſie ſchwindet ſogar ganz hin, ſobald die enormen Unterſtützungen aufhören. Man traut ſeinen Augen kaum, wenn man Schilderungen wie die folgende lieſt, deren Richtigkeit von allen Augenzeugen beſtätigt wird: „Selbſt vor den Thoren der Stadt Algier, aus den Dörfern des Sahel, entweichen die Coloniſten, — durch Hunger fortgetrieben! Wenn Einige zurückbleiben, ſo iſt es nur, weil ihnen die Kraft gebricht, ſich fortzuſchleppen. In vielen Häuſern findet man keine Bewohner mehr; ſie ſind entweder geſtorben, oder im Spitale, oder auf der Flucht. In einem Hauſe traf man ſieben Menſchen, die ſeit drei Tagen Nichts mehr zu eſſen gehabt und welche den Tod erwarteten. — In der Ebene der Metidſchah iſt das Elend und die Verheerung noch größer. Zu Fondouk ſind von 280 Einwohnern innerhalb 5 Monaten nicht weniger als 120 geſtorben."

So hat man es denn nach den unerhörteſten Opfern und Anſtrengungen während 17 Jahren noch nicht dahin gebracht, daß die vom Ackerbau lebende europäiſche Bevölkerung auch nur 3000 Köpfe betrüge! Wohin wird man, bei ſolchen Ergebniſſen, mit allen ferneren Anſtrengungen gelangen?!

Eine ganze Reihe von Syſtemen ward empfohlen, wie hier zu helfen ſei, denn Niemand vermag zu verkennen, daß eine wahre Coloniſation das einzige Mittel des Emporbringens Algeriens iſt. Dieſe Maſſe ſich widerſtrebender Vorſchläge beweiſt allein ſchon die Schwierigkeit der Sache. Wir wollen die wichtigſten dieſer Syſteme kurz anführen.

1) Das wirklich angenommene Syſtem geht dahin, daß der Staat Alles thue. Er ſorgt für die Ueberſchiffung; eigens aufgeſtellte Inſpectoren nehmen die Einwanderer am Landungsplatze in Empfang; ſie wachen dafür, daß dieſelben mit Saatfrüchten, Pflanzen, Geräthſchaften, Thieren und Baumaterialien lehnsweiſe unterſtützt werden; der Staat ſorgt

*) Der General Duvivier und Andere haben ſich ſcharf dagegen erklärt, daß man die Soldaten zu Arbeiten verwende, deren Vortheil ausſchließlich den Coloniſten zu Gut komme. Duvivier's Anſicht beruht hauptſächlich darauf: der junge Bürger iſt zur Vertheidigung ſeines Vaterlandes verpflichtet; er darf aber nicht wie ein Leibeigener zum Privatvortheile des Coloniſten zum Arbeiten gezwungen werden; dazu verpflichtet ihn insbeſondere das Geſetz nicht. (Siehe: Lettre du Général Duvivier à M. Desjobert, député, sur l'Application de l'Armée aux travaux publics. Paris 1845.) Mag man auch wünſchen, daß die Soldaten eine nützliche Beſchäftigung üben, ſo iſt es doch richtig, daß ihre Kräfte nicht zum Privatvortheil ausgebeutet werden ſollen.

Digitized by Google

für Herſtellung von Spitälern, in denen die Coloniſten unentgeltlich behandelt und verpflegt werden; die Heere werden dazu verwendet, Straßen zu erbauen; der Staat ſtellt Kirchen und Schulhäuſer her; was anderwärts Laſt der Gemeinden iſt, — hier trägt es der Staat. — Allerdings finden bei allem Dieſem zahlloſe Betrügereien ſtatt, ſo daß das Meiſte bei Weitem nicht in der Weiſe geſchieht, wie es nach dem ſtattfindenden Aufwande ſein ſollte. Genug aber, der Staat bringt Geldopfer, die kaum größer ſein könnten. Und doch gelangt man auf dieſem Weg augenſcheinlich nicht zum erwünſchten Ziele. —

2) Syſtem des Marſchalls Bugeaud. Dieſer Mann ſucht Militärcolonieen zu gründen. Innerhalb 10 Jahren ſollen 120,000 junge Soldaten mit Familien in Algerien anſäſſig gemacht werden. Zur Verwirklichung wäre es nöthig, jedes Jahr 12,000 Mann und deren Abgang (im Durchſchnitt mindeſtens 6000) in Frankreich mehr auszuheben als gewöhnlich. Bugeaud erließ bekanntlich eigenmächtig eine Aufforderung an die Soldaten, ſich zu ſolcher Coloniſation zu melden. So lockend es für gar manchen Militärpflichtigen ſein mochte, von dem drückenden Kriegsdienſte befreit zu werden, ſo erklärten ſich doch blos 3995 Mann dazu bereit. Man machte einen Verſuch zu Fouka. Jeder Militärcoloniſt hatte nach einem Jahre 6600 Frcs. gekoſtet, ungerechnet viele Ausgaben, die man gar nicht in Rechnung gebracht hatte. Dennoch ſcheiterte die Sache. Ein Verſuch zu Mered gewährte das nehmliche ungünſtige Ergebniß. Die Sache hat ſich als unausführbar erwieſen.

3) Syſtem des Generals Lamoriciere. Wenige ſind im Falle, Algerien ſo lange ſchon zu kennen wie Lamoriciere. Seit der Eroberung des Landes durch die Franzoſen befindet er ſich in demſelben. Sein Vorſchlag verdient daher beſondere Beachtung. Ihm nach müßte Frankreich jeden Coloniſten in dem Maße unterſtützen (ſubventioniren), in welchem er ſelbſt Mittel aufwendet zur Coloniſation; Frankreich ſoll einem Jeden 25 Proc. (alſo ein Viertheil) derjenigen Summe erſetzen, welche er für Bauten, Bewäſſerung und Entwäſſerung, Anbau des Landes und für Anpflanzungen ausgiebt. — Abgeſehen davon, daß es ſich gar nicht ermeſſen läßt, bis wohin die Annahme dieſes Projectes führen würde, muß man dem ganzen Plane die Unmöglichkeit der Ausführung entgegen halten. Wo iſt die Maſſe von Leuten, erfahren gerade in den hier nöthigen Dingen der mannigfachſten Art, denen man die Aufnahme anvertrauen könnte? Welche unendliche Menge von Täuſchungen, falſchen Beſcheinigungen und Betrügereien aller Art würden da unabwendbar ſein! Gerade in Afrika, wo vor noch nicht langer Zeit geſagt werden konnte, daß „die eine Hälfte der Angeſtellten damit beſchäftigt ſei, die andere Hälfte anzuklagen und zu richten". — In der Regel würde eine ſolche Unterſtützung von 25 Proc. noch gar nicht ausreichend befunden werden, und vermuthlich würden nur Solche Etwas ausführen, welche ſich darauf verließen, mit falſchen Rechnungen bei Weitem mehr zu erlangen, als ihnen gebührte. — Daß übrigens ſelbſt Lamoriciere in den afrikaniſchen Dingen ſchon aufs Aeußerſte fehlgegriffen, beweiſt die großentheils auf ſeine dringenden Verwendungen erfolgte Occu-

Digitized by Google

pation und Coloniſation Budſchias, welche gleich in den drei erſten Jahren 3000 Menſchen und 7 Millionen verſchlang*), und die bis heute, nach weiteren 11 Jahren, immer noch blos ähnliche traurige Ergebniſſe liefert, ſo daß man den Ort das „Beinhaus der Franzoſen" genannt hat.

Alle andern Syſteme reihen ſich mit größeren oder geringeren Modificationen an die hier aufgeführten an. Wahrlich, der Zuſtand muß ein verzweifelter ſein, in dem Niemand, in dem insbeſondere nicht die Erfahrenſten irgend beſſere, natürlichere und einfachere Mittel anzugeben wiſſen.

Worin aber liegt der wahre Grund des Uebels?

Unſerer Anſicht nach hat der franzöſiſche Oberarzt Dr. Boudin denſelben klar dargelegt. Dieſer aufmerkſame Beobachter, der lange Zeit und zu wiederholten Malen in den verſchiedenen Küſtenländern des Mittelmeers lebte und als Arzt wirkte (in Spanien, Griechenland und namentlich zweimal in Algerien), iſt der Ueberzeugung, daß Mitteleuropäer in dem algeriſchen Klima auf die Dauer nicht leben können, und zwar am allerwenigſten als Landleute**). Dieſe Anſicht verdient um ſo mehr eine ſorgſame Prüfung, als durch die bisherigen und die noch immer fortdauernden Experimente Tauſende von Europäern, Franzoſen und auch Deutſche, einem faſt gewiſſen Tode entgegengeführt werden.

Die mittlere Wärme in Frankreich beträgt 12 Gr. Celſ. Ein Klima, in welchem dieſe Temperatur bedeutend überſtiegen wird, iſt im Allgemeinen immer mörderiſch für die Mitteleuropäer, — für die Franzoſen, noch mehr aber für die Deutſchen. Nun beträgt aber die mittlere Temperatur in Algerien nicht weniger als 18 Gr. Celſ., — ſie iſt ſonach vollkommen um die Hälfte höher als jene in Frankreich. Es erſcheint für alle Mitteleuropäer (natürlich mit einzelnen individuellen Ausnahmen) geradezu als Unmöglichkeit, hier anhaltend den Landbau zu betreiben. Die Zahlenergebniſſe zeigen das am Deutlichſten.

In Frankreich ſterben von je 1000 Menſchen im Durchſchnitte jährlich 23,61, alſo etwas über 23½. Dagegen kommen in Algerien auf 1000 Europäer 42,9, demnach nahezu 43 Todesfälle. Iſt dieſer Unterſchied an ſich ſchon wahrhaft erſchreckend, ſo wird er es noch weit mehr, wenn man die nähern Umſtände berückſichtigt.

Die europäiſche Civilbevölkerung Algeriens beſteht faſt durchgehends aus Leuten im kräftigſten Lebensalter. Zwiſchen dem 20. und 50. Altersjahre iſt aber die Sterblichkeit in Frankreich nicht einmal 12 (eigentlich 11,87) von 1000. Es ſterben alſo in Algier 3½ mal ſo viel von jenen Europäern als in ihrem Vaterlande. Nun beſteht die europäiſche Civilbevölkerung Algeriens (110,300 Köpfe) zu faſt ⅓ (35,000) aus Spaniern, Malteſern, Italienern, Portugieſen und Griechen, ſonach aus Südländern, denen natürlich das

*) Opinion du comte d'Erlon sur ce qu'il convient de faire à Alger. Paris 1836.

**) Seine Schrift führt den Titel: Etudes sur la Mortalité et sur l'Acclimatement de la population française en Algérie. Paris 1847. Dr. Boudin iſt dermalen Oberarzt (médecin en chef) des Militärſpitals zu Verſailles.

Digitized by Google

algieriſche Klima keinen beſondern Nachtheil bringt; ohne ihre Anweſenheit würde ſich alſo jenes ſchreckliche Sterblichkeitsverhältniß — nehmlich bezüglich der Mittel- und Nordeuropäer, ſogar noch viel ſchlimmer herausſtellen.

Die Sterblichkeit des Militärs läßt ſich am genaueſten ermitteln. Von 1000 Civilperſonen in Frankreich zwiſchen dem 20. und 27. Altersjahre verlieren jährlich ungefähr 8 das Leben; beim Militär wird dieſe Zahl in Frankreich ſelbſt mehr als verdoppelt, ſie ſteigt bis auf 19. In Algerien aber ſtarben ſeit 1831 (die an Wunden Umgekommenen abgerechnet) nie weniger als 49, in einem Jahre (1840) ſogar 151, — durchſchnittlich aber faſt 68 (67,7) von 1000. Und dabei iſt zu berückſichtigen, daß eine Menge von Kranken nach Europa zurückgeſendet werden, die ſonach in dieſer furchtbaren Todtenliſte nicht erſcheinen. Der Tod rafft demnach in Algerien 3½ mal ſo viel Soldaten hinweg als in Frankreich, und mehr denn 8 mal ſoviel, als wenn dieſe jungen Männer an ihrem heimathlichen Heerde belaſſen worden wären! Die Sterblichkeit iſt größer als unter den verſtümmelten und bejahrten Invaliden und ſie ſtieg im Jahre 1840 ſo hoch, daß ſie der Sterblichkeit im Greiſenalter zwiſchen 75 und 85 Jahren gleich kam!

Die europäiſche Civilbevölkerung Algeriens beſteht nun aber zur Zeit noch faſt durchgehends aus Bewohnern der Städte. Dieſe können ſich gegen die mörderiſchen Wirkungen des Klimas natürlich weit mehr ſchützen als die Landleute. Unſere Landwirthe, welche nach Algerien auswandern wollen, ſetzen ſich alſo einer noch viel größeren Sterblichkeit aus, als die angegebene ſchon iſt!

Dieſes Verhältniß läßt denn auch keinen Zweifel darüber, warum die Zahl der Europäer, welche wirklich den Boden in Algerien anbauen, ungeachtet aller bisherigen Coloniſationsbeförderungen, äußerſt gering iſt und am 1. October 1843 in der ganzen Regentſchaft nicht mehr als 2801 Köpfe betrug. —

„Ein Beiſpiel", ſagt Dr. Boudin, „wird am beſten den Unterſchied zeigen, der zwiſchen den Verluſten der Stadt- und der Landbevölkerung obwaltet. Ein miniſterieller Beſchluß vom 11. Juli 1843 bewilligte einer Geſellſchaft von Trappiſten 1020 Hectaren Landes zu Staueli und gewährte ihnen außerdem eine Beiſteuer von 62,000 Franken, und Heerden von Ochſen, Kühen und Schafen; endlich wurden ihnen 150 verurtheilte Soldaten zur Verfügung überlaſſen, um ſie bei ihren Arbeiten zu unterſtützen. Im Laufe des Jahres 1844 ſtarben von jenen 38 Trappiſten 8, und die andern waren mehr oder weniger bedenklich krank. Von den 150 verurtheilten Soldaten ſtarben 47, und die übrigen wurden von gefährlichen Krankheiten befallen."

Bezeichnend finden wir folgende Stelle, die in einer vom Marſchall Bugeaud verfaßten und an die Mitglieder beider Kammern im Jahre 1847 vertheilten Denkſchrift vorkömmt: „Es genügt", ſagt dieſer eifrige Beförderer der Coloniſirung Algeriens, „es genügt, unſere Coloniſtendörfer in der Nähe zu beſichtigen, um ſich zu überzeugen, daß daſelbſt viele Familien nicht, oder beinahe nicht, zu arbeiten im Stande ſind. Mehrere haben ihr einziges Haupt verloren; es blieben nur noch eine Frau und 4 — 5

Digitized by Google

Kinder übrig. — — — In Fondouk ſind ſchon ungefähr 30 vater- und mutterloſe Waiſen, welche nur von der Unterſtützung der Regierung leben können. In andern Dörfern ſieht man viele Männer zu Wittwern geworden. Die Preußen ſind kaum ſeit zwei Monaten hier angekommen, und ſchon haben mehrere Männer ihre Frauen und Kinder verloren; einer noch größern Anzahl von Familien blieb nur eine Frau übrig, die vor der Zeit altert und ſiecht, von 4 oder 5 arbeitsunfähigen Kindern begleitet. Endlich giebt es eine ziemlich bedeutende Anzahl anderer Familien, welche nur aus vater- und mutterloſen Waiſen beſtehen, die nicht im Stande ſind, für ihr Fortkommen zu ſorgen. Die militäriſche oder bürgerliche Verwaltung muß ſie nothwendiger Weiſe während vier oder fünf Jahren und zum Theile noch länger unter ihre Fürſorge nehmen." —

So hat Bugeaud geſchrieben!

Gewöhnlich betrachtet man die Hitze und die Sumpfluft als die einzigen Urſachen der Ungeſundheit Algeriens. Es kommt indeſſen noch ein weiterer Grund dazu: der enorme Temperaturwechſel in Afrika, der von der brennendſten Hitze am Tage zur verderblichſten Kälte in der Nacht überſpringt. Aus den Reiſeberichten der beiden Briten Denham und Clapperton iſt es bekannt, daß denſelben des Nachts zuweilen das Waſſer in den Schläuchen und zwar in ihren Zelten gefror, wodurch ſich namentlich der Eine der Genannten eine Erkältung zuzog, die ihm das Leben koſtete.

Auch die franzöſiſchen Truppen haben in dieſer Beziehung ſchon traurige Erfahrungen gemacht, ſo namentlich bei dem erſten Feldzuge gegen Conſtantine. Sie empfanden, daß die Menſchen in dieſem Lande wirklich, wie in Dante's Hölle die Verdammten, „den Qualen des Brandes und des Erſtarrens" um die Wette ausgeſetzt ſind. „Bei der Expedition von Bou Thaleb", berichtet Boudin, „verlor die Colonne des Generals Levaſſeur von ihren 2800 Mann in wenigen Tagen 208, welche erfroren; 2350 Andere erfroren einzelne Glieder und von den Letzten büßten noch 22 unter der ärztlichen Behandlung das Leben ein".

Man könnte dieſen Bemerkungen etwa entgegen halten: Nordafrika ſei doch von den Römern angebaut geweſen. Allein dieſe gehörten ſchon durch die Geburt einem viel wärmeren Klima an als die Deutſchen und ſelbſt die Franzoſen. Sodann waren die Römer die Eroberer, die Herren des Landes, die in der Regel gewiß nicht mit eigenen Händen den Boden bebauten, ſondern für welche die Eingeborenen und die Sklaven alle harten Arbeiten verrichten mußten.

Eine andere Einwendung iſt noch denkbar: man hofft, die Einwanderer werden ſich nach einigen Jahren acclimatiſiren, ſo daß ſie allmälig die Temperatur des fremden Landes ebenſo wie die Eingeborenen ertragen können. Dieſe Anſicht iſt zwar ſehr allgemein verbreitet, ſie iſt auch von mehreren Regierungen angenommen, welche Colonieen in entfernten Gegenden beſitzen; ſie iſt aber dennoch, wie Dr. Boudin aufs Schlagendſte nachweiſt, grundfalſch. Weit entfernt, daß ſich der menſchliche Körper bei längerem Verweilen in einem ihm fremden Klima an daſſelbe gewöhnt und dieſes allmälig beſſer erträgt als anfangs, wird derſelbe vielmehr durch einen fortdauernden

Aufenthalt unter deſſen Einflüſſen nur immer mehr geſchwächt und unterliegt deſto gewiſſer. Daher vermehrt ſich in ſolchen Fällen die Sterblichkeit, ſtatt ſich zu vermindern. Die Liſten der engliſchen Regimenter in den Colonieen liefern dafür die mannigfachſten und ſprechendſten Beweiſe. Von 1000 engliſchen Soldaten auf Ceylon ſtarben im erſten Jahre des dortigen Aufenthalts 44, im zweiten 48,7, im dritten 49,2; — auf Jamaica: im erſten Jahre 77, im zweiten 87, in den folgenden 93; — in Guyana wechſelte die Zahl vom erſten bis elften Jahre folgendermaßen: 77, 87, 89, 63, 61, 79, 83, 73, 120, 109, 140; ungeachtet einzelner Rückſprünge eine enorme Steigerung der Sterblichkeit. Die gleichen Erſcheinungen haben ſich im Weſentlichen auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, auf der Mauritiusinſel, zu Gibraltar, auf Malta und den Joniſchen Inſeln wiederholt. Obwohl man aus Algier keine genauen und umfaſſenden Notizen beſitzt, ſo deutet doch Alles darauf hin, daß hier das nehmliche Verhältniß obwaltet. So hatten z. B. in der Provinz Bona die franzöſiſchen Truppen auf je 100 Mann an Kranken während des Jahres 1832: 143; 1833: 135; 1834: 181.

Selbſt Diejenigen, welche von dem verderblichen Klima nicht unmittelbar hinweggerafft werden, tragen gewöhnlich ein Siechthum davon, in Folge deſſen ihr geſchwächter Körper ſelbſt nach der Rückkehr in die Heimath von Krankheiten leichter ergriffen wird und ihnen eher unterliegt. „So ſah ich", bemerkt der in allen Beziehungen aufmerkſame Dr. Boudin, „im Jahre 1835 die Cholera in ſehr ungleicher Weiſe in den zwei Regimentern wüthen, welche die Beſatzung von Marſeille bildeten. Das aus dem Innern von Frankreich gekommene 62. Regiment zählte 86 Kranke und 30 Todte, das 4. Regiment, welches in Algier verweilt hatte, dagegen 119 Kranke und 48 Todte."

Schon vor Dr. Boudin äußerten einige aufmerkſame Männer Zweifel über die Richtigkeit der Theorie des Acclimatiſirens der Menſchen. General Duvivier, der ein Jahrzehent in Algerien gelebt, bemerkt in einer Druckſchrift, allerdings blos gleichſam im Vorübergehen: „das Acclimatiſiren eines Regiments iſt eine Illuſion". — Noch beſtimmter ſprach ſich General Cubieres im Jahre 1846 in der Pairskammer aus: „Es wäre ein Irrthum, zu glauben, daß ſich der Soldat in Afrika deſto mehr acclimatiſire, je länger er dort verweile; dieſes kann richtig ſein hinſichtlich der Bewohner der Städte, bezüglich der Mehrzahl aber könnte man mit beſſerem Grunde ſagen: daß, je länger unſere Soldaten in dieſem Klima dienen, ſie deſto mehr geſchwächt werden".

Aber nicht blos können die Europäer ſelbſt in Nordafrika ſich nicht acclimatiſiren, ſondern es ergiebt ſich ſogar bei ihren Kindern eine furchtbare Sterblichkeit. Wir finden darüber eine merkwürdige Notiz in Schölcher's Schrift: „l'Egypte en 1845". Es wird darin gezeigt, daß die Bevölkerung des heutigen Aegypten im Weſentlichen noch die nehmliche iſt wie zur Zeit der Pharaonen, und zwar darum, weil das Klima die Kinder der Ausländer noch mehr als dieſe ſelbſt hinwegrafft. „Die Herrſchaft der Chalifen", ſagt Schölcher, „hat zwar Sitten und Religion umgewandelt,

Digitized by Google

nicht aber die Bevölkerung. Die Zahl der Sieger war zu gering, um dieſe letztere umzuſchaffen. Nur in ihren Reſidenzen, den großen Städten Unterägyptens, zeigen ſich Spuren von Miſchung mit ihrem Blute. Die Fellahs ſind ächte Söhne jener alten Aegyptier, die Theben und Memphis zu den erſten Metropolen der Kunſt und Wiſſenſchaft erhoben. Wenngleich das Land ſeit Jahrhunderten nicht aufgehört hat, das Joch der verſchiedenſten Nationen zu tragen, ſo hat die Localbevölkerung außerhalb der Städte doch Nichts von ihrem urſprünglichen Gepräge verloren, und die heutigen Fellahs ſcheinen zu den vor 3600 Jahren in Stein gehauenen oder gemalten Figuren der Hypogäen geſeſſen zu haben. Es iſt eine Thatſache, deren Wahrheit ſich uns täglich aufdrängte, daß zwiſchen dieſen Bildern und den Menſchen ihrer Umgebung, denen etwa, die den Fremden bei ſeinem Beſuche der Gräber begleiten, nicht der mindeſte Unterſchied iſt. Dieſe Reinheit des Blutes wird durch eine ſchreckliche Eigenthümlichkeit des Klimas verbürgt. Ohne wahrnehmbare Urſache, ohne daß die Wiſſenſchaft dieſe Erſcheinung erklären kann, wirkt die ägyptiſche Luft*) todbringend auf die Nachkommenſchaft aller Ausländer ein. Menſchen aus allen Theilen der Erde können hier vollkommen geſund leben**), aber ſie können ſich nicht fortpflanzen. Ihre Kinder ſterben im früheſten Lebensalter, und wenn ſie über die Kinderjahre hinauskommen, ſo überſchreiten ſie doch nur in den ſeltenſten Fällen das 15. oder 18. Jahr. Araber, Türken, Georgier, Europäer, alle ſind dieſem geheimen Geſetz unterworfen. Die Mameluckeu hinterließen keine Nachkommen; es iſt bekannt, daß ſie ſich durch den Ankauf junger Cirkaſſier rekrutiren mußten. Mehemed Ali hat 90 Kinder gehabt, nur fünf davon ſind am Leben geblieben, und noch dazu iſt das älteſte in Rumelien geboren. Wir haben von einem Türken, Maho-Bey, reden hören, der von 84 Knaben und einer unberechenbaren Zahl Mädchen auch nicht ein Kind hat am Leben erhalten können. Seltſam! ſelbſt die Geſundheit der Neger leidet in Mittel- und Unterägypten und ſie können daſelbſt ebenſowenig lebensfähige Kinder erzeugen. Der Mulatte überdauert dort faſt nie das Alter des Pubertätseintrittes. Man ſchlägt die Sterblichkeit der Kinder von weißen Einwanderern auf 88 Procent; die der Kinder von ſchwarzen Einwanderern auf 98 Procent an. (Die Neger gehen faſt alle an der Schwindſucht oder an Paralyſen zu Grunde.)" —

Aehnlich ſind die Verhältniſſe in Algerien. Und ſo müſſen wir denn die Hoffnung aufgeben, Nordafrika durch unmittelbare Coloniſirung für die europäiſche Cultur zu gewinnen. Findet dieſe Anſicht bald Anerkennung, ſo werden nicht nur Millionen an Geld, ſondern auch Tauſende von Menſchenleben geſpart werden. Jedenfalls iſt es Pflicht, von Auswanderungen deutſcher Landwirthe nach Algerien dringend abzumahnen.

G. Fr. Kolb.

---

*) Aehnlich die algeriſche.

**) In den Städten, und indem ſie ſich dabei möglichſt ſchonen, wohl aber nicht als Ackersleute, in welchem Falle ſie den verderblichen Einwirkungen des Klimas vollkommen ausgeſetzt ſein würden. Kolb.

Digitized by Google

Norwegen (hiſtoriſch und ſtatiſtiſch). — Kein Staat hat in neuerer Zeit die Blicke der Gebildeten aller Völker mehr auf ſich gezogen als Norwegen, das, hoch im Norden gelegen, wenig bewohnt und abgetrennt von eingreifender Theilnahme an der Völkergeſchichte des übrigen Europas, einen eigenthümlichen Gang ſeiner Entwickelungen und Ausbildungen zur ſtaatlichen und bürgerlichen Freiheit genommen hat, deren Grundlagen, wie von vielen Seiten behauptet worden iſt, eine beſondere Gunſt des Schickſals ihm in glücklicher Stunde ſchenkte; denn was andere Völker unter hartem Ringen erſt nach Jahrhunderten zu erwerben vermochten, erhielt es mit einem Schlage vollſtändig durch ſeine Verfaſſung von Eidsvold am 17. Mai 1814 und deren Beſtätigung und Beſchwörung durch Karl den Dreizehnten von Schweden für ſich und alle ſeine Nachfolger am 9. November deſſelben Jahres.

So ganz ein Werk des Zufalls und der Laune der Glücksgöttin, wozu man die Entſtehung und Anerkennung der norwegiſchen Verfaſſung gewöhnlich macht, iſt dieſe jedoch nicht. Es mußten die Elemente dazu vorhanden ſein, um eine ſolche Verfaſſung aufzuſtellen; aus der Geſchichte und den Zuſtänden des Landes muß ſich beweiſen laſſen, daß Vaterlandsliebe und Geſinnung die Führer des Volks und die Jugend leitete, ſo daß im Volke ſelbſt Muth und Einſicht genug vorhanden war, um mit Hingebung für ſolche Ideen ſein Blut zu verſpritzen. — Ein Volk von Knechten würde dies nicht gethan haben, wohl aber ein Volk von Männern, das trotz der langen däniſchen Herrſchaft immer noch den Stolz ſeines Namens und ſeiner alten Heldenzeiten bewahrte und, in dem wilden Berglande voll Wald- und Felseinſamkeiten, im unausgeſetzten Kampf mit Meeresſtürmen und Naturereigniſſen Kraft und Tüchtigkeit bewahrt hatte.

Die Natur eines Landes und die Geſchichte ſeiner Bewohner ſtehen immer in beſtimmten Wechſelwirkungen. — Norwegen, der weſtliche und nördliche Theil der großen ſkandinaviſchen Halbinſel, bildet vom 57. bis 71. Grad N. B. eine große zuſammenhängende Felſenmaſſe von höchſt eigenthümlicher Geſtaltung. — Fluthen, von denen kein Sterblicher Etwas weiß, haben das Vorland an ſeinen Küſten weggeriſſen und dieſe mit Labyrinthen von Felſen, Klippen, Inſeln und Riffen beſetzt, welche bis 10 Meilen weit in den Ocean dringen. Dieſelben furchtbaren Naturereigniſſe haben verſchlungene zahlloſe Meeresarme tief und keilförmig in das Land eindringen laſſen, wo ſie unter dem Namen Fjorde oft zwiſchen ſenkrechten, 3 bis 4000 Fuß hohen Felſenwänden, viele Meilen weit in den Schoos der Gebirge laufen. — Dieſe Gebirge ſelbſt, größtentheils von Gneiß, Glimmer, Schiefer, Grünſtein und anderen Urgebirgsmaſſen zuſammengeſetzt, bilden keine Ketten, die vom flachen Land aufſteigen und ſich wieder darin niederſenken, ſondern das ganze Land iſt Felſen, welches mehr als zur Hälfte über 2000 Fuß hoch liegt, mit ſeinen höchſten Erhebungen aber bis zu 8000 Fuß aufſteigt. — Entgegengeſetzt der Alpenformation findet man faſt gar keine Gipfelerhebungen, ſondern auf dem Rücken der Gebirge liegen Ebenen, welche zuweilen 10 bis 20 deutſche Meilen Länge und Breite haben. Dieſe Ebenen werden Felder (Fjelder) genannt. Sie ſind wüſt, mit zahlloſen Trümmern bedeckt,

Digitized by Google

ſumpfig, baumlos, oft voll Seen, in denen ſich die ſchmelzenden Waſſer ſammeln, und tragen, je nachdem ſie bei der großen Ausdehnung Norwegens über ſo viele Breitegrade die Schneegränze erreichen, auf ihren Kuppen ungeheure Gletſcher und Schneemaſſen. Die Thäler zwiſchen dieſen Feldern ſind meiſt ſchmal und nur von den Flüſſen gebildet, die ſich ihren Weg dort geöffnet haben. — In dieſen Thälern iſt die vorhandene fruchtbare Erde abgelagert; je weiter nach Norden, um ſo mehr verſchwindet dieſe; doch findet ſich unter dem 64. Grade über Trondhjem hinaus der beſte Boden und Anbau, weil dort eine Einſattlung von Hügeln und kleinen Ebenen liegt, die vorzugsweiſe geſegnet iſt.

Die Seitenwände der Fielder ſowohl an den Fjorden wie an den Thälern ſind dicht mit Wald beſetzt, hauptſächlich mit der nordiſchen Bergtanne, doch auch mit der Birke, welche ſich bis auf die Hochebenen als Zwergbirke fortſetzt, in den Schluchten des hohen Nordens emporklettert und am Boden hinkriechend ſelbſt das Nordkap umwuchert. — Bergwälder finden ſich daher überall. Im ſüdlichſten Theile Norwegens, den Grafſchaften Lauergaard und Jarlsberg, kommen auch Buchen= und Eichenwälder vor; Holzhandel war daher von alten Zeiten an eine Haupterwerbsquelle der Bewohner und dieſer Reichthum zeigt ſich überall einwirkend auf die Lebensverhältniſſe, denn vom äußerſten Norden bis zum Süden wohnen die Menſchen, in den Städten wie auf dem Lande, in Block= und Balkenhäuſern.

Von der Natur des Landes beſtimmt, vermochten ſie nicht, ſich auf den Hochebenen anzuſiedeln. Sie mußten ſich von je an darauf beſchränken, an den Meeresküſten, an den Rändern der Fjorde, auf den kleinen Abſätzen der Gebirgswände und in den Thälern ihre Häuſer zu bauen. — Ackerbau im ausgedehnten Maße zu treiben war ihnen ebenfalls unmöglich, denn der größte Theil ihres Landes lag, als Fels und Sumpf, unter dem Fluch ewiger Unfruchtbarkeit, oder von Eis und Schnee bedeckt. Städte konnten nur wenige entſtehen, auch zuſammenhängende Dörfer nicht. Die Gemeinden zerſtreuten ſich über weite Räume, die Menſchen lebten in Höfen nach altgermaniſcher Weiſe, welche ſelbſt eine ſpätere Zeit und die chriſtliche Vereinigung zu Kirchſpielen nicht näher zuſammenrückte, denn zwiſchen jedem Hof und ſeinem des Anbaues fähigen Boden lag viel wüſtes Felſenland und Gebirg, das kein Fleiß fruchtbar machen konnte. — Man findet daher in Norwegen faſt keine Dörfer und nur wenige Thäler, wo die Höfe nahe an einander liegen. Meiſt ſind die Wohnungen noch jetzt weit getrennt und zerſtreut; wer den Nachbar ſprechen will, muß über jähe Felſen oder in tiefe Geſenke ſteigen; wer die Kirche beſucht, hat über Fjordarme zu fahren oder muß ſtundenweit wandern, und nur an begünſtigten Orten, an Flüſſen und Meerbuſen, haben ſich Flecken gebildet: Ladeſtellen, wo Handel getrieben wird, oder Häuſergruppen, die eine Kirche umringen. Städte giebt es nur an der Küſte, im innern Lande gar keine, außer der Bergſtadt Kongsberg; überhaupt giebt es aber nur ſehr wenige bedeutendere Städte: Chriſtiania, Bergen, Drontheim (Trondhjem), Drammen, Frederikshall, Stavanger, Chriſtianſand und Chriſtianſund.

Von den früheſten Zeiten an waren die Norweger daher ein armes Volk

von Hirten, Fiſchern und Jägern. — Ihr Land, ſo groß es war, konnte ſeine Bewohner nicht ernähren, und damals noch viel weniger wie jetzt beſchäftigten ſich die Menſchen damit, die fruchtbaren Stellen aufzuſuchen und Ackerbau zu treiben. Sie drängten ſich an den Meeresküſten zuſammen, bekriegten ſich unter ihren kleinen Königen und Stammhäuptern, wanderten von Hunger getrieben oder verfolgt von ſtarken Feinden aus und fuhren plündernd und mordend als Seeräuber durch die Meere, den Schrecken ihres Namens Jahrhunderte lang durch Europa verbreitend, wo ſie große Reiche eroberten und neue begründeten.

Der Urſprung der Normanen iſt ſo ſagenhaft und ungewiß wie der anderer Völker. — Als die Gothen einwanderten, trieben ſie Aſen und Jeten in die Gebirge des Weſtens, und noch jetzt ſollen die Bewohner des Hardangergebirges, ein ſchwarzlockiger, ſchöner Menſchenſchlag, die Nachkommen jener frühen Bevölkerung ſein. — Die erſten Beſitzer des Landes waren ſie jedoch wohl auch nicht. Unter dem ausſterbenden Volk der Lappen, welches jetzt nur noch im höchſten Norden nomadiſirend auf- und abzieht, hat ſich die Sage erhalten, daß einſt ihren Vorvätern die ganze Halbinſel gehörte, bis ein Volk von Oſten kam, das ſie des Landes beraubte und in die Wüſte trieb, und wirklich mag der Samojedenſtamm wohl einſt zuerſt die Halbinſel beſeſſen haben.

Odin, der Gothen-König, der Held, Geſetzgeber und Religionsſtifter, gründete die Herrſchaft ſeines Volkes durch ſeine Lehren, welche den Tod in der Schlacht als den Beginn endloſer Seligkeit Walhallas darſtellten.

Ein Zwölf-Männer-Gericht, aus der Wahl des Volkes hervorgegangen (der früheſte Keim der Geſchwornengerichte, von dem wir wiſſen), entſchied die Streitigkeiten aller Freien und Lebendigen, wie in Walhalla die zwölf Aſen das Schickſal der Todten beſtimmten. Von Odin bis Gorm dem Alten (855), dem Gründer des Dänenreichs, beruht jedoch alle Ueberlieferung auf Sage. — Unzählige kleine Könige werden genannt, die Nichts waren als Bandenführer und, wenn ſie zur See auf Beute auszogen, Seekönige genannt wurden. — Wie die Männer, welche Jaſon's Drachenſaat entſprangen, erſchlugen ſie ſich gegenſeitig und verwüſteten ihre Wohnſitze mit Feuer und Schwert. Sie heerten in der Wiek, heißt es in den alten Sagen, d. h. in den Fjorden, Wiek bedeutet noch jetzt die Meeresbucht, darum erhielten dieſe räuberiſchen Banden den Namen Wikinger.

Aus der Maſſe der Stammhäupter ragte das Geſchlecht der Ynglinge hervor, das ſeinen Urſprung in gerader Linie von Odin ableitete. Aus dieſem Geſchlechte ſtammte König Nor, der durch eine große Schlacht über die kleinen Könige am Sognefjord das Land gewann; aber erſt ſein Nachkomme, Hälfdan der Schwarze, legte den Grund zur wahrhaften königlichen Macht ſeines Stammes, indem er die einzelnen Häuptlinge, Könige und Jarle beſiegte und abhängig machte, und als er 863 ſtarb, vollendete ſein Sohn, Harald Schönhaar, ſein Werk. — Harald ſchwor, nicht eher ſein Haar zu kämmen und zu ſchneiden, bis er ganz Norwegen beherrſchte und es den Geſetzen, die ſein Vater gegeben, unterthan gemacht habe, und er hielt ſein Wort, als er 885 ſein Werk vollendet hatte. — Dieſer König Harald Harfager brachte

zuerſt Ordnung und Ruhe ins Land, denn er verbannte ohne Anſehn der Perſon Jeden, der Räubereien trieb. — Solches geſchah ſogar dem Sohn des mächtigen Jarls von Märe, Harald's beſtem Freund, Gange Rolf, der ſpäter als Herzog Rollo die Normandie eroberte und des Königs von Frankreich, Karl's des Einfältigen, Schwiegerſohn wurde. — Damals wanderten ganze Schaaren Normänner aus, weil ihre wilde Freiheitsluſt die ſtrenge Hand des Königs nicht dulden wollte. Sie eroberten Island, die Orkaden, Grönland und verſtärkten ihre Brüder in Frankreich und Italien, aber die Heimskringla läßt uns bei dieſer Gelegenheit einen Blick thun, wie es mit der unbeſchränkten Herrſchaft König Harald's ausſah. Er konnte Gange Rolf nicht ſelbſt verbannen; das Recht dazu ſprachen ihm ſeine eigenen Leute ab. Der Schuldige mußte auf dem Thing angeklagt werden und dies Gericht freier Männer that den Spruch über Rolf.

Harald's Söhne, Enkel und Urenkel brachten blutige Kriege und Zerrüttung durch Familienzwiſte über Norwegen, aber Harald's Werk, die Einheit des Staats, blieb als eine koſtbare Errungenſchaft. — Die beiden Olaf's, der Erſte und Zweite, führten das Chriſtenthum nicht ohne Grauſamkeit ein. — Die Götteropfer verſchwanden, Pferdefleiſch ward nicht mehr gegeſſen, die Seeräuberzüge hörten auf, Mönche kamen ins Land, Kirchen und Klöſter entſtanden und der Dom in Drontheim wurde gebaut.

Harald Schönhaar's Mannsſtamm ſtarb im Jahre 1319 mit Hakon dem Siebenten aus, und damals zuerſt wurde das Reich mit Schweden vereint, wo Hakon's Tochterſohn, Magnus Schmek, König war. Jedes Reich ſollte jedoch ſeine Unabhängigkeit bewahren und der gemeinſame König in jedem Lande ſechs Monate wohnen. Magnus Schmek wurde jedoch von den Schweden entthront und eingekerkert, ſein Sohn Hakon von Norwegen der Krone verluſtig erklärt. — Als dieſer 1380 ſtarb, folgte ihm ſein Sohn Olaf der Fünfte, welcher als Erbe ſeines mütterlichen Großvaters Waldemar auch König von Dänemark war. — Olaf ſtarb aber ſchon 1387 ſo plötzlich, daß ſich die Meinung erhalten hat, ſeine eigene Mutter, die ehrgeizige Königin Margarethe, habe ihn vergiften laſſen, um die Krone auf ihr Haupt zu bringen.

Auf dieſe Weiſe und in Folge der Union von Calmar, 1397, kam Norwegen an Dänemark und iſt ununterbrochen bei ihm geblieben bis zum Jahre 1814. — Ein paar ſchwache Verſuche zur Trennung wurden in Norwegen gemacht, als in Dänemark das oldenburgiſche Haus 1448 zur Herrſchaft gelangte und Schweden ſich losriß. — Ein Reichstag verſammelte ſich in gleicher Abſicht zu Drontheim, plötzlich aber erſchien eine däniſche Flotte, bemächtigte ſich der Reichstagsmitglieder und zwang ſie, Chriſtian den Erſten zum Könige zu wählen. Eine Reihe bürgerlicher Unruhen war die Folge dieſer Gewaltthat. Endlich gab man nach und Chriſtian I. wurde 1450 gekrönt. — Das Unabhängigkeitsgefühl der Norweger ſank nun, je mehr die däniſche Macht ſich feſtſetzte, und als Chriſtian II., aus Dänemark vertrieben, in Norwegen Schutz fand, weil er der katholiſchen Geiſtlichkeit Hilfe gegen die eindringende Ketzerei verſprach, fiel der letzte

Reſt norwegiſcher Freiheit. Chriſtian II. wurde gefangen und Norwegen, nach dem Ausſpruch des allmächtigen däniſchen Reichsraths, als erobertes Land behandelt. — Um die Wahl Chriſtian's III. wurde es nicht mehr gefragt; die Unruhen, welche der Erzbiſchof Engelbrecht von Drontheim erregte, blutig unterdrückt, Norwegen von 1536 an als Provinz behandelt und die Reformation gewaltſam eingeführt. — Kirchen- und Kloſtergut floß nun theils in die Taſche des Königs, theils verwandte man es für Kirchen und Schulen.

Von dieſer Zeit an verſchwand Norwegen aus der Staatengeſchichte Europas und kein anderer Wechſel der Dinge erfolgte für daſſelbe durch die däniſche Revolution von 1660, als daß, ſtatt des Abſolutismus des Reichsraths, der unbegränzte Abſolutismus der Könige eintrat. — Es wurde von Kopenhagen aus regiert, erlebte bald beſſere bald ſchlechtere Tage und litt unter den Kriegen der Dänen mit Schweden harte Verluſte, denn ganze Provinzen, wie Jemtland, Herjedalen und Bahuslehn, gingen 1645 und 1658 verloren. — Zugleich ſorgte die däniſche Regierung dafür, dem Lande alle und jede Selbſtſtändigkeit zu nehmen. Sein höchſter Gerichtshof wurde aufgehoben, alle Proceſſe wurden in Kopenhagen von Dänen entſchieden, alle Beamten kamen aus Dänemark. Dort wurden die Biſchöfe geweiht, dort ſtudirte die Jugend, und Soldaten wie Matroſen wanderten in Flotte und Heer der Dänen. Dorthin floſſen auch die Steuern, Zölle, Abgaben und der Ertrag der Bergwerke. — Die Einkünfte Norwegens, welche gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine halbe Million Reichsthaler betrugen, fielen in den bodenloſen Seckel der ſchlechten Finanzverwaltung des däniſchen Staats und dienten größtentheils dazu, die Pracht- und Bauluſt däniſcher Könige zu befriedigen.

In aller ihrer Bedrängniß blieben jedoch die Norweger glücklicher Weiſe bewahrt vor Einführung eines zahlreichen Adels, Errichtung von Herrenhöfen, Verluſt der perſönlichen Freiheit, Frohnden, Feudallaſten und leibeigener Knechtſchaft, weil die Dänen nicht wagten, das alte Odalsrecht aufzuheben, d. h. das Recht, nach welchem der Grundbeſitz als Familieneigenthum unantaſtbar geſichert blieb. — Die Aufrechthaltung des Odalsrechts machte es unmöglich, daß durch Kauf und Verleihungen ſich adelige Rittergüter bilden konnten, denn ſelbſt der veräußerte Boden konnte jederzeit von dem urſprünglichen Beſitzer oder deſſen Erben gegen Erſtattung der Kaufſumme wieder eingelöſt werden. — Dazu kam die rauhe unfruchtbare Natur des Landes, ſeine Abgelegenheit, die Einfachheit und Armuth ſeiner Bewohner und der Mangel eines Königshofes, welcher ein Sammelpunkt für Adel und Bevorrechtigte ſein konnte. — Von den Küſtenplätzen aus trieben Fiſch- und Holzhändler ihren Verkehr mit überſeeiſchen Nachbarn und führten ein, was gebraucht wurde; im ganzen innern Lande aber lebten nur freie Bauern und Hirten in wilden einſamen Thälern und Gebirgen in äußerſter Genügſamkeit und Stille. Der höchſte Norden endlich: Nordland und Finmarken, blieb den wandernden Lappen und ihren Rennthieren überlaſſen, denn dieſe Wüſten mit ihren Sümpfen und Schneefeldern waren und ſind meiſt keines Anbaues fähig, und nur auf den Klippen im Meere und in den

Digitized by Google

Buchten ſetzten ſich Kaufleute feſt, die den großen Stockfiſchfang auf den Lofoden ausbeuteten und die Millionen getrockneter Kabliaue nebſt Thran und Federn der Seevögel jährlich in ihren Jagden auf den großen Markt nach Bergen fuhren, wo ſie Lebensmittel und Bedarf dafür eintauſchten.

Der Handel mit den Finmarken brachte den Dänen nach und nach viel Gewinn und vermehrte die Kroneinkünfte, aber in Norwegen war und blieb eine Bevölkerung freier Männer, die zwar mit Abgaben und Laſten reichlich bedacht wurden, dafür aber die Abhängigkeit und Hörigkeitsverhältniſſe nie kennen lernten, welche in anderen Ländern das Volk unfrei machten und unter dem Druck der Knechtſchaft ſeine geiſtigen Fähigkeiten vernichteten.

Das ganze 18. Jahrhundert über regte ſich jedoch in Norwegen kein Gedanke der Freiheit. Der Handel blühte auf und brachte Gewinn, die Eiſen- und Kupfer-Bergwerke vermehrten ſich, das Volk lebte ſein ſtilles Leben weiter, zahlte gehorſam und fügte ſich, ſo daß nirgend eine Gelegenheit vorkam, wo die abſolute Regierung gewaltthätig eingreifen konnte. Aber mit der franzöſiſchen Revolution erwachte die Sehnſucht nach der alten Unabhängigkeit. Eine patriotiſche Partei entſtand und nährte die Vaterlands- und Freiheitsgefühle, welche hier von dem urſprünglichen, nicht zerſtörten Bewußtſein der Gleichheit im Volk beſſer verſtanden wurden als in Ländern, wo eine Trennung nach verſchiedenen berechtigten Claſſen ſtattfand. Der ſteigende materielle Wohlſtand, welchen die wohlthuende Verwaltung der Bernſtorffs in Dänemark begünſtigte, hinderte zwar anfänglich dieſe Regungen; als aber böſe Zeiten eintraten, als Dänemark Norwegen mit ſich in den zerſtörenden Krieg gegen England riß, als Norwegens Handel vernichtet wurde und harte Verluſte entſtanden, traten ſie um ſo ſtärker hervor.

Die engliſchen Kreuzer und Flotten hoben Jahre lang faſt alle Verbindungen zwiſchen Dänemark und Norwegen auf, dies war ſich ſelbſt überlaſſen, und vielleicht wäre ſchon damals eine Trennung erfolgt, wenn nicht der Statthalter Prinz Auguſt Chriſtian von Holſtein-Auguſtenburg dies zu verhindern gewußt hätte. An dieſen Prinzen voll trefflicher Eigenſchaften heftete ſich die ganze Liebe des Volks. Er wollte die Winke der patriotiſchen Partei nicht verſtehen, ſich die Königskrone aufzuſetzen, vielleicht aber hatte er Größeres, die Vereinigung des ganzen ſcandinaviſchen Nordens, im Sinn, als er ein norwegiſches Heer ſammelte und damit 1809 gegen Schweden auszog. An der Gränze erfuhr man jedoch die Entthronung Guſtav's IV. und die Thronbeſteigung ſeines Oheims und Nachfolgers, des Herzogs von Südermannland, Karl's XIII., der, da er kinderlos war, den Prinzen von Auguſtenburg zu ſeinem Sohne und Erben ernannte.

Eine neue Zukunft war damit für Norwegen aufgethan, denn der Mann, welchen das Volk bis zur Vergötterung liebte, ſollte den ſchwediſchen Thron beſteigen. — Man weiß, wie dieſe Hoffnungen plötzlich, am 28. Mai 1810, endeten, wo der Kronprinz bei einer Revüe in Stockholm plötzlich vom Pferde ſank und ſtarb. Das Volk hielt ihn für vergiftet und mordete den Grafen Axel Ferſen als muthmaßlichen Thäter, aber in Norwegen wuchſen von dieſer Zeit an die Gedanken der Unabhängigkeit. — Der Krieg, die Hungersnoth, die Verſchlechterung des Geldes, die Maſſe der

däniſchen Zettel und die ſchlechten däniſchen Finanzſpeculationen machte Alle arm und gleich begierig nach Veränderung. Unter 600 Schiffen, welche die Engländer aufbrachten, waren über 400 norwegiſche. — Die allgemeine Noth läuterte die Gemüther, machte ſie zu großen patriotiſchen Anſtrengungen und Opfern fähig und vereinigte die Beſten zu gemeinſamen Zwecken. — So entſtand die Geſellſchaft für Norwegens Wohl, welche nun der Heerd aller Beſtrebungen wurde, das Vaterland zu retten. — Mitten in Krieg und Unglück wirkte ſie auf Handwerke, Künſte, Landbau und Wiſſenſchaften, ſetzte Prämien aus für alles Gemeinnützige, bereitete das Volk durch Schrift und Lehre für eine beſſere Zukunft vor und ſtiftete in Chriſtiania die Univerſität.

Dänemark ließ geſchehen, was es nicht ändern konnte, aber der König ſandte den Sohn des Erbprinzen Friedrich, den Prinzen Chriſtian (jetzt König von Dänemark), als Statthalter hinüber, der am 2. Mai 1813 landete und wo möglich des Prinzen von Auguſtenburg Nachfolger in der Liebe des Volks werden ſollte. Der Prinz wurde wohl empfangen und wußte ſich beliebt zu machen, aber erſetzen konnte er den Verewigten nicht. Der Krieg gegen die Schweden blieb thatenlos, plötzlich aber kam die Nachricht, daß im Frieden zu Kiel Norwegen an Schweden abgetreten worden ſei, und dieſe Kunde rief die allgemeinſte Entrüſtung und Erbitterung hervor. — Es war nur eine Stimme im Lande, Norwegen dürfe und ſolle ſich nicht fügen. Man fand es unerträglich, daß fremde Monarchen über Norwegen ſchalten und walten wollten nach ihrem Belieben, ohne das Volk zu fragen. Die Zeit ſei um, hieß es, wo man Völker wie Schafheerden auf Fürſtencongreſſen und in Friedensſchlüſſen verſchachere. Kampf auf Leben und Tod müſſe darüber entſcheiden.

Prinz Chriſtian Friedrich war nach Drontheim gereiſt, und hätte er muthig ſich die Krone aufgeſetzt, wie es ſeine Abſicht geweſen ſein ſoll, ſo könnte dieſe kühne That wohl einen glücklichen Erfolg herbeigeführt haben. Statt ſich krönen zu laſſen, verließ der Prinz jedoch plötzlich Drontheim wieder. — Was ihn hinderte, welchen Einfluß die patriotiſche Partei geübt, welche geheimen Triebfedern ſchon damals thätig waren, ruht noch im Dunkeln; bei dem ſchwankenden Charakter des Prinzen und ſeinem Mangel an ſtaatsmänniſchen und kriegeriſchen Eigenſchaften war er jedoch überhaupt nicht der Mann, die Rolle auszuführen, welche er übernommen hatte. — Henrik Wergeland erzählt in ſeiner Conſtitutionshiſtorie eine Anekdote, daß dem Prinzen auf ſeiner Winterreiſe nach Drontheim ein altes Bauernweib in der Nacht nachlief mit dem lauten Geſchrei, ſie wollte ihn ſehen. „Nun, Mütterchen, hier ſiehſt Du mich," ſagte der Prinz freundlich. Die Frau hielt ihm ihre Laterne dicht an's Geſicht und betrachtete ihn lange. „Hübſches Fleiſch und Blut haſt Du", rief ſie endlich, „aber zu weich ſiehſt Du aus, um Norwegens Retter zu werden!"

Der Prinz begab ſich nach dem Eiſenhammer Eidsvold, einer Beſitzung ſeines eifrigen Anhängers, des Conferenzraths Carſtens, am Miöſenſee, und berief hierher eine Anzahl der einflußreichſten Männer, zu welchen auch der Profeſſor Georg Svertrupp gehörte. Svertrupp war ein warmer Patriot

Digitized by Google

von entſchiedener Geſinnung. Er war am Abend vorher in einer Verſammlung freiheitsliebender Männer geweſen, wo ſein Freund, der Landrichter Falſen, einen Verfaſſungsentwurf vorgeleſen hatte, der von Allen freudig aufgenommen und hierauf beſchloſſen wurde, daß, wenn der Prinz der Nation das Recht weigere, ihre künftige Verfaſſung ſelbſt zu beſtimmen, oder gar, wie das Gerücht laute, ſich zum unumſchränkten Könige aufwerfen wolle, man zu den Waffen greifen und dies hindern müſſe.

Der Prinz eröffnete nun wirklich Svertrupp, daß er die Regierung mit der vollen Macht ſeiner königlichen Vorfahren zu ergreifen beabſichtige, aber der Profeſſor erwiderte ruhig: „Dazu haben Ew. Königliche Hoheit nicht mehr Recht als ich." — „Iſt das Ihre wahre Meinung?" fragte der Prinz beſtürzt. — „Meine innigſte und feſte Ueberzeugung", erwiderte Svertrupp, der nun dem Prinzen erklärte, daß er nur durch die Wahl und durch die Liebe eines freien Volks zur Krone gelangen könne. Am Schluſſe dieſer Unterredung war der Prinz überzeugt. Er nahm den Titel eines Regenten des Reichs an und rief als ſolcher am 15. Februar eine Nationalverſammlung zuſammen, welche am 10. April 1814 in Eidsvold eröffnet wurde. Hundert und zwölf Männer aus allen Gegenden des Landes und aus allen Claſſen des Volks beriethen hier die Verfaſſung nach Falſen's Entwurf, der mit wenigen Abänderungen am 17. Mai 1814 angenommen wurde. — Das Heer war durch 33 Abgeordnete vertreten, darunter vier gemeine Soldaten, zwei Matroſen und neun Unterofficiere; dazu kamen 23 Bauern, 26 Beamte (22 waren Juriſten), 14 Geiſtliche, 12 Kaufleute und 4 Gutsbeſitzer. — Falſen, als Präſident des Verfaſſungs-Comités, war die Seele der Verſammlung, die in begeiſterter Stimmung ihr Werk vollbrachte und endlich dem Prinzen unter der Bedingung, daß er dieſe Verfaſſung annehme und beſchwöre, die Krone anbot. Nach zweitägiger Bedenkzeit unterſchrieb er; hierauf, am 22. Mai, hielt der junge König Chriſtian Friedrich ſeinen Einzug in Chriſtiania unter dem Jubel des Volks.

Aber auf dem Reichstage zu Eidsvold war ſchon eine Oppoſition doppelter Art hervorgetreten. Es zeigte ſich eine ſchwediſche Partei, den Grafen Wedel-Jarlsberg, den reichſten Gutsbeſitzer Norwegens, und den Prediger Wergeland an der Spitze, ebenſo eine antidäniſche oder ſtreng patriotiſche, welche von einer neuen Verbindung mit Dänemark Schaden fürchtete, daher dem Grafen Wedel die Krone anbot, welcher im Jahre 1810 ſchon Ausſicht auf die ſchwediſche Krone gehabt hatte. Der Graf aus altem deutſchen Geſchlecht, das in däniſchen Dienſten mit Gnaden überhäuft wurde und ſeit länger als einem Jahrhundert in Norwegen anſäſſig war, hielt die Verbindung Norwegens mit Schweden für die naturgemäßeſte und beſte. — Klug und ſtaatsmänniſch berechnend, wie er war, erkannte er, wohin ein Krieg gegen die Großmächte führen müſſe. Er ſuchte daher mit ſeinen Anhängern ſo viel zu erwirken, daß Nichts in die Verfaſſung komme, was den Anſchluß an Schweden unmöglich mache. Dies gelang zumeiſt und erleichterte die im vorigen Artikel geſchilderte Vereinbarung. — So geſchah es, daß nach längeren Unterhandlungen und nachdem ein außerordentlicher Storthing einberufen, in derſelben Weiſe und unter denſelben Bedingungen Norwegens er-

Digitized by Google

ledigte Krone wie dem Prinzen Chriſtian Friedrich, ſo jetzt dem Kronprinzen von Schweden — nicht nach den Tractaten der Großmächte, ſondern als freier Volksbeſchluß — angetragen wurde. — Karl XIII. erklärte ſich dazu bereit, nahm mit der Krone auch die Verfaſſung von Eidsvold unter geringen Abänderungen an und beſchwor ſie am 9. November.

Dieſer Verfaſſung, deren Inhalt und Einwirkung auf die Zuſtände des Volks der vorhergehende Artikel darſtellt, hat Norwegen ſeine jetzige glückliche Lage zu danken. Es wurde durch dieſelbe die Freiheit der Norweger ſo geſichert und verfeſtigt, daß ſie allen Angriffen widerſtehen konnte.

Schon in Eidsvold war die Abſchaffung des Adels zur Sprache gekommen, weil, wie Falſen, der ſelbſt adelig war, bemerkte, Geburtsvorrechte nicht zu einer freien Verfaſſung paſſen. — Es waren jedoch überhaupt nur einige ſiebenzig (aus der Fremde ſtammende) adelige Familien vorhanden; dabei lag ein Gefühl urſprünglicher Gleichheit tief in dem Weſen der ganzen Nation und wurzelte in allen ihren Landesverhältniſſen, in der Unabhängigkeit ihres Beſitzes und in dem Mangel an großen Grundherren. — Die eigentlichen Bauern in den Gebirgen, in Tellemacken, Hardanger, den inneren Thälern und an den Fjorden waren in demſelben Maße freie und edle Herren wie die ſogenannten Proprietaire, d.h. die Beſitzer der größeren Güter. Keinerlei Vorrechte kamen den Einzelnen zu gut und nirgends gab es eine kaſtenartige Abgeſchloſſenheit. Dies Gleichheitsverhältniß wurde nun durch die Verfaſſung nach allen Richtungen beſtätigt und ausgebildet. —

Sämmtliche Wähler ſind wählbar als Repräſentanten und zu allen Staatsämtern, ſobald ſie das 30. Lebensjahr erreicht haben, und dieſe breite Baſis der Vertretung des Volks durch Grundbeſitzer und Beamten oder geweſene Beamten enthält keinen Unterſchied, ob der Beamte von hohem oder niederem Rang oder Stellung ſei, oder der Grundbeſitzer viel oder wenig ſein nenne. Es genügt, wenn ſein Gut überhaupt in der Kataſterrolle verzeichnet ſteht, oder wenn er ein ſolches auf längere Zeit in Pacht hat, oder wenn er überhaupt ſo viel beſitzt, daß der Werth 300 Speciesthaler beträgt. Ein ſolcher geringer Beſitz ertheilt dieſelben Rechte wie der Beſitz der größten Güter. Nirgends findet ſich irgend ein Vorrecht der Zumeiſtbeſitzenden oder der zumeiſt Steuer Zahlenden; die Verfaſſung hat in dem angegebenen Kreiſe die vollſte Gleichheit hergeſtellt. Unter dieſen Umſtänden erſchien ein Adel allerdings völlig überflüſſig. Man hätte ihn als hiſtoriſche Ueberlieferung ſtehen laſſen können, aber vielleicht fürchtete man mit dem Blick auf Schweden, daß adelige Familien doch begünſtigt werden könnten.

Die Macht der Storthings und des Volks ging bisher ſtets ungeſchwächt aus allen Anfechtungen hervor und hat jetzt unter der Regierung König Oskar's nicht mehr dergleichen zu beſorgen. — Es iſt aber nicht die Aufhebung des abſoluten Veto des Königs allein, was die norwegiſche Verfaſſung von anderen in conſtitutionellen Monarchieen üblichen Grundlagen der bürgerlichen Freiheit unterſcheidet und dem norwegiſchen Volke ein bedeutſames Uebergewicht einräumt. Die Sicherung der Volksrechte und die Kraft des Volkswillens liegen zumeiſt in der Beſtimmung, daß nach §. 62 kein Mitglied des Staatsraths und kein in deſſen Bureaux angeſtellter Beam-

ter, keiner, der eine Hofbedienung hat oder vom Hofe Penſion empfängt, in dem Storthing ſitzen kann, und nach §. 22 der König zwar die Mitglieder des Staatsraths und deren Beamten, die Regimentschefs, Geſandten, Feſtungs- und Schiffscommandanten nach Anhörung des Staatsraths entlaſſen kann, dagegen aber alle andere Beamten nur ſuspendirt werden können, bis das höchſte Gericht über ihre Strafbarkeit entſcheidet, wo ſie dann Kraft ſeines Urtheils entweder wieder eingeſetzt oder vom Amte entfernt werden. — Kein Beamter kann gegen ſeinen Willen verſetzt werden und der Storthing nur allein Penſionen bewilligen.

Durch dieſe Beſtimmungen des Grundgeſetzes beſchützt, fühlen ſich die Beamten in Norwegen nicht mehr als Diener des Königs, ſondern als Diener der Nation. Man kann ſie nicht willkürlich abſetzen und verſetzen, kann ihnen für ihre Dienſte und Anhänglichkeit zwar Orden und höhere Stellen verleihen, aber ſie nicht entfernen und ihnen Penſionen entziehen, denn dieſe hängen von den Landesrepräſentanten ab. — Wenn in anderen conſtitutionell-monarchiſchen Staaten daher ſo oft die Beamten in den Kammern in ſchweren Conflict zwiſchen ihrem Gewiſſen und der Abhängigkeit ihrer Stellung gerathen, wenn der Einfluß, den die Regierungen ſo häufig auf dieſen Theil der Abgeordneten auszuüben verſuchen, und wirklich ausüben, ſich bis zur Verfolgungsſucht gegen Diejenigen ſteigert, welche ihren Ueberzeugungen folgen, und man ſo weit geht, wie zum Beiſpiel in Frankreich, öffentlich zu erklären, daß Abgeordnete, welche Beamten ſind, die Regierung unterſtützen müſſen, wenn ſie in ihren Stellen bleiben wollen, dann entſtehen die Reihen beklagenswerther Zerwürfniſſe, Gehäſſigkeiten, Abſetzungen, Gewaltthaten und Intriguen aller Art, dies Buhlen um Gunſt und Stellen, und die tiefe gefliſſentliche Untergrabung der Moralität, welche nothwendig in der conſtitutionellen Monarchie erfolgen muß, wenn man durch Beſtechlichkeit und Belohnung wie durch heimliche und offene Verfolgungen den Regierungswillen durchſetzen will. — In Norwegen iſt dies nicht der Fall, darum iſt hier die Freiheit weit beſſer geſchützt und die conſtitutionelle Monarchie weit mehr entwickelt als in den meiſten conſtitutionellen Staaten. — Niemand kann ſeiner Ueberzeugungen wegen verfolgt werden. Das Geſetz ſchützt jeden Bürger, alſo auch jeden Beamten, und gerade in dieſer Claſſe haben ſich immer die entſchiedenſten Patrioten befunden. — Daher kommt es auch, daß die Beamten, beſonders die richterlichen, ſtets ſo zahlreich im Storthing zu finden ſind, was gewiß nicht der Fall ſein würde, wenn das Vertrauen der Nation nicht ſo ſicher begründet wäre. Manche Richter und Pfarrer ſind die heftigſten Gegner der Regierung, aber dieſe kann nicht das Geringſte dagegen thun, und hierin liegt ein außerordentlicher Vorzug der norwegiſchen Verfaſſung und der größte Fehler aller andern conſtitutionellen Monarchieen, wo eine Trennung der Intereſſen des Volks und der Beamten ſo häufig ſich verderblich geltend macht.

Mit dieſer beſſeren Verſchmelzung der Beamten und des Volks in Norwegen verbindet ſich aber auch nach dem vorhergehenden Artikel eine wahrhafte Freiheit der Preſſe, die in keinem Lande Europas durch Sinn und Denkungsweiſe der Nation ſo geſichert iſt wie hier. — Bis in

die wildeſten Gebirge dringen die Zeitungen von Chriſtiania und werden von den Bauern gehalten. Es iſt ſelten ein Mann im Lande, der nicht leſen und ſchreiben könnte, ſehr viele aber verſtehen dies nicht allein, ſondern ſie wiſſen auch ſich klar und verſtändlich ſchriftlich auszudrücken, und häufig erſtaunt der Reiſende über den Schatz nützlicher Kenntniſſe, die ſie beſitzen, wozu nicht wenig beiträgt, daß an vielen Orten Kirchſpielbibliotheken angelegt ſind, für welche die liberalen Pfarrer und Landrichter eifrig ſorgen.

Wie aber die Verfaſſung und die damit verbundene freie Bewegung des Volks auch in materieller Beziehung höchſt wohlthätig auf Norwegen eingewirkt haben, erweiſt ſich aus der Lage der Verwaltung und der Finanzen, aus dem Aufblühen des Handels und der Gewerbe und dem wachſenden Wohlſtand des Ganzen.

Der Fehler, welcher der norwegiſchen Verfaſſung häufig ſchon vorgehalten wurde, liegt darin, daß die Vertretung gänzlich in die Hände der Grundbeſitzer und Beamten gelegt worden iſt, wodurch allerdings die Intelligenz zum Theil ausgeſchloſſen bleibt und ein Bauernregiment das Uebergewicht erhalten hat, gegen welches das Beamtenthum allein ein Gegengewicht bildet. — Schon 1824 ſah Falſen ein, daß die Ueberzahl der eigentlichen Bauern im Storthing zu einer Bauernherrſchaft führen müſſe, und beantragte Aenderungen, nach welchen die beiden Abtheilungen oder Kammern des Storthing, der Odelsthing und der Lagthing, nicht mehr vom verſammelten Storthing beſtimmt, ſondern in den Wahlverſammlungen dazu gewählt werden ſollten. Von jedem Amte ſollte aber nur ein Bauer in den Odelsthing gewählt werden dürfen, in den Lagthing gar keiner, und dieſe revidirende erſte Kammer überdies das Vorrecht haben, daß, was ſie zweimal verworfen, vom Odelsthing ihr nicht wieder vorgelegt werden dürfe.

Falſen ſuchte die den kleinen Grundbeſitzern verliehenen Rechte wieder deren Händen zu entwinden, allein er gerieth darüber in Zerwürfniß mit den Patrioten, und die Verläumdungen, welche ihn trafen, beförderten ſeinen frühen Tod. — Die Beſitzloſen oder wenig Beſitzenden, auf dem Lande, die Bewohner der Städte, welche nicht Eigenthümer ſind, ſowie alle Capacitäten, denen Grundbeſitz mangelt, ſind daher noch immer von den politiſchen Rechten ausgeſchloſſen; je mehr aber in Norwegen Handel, Gewerbe, Ackerbau, Kunſt und Wiſſenſchaft ſtiegen, um ſo mehr fühlte man dieſe Mängel, gegen welche der gebildete Theil der Ausgeſchloſſenen ſeit Jahren ankämpft und vergeblich verlangt, daß die Wahlrechte auf alle Diejenigen ausgedehnt werden ſollten, welche den jährlichen Erwerb einer zu beſtimmenden Summe nachweiſen können, was nur dazu beitragen könnte, die Demokratie zu kräftigen und jede aufkeimende Ariſtokratie, mag ſie die der Bauern oder Beamten ſein, nieder zu halten.

Die Staatsregierung wird in Norwegen durch den Staatsrath dargeſtellt. — Früher war die Zahl der Staatsräthe ſechs, neuerdings, nachdem ein Departement des Innern hinzu gekommen und die Polizei von der Juſtiz abgetrennt worden iſt, giebt es ſieben Staatsräthe-Departements. Nehmlich das Departement der Finanzen (jetzt Staatsrath Voigt), der Juſtiz (Peterſen), Kirchen und Schulen (Holſt), Krieg (General Fleiſcher), Marine

(Voß), Inneres (Stang). Hierzu kommt das Reviſions-Departement, die Oberrechenkammer (Krog).

Jeder Staatsrath erledigt die zu ſeinem Departement gehörigen Geſchäfte. Sind ſie von der Art, daß er nicht allein darüber entſcheiden kann, ſo werden ſie im verſammelten Staatsrath vorgetragen, und entweder daſelbſt im Namen des Königs abgethan, oder nach Stockholm geſandt, wo der daſelbſt reſidirende norwegiſche Staatsminiſter (Due) ſie dem König zur höchſten Entſcheidung vorlegt.

Zur Verwaltung des Landes iſt Norwegen in 18 Aemter getheilt, jedes unter einem Amtmann (dem Regierungspräſidenten). 45 Voigte ſtehen an der Spitze ebenſo vieler Voigteien, in welche die Aemter zerfallen, die Voigteien aber trennen ſich in Kirchſpiele, in denen Kirchſpielvoigte die Aufſicht führen. — In rechtlicher Beziehung beſtehen 66 Sorenſcrivrier oder Gerichtskreiſe, in deren jedem ein Sorenſcriver (Landrichter oder wörtlich: geſchworener Schreiber) die richterliche Autorität bildet. Von den Landgerichten der Sorenſcriver und den Stadtgerichten der Byvoigte kann an die Stiftsgerichte, und wenn der Gegenſtand 100 Species und darüber beträgt, an das höchſte Gericht appellirt werden. — Alle Gerichtsſitzungen ſind öffentlich.

Seit zwei Jahren iſt das neue Strafgeſetzbuch in Kraft getreten und hat die Uebel beendet, welche das veraltete Geſetzbuch Chriſtian des Fünften vom Jahr 1687 der Criminaljuſtiz bringen mußte.

Das Kirchen- und Schulweſen in Norwegen ſteht unter der Geiſtlichkeit, an deren Spitze fünf Biſchöfe ſich befinden, die in den fünf Biſthümern: Agershuus, Chriſtianſund, Bergen, Trondhjem und Nordland nebſt Finmarken, ihre Sitze haben. — Die Biſthümer ſind in Probſteien getheilt, in welchen Pröbſte die Aufſicht über die Pfarrer führen, welche ihrerſeits die Schulen und die Armenverſorgung beaufſichtigen. — Ein feſtes Gehalt vom Staate beziehen die Geiſtlichen nicht, obwohl dazu ſchon mehrmals Anträge im Storthing gemacht wurden, wogegen man den Landbeſitz der Pfarreien nebſt Zehnten und Opfer abſchaffen wollte. Die meiſten Pfarrer ſträubten ſich dagegen, denn ihre Stellen bringen ihnen viel mehr ein, als ſie erhalten würden. — Die Pfarrhöfe ſind größtentheils mit vielem und gutem Acker verſehen, der ihnen verliehen wurde, als man bei der Einführung der Reformation das katholiſche Kirchen- und Kloſtergut einzog. Man verkaufte und verſchenkte auch damals viel Land mit dem Beding, daß die Beſitzer auf ewige Zeiten die Kirchen dafür in Stand zu halten hätten, was noch jetzt geſchehen muß. Patronatrechte ſind aber nirgend vorhanden; der Staat allein entſcheidet über die Beſetzung der Pfarren nach der Reihefolge der geprüften Candidaten und deren abgelegten Examen.

Die geringſten Pfarrſtellen tragen 400 Species (600 Thaler Preußiſch) ein, die meiſten aber 600 bis 800 Species, nicht wenige gehen jedoch darüber hinaus, denn es giebt Pfarreien, welche 2000 bis 3000 Species einbringen. Auf den ſonſt ſo wüſten Lofodeninſeln, jenſeit des Polarkreiſes, bringt die Pfarre ſogar, des Fiſchzehnten wegen, 4000 bis 6000 Species und die ſechs Pfarrer in Finmarken, welche unter Lappen und Fiſchern wohnen, haben Jahres-Einnahmen von 1200 bis 1500 Speciesthalern.

Digitized by Google

Ebenſo hohe und zum Theil noch höhere Einkünfte fallen den Sorenſcrivern zu, welche durch Sporteln und Reiſen ihre Einnahme auf mehrere tauſend Species jährlich zu ſtellen wiſſen. — In dieſen Einrichtungen liegen für Norwegen noch Uebelſtände, welche einer durchgreifenden Abhilfe bedürfen, die in der Folgezeit auch wohl nicht ausbleiben wird.

Directe Abgaben und Steuern ſind in Norwegen ganz abgeſchafft worden, denn ſelbſt die Grundſteuer iſt durch Storthingbeſchluß 1836 aufgehoben und das ganze Staatseinkommen auf den Ertrag der Bergwerke, der Abgaben von Fiſchereien und Handel, der Ausfuhr- und Einfuhrzölle und ſonſtiger indirecten Verwaltungseinnahmen begründet. — Die grundbeſitzende Bevölkerung ſetzte die Aufhebung aller directen Steuern, trotz des Widerſpruchs der Regierung, durch, denn ihr fielen die Vortheile davon zu, und bis jetzt iſt dies Syſtem von glücklichen Umſtänden begleitet worden, denn Ausfuhr und Einfuhr ſind bedeutend geſtiegen, Handel und Verkehr können die ihnen aufgelegte Laſt, obwohl nicht ohne großen Schaden und Nachtheil tragen und die genügſame Bevölkerung im größten Theil des Landes, welche wenig conſumirt, ihre Kleidung ſelbſt webt und in ihren Einſamkeiten meiſt zufrieden bei Haferbrod und Milch lebt, merkt nichts von den Steuern, welche auf alle Waaren geworfen ſind und dieſe vertheuern. Sollte jedoch einmal durch Krieg oder andere Umſtände die Einfuhr und Ausfuhr ſich bedeutend vermindern und Handelsſtockungen herbei führen, ſo würde die Erhaltung des Staatshaushalts in große Bedrängniß gerathen und der Fehler ſich deutlich genug heraus ſtellen, welchen man durch Aufhebung aller directen Steuern gemacht hat.

Die Gemeindeſteuern ſind an manchen Orten, namentlich in den Städten, dagegen oft ſehr drückend, beſonders zu Zeiten, wo durch Noth veranlaßt hohe Armenabgaben eintreten, die durch Heranziehung aller Bürger nach ihren Vermögensumſtänden aufgebracht werden müſſen. — In Bergen, wo die Gemeindelaſten am höchſten ſind, zahlten im Jahr 1845 mehrere Handlungshäuſer und Beamte bis 500 Species (das reiche Handelshaus Kunow und Sohn ſogar 1697 Species) an Gemeindelaſten. — Dieſe ungemein hohe Beſteuerung trifft zwar nur die reichſten, allein ſie giebt den Maßſtab, daß ein großer Theil der Bewohner nichts oder wenig geben kann, oder unterſtützt werden muß, was allerdings auch der Fall iſt, denn Norwegen iſt an ſich arm und kann bei dem Mangel an Induſtrie und der Ungunſt ſo vieler Verhältniſſe ſeiner Natur, ſeines Klimas und ſeiner Lage nur durch die thätigſte Benutzung aller ſeiner Hilfsquellen gedeihen.

Daß dies geſchehen iſt, und mit welchem Opfer die Nation ſich zu ihrer jetzigen glücklichen wohlgeordneten Finanzlage heraufgearbeitet hat, beweiſt die neue Geſchichte Norwegens. — Als es ſich 1814 von Dänemark trennte, war es gänzlich ausgeſogen, das Land war mit 25 Millionen Zetteln überſchwemmt, Silber faſt gar nicht vorhanden. Der Krieg um die Freiheit hatte abermals 14 Millionen gekoſtet, welche die Papiergeldmaſſe vermehrten, denn nirgend konnte man borgen; dazu beſtimmte der 6. §. des Kieler Tractats, daß Norwegen einen verhältnißmäßigen Theil der däniſchen Schulden übernehmen ſollte. — Als Unterpfand für die ganze Schuldenmaſſe des

Landes waren nur $4\frac{1}{2}$ Million Species als Werth des Grundeigenthums vorhanden. Die Zettel verloren daher allen Werth, ſelbſt als die Nationalverſammlung das Verſprechen leiſtete, ſie in beſſerer Zeit zu 375 Procent gegen Silber einzulöſen. — Im Jahr 1815 war die Noth aufs Höchſte geſtiegen, man mußte daher an ein energiſches Rettungsmittel denken, zu deſſen Ergründung der Bauernſtand zwar keine geeignete Finanzbeamte, aber viele praktiſche und patriotiſche zum Aeußerſten entſchloſſene Männer beſaß. Man ſah ein, daß man ein Mittel ſchaffen mußte, das Papier gegen Silber einzulöſen, ſobald der Inhaber es begehrte. Um nun dies zu können, wurde der verarmten Nation eine Zwangsanleihe von 2 Millionen Speciesthaler aufgebürdet, die den Grundfonds einer neuen Bank bilden ſollte, welche dafür vier Millionen Bankzettel in Speciesthalern fundirte und ausgab. — Die alte Zettelmaſſe ſollte damit eingezogen werden und 10 Reichsbankthaler-Zettel für einen Thaler Species der neuen Bankzettel gelten. Zur Deckung dieſer Operation wurde eine außerordentliche Steuer von 2 Millionen Reichsbankthalern ausgeſchrieben.

Eine ſo gewaltſame Maßregel griff tief in Eigenthum und Familienglück und brachte viel Elend und Verderben mit ſich. Die Härte ſchien jedoch unabwendbar zum Wohle des Ganzen, und wenn irgend etwas das ſchnelle Aufblühen des Staates begründen half, ſo war es dieſe gezwungene Bankoperation, deren ſpätere ſchwankende Durchführung, in Folge der lauten Klagen der Bedrängten, mehr Schuld an dem vielen Familienunglück hatte als die volle Strenge des Geſetzes.

Schon im Jahr 1818 erhoben ſich die Zettel der neuen Bank faſt auf pari, doch traten bis zum Jahr 1823 Schwankungen ein, wo der Storthing endlich die Auswechslung zum Courſe von 195 Procent befahl. Von jedem folgenden Storthing wurden dann die Courſe herabgeſetzt, der Unterſchied gegen Silber wurde immer geringer, bis im Jahr 1842 die Pariauswechslung geſetzlich feſtgeſtellt wurde. — Der Grundfond der Bank iſt nicht allein jetzt vollzählig, ſondern hat ſich durch einen Reſervefond von 725,914 Species vermehrt, und die Geſchäfte dieſer norwegiſchen Nationalbank, welche eine Zins-, Leih- und Depoſitobank iſt, ſind ſo einträglich, daß ihre Actien auf 150 Procent geſtiegen ſind und 7 bis 8 Procent tragen. — Seit dem Jahr 1840 iſt man darauf bedacht geweſen, auch die Silbermünze zu vermehren, und hat an dem Silberbergwerk Kongsberg, welches dem Staate jetzt einen jährlichen Ertrag von 30,000 Mark Silber und einen Ueberſchuß von jährlich 200,000 Species liefert, ein treffliches Mittel dazu. — Das Papiergeld, welches bis zu Zettel vom Werth einer norwegiſchen Mark, oder $\frac{1}{5}$ Species (9 Silbergroſchen preußiſch) reicht, wird aber im ganzen Lande gern genommen, und die Hauptbank in Trandſpee ſowohl wie ihre Comtoire in allen Handelsplätzen haben ſehr ſelten Zettel umzuwechſeln.

Mit Hilfe dieſer Bank, ihrer geſchickten Operation und des aufblühenden Handels ließ ſich nun die Finanzlage und die Wohlfahrt des Landes ſchnell und glücklich heben. Im Jahr 1814 hatte Norwegen an alten, verzinslichen Staatsſchulden 1,032,740 Speciesthaler zu tilgen, ſammt 91,000 Species aufgelaufenen Zinſen, dazu kamen 2,400,000 Species, welche der Staat

als Antheil an der däniſchen Schuld an Dänemark abzutragen hatte; endlich 2 Millionen vierprocentige Staatsobligationen. — Im Jahr 1823 beſaß Norwegen noch 5,197,128 Thaler Species Schulden; 1842 waren dieſelben aber ſchon bis auf 2,818,600 Thaler getilgt und gegenwärtig hat es bis auf einen geringen Reſt ſeine ganze Staatsſchuld abgetragen.

Mit Sorgſamkeit hat der Storthing dabei alle Wunden zu heilen geſucht, welche er nothgedrungen ſeinen Bürgern ſchlagen mußte. Er hat die bedrängten Grundbeſitzer unterſtützt, Capitalien zinslos oder gegen geringen Zins ausgeliehen, alle Ausgaben ſtreng überwacht, geſpart wo er irgend konnte und doch dabei die Wiſſenſchaften unterſtützt, den Handel durch gute Einrichtungen, durch Dampfſchifffahrt um ganz Norwegen, durch Anlegung von Häfen, Straßen u. ſ. w. gefördert; ſeit dem Emporblühen der Freiheit aber dafür geſorgt, daß die Bürger Norwegens jetzt nicht mehr die Hälfte der Laſten und Abgaben zu tragen haben wie unter der däniſchen Herrſchaft.

Die Viehzucht und der Ackerbau Norwegens ſind durch deſſen rauhe Unfruchtbarkeit in keiner allzu hohen Entwickelung. Ungefähr $\frac{1}{38}$ des Landes liegt in der Region des ewigen Schnees, aber auch die Höhe der Gebirge iſt durchaus wüſt und unbewohnt. Dazu kommt die geringe Bevölkerung, welche auf 5600 geographiſche Quadratmeilen kaum 1,300,000 Menſchen beträgt; durchſchnittlich auf die Quadratmeile 214; rechnet man jedoch die ſtädtiſche Bewohnerzahl = 130,000 ab, ſo bleiben nur 191 für jede geographiſche Meile im Lande. — Einzelne Landestheile ſind allerdings weit ſtärker bewohnt, namentlich der Süden, wo in den Grafſchaften Jarlsberg und Lannergaard 1401 Einwohner auf die Quadratmeile kommen, während in Nordland nur 90 und in Simmeken nur 30 Menſchen auf die Quadratmeile gezählt werden. — Hiernach richtet ſich Viehzucht und Ackerbau. — Nach Schweigaard's Statiſtik hatte Norwegen 1835: 113,163 Pferde, 644,414 Rinder, 1,028,945 Schafe, 184,518 Ziegen und 82,225 Rennthiere. Blom in ſeinem Werke über Norwegen giebt dagegen nach den Berechnungen der Commiſſion eine weit höhere Zahl an: 122,840 Pferde, 856,380 Rinder und 1,399,310 Schafe und Ziegen. Sicher iſt es aber, daß trotz der vielen Alpen- und Bergweiden jährlich Fleiſch, Butter und Käſe in bedeutenden Quantitäten in Norwegen eingeführt wird, wie die unten ſtehende Tabelle dies nachweiſt, welche den Beweis liefert, daß die Viehzucht nicht hinreicht, um mit ihren Producten für den Bedarf der Nation zu ſorgen.

Die Urſache, weshalb die Viehzucht nicht höher ſteigt, liegt in dem Futtermangel während des langen Winters. In den meiſten Gegenden liegen die Weiden oft viele Meilen weit von den Höfen und Kirchſpielen, wo die Heerden den Sommer über bleiben. Es iſt meiſt ſchwer und häufig unmöglich, genügenden Heuvorrath zu ſammeln und in die Thäler zu ſchaffen, um ſo mehr, da nur auf Pferden oder auf den Köpfen der Menſchen die Grasbündel von den Spellen herunter gebracht werden können.

Das Vieh lebt im Winter größtentheils von Blättern, Moos, Birkenzweigen, vom Abfall der Haushaltungen, ſelbſt von Pferdemiſt, an den

Digitized by Google

Küſten auch von Fiſchabgängen und bei Noth von den Strohdächern der Wohnungen, wo dergleichen ſind, denn meiſt beſtehen die Dächer aus Holz, das man mit Steinen und Erde belaſtet. Der dürftige Ackerbau liefert wenig Stroh zu Fütterung, und meiſt, wenn der Frühling kömmt, ſind die Thiere zu Skeletten abgezehrt, erholen ſich aber dann ſchnell auf den Bergweiden. — Im Süden des Landes iſt naturgemäß das meiſte Vieh zu finden und hier ließe ſich durch Errichtung von Meierhöfen viel für die Butter- und Käſeinduſtrie thun, was mehrere deutſche Landwirthe, die ſich angekauft haben, ſchon mit Glück verſuchten. — Die Normänner, an den uralten Gewohnheiten ihres Hirtenlebens klebend, ſind bis jetzt darin ſehr zurück geblieben, und friſche gute Butter wie guter Käſe eine Seltenheit in Norwegen, weshalb die Küſtenſtädte meiſt dieſe Producte aus Dänemark und Deutſchland beziehen.

So iſt es auch mit dem Ackerbau. — Weizen kommt nur wenig im Süden vor, Roggen wird etwas mehr gebaut, doch bei Weitem nicht genügend, für Gerſte und Hafer iſt zumeiſt das Land geeignet, Haferbrod mit Gerſte gemiſcht bildet daher die Hauptnahrung der Bauern, welche flache, ſehr dünne, fadſchmeckende Kuchen daraus backen (Fladbröd genannt), die in den Vorrathshäuſern aufgeſchichtet auf Jahr und Tag von einer Ernte zur andern reichen. — Nur in drückendſter Noth greift man noch zur Beimiſchung der der Geſundheit gefährlichen Birkenrinde, bei der Zunahme des Ackerbaues und des Wohlſtandes iſt jedoch das Berkabröd jetzt faſt vergeſſen, auch hat die Regierung die Bereitung deſſelben verboten, doch auch der zu häufige Genuß des Haferbrods bringt nicht ſelten eine ſchmerzhafte Krankheit hervor. Die Haferſtacheln, welche mit eingebacken ſind, ſetzen ſich in den Eingeweiden feſt und bewirken Entzündungen, die das Leben bedrohen können.

Nach den ſtatiſtiſchen Tabellen vom Jahr 1835 betrug das jährlich in Cultur geſetzte Ackerland in Norwegen 410,650 Tonnen (die Tonne = 10,000 Quadratellen; 20,736 Tonnen auf eine geographiſche Quadratmeile gerechnet). Blom in ſeinem 1843 erſchienenen Werke giebt 417,973 Tonnen Ackerland an, was $29,_{04}$ geographiſchen Quadratmeilen gleich käme. Da nun das jährlich beſäte Ackerland gewöhnlich als ein Viertel des ganzen urbaren Bodens angenommen wird, ſo würde dies 1,670,892 Tonnen Landes oder $116,_{16}$ Quadratmeilen betragen, was bei einem Geſammtflächenraum von 5571 Quadratmeilen ein ſehr ungünſtiges Verhältniß bildet; denn wenn auch, wie die norwegiſchen Statiſtiker behaupten, noch ein Mal ſo viel des Anbaues fähiges Land vorhanden iſt, ſo würde das Ganze doch nur $232,_{32}$ Quadratmeilen betragen, wobei außer Zweifel das beſte Land doch ſchon der Cultur überwieſen wurde.

Der Ackerbau ſelbſt iſt ſehr verſchieden vertheilt. Von den 417,973 Tonnen Fruchtland hat Agerhuusſtift allein mehr als die Hälfte (270,111 Tonnen); Chriſtianſand 62,750 Tonnen; Bergen 36,192; Trondhjemsamt, obwohl unter dem 63. und 64. Grad nördlicher Breite, 62,750; Nordland und Finmarken zuſammen nur 14,180 Tonnen. — Bemerkenswerth iſt, daß der Anbau der Cerealien an der Weſtküſte bis zum 70. Grad hinaufgeht, während er in Sibirien mit dem 60. Grad endet und auch in Schweden

nicht über den 63. Grad Korn gedeiht. — In Tromſöe, unter dem 69. Grad, kommt dagegen noch Roggen fort, Hafer wird am Altenfjord unter dem 70. Grad gebaut.

Den jährlichen Reinertrag giebt Blom durchſchnittlich nach den Berechnungen der Matriculirungs-Commiſſion auf 2,089,865 Tonnen Korn und 2,024,941 Tonnen Kartoffeln an. — Von dem gewonnenen Getreide ſind 56 Procent Hafer, 15 Procent Hafer und Gerſte gemiſcht, 23 Procent Gerſte und 6 Procent Roggen, Weizen und Erbſen. — Nach den ſtatiſtiſchen Tabellen für das Normaljahr 1835 werden 2,206,733 Tonnen Getreide nachgewieſen, wovon, die Ausſaat mit 410,000 Tonnen abgerechnet, ein Reinertrag von 1,796,085 Tonnen übrig bleibt.

Die Ernährung der Einwohner wird damit nicht vollſtändig bewirkt, wobei die zunehmende Bevölkerung und der ſtarke Verbrauch an Branntwein, der im Lande gebrannt wird, in Betracht kommt. Nach Schweigaard wurden von 1821 bis 1830 jährlich durchſchnittlich 729,069 Tonnen Getreide eingeführt, von 1831 bis 1835 jährlich 809,775 Tonnen; im Jahr 1838 aber, wo Miswachs eintrat, 1,265,604 Tonnen. — Ein bedeutender Theil des Handelsgewinns an der Ausfuhr muß daher jährlich für Getreideeinfuhr dem Auslande herausgezahlt werden.

Die Zahl der Ackerbauer hat ſich in den letzten Decennien bedeutend vermehrt. In vielen Gemeinden war der fruchtbringende Acker Geſammteigenthum der Gemeinden und wechſelte jährlich den Beſitzer. — Dieſer uralte Communismus diente jedoch zur Vernachläſſigung des Bodens, und ſchon im Jahr 1821 erließ der Storthing ein Geſetz über erbliche Theilungen der Aecker, welche in den nächſten 8 Jahren durchgeführt werden ſollten, zum Theil aber noch nicht zu Stande kamen. — Dagegen wurden manche große Güter parcellirt und zu lebenslänglicher Pacht ausgegeben, auch der Staat parcellirte und verwandelte die ihm gehörigen Pachtgüter in freies Eigenthum, wodurch die Zahl der Beſitzer anſehnlich vermehrt wurde. Von 1822 bis 1838 wurden auf dieſe Weiſe allein 3112 Bauerngüter parcellirt und verkauft. Vom Jahr 1825 bis zum Jahr 1835 vermehrte ſich die Zahl der Grundbeſitzer in Norwegen von 90,385 bis zu 105,000. — Der Grundwerth, welcher im Jahr 1802 nur 25½ Million Species betrug, war im Jahr 1839 auf 64 Millionen Species Silber geſtiegen.

Eine wohlthätige Einrichtung ſind die Getreidemagazine der Gemeinden, aus welchen jeder Ackerbauer Saatkorn erhalten kann, unter der Verpflichtung, es im Herbſt mit 12½ Procent Zinſen zurückzugeben. — Dieſer hohe Zins iſt jedoch drückend und ungerecht, beſonders da dem ärmſten Theil der Ackerbauer Hilfe geleiſtet werden ſoll, und läßt eine andere Organiſation wünſchen. Im Jahr 1835 waren in den Magazinen 87,600 Tonnen Getreide vorräthig.

Die Induſtrie iſt in Norwegen gering, beſonders aus Mangel an Arbeitskräften, wodurch der Arbeitslohn vertheuert wird, ſo auch durch die Natur des Gebirgslandes, welches die Verbindungen erſchwert. Trotz der ungeheueren Waſſerkräfte Norwegens bleibt dieſem meiſt die Concurrenz unmöglich. Mangel an Capital, Mangel an Unternehmungsgeiſt und Un-

kenntniß oder Abneigung gegen induſtrielle Thätigkeit, die in der ſtabilen Schwere dieſer an ein Naturleben und deſſen Beſchäftigungen gewöhnten Bevölkerung wurzeln, geſellen ſich dazu und bewirken nur langſame Entwickelungen. Hamburg und Altona verſorgen das Land mit allen nöthigen Vorräthen und Waaren und nehmen an Zahlungsſtatt dafür einen bedeutenden Theil der Fiſchwaaren ſammt Thran und Holz der Ausfuhr an. Der norwegiſche Handel iſt aber auch für Deutſchland kein beſonders heilbringender, denn lange Credite und die Unſicherheit der Zahlungen bringen viele Verluſte mit ſich. — Wie die Induſtrie Norwegens beſchaffen iſt, erſieht man aus den Tabellen, welche 3398 Sägemühlen und 366 Branntweinbrennereien angeben; ferner 193 Ziegelbrennereien, 79 Tabacksfabriken, 29 Fabriken von Tauwerk, 8 Papierfabriken, 5 Oelmühlen, 5 Pulvermühlen (darunter die des Staates in Kongsberg), 4 Zuckerraffinerieen, 3 Seifenſiedereien, 3 Kupferwalzwerke und 2 Eiſendrahtfabriken. — Es fehlt dem Lande danach jede Art von Manufactur für Wolle, Baumwollen- und Leinenwaaren, und ſelbſt das Beſtehende iſt meiſt noch in den Anfängen.

In den metalliniſchen Schätzen des Landes ſteht das Eiſen voran, und wenn auch Norwegen darin weder an Güte noch an Fülle des Materials dem benachbarten Schweden gleichkommt, ſo beſitzt es doch viele bedeutende Eiſenwerke, von denen im Jahre 1835 32,840 Schiffspfund Roheiſen, 8548 Schiffspfund Gußeiſen und 11,830 Schiffspfund Stabeiſen producirt wurden. — Das große Kupferwerk Röraas liefert jährlich 2000 Schiffspfund Kupfer von vorzüglicher Qualität, die von Engländern bearbeiteten Kupferwerke in Kaafjod, unter dem 70. Breitengrade, ſind dagegen unbedeutend und dem Untergange nahe. — Das Silberbergwerk Kongsberg haben wir ſchon erwähnt. — Ein großes Blaufarbenbergwerk iſt in Moduun. Dem norwegiſchen Bergbau ſehr nachtheilig iſt der Mangel an Steinkohlen. Alle Schmelzarbeiten müſſen mittelſt Holzfeuer verrichtet werden, was auf die Verminderung der Wälder zurückwirkt.

Die Einfuhr in Norwegen an gefärbter und roher Leinwand, grobem und feinem Segeltuch, wollenen und baumwollenen Manufacturwaaren und Seidenwaaren betrug im Jahre 1838 nahe an 2 Millionen Pfund, im Werthe von mehr als einer Million Speciesthaler. — Dazu Hanf 1,842,456 Pfund, Werg und Flachs 972,644 Pfund; Salz 361,404 Tonnen; Kaffee 2,459,674 Pfund; Zucker 3,555,291 Pfund; Taback 1,290,711 Pfund; Franzbranntwein, Rum und Arac 736,473 Pott; Wein 470,741 Pott; Fleiſch und Speck 934,255 Pfund, Butter 1,427,366 Pfund, Käſe 528,581 Pfund. — Hierzu kommt eine bedeutende Einfuhr von Oel, Seife, Fayençe und allen möglichen Arten kurze Waaren, Toilette- und Modeartikel, Hüte, Kleider u. ſ. w. ſammt 7 bis 800,000 Tonnen Getreide. — Der Geſammtwerth der jährlichen Einfuhr beträgt durchſchnittlich 4 bis 5 Millionen Silber-Species.

Den wichtigſten Theil der Ausfuhr liefert das Meer durch den Fiſchfang, Hummerfang u. ſ. w. Häringsfang wird an der ganzen Küſte getrieben und in guten Jahren 400,000 bis 500,000 Tonnen Häringe ausgeführt, wovon allein auf Bergen 300,000 Tonnen kommen. — Der Ka-

Digitized by Google

bliaufang auf den Lofodeninſeln und in Finmarken liefert jährlich 150,000 Schiffspfund Stockfiſch und Klippfiſch, dazu 30,000 Tonnen Thran und 20,000 Tonnen Rogen. — Hummer werden durchſchnittlich jährlich 600,000 vorzüglich nach England verkauft.

Der Holzhandel iſt kaum weniger gering. — Die Wälder Norwegens ſind jedoch zum Theil verwüſtet, eine geregelte Forſtcultur iſt nicht vorhanden, trotz der ungeheuern Vorräthe daher zu fürchten, daß dieſer Handel abnehmen wird, wenn der Staat nicht bei Zeiten ordnend einſchreitet.

Den Totalwerth der Ausfuhrartikel berechnet Schweigaard auf 6,230,000 Species, nehmlich: Werth der Fiſchwaaren: 2,480,000 Speciesthaler — 200,000 Laſt Holz: 1,680,000 Speciesthaler — Producte der Bergwerke: 530,000 Speciesthaler — Federn und andere wenig bedeutende Gegenſtände: 65,000 Speciesthaler. — Hiezu Frachtverdienſt: 1,470,000 Thaler.

Die Bilanz zwiſchen Ausfuhr und Einfuhr iſt ſomit ſehr günſtig für Norwegen, ſie kann es aber nur ſo lange ſein, als der Fiſchfang, namentlich der Häringsfang, einen ſo reichen Ertrag gewährt, wie dies in den letzten Decennien der Fall war. — Das Erſcheinen des Härings an der Küſte und das Zu- und Abnehmen der ungeheuren Häringsſchwärme, welche, um zu laichen, die Felſen und Klippen Norwegens aufſuchen, iſt daher von äußerſter Wichtigkeit für den Wohlſtand des Landes. Ganz Daſſelbe gilt für den Fang des Kabliaus im großen Weſtfjord, der dem Norden, bis Trondhjem hinab, reichlichen Verdienſt ſichert. Es ſind bei dieſem Fange wenigſtens 20,000 Menſchen beſchäftigt, eben ſoviele mit der Häringsfiſcherei.

Aus den Ausfuhr- und Einfuhrzöllen und den Schiffsabgaben zieht der Staat einen großen Theil ſeiner Einnahmen, und dieſe ſind bei wachſender Ein- und Ausfuhr ſtets im Steigen geblieben. Die Ausfuhrzölle ſind nach und nach bis auf die Hälfte herabgeſetzt worden und werden überdies in Zetteln entrichtet, was jetzt, wo das Papiergeld den Paricours hat, dem Silber am Werthe gleichkommt. Die Einfuhr bezahlt fünf bis fünfundzwanzig Procent vom Werth. — Im Jahre 1821 brachten die Zölle 90,190 Thaler Silber und 1,119,086 Speciesthaler Zettel; im Jahre 1822 aber ſchon 337,769 Speciesthaler Silber und 534,507 Speciesthaler Zettel; 1830 erreichten ſie 808,754 Speciesthaler Silber und 502,945 Speciesthaler Zettel; endlich 1838: 1,343,760 Speciesthaler Silber und 456,166 Speciesthaler Zettel.

Die Einfuhr hat demnach ungemein raſch zugenommen und auch die Ausfuhr trotz der ermäßigten Steuerſätze eine bedeutende Einnahme gebracht. — Das Geſammteinkommen des Staates iſt ſeit 1815 von 1,437,100 Speciesthalern auf 3,514,200 Speciesthaler geſtiegen, die Geſammtausgaben ſtiegen von 1,401,676 auf 2,242,300 Speciesthaler. — Es iſt daher in letzter Zeit regelmäßig ein Jahresüberſchuß von durchſchnittlich einer Million Speciesthaler der Nation verblieben und hat zur Abtragung der Staatsſchuld, zu Verbeſſerungen und Unterſtützungen aller Art und zur Anlage eines Reſervefonds verwendet werden können.

Das Aufblühen des Handels, der mit dem Auslande nur durch die Schifffahrt vermittelt werden kann, mußte dieſem Zweig gewerblicher Thätig-

Digitized by Google

keit beſonders nützlich werden. Die Handelsmarine hat ſich daher vortheilhaft gehoben, und die Billigkeit des Schiffbaues trug nicht wenig dazu bei, die Zahl der Fahrzeuge zu verdoppeln. — Es wurden in den Jahren von 1815 bis 1838 in Norwegen 1180 neue Schiffe gebaut, welche 27,231 Commerzlaſten Gehalt hatten. Durchgängig wird von Tannenholz gebaut und ſelten ein Schiff gekupfert, weil nur ſehr wenige zu Fahrten außerhalb der europäiſchen Meere dienen. — Die Schiffe ſind daher weniger dauerhaft, meiſt kleine Schoner und Slops, aber ſie genügen zum Härings- und Fiſchtransport und bedürfen nur eine geringe Bemannung. — Im Jahre 1809 beſaß Norwegen 1363 Schiffe von 53,734 Commerzlaſten, zu 6000 Pfund; im Jahre 1837 2373 Schiffe von 79,278½ Commerzlaſten und einer Bemannung von 12,349 Seeleuten, die zu den beſten unter allen Völkern gerechnet werden.

Der Hauptabſatz der norwegiſchen Producte geht in die weſt- und ſüdeuropäiſchen Länder. — Frankreich und Holland kaufen den größten Theil des Holzes, die Hauptmärkte für den Stockfiſch ſind in dem katholiſchen Süden: Italien, Frankreich, Spanien und Portugal, wo der Stockfiſch die gewöhnliche Faſtenſpeiſe bildet; den Thran verbraucht zumeiſt Deutſchland, der Fiſch-Rogen geht nach den Niederlanden und Frankreich (als Köder zur Sardellenfiſcherei). — Der Ertrag der Häringsfiſcherei fällt dagegen größtentheils den Oſtſeeländern, namentlich Rußland zu. — Hummer gehen ausſchließlich nach England; eine engliſche Geſellſchaft hat die Hummernfiſcherei gepachtet. — Der Handel in Norwegen wird von ungefähr 1800 Kaufleuten und 600 privilegirten Krämern getrieben, alle Bergwerkbeſitzer haben zudem ein (beſchränktes) Handelsrecht.

Große Sorgfalt hat der Staat auch ſeiner Kriegsmarine zugewendet und bedeutende Summen auf die Anlagen von Marineetabliſſements und den Bau von Kriegsſchiffen verwandt. Dies iſt jedoch nicht ohne vielfachen Widerſpruch Derjenigen geſchehen, welche die Herſtellung einer Kriegsflotte aus großen Schiffen für überflüſſig erklärten und ſich darauf beſchränken wollten, eine Flotte aus Kanonen- und Bombenſchaluppen zur Küſtenvertheidigung als das einzig Nützliche und Nothwendige zu halten. — Dieſe Meinung hat jedoch bis jetzt noch nicht durchdringen können, ſo wenig wie in Schweden und Dänemark, denn die Nationaleitelkeit, wenn man es ſo nennen will, treibt alle dieſe nordiſchen kleinen Völker an, Kriegsflotten aus großen Schiffen zu halten, obwohl ſie erſichtlich eine koſtſpielige Laſt ſind.

Im Jahre 1835 beſtand die Seemacht aus einer Fregatte von 36 Kanonen, einer Corvette von 20 Kanonen, 2 Briggs von 18, 4 Kanonirſchaluppen von 2, und 39 Kanonenböten von 1 Kanone.

Nach dem Etat von 1835 ſoll die Staatsmarine gebracht werden auf 3 Fregatten von 48 Kanonen, 1 Fregatte von 36, 2 Corvetten von 24, 2 Corvetten von 20, 2 Briggs von 18 Kanonen. Ferner auf 8 Kriegsdampfſchiffe, jedes von 100 Pferdekraft, 20 Kanonenſchoner, jeder von 2 ſchweren Geſchützen, 120 Kanonenſchaluppen, jedes zu 2 ſchweren Geſchützen oder Bombenkanonen, und 50 Kanonenjollen. — Die Koſten der noch zu erbauenden Schiffe wurden auf 2,715,822 Speciesthaler berechnet. — Fer-

Digitized by Google

tig ſind davon 1 Fregatte, 1 Corvette, 50 Kanonenſchaluppen und 11 Kanonenböte.

Die Flotte iſt in den Marineetabliſſementshäfen Frederikswären, Chriſtianenſund, Bergen und Trondhjem ſtationirt. — Das Material der Marine wurde in ſeiner Vollſtändigkeit auf 5,718,154 Speciesthaler veranſchlagt. Die Zahl des feſtangeſtellten Perſonals betrug 1090 Mann, darunter 100 Officiere. — Die Bemannung der ganzen Flotte erfordert 6000 Seeleute, in den Rollen als dienſtpflichtig eingetragen waren 28,648 Mann. — Linienſchiffe zu bauen hat man ſich glücklicher Weiſe nicht, wie Schweden und Dänemark, bewogen gefunden. Die jährliche Ausgabe für die Marine beträgt 350,000 Speciesthaler. — Das Landheer beſteht nach dem Geſetze vom 5. Juli 1816 aus 12000 Mann, darunter 2000 Mann geworbene Truppen und 10000 Mann Miliz, oder ſogenannte Diſtrictlinientruppen, die aus den Dienſtpflichtigen jedes Diſtricts ausgehoben werden. — Die Dienſtzeit iſt auf 5 Jahre, bei den Linientruppen und der Cavallerie auf 7 Jahre beſtimmt, vom 22. bis 27. Jahre des Lebensalters. Grundbeſitzer und Verheirathete haben das Recht, Stellvertreter zu kaufen. — Die Milizen werden in den Diſtricten zu jährlichen Uebungen und alle drei Jahre zu Brigade- und Corpsmanövern einberufen.

Außer den Milizen, welche eine Brigade Artillerie zu 1000 Mann, eine Brigade reitender Jäger zu 1000 Mann, und 5 Brigaden Infanterie zu 8000 Mann bilden, zu denen die 2000 geworbenen Truppen die Stämme bilden, beſteht in Norwegen ſeit 1839 eine Landwehr, in welche die ausgedienten Leute übergehen und die in Diviſionen zu 200 Mann getheilt 8968 Mann zählt.

Die ganze Heeresmacht Norwegens beträgt alſo 20,000 Mann und bedurfte 1816 zu ihrer Erhaltung jährlich 530,000 Speciesthaler; im Jahre 1839 dagegen 689,000 Speciesthaler. — Für Heer und Flotte werden ſomit jährlich 1,040,000 Speciesthaler verwandt, beinahe $\frac{1}{3}$ der Geſammteinkünfte des Staats, ein Verhältniß, was ſchon oft den Ruf nach Ermäßigung der Ausgaben bewirkt hat.

Feſtungen beſitzt das Land 6, nehmlich Fredricksſteen, Fredricksſtadt, Agershuus bei Chriſtiania, Chriſtianſand, Bergen und Trondhjem, und die Grenzfeſte Kongswinger, meiſt ſind es jedoch nur Forts, die bei jenen Städten liegen und von geringer Bedeutung ſind. — Die beſte Feſtung iſt das Land ſelbſt mit ſeinen Felſenwällen, wo eine entſchloſſene Bevölkerung ſich ſieghaft gegen weit größere Heere vertheidigen kann. Ob ein großer Waffenplatz, eine Centralfeſtung im Lande gebaut werden ſoll, iſt Gegenſtand langer Berathungen geweſen, ohne bis jetzt zum Beſchluß zu gelangen.

Mit der freien Verfaſſung und dem mannhaften Sinn des Volkes nicht im Einklange iſt es aber, daß in Heer und Flotte die Anwendung der Körperſtrafen fortbeſteht, und dieſe ſowohl wie die lange Dienſtzeit bedürfen der Umgeſtaltung.

Für Hebung der Wiſſenſchaften, für die Univerſität und den Schulunterricht hat der Staat Vieles gethan, doch bleibt bei der eigenthümlichen

Digitized by Google

Naturbeſchaffenheit des Landes noch Manches zu thun übrig. — Die Bevölkerung, meiſt ſpärlich über große Räume zerſtreut und in vereinzelten Höfen wohnend, kann in ſehr vielen Theilen des Landes keinen Gebrauch von Schulen machen, da es unmöglich iſt, die Kinder darin zu vereinen. Wandernde Schullehrer ziehen daher im Lande umher und ſammeln auf einige Wochen die Kinder der Umgegend in beſtimmten Höfen, wo ſie während dieſer Zeit in Koſt gehalten werden und ſo lange bleiben, bis der Lehrer weiter zieht. — Das Beſte muß bei dieſer Art von Unterricht von den Eltern ſelbſt gethan werden, die in dem langen Winter ihre Kinder belehren und Viel leiſten, da, wie ſchon angeführt wurde, ſelten jetzt ein Mann gefunden wird, der nicht leſen und ſchreiben könnte.

Das Budget der Ausgaben zeigt, daß 1839 für die Univerſität 21,000 Species verwendet wurden, für Schulen ſammt Kunſt- und wiſſenſchaftlichen Einrichtungen nur 11,722 Speciesthaler; für Medicinaleinrichtung 25,181 Speciesthaler. Dieſe Ausgaben ſind ungemein gering, obwohl beizufügen iſt, daß Univerſität und Schulen größtentheils bedeutende eigene Mittel beſitzen, die Bewilligungen des Staats alſo nur als Zuſchüſſe betrachtet werden müſſen. Für den eigentlichen Volksunterricht wird erſichtlich zu wenig gethan, was nicht der Fall ſein ſollte, da die Kinder der Bauern an den Schulen der Städte, an Univerſität u. ſ. w. keinen Theil nehmen können, im Fall die Eltern nicht vermögend genug ſind, ihre Söhne in die Städte zu ſchicken.

In dieſen beſtehen meiſt Mittelſchulen und Gemeindeſchulen, wo der Unterricht unentgeltlich ertheilt wird. — Die größeren Städte haben gelehrte Schulen (Kathedralſchulen oder vollſtändige Schulen), welche vom Staate unterſtützt werden, der die Lehrer feſt anſtellt und gut beſoldet, und deren Schüler mit dem Zeugniß der Reife zur Univerſität abgehen. Dieſe wird ſo zahlreich beſucht, daß immer 7 bis 800 Studirende ſich in Chriſtiania befinden. Immatriculirte Studenten zählte man 1841 nicht weniger als 1912, wozu noch 641 kamen, die ohne Matrikel Vorleſungen hörten, gewöhnlich aber iſt nicht die Hälfte beiſammen, ſondern lebt im Lande zerſtreut, kommt und geht nach Gefallen, da keine Zeit vorgeſchrieben iſt, binnen welcher die Univerſitätsſtudien abgethan ſein müſſen.

Die große Anzahl der Studirenden bewirkt in dem Lande mit nur 1,200,000 Einwohnern eine Ueberzahl von Candidaten, welche unmöglich alle angeſtellt werden können, allein ſie iſt der Bildung günſtig, welche mit ihrer Hilfe in die Nation bringt, da ein bedeutender Theil dieſer Jugend in die gewerblichen Stände zurückkehrt und allerlei Lebensbeſchäftigungen ergreifen muß, weil der Staatsdienſt nur einen Theil aufnehmen kann.

Acht und zwanzig Profeſſoren und Lectoren (unſeren außerordentlichen Profeſſoren gleich) ſind bei der Univerſität angeſtellt und beziehen Beſoldungen von 600 bis 1800 Species (der Species 1½ Thaler preußiſch). Aller Unterricht iſt öffentlich und unentgeltlich, keinerlei Gebühren ſind dafür zu entrichten, ebenſo wenig wie für Examina, Erreichung der akademiſchen Grade u. ſ. w., was einen großen Unterſchied zu den bei uns geltenden Einrichtungen bildet, armen Studirenden aber ihr Studium und

Fortkommen ungemein erleichtert. — Zu den bedeutendſten Lehrern der norwegiſchen Univerſität gehören der Aſtronom und Phyſiker Hanſteen, der Geognoſt Keilhau, die Hiſtoriker Kaiſer und Munch und der Lehrer der Staatswiſſenſchaften und Statiſtik Schweigaard. — Die Univerſität beſitzt ſchöne wiſſenſchaftliche Sammlungen, eine Bibliothek von 180,000 Bänden und verdient überhaupt als ein ſchönes Denkmal der Aufklärung und Bildungsliebe der Nation gerühmt zu werden, die, arm und bedrängt, wie ſie war, in ſchwerſter Zeit eine Million Reichsthaler an Geld und Naturalien zuſammenbrachte, um die Hochſchule zu begründen. Auch die Literatur hat mit der wachſenden Bildung der Nation zugenommen, obwohl ihr bedeutende Schwierigkeiten entgegenſtehen, denn eine Nation, deren Sprache nur von wenigen Millionen Menſchen geſprochen und verſtanden wird, hat einen beſchränkten Wirkungskreis für die Producte ihrer Gelehrten, ihrer Dichter und Tagesſchriftſteller. — Das Ausland verſteht kein Norwegiſch, daher müſſen alle Bücher, welche allgemein verſtändlich werden ſollen, deutſch oder franzöſiſch geſchrieben oder überſetzt werden; da jedoch das Norwegiſche eigentlich keine beſondere Sprache bildet, ſondern dem ſkandinaviſchen Stamme gemeinſam angehört und namentlich mit dem Däniſchen bis auf wenige Abweichungen in Mundart und Betonung zuſammentrifft, ſo iſt das eine weſentliche Begünſtigung für die gegenſeitigen Entwickelungen der drei verwandten Völker. — Es mag wahr ſein, daß dabei die beweglicheren, in Kunſt und Wiſſenſchaft weiter gebildeten Dänen für jetzt noch den größten Vortheil ziehen und däniſche Bücher, Journale und Schriften in viel größerer Zahl nach Norwegen kommen als umgekehrt norwegiſche nach Dänemark; es iſt dies aber eine nothwendige Folge der Verhältniſſe beider Völker, welche ſich erſt ſpäter ausgleichen kann, wenn der noch junge norwegiſche Staat, in dem bis jetzt für Kunſt und äſthetiſche Bildung wenig geſchieht, mehr in dieſer Richtung leiſtet und durch Aufmunterungen und Unterſtützung junger Talente die Vortheile zu paralyſiren ſucht, welche die Dänen mittelſt ihrer großen Hauptſtadt Kopenhagen und deren Centraliſation aller geiſtigen Kräfte durch reiche Sammlungen und Hilfsmittel, durch Hof und Adel wie durch eine ſeit Jahrhunderten ihnen von den weſtlichen größeren Nationen, namentlich von Deutſchland aus überkommene wiſſenſchaftliche und künſtliche Bildung beſitzen.

Die Fortſchritte, welche Norwegen gemacht hat, zeigen ſich in der Zunahme der Buchdruckereien und Buchhandlungen im Lande. Im Jahre 1807 beſaß es nur vier Druckereien, jetzt ſind allein in Chriſtiania 15, überhaupt aber giebt es 37. — Zu jener Zeit erſchienen in ganz Norwegen nur vier dürftige Wochenblätter in den vier Stiftsſtädten, jetzt 23 Zeitungen und Wochenblätter und überdies 13 äſthetiſche und gelehrte Zeitſchriften. — Sogar bis Tranſoe und Hammerfeſt, den äußerſten der Finmarken, iſt die Druckerpreſſe gedrungen und verbreitet die Tagesliteratur in die Winkel und Buchten der Fjorde. — Der Anfang zu einer nationalen Kunſtſammlung iſt im Schloſſe zu Chriſtiania gemacht, in vielen Städten ſind Muſeen errichtet und reger Eifer macht ſich durch Privatvereine geltend, welche zur Unterſtützung der Künſte zuſammentreten, die Liebe zur Muſik fördern, die

Schauſpielkunſt begünſtigen, Theater bauen und ſtatt der alten rohen Luſt an lärmenden Gelagen den Geſchmack zu läutern und zu bilden ſuchen.

Bemerkenswerth iſt es, daß unter allen ſkandinaviſchen Völkern die Norweger zumeiſt ſich zu Deutſchland gezogen fühlen. — Deutſches Wiſſen und deutſche Kunſt und Geſittung erregt ihre beſondere Aufmerkſamkeit. — Auf Koſten der Regierung reiſen öfter befähigte Männer nach Deutſchland, um dort den Zuſtand der Staatseinrichtungen, der Schulen, der Gefängniſſe u. ſ. w. kennen zu lernen und Bericht zu erſtatten. Die deutſche Sprache wird überall gelehrt, und der gebildete Theil der Nation verſteht jene nicht allein und lieſt deutſche Bücher, Viele ſprechen auch deutſch mit Vollkommenheit.

Daß der bei Weitem größte Theil des Volks ein ſtilles Naturleben in dem rauhen, zum Theil ſo öden und unfruchtbaren Lande lebt, geht aus dieſer Schilderung ſeiner Zuſtände hervor. Genügſamkeit, Beharrlichkeit und Ausdauer, errungen im ſteten Kampfe mit der Natur, Einfachheit der Sitten, Redlichkeit und verſtändige Tüchtigkeit ſind ſeine Tugenden; ſeine Fehler beſtehen in Streitluſt, Liebe zum Trunk und zur Trägheit und allen den Eigenſchaften, die einem Naturvolke ankleben. — Der Norwege iſt meiſt von mittler Größe, aber ungemein muskelkräftig, gewandt und biegſam (mit Ausnahme der Fiſcher) und in allen Leibesübungen geſchickt. — Jeder weiß mit dem Feuergewehr umzugehen, denn in jeder Hütte findet man Waffen zur Jagd des Bärs, Wolfs, Rennthiers und anderen Wildes. Die Jagd iſt überall frei und kühnere Jäger wie beſſere Schützen ſind nicht leicht zu finden als unter den Gebirgsbewohnern. Jeder Landmann iſt auch Fiſcher, denn ſein Lebensunterhalt muß zum Theil aus den Seen und Flüſſen genommen werden; ſo iſt er auch Hirt und treibt ſeine Kühe und Ziegen als Senne über die Gebirge, denn der Ackerbau kann ihn nicht genugſam beſchäftigen. Es kommt nur auf ſeinen Wohnplatz an, ob er mehr Fiſcher, Jäger, Ackerbauer oder Hirt ſein muß, aber er vereinigt meiſt alle dieſe Eigenſchaften, und dieſe verſchiedenen Thätigkeiten geben ſeinem Körper eine beſondere elaſtiſche Kraft, welche ſich häufig in ſeiner ſchönen Gliederung und Lebensfülle ausdrückt.

Schlau im Handel, iſt der Norwege immer geneigt, Vortheile zu machen, wie er kann, aber ſein Wort und ſein Handſchlag gelten ihm heilig und ſehr ſelten findet der Bruch einer gegebenen Zuſicherung ſtatt, mag ihre Erfüllung auch noch ſo unvortheilhaft ſein. — Der Genuß des Branntweins hat ſich in neuerer Zeit ſehr gemindert, je mehr das Volk zur Einſicht und zum Gebrauch ſeiner politiſchen Freiheit gelangt; immer aber bleibt es eigenthümlich, daß vor zwei Jahren der Storthing einen Beſchluß faßte, alle Brennereien zu verbieten und die Einfuhr von Branntwein und Spirituoſen gänzlich zu unterſagen. — Man ſah bald ein, daß ein ſolches Geſetz nicht durchzuführen ſei, und wird mit Recht der wachſenden Volksbildung die Beſeitigung der Misbräuche und der Freiheit die Selbſtbeſchränkung und Beherrſchung der Neigungen überlaſſen. Mäßigkeitsvereine und das Anſehen der Geiſtlichkeit bewirken ſehr viel hierbei. — Die Geiſtlichkeit iſt in Norwegen in hoher Achtung und greift durch ihre Stellung auch tief in das po-

Digitized by Google

litiſche Leben des Staats, denn hier iſt jeder Geiſtliche Wähler und wählbar. In ſeinem Hauſe werden alle Gemeindeverſammlungen gehalten, die Gerichtsverſammlungen, die Wahlverſammlungen, auch die Armen- und Schulpflege ruht in den Händen des Pfarrers, er iſt bei allen öffentlichen Angelegenheiten die unentbehrliche Perſon. — Ein Volk, das meiſt in Natureinſamkeiten zwiſchen Felſen und Klippen wohnt, muß die religiöſe Gläubigkeit wohl ſtrenger bewahren und wird ſo leicht ſeine einfachen ererbten Traditionen von dem Weſen der Göttlichkeit nicht durch den Skepticismus unſerer Zeit und Aufklärung anfechten laſſen. — Die Norweger ſind fromme Chriſten. In der elendeſten Hütte findet man Bibel und Geſangbuch, und wer irgend kann, wird Sonntags die Kirche beſuchen und vielleicht 3 oder 4 Meilen beim ſchlechteſten Wetter zurücklegen. — Trotz dieſer Frömmigkeit iſt die Zahl der unehelichen Geburten nicht gering in Norwegen, denn ſie verhält ſich wie 1 zu 14. — Die nächtlichen Beſuche, welche in anderen Bergländern, wie in Tyrol, noch üblich ſind, kommen auch in Norwegen vor, namentlich im inneren Lande, wo am Sonnabend jeder Bauerburſche ſein Schätzchen in der Sennenhütte aufſucht. — Uneheliche Kinder werden durch die nachträglich geſchloſſenen Ehen der Eltern legitimirt, aber der wohlhabende Bauer wird ſich ſelten entſchließen können, die Ehe ſeines Sohnes mit der Tochter eines Beſitzloſen zu geſtatten. Die Bauernariſtokratie hält ſolche Ehen unter ihrem Stande für eine große Schmach, und in dieſem freien Lande herrſcht zwiſchen Beſitzenden und Beſitzloſen eine kaſtenmäßige Abtrennung, die häufig Urſache zu ſchweren Verbrechen wird. Die Ehe ſelbſt iſt in Norwegen ſehr ſchwer zu löſen, Scheidungen kommen daher ſelten vor. Haben weltliche und geiſtliche Behörden vergebliche Sühneverſuche gemacht, ſo wird ein Contract wegen Theilung der Güter und Erziehung der Kinder abgeſchloſſen, nach deſſen Vollziehung der Amtmann eine Scheidung von Tiſch und Bett ausſpricht, welche drei Jahre dauert, worauf erſt, im Fall ein nochmaliger Sühneverſuch misglückt, eine völlige Eheſcheidung beim Könige nachgeſucht werden kann, der über jeden Fall zu entſcheiden hat. Die Zahl der Ehen in Norwegen beläuft ſich auf 103,500, unter 1000 Einwohnern ſind 322 verheirathet.

Wie die Religion mit dem politiſchen Recht verbunden iſt, erweiſt ſich, daß nur mit beigebrachtem Communionſchein der Bürger ſein bürgerliches Gewerbe anfangen kann, ohne dieſen Schein kann kein Eid geleiſtet und kein gültiges Zeugniß abgelegt werden. Jedes Kind muß wenigſtens ein Jahr den Unterricht des Pfarrers beſuchen, und wer erwieſener Maßen Dies verſäumt hat, kann ins Zuchthaus geſchickt und dort dazu angehalten werden.

Wie ſehr die Städte ſich vom Lande unterſcheiden, ſieht man daran, daß in Chriſtiania 1 Angeklagter auf 63 Einwohner kam; in Bergen 1 auf 71, in Trondhjem 1 auf 97. In Bergenſtift dagegen 1 auf 1403; in Trondhjemsamt 1 auf 1160 und in Nordland 1 auf 2260. — Diebſtahl iſt das überwiegende Verbrechen; es erfolgten 788 Anklagen deswegen; wegen Mord und Todtſchlag 10, Mishandlungen 33, Fälſchungen 35, Straßenraub 7, fleiſchliche Vergehen 29.

Das Klima Norwegens iſt trotz der nördlichen Lage doch meiſt geſund

Digitized by Google

und nur im hohen Norden und an den Küſten einer langen Lebensdauer nachtheilig. Verlöre das Land nicht durch Seefahrt, Fiſcherei und andere gefährliche Gewerbe jährlich eine bedeutende Zahl kräftiger Männer, ſo würde ſeine Bevölkerung raſcher zunehmen, als es der Fall iſt. Unter den Fiſchern, namentlich in Bergenſtift, iſt die fürchterliche Krankheit erblich, welche in alter Zeit Ausſatz genannt wurde, noch jetzt an den Küſten des Mittelmeers ſich findet und von den Aerzten elephantiasis orientalis, in Norwegen Lepra und Radezyge genannt wird. Es iſt eine allgemeine Säfteverderbniß, die in Folge der Fiſchnahrung und der Lebensweiſe in Wind, Wetter und Näſſe entſteht, zu der ſich örtliche Urſachen geſellen, um den Ausbruch zu bewirken. In Bergen iſt ein Lazareth für Leprakranke; glücklicher Weiſe hat das Uebel in neueſter Zeit durch die Sorgfalt der Regierung abgenommen, und dieſe günſtige Aenderung würde ſich deutlicher machen, wenn die Fiſcher zu größerer Reinlichkeit, vermindertem Branntweingenuß und verbeſſerter Nahrungsweiſe geführt werden könnten. — Was die Lepra am ſüdlichen Theile der Küſten ſchadet, thut im hohen Norden der Skorbut. Viele, die in Finmarken einwandern, ſterben auch an Lungen- und Bruſtkrankheiten, dagegen iſt das innere bewohnte Land, ſelbſt im hohen Gebirge, geſund; von Cretins weiß man Nichts und nach den Tabellen von 1835 lebten damals 34,749 Menſchen im Lebensalter zwiſchen 70 bis 80 Jahren, 10,916 zwiſchen 80 und 90 Jahren, 1007 zwiſchen 90 und 100 Jahren und 41, welche über 100 Jahre zählten. — Das Verhältniß der Geburten zu den Sterbefällen ſtellte ſich wie 163 zu 100; die Sterblichkeit zur Geſammtbevölkerung wie 1 zu 51, während in den meiſten Ländern Europas dies Verhältniß wie 1 zu 40 und noch ungünſtiger iſt.

Die Bewohner Norwegens gehören alle demſelben germaniſchen Stamme an, welcher die große Halbinſel und die Inſeln zwiſchen Oſtſee und Nordſee einſt in Beſitz nahm; nur im äußerſten Norden wohnen an den Küſten einige Tauſend eingewanderte Finnländer, welche den Namen Quäner tragen, und auf den Alpen wandern Lappen umher. Der ganze Lappenſtamm zählt jedoch jetzt kaum mehr 8000 Köpfe und iſt ſichtlich im Ausſterben begriffen. Nur der reichere Theil dieſes merkwürdigen Volks lebt ein Hirtenleben auf den Alpen, und ihm gehören die 80- bis 100,000 Rennthiere, deren Milch, Fleiſch und Blut ihnen Nahrung giebt und deren Felle und Sehnen ſie bekleiden. Eine Lappenfamilie braucht zu ihrer Erhaltung eine Heerde von wenigſtens 2- bis 300 Rennthieren; es giebt jedoch mehrere, die ebenſo viel Tauſende beſitzen. Für die Sommerzeit kommen ſie an die Küſten herunter, weil auf den Alpen Myriaden Fliegen und Inſecten die Rennthiere und den Menſchen peinigen. Sobald der Winter eintritt, verlangt die Heerde aber nach der Schneewüſte der Gebirge und würde entfliehen, wenn man ihrem Inſtinct nicht genügte. So wird der Lappe zum Wandern gezwungen, er hängt mit dem Rennthiere feſt zuſammen und bleibt Nomade, ohne je zu einem feſten Wohnſitz zu gelangen. Der ärmſte Theil des Stammes lebt dagegen als Fiſcher an den Küſten; Andere beſchäftigen ſich mit der Jagd und bauen ſich an geſchützten Stellen an, Alle aber entfliehen unfehlbar dieſer Lebensweiſe und kehren zum Rennthier und zu den Alpen

Digitized by Google

zurück, ſobald irgend ein Glücksfall ihnen die Mittel giebt, das Hirtenleben beginnen zu können, was ſtets das ſehnſüchtige Ziel ihrer Wünſche bleibt. Die norwegiſche Regierung hat ſich viel Mühe gegeben, den Stamm zu einer höheren Cultur zu führen. Ein Seminar iſt in Trondenäes errichtet worden, wo junge Lappen zu Schullehrern gebildet werden, und ſeit einer Reihe von Jahren wandert der Probſt Stockfleth in den Lappmarken als Miſſionair umher, ſie zu unterrichten und ihre Begriffe zu läutern. Der größte Theil dieſer Bemühungen iſt jedoch vergebens, theils weil Nomaden keine Cultur annehmen können, theils weil trotz des aufgeweckten Sinnes und der unleugbaren Verſtandeskräfte, welche die Lappen beſitzen, ihre Liebe zum Branntwein wie ihre Neigungen zum roheſten Naturleben ſich dagegen ſträuben, endlich auch: weil die tiefe Verachtung, welche der Normann vor jeder Berührung mit den Lappen ſeit den älteſten Zeiten hegt, jetzt zwar durch Einwirkung der Geſetze ſo weit gemildert iſt, daß man ſie nicht mehr verfolgt und den Thieren gleichſtellt, aber doch immer groß genug bleibt, um ſie als untergeordnete, ekelhafte Weſen zu behandeln. Jede Verbindung mit ihnen iſt ein Verbrechen gegen die Geſellſchaft, und wenn ein Normann ſich wirklich einmal mit einem lappiſchen Mädchen verheirathet, kann er nichts Beſſeres thun als mit ihr in die Gebirge ziehen, denn Jedermann meidet ſeinen Umgang.

Chriſten ſind ſie Alle, doch haben ſie noch immer eine geheime Zuneigung zu ihren alten Göttern und den heiligen Plätzen im Gebirge (den Seitas), wo jenen einſt geopfert wurde. Die Regierung hat ſechs Prediger in den Finmarken angeſtellt, welche unter den Lappen wohnen, die ſich im Winter zum Theil bei den Pfarrhäuſern ſammeln, wo ihnen mit Hilfe eines Ueberſetzers die Predigten verdeutlicht werden. Die Sprache der Lappen zu erlernen iſt äußerſt ſchwierig, denn ſo klein an Zahl das Volk iſt, beſitzt es doch mehrere verſchiedene Dialekte, von denen der eine vom andern bis zur Unverſtändlichkeit abweicht. Die Pfarrer werden aus dem Zehnten der Lappen und von der Regierung beſoldet und bleiben gewöhnlich jetzt nur 6 Jahre in ihren Stellen, da es öfter vorgekommen, daß der traurige Aufenthalt und die Einwirkungen des Klimas Tiefſinn und frühen Tod veranlaßt haben. Der Pfarrer in Kauto-Kaind, dem auch die Filiale am Porſanger-Fjord und auf Mageröe, dicht am Nordcap, zuſtehen, hat, wenn er einmal einen geſitteten Menſchen ſehen will, zwanzig norwegiſche oder dreißig deutſche Meilen durch die Alpenwüſte zurückzulegen, was nur im Winter mit Hilfe des Schnees und der Rennthierſchlitten geſchehen kann.

Die Regierung erhebt von den Lappen eine Abgabe und läßt auf den Jahrmärkten in den Fjorden ihre Streitigkeiten von den Sorenſkrivern und Voigten richten, welche reichliche Sporteln dafür einziehen. — An baarem Silbergeld geht Norwegen jährlich eine nicht unbedeutende Summe verloren, weil die Lappen ihre Rennthiere nie anders als gegen Species verkaufen, jeder Familienvater aber ſeine Erſparniſſe, welche zuweilen mehrere hundert und tauſend Thaler betragen, heimlich in den Gebirgen vergräbt und meiſt ſtirbt, ohne daß Frau und Kinder den Ort kennen. — Die Rennthiere werden im Herbſt, wo ſie fett ſind, in Tromſöe und auf den Jahrmärkten für 3 bis 4

Species verkauft. Ihr Fleiſch, dem Hirſchfleiſch ähnlich, iſt ſehr ſchmackhaft. Die Schinken werden geräuchert und gebraten; Milch und Käſe der Rennthiere genießen nur die Lappen.

Tromsöe und Hammerfeſt ſind die beiden Handelsplätze der Finmarken, von denen aus ein ſteigend wichtiger und vortheilhafter Handel mit Thran und Fiſchen getrieben wird. Beide Städte ſind im vorigen Jahrhundert angelegt. Tromsöe hat jetzt 2000 Einwohner, Hammerfeſt 600. Es werden aus Tromsöe jährlich durchſchnittlich 120,000 Vaage Fiſch ausgeführt (die Vaage 37 Pfund) nebſt 4000 Tonnen Thran, daneben Rennthierhäute, Bären-, Ziegen-, Fuchs- und Otternfelle, nebſt Federn u. ſ. w. Die ungeheure Menge der Seevögel, Möven und entenartigen Vögel wie auch die bekannten Eidervögel bieten für Nordland noch mehr wie für Finmarken einen vortheilhaften Handelsartikel. Die Ruſſen verſorgen von Archangel und Kola aus die Finmarken mit Mehl, Hanf, Hülſenfrüchten und anderem Bedarf und kaufen dafür Salzfiſch. Rußland hat 1828 einen höchſt günſtigen Handelsvertrag abgeſchloſſen und würde gern ſeine gewaltige Hand über dieſe fiſchreichen Küſten ausſtrecken, wogegen die Kaufleute, ihrer Handelsvortheile wegen, wenig einwenden würden, ſie laſſen ihre Kinder ſchon jetzt meiſt in Archangel erziehen, allein die Großmächte, namentlich England, würden ſchwerlich je in eine ſolche Erwerbung willigen. Die Finmarken bringen Norwegen keine unbedeutende Summe an Steuern ein, welche auf 100,000 Species veranſchlagt werden. Auf den Klippen in den Sunden, auf den zahlloſen Inſeln und in dem Dunkel der Fiorde wohnen Kaufleute, die privilegirte Handelsſtellen beſitzen. Dieſe Kaufleute ſind die eigentlichen Herren der Finmarken. Sie verſorgen die Fiſcher mit Lebensmitteln und Branntwein und nehmen dafür ihren Fang als Zahlung an; Jahr aus Jahr ein borgen ſie Lappen, Quänern und Normännern ihre Waaren, halten ſie ſtets in ihren Schuldbüchern und machen ſie ganz von ſich abhängig. Daſſelbe Verhältniß beſteht auch zwiſchen den Kaufleuten in Tromsöe und Hammerfeſt und der umwohnenden Bevölkerung. Die Kaufleute ſchicken ihre Böte und Schiffe zum großen Fiſchfang auf die Lofoden, ſenden ihre Yagden mit Fiſch und Thran nach Bergen und ſetzen ſie dort gegen Lebensbedarf und Geld um. Aber aller Handel in den Finmarken zwiſchen Kaufmann und Fiſcher iſt Tauſchhandel; Normänner, Quäner und Lappen ohne Unterſchied bekommen nie Geld, ſondern nur Branntwein, Mehl u. ſ. w.; die Folge iſt, daß ſie in tiefſter Armuth leben und phyſiſch und moraliſch verderben, weil wuchernde Kaufleute und Richter ſie auspreſſen. Die Kaufleute auf den Klippen und Inſeln beſitzen dagegen zuweilen ein Vermögen von 100,000 Species und mehr. So giebt es auch in Tromsöe und Hammerfeſt ſehr reiche Handelsherren, die Maſſe des Volks bleibt jedoch die elendeſte und ärmſte, und ſelbſt der normänniſche Stamm entartet unter dieſem Himmel und dieſen Verhältniſſen.

In Hammerfeſt herrſcht eine zwei Monate andauernde Nacht und ebenſo lange verſchwindet im Juni und Juli die Sonne nicht vom Horizont; in Tromsöe verkürzt ſich dieſe Zeit auf die Hälfte. Wenige geſchützte Stätten ſind des Anbaues für Kartoffeln und Hafer fähig, über den Altenfiord hinaus

Digitized by Google

wächſt Nichts mehr. Alle Bedürfniſſe müſſen zur See herbeigeführt werden; die kleine Zahl der Kaufleute bekömmt aber von Hamburg nicht allein das Nothwendige, ſondern auch ſämmtliche Luxusartikel der civiliſirten Welt, und man trifft in ihren Häuſern ebenſo wohl Bronceuhren wie Wiener Flügel, während dicht daneben die Erdhütten der Fiſcher und vielleicht nicht weit davon die Gammen oder ſpitzigen Leinenzelte der Lappen ſtehen.

Beſchreibungen des Lebens der Norwegen und des Lebens der Bewohner der Finmarken findet man in Leopold von Buch's Reiſe und in dem neuen Werke von Th. Mügge: Reiſe durch Skandinavien. — Wer möchte hier wohnen, ruft Leopold von Buch aus, wären die Fiſche nicht im Meere! Nur der Kaufmann kann es. Skorbut, Heimweh, tiefe Niedergeſchlagenheit des Geiſtes und Verzweiflung legen die Meiſten in ein frühes Grab. Wer kann mit einem geiſtigen Drange in der Bruſt hier leben unter ewigen Nebeln, Stürmen, Klippen und Wüſten?! Faſſen wir jedoch die Geſammtverhältniſſe Norwegens zuſammen, ſo leuchtet uns die glückliche Entwickelung des Landes, hervorgerufen durch ſeine das Volksleben kräftigende Verfaſſung in zahlloſen Fortſchritten entgegen. Der innere Ausbau ſtaatlicher Organiſationen, gegründet auf einer vollkommenen Freiheit der Bewegung und der lebendigen Theilnahme der Nation an Allem, was ihr Wohl betrifft, kann erſt nach und nach durch Verwandlung der Geſetzgebung und alter Einrichtungen mit Rückſicht auf die eigenthümlichen Verhältniſſe des Landes und ſeiner Bewohner vom Storthing bewirkt und vom geſunden Sinne des Volks unterſtützt werden. Vieles bleibt dafür noch übrig, aber es giebt ſehr wenig wahrhaft Zeitgemäßes, Förderndes und eines freien Volkes Würdiges, was nicht wenigſtens ſchon angeregt und vorbereitet worden wäre.

Schließen wir hier mit dem Lobe, welches Blom ſeinem Vaterlande mit voller Berechtigung ſpendet: Das Reſultat der 26 Jahre, ſagt er, ſeit welchen Norwegen ſich ſeiner Verfaſſung erfreut, iſt: daß von der Staatsſchuld, die 1823 noch 5,197,128 Speciesthaler betrug, die größere Hälfte getilgt iſt. Die Activa des Staats haben ſich dabei auf 7,664,300 Speciesthaler vermehrt und überſteigen die Paſſiva um 1,800,000 Species. Die Staatseinkünfte ſind von 1,437,100 Speciesthaler auf 3,514,200 und die Ausgaben von 1,401,676 auf 2,242,300 Species geſtiegen. Die directen Steuern, welche im Jahre 1816 noch 600,000 Speciesthaler betrugen, ſind nach und nach vermindert und 1836 ganz abgeſchafft, die Ausfuhrzölle und mehrere indirecte Abgaben bis auf die Hälfte heruntergeſetzt worden. Die Staatscaſſe hat frühere Communallaſten bis zur Höhe von 120,000 Species zu tragen übernommen; die alten werthloſen Bankzettel ſind eingelöſt und eine neue Bank iſt errichtet worden, deren Zettel al pari ſtehen, deren Actien mit 150 Procent bezahlt werden und eine jährliche Dividende von 7½ Procent geben. — Die Armee iſt mit Kleidern und Waffen verſehen, die Zeughäuſer ſind gefüllt, ein koſtbares Marine-Etabliſſement iſt im Entſtehen, Kriegsſchiffe werden jährlich gebaut, die Küſte hat neue Leuchtthürme erhalten, welche ſtets vermehrt werden; eine Dampfſchifflinie iſt längs der ganzen Küſte bis Hammerfeſt und zwiſchen Kopenhagen und Chriſtiania für Rechnung des Staats eingerichtet; der Straßenbau im Innern des Landes ſchreitet fort,

Digitized by Google

ein Schloß für den König steht bald vollendet da, mit dem Bau einer neuen Universität ist der Anfang gemacht, andere bedeutende öffentliche Bauten sind ausgeführt worden, die Vertheilung der Steuern auf das Landeigenthum ist durch eine Commiſſion, welche 17 Jahre lang das Land bereiste, regulirt und viele vorbereitende Arbeiten für die Geſetzgebung sind ausgeführt worden. Auch für die geistige Entfaltung der Nation ist vielseitig Sorge getragen, und Alles dies hat ein kleiner Staat vollbracht, der nur wenige natürliche Hilfsquellen besitzt, unter einem ungünstigen Klima leidet und deſſen geographische Lage für die Theilnahme am großen Welthandel unvortheilhaft ist. Th. Mügge.

Notariat. Die Nachträge, welche durch neue Erscheinungen seit der Bearbeitung unseres Artikels im St.-Lex. nothwendig werden, beziehen sich theils auf literarische und geschichtliche Nachweisungen über das Notariat, theils auf neue Verbeſſerungen des französischen Notariats durch Geſetze in Frankreich und in Belgien. — In der ersten Beziehung verdient vorzüglich das Werk von Oesterlei allgemeine Aufmerksamkeit [1]). Der erste Theil deſſelben enthält eine gründliche Geschichte des Notariats, insbesondere eine gute Darstellung der Reichsnotariatsordnung von 1512 und der Fortbildung des Instituts in den einzelnen Ländern; der zweite Theil liefert eine Darstellung des geltenden Rechts, namentlich der Erforderniſſe der Notariatsurkunden, wobei die einzelnen Streitfragen klar entwickelt sind. Eine andere gedrängte Darstellung des Notariats findet sich in Weiske's Rechts-Lexikon [2]). Bei der immer mehr verbreiteten Ueberzeugung, daß die bisherige deutsche Verwaltung der freiwilligen Gerichtsbarkeit ihrem Zwecke nicht entspreche und das französische Notariat [3]) wenigstens nach seinen Grundlagen als die zweckmäßigste Einrichtung Nachahmung verdiene, ist vorzüglich die Erwägung wichtig, wie in Frankreich selbst die Geſetzgebung das Institut fortgebildet hat. Wir haben schon oben nachgewiesen, wie wichtig es ist, auf einer Seite zwar die Beweiskraft der Notariatsurkunden durch gehörige Vorschriften von Förmlichkeiten zu schützen und über ihre Beobachtung zu wachen, auf der anderen Seite aber nicht unnöthig Formvorschriften zu häufen, welche häufig doch nicht beobachtet werden, den gewiſſenhaften Notar oft in Verlegenheit setzen und zugleich eine Veranlaſſung zu Proceſſen und Vernichtung von Urkunden werden. In dieser Beziehung ist in Frankreich ein Punkt bedeutend geworden, nehmlich die Zuziehung eines zweiten Notars zur Gültigkeit einer Notariatsurkunde. Das noch geltende Geſetz vom 25. Ventose Jahr XI fordert die Aufnahme von Urkunden durch zwei Notare oder durch einen Notar und zwei Zeugen. Die Erfahrung in Frankreich lehrt nun, daß diese Vor-

---

1) Geschichte des deutschen Notariats von H. Oesterlei. Hannover 1842. Das deutsche Notariat nach den Bestimmungen des gemeinen Rechts und mit besonderer Berücksichtigung der in den deutschen Bundesstaaten geltenden Vorschriften. Hannover 1845.

2) Rechtslexikon für Juristen aller deutschen Staaten. VII. Band. S. 362 (von Bopp in Darmstadt bearbeitet).

3) Ueber seine Ausbildung s. noch Fölck in Mittermaier's Zeitschrift für ausländische Geſetzgebung. XVI. S. 1 f.

Digitized by Google

ſchrift häufig nicht beobachtet ward. Die Gerichte waren oft nachſichtig und hielten ſich nicht an das Geſetz, ſondern an den Gebrauch, welcher erkannte, daß es genüge, wenn der von einem Notar aufgenommenen Urkunde nur hinterher ein zweiter Notar ſeine Unterſchrift beifügte. Die Schwierigkeit, in manchen eiligen Fällen ſchnell einen zweiten Notar zur Aufnahme der Urkunde beizuziehen, veranlaßte dieſen Gebrauch, bei welchem die Gerichte jedoch den Satz aufſtellten, daß zur Errichtung von Teſtamenten zwei Notare beigezogen werden müßten [4]). Auf dieſe Art gab es ſehr viele Urkunden in Frankreich, die nur durch einen Notar aufgenommen waren. Die Contrahenten mußten in ſolchen Fällen immer davor zittern, daß eine ſolche Urkunde ſpäter angegriffen und von einem ſtrengen Gerichtshofe vernichtet werden könnte. Die Regierung wünſchte der Ungewißheit ein Ende zu machen, und ſo erging nach langen Verhandlungen das Geſetz vom 8. Juni 1843 [5]), welches beſtimmt, daß die ſeit Verkündigung des Geſetzes vom 25. Ventose Jahr XI errichteten Notariatsurkunden aus dem Grunde nicht für nichtig erklärt werden können, daß der zweite Notar oder die beiden Inſtrumentszeugen nicht bei der Aufnahme der gedachten Urkunden gegenwärtig waren. In Zukunft ſollen diejenigen Notariatsurkunden, welche eine Schenkung unter Lebendigen, Schenkung unter Ehegatten während der Ehe, Widerruf einer Schenkung oder eines Teſtaments, Anerkennung natürlicher Kinder und die zur Bewilligung dieſer verſchiedenen Urkunden ertheilten Vollmachten enthalten, unter Strafe der Nichtigkeit gemeinſchaftlich von zwei Notaren oder durch einen Notar in Gegenwart zweier Zeugen aufgenommen werden.

Einer Erwähnung würdig iſt noch die franzöſiſche Ordonnanz vom 4. Januar 1843 [6]). Auf eine traurige Weiſe vermehren ſich in Frankreich die Fälle, in welchen Notarien vor Gericht erſcheinen, um wegen geſetzwidriger Handlungen Rechenſchaft zu geben. Unterſchlagung von anvertrauten Geldern, Betrügereien, wucherliche Geſchäfte von Seiten der Notarien ſind nicht ſelten. Die Urſachen dieſer Erſcheinung liegen in der ſchlechten fortdauernden Einrichtung, nach welcher die Notariatsſtellen käuflich ſind und zu ungeheuren Preiſen verkauft werden [7]). Dies wirkt, daß die Notarien in Frankreich für reiche Leute gehalten werden, denen man gern große Summen oder die Beſorgung aller Vermögensverhältniſſe einer Familie anvertraut; dieſe Einrichtung hat aber eine noch ſchlimmere Wirkung, daß die Notarien, welche ſo ungeheure Summen aufwenden müſſen, um ihre Stelle zu erhalten, durch verſchiedene Nebengeſchäfte ſuchen ſich Geld zu verdienen, gewagte Speculationen machen und insbeſondere oft zum Scheine Urkunden errichten, wodurch die anvertrauten Gelder von einer ihnen befreundeten Perſon, die in der Wirklichkeit zahlungsunfähig iſt oder mit dem Geſchäfte gar Nichts zu thun hat, angelegt werden; die Beiziehung von fremden nur unter-

---

4) Nachweiſungen von Fölck in der Zeitſchrift. XVI. S. 5—9.
5) Fölck S. 11.
6) Fölck ꝛc. S. 26.
7) In Paris wird für eine Notariatsſtelle der Kaufpreis von 400,000 Francs gegeben.

Digitized by Google

geſchobenen Perſonen, die blos als Figuranten zur Umgehung des Geſetzes gebraucht werden (personnes interposées), iſt eine ſehr häufige Sitte. Die Ordonnanz vom 4. Januar 1843 verbot nun bei ſchweren Strafen den Notarien, perſönlich oder durch personnes interposées auf mittelbare oder unmittelbare Weiſe Börſenſpeculationen, Mäklergeſchäfte zu machen, ſich mit der Verwaltung einer finanziellen Handels- oder Induſtriegeſellſchaft oder Unternehmung zu befaſſen, Antheil an Geſchäften zu nehmen, worin ſie ihre Amtsbefugniſſe ausüben, in eigenem Namen die ihnen anvertrauten Gelder anzulegen u. A.

Dieſe bisher angeführten Verbeſſerungen ſind ungenügend; die Erfahrungen ſollten den Geſetzgeber belehren, daß Einrichtungen, welche vor 30 Jahren zweckmäßig ſein mochten, den Bedürfniſſen der neueren Zeit nicht genügen. Es iſt doppelt wichtig, ſich in Länder zu wenden, in denen das franzöſiſche Notariat beſteht, der Geſetzgeber aber energiſcher und aufrichtiger, als es in Frankreich oft geſchieht, das Uebel an der Wurzel anfaſſen will. Von der Verbeſſerung des Notariats in Rheinpreußen haben wir ſchon im früheren Artikel geſprochen. Nachträglich müſſen wir noch die Leſer auf die Verbeſſerungen in Belgien aufmerkſam machen. Die Regierung legte den Kammern 1846 einen Geſetzentwurf über eine neue Organiſation des Notariats vor, in der Repräſentantenkammer wurde darüber am 20. März 1847 ein Bericht erſtattet[8]), in welchem alle das Notariat betreffenden Fragen umſtändlich berathen und der vorgelegte Geſetzentwurf ſehr umgearbeitet wurde. Wir leiten die Aufmerkſamkeit aller Juriſten auf jene Erörterungen. Von Bedeutung iſt z. B. die Frage: in welchem Umfange man den Notaren geſtatten ſollte, Urkunden zu errichten. Vor dem Geſetze vom 25. Ventose Jahr XI durften die Notare im ganzen Umfange des Departements Urkunden aufnehmen; durch jenes Geſetz traten Beſchränkungen ein, bei denen der Geſetzgeber erwog, daß zunächſt die Notare in dem Canton, in dem ſie ihren Wohnſitz haben, wo ſie Vertrauen genießen, die Verhältniſſe und Bedürfniſſe der Einwohner kennen, ihr Amt zu verwalten haben; daß eine Rivalität der Notare und Verſuche, durch Verrichtung von auswärtigen Geſchäften ihre Collegen zu beeinträchtigen, nicht wünſchenswerth ſei, daß die Zahl der Notare, die in einem Bezirke angeſtellt werden, nach dem Bedürfniſſe des Bezirks und nach der Rückſicht, daß jeder anſtändig ſeinen Lebensunterhalt finde, berechnet werden müßte. Nach dem Regierungsentwurfe Art. 3 ſollten die Notare in dem Gerichtsbezirke des Orts ihres Wohnſitzes Urkunden aufnehmen, aber auch auswärts es thun, wenn auf das Geſuch der Betheiligten der Appellhof den Notar mit dem Geſchäfte beauftragt. Die Commiſſion der Repräſentantenkammer ſchlug vor, daß die im Hauptorte des Gerichtsbezirkes angeſtellten Notare im ganzen Umfange des Bezirks, die übrigen nur im Gerichtsbezirke des Orts ihres Wohnſitzes Urkunden aufnehmen dürfen. Nach Art. 28 des von der Commiſſion vorgeſchlagenen Entwurfs ſollte die Zahl der Notare in einem Cantone ſo beſtimmt werden, daß auf 6000 Einwohner mindeſtens und auf 3000 höchſtens ein Notar ernannt wird, eine

8) S. Belgique Judiciaire 1847. Nr. 26.

Vermehrung aber erfolgt, wenn die Zahl der in einem Cantone aufgenommenen Urkunden durchſchnittlich ſich ſo ergiebt, daß für jeden Notar 200 Urkunden kommen. — Die bisher ſehr ungenügend geregelte Art der Prüfung der Notare ſoll nach dem Art. 32 des vorgeſchlagenen Entwurfes ſo ſtattfinden, daß eine eigene jury d'examen, beſtehend aus drei Notaren, aus dem Präſidenten des Tribunals und aus dem Staatsanwalte, den Candidaten prüft. Der Entwurf iſt in Belgien noch nicht von der Kammer angenommen.

Mittermaier.

O.

O'Connell (Daniel). I. An einem ſchönen Herbſtmorgen fuhren wir auf einem ſtolzen Dampfsboote langſam die Themſe hinauf. Ein feiner Nebel, den die Sonne nur von Zeit zu Zeit in einzelnen Strahlen durchbrach, lag über dem Fluſſe und ſeiner Umgebung und deckte jede Fernausſicht. Dieſer geheimnißvolle Schleier, der uns in einen engen Kreis bannte, war ganz geeignet, jeder Scene, an der wir vorbeifuhren, einen um ſo höheren Reiz zu geben. Hunderte und Tauſende von Schiffen, groß und klein, dreimaſtige Indienfahrer und leichte Küſtenſegler, Ruderboote und Dampfſchiffe aller Art tauchten aus dem Nebel vor uns auf, fuhren ſchnell und ſchweigſam an uns vorüber und gingen ein paar hundert Schritte hinter uns wieder in dem Nebel unter. Endlich rückten die Ufer näher, und dann traten oft graue, dunkle, ernſte Steinmaſſen auf dem feſten Lande an uns vorüber; dann fuhren wir an thurmhohen Schiffskoloſſen vorbei, die wie jene Steinmaſſen der Luft und dem Meere zugleich Trotz zu bieten ſchienen. So kamen wir der „Stadt" näher. Im Nebel verſchwindende Häuſermaſſen, über den Nebel hervorreichende, von feuchten Sonnenſtrahlen vergoldete Thürme ließen viel mehr ahnen als ſie zeigten. Und jetzt wurden alle die Schiffe, die früher ſchweigſam wie Geſpenſter an uns vorüberzogen, lebendig. Hier wurden Anker ausgeworfen, dort landeten mit Lärm und Jubel die von anderen Welten kommenden Fremden. Auf jenem Schiffrumpfe ohne Maſten erſchallte eine Glocke, und Matroſen in Menge folgten ihrem Rufe und zogen in ihre Wellenkirche. Maſtenloſe Linienſchiffe dienten zu Matroſengefängniſſen und Schifflazarethen. Hundert und hundert kleine Kähne ſchlüpften ſtets in Gefahr, erdrückt zu werden, zwiſchen allen dieſen Seekoloſſen hin und her. Hier war die Waſſerpolizei beſchäftigt, zu ordnen; dort kamen Zollbeamten auf ihren Kähnen und legten bei jedem neu zufahrenden Schiffe an.

Es war ein wunderbares Schauſpiel und der Größe des größten Volkes würdig. Mich ergriff ein geheimnißvoller Schauer, nie hatte ein Schauſpiel einen ſo gewaltigen Eindruck auf mich gemacht! „England!" „Rule Britannia!" „Herrſcherin der Wellen!" rief jeder Zollbreit dieſer Scene dem erſtaunten Blicke zu.

Endlich landeten wir. Wir durchzogen die Straßen, und ſie waren des Eindruckes ganz würdig, den die Waſſerſtraße, auf der wir in London angelangt waren, auf uns gemacht hatte. Auf jedem Hauſe lag ein Ernſt, eine Ruhe, ein kalter Stolz, wie ſie nur in London zu finden ſind. Bald ſahen wir in der Ferne den Dom St. Paul's, ein Herrſcher grau und ernſt und ſtolz auf die grauen ernſten Straßen herabſchauend. Es war ein Sonntag. In einzelnen Straßen, den Hauptadern von einem Ende der Stadt zum andern, ſtrömte die Menge hin und her, ſonntäglich geputzt und doch die werktägliche Haſt nicht ganz aufgebend. So ernſt wie die Häuſer, wie die Kirchen ſahen die Menſchen vor ſich hin. Das Geräuſch der Menge war, wie das der Sphären, ohne Ton, ohne Sprache, ſtumm und doch unſer Ohr beherrſchend.

In allen Nebenſtraßen waltete Todtenſtille. Kein Menſch, kein Hund, kein Vogel regte ſich in ihnen. Und dieſe Stille, dieſe Oede hob dann wieder das Leben, das Drängen, das ſtumme Geräuſch der Hauptſtraßen nur noch mehr hervor.

Wunderbar! — Welch ein Volk! Wie aus Erz gegoſſenes Leben! Ich ſtand und ſtaunte und wußte die Gefühle nicht zu meiſtern.

Da fiel mein Blick auf eine Art Geſpenſt. Dort an jener Ecke auf kalter naſſer Steinplatte ſaß ein Weib und neben ihr lag ein Knabe, halb nackt, den Auszehrungstod in jeder Miene, Elend an jedem Gliede verkündend. Der Knabe wimmerte und ſchüttelte ſich vor Kälte, die Mutter hatte keine Thränen mehr. Der kleine Burſche ſchrieb mit weißer Kreide Etwas auf die ſchwarzen, naſſen, kalten Steinplatten, die ſeine nackten Glieder erwärmten, indem ſie an ihnen erkalteten. Ich trat hinzu und las: „I am hungry!“

Das waren Irländer!

II. Jahr und Tag hatte ich in London gewohnt. Ich glaubte England und die Engländer zu kennen und ſtand auf dem Punkte, wieder auf das Feſtland zurückzukehren, als ich eines Abends Freund D. beſuchte. D. iſt ein Irländer, der an der Spitze eines der erſten Blätter Englands ſteht. Es iſt auch einer von jenen wunderbaren und doch ſo natürlichen Widerſprüchen, daß wir dem armen, elenden, hungernden Irland überall begegnen, wo ſich das Geſchick Englands entſcheidet. Die ganze engliſche Preſſe iſt zu Dreiviertheilen in den Händen von Irländern. An der Spitze des Morning Chronicle ſteht ein katholiſcher, an der Spitze der Daily News ein proteſtantiſche Irländer. Und nicht nur in der engliſchen Preſſe herrſcht Irland. Wellington ſelbſt, der „Iron Duc“, und Palmerſton, der ſtolzeſte Diplomat Englands, ſind Irländer. Cobden, der Führer des engliſchen Mittelſtandes, iſt nur ein Schüler O'Connell's, und Feargus O'Connor, das Haupt der engliſchen Demokratie, iſt ein Irländer — der den Irländern zu wenig Ernſt, Würde und Redlichkeit beſaß, um ihm zu erlauben, ſich zu ihrem Wortführer aufzuwerfen.

„Sie dürfen England nicht verlaſſen, ohne Irland geſehen zu haben; Sie werden England erſt recht kennen lernen, wenn Sie Irland kennen. Irland iſt die Achſe, um die ſich heute England dreht. Sir Robert ſagte:

Irland werde ſeine „difficulty" ſein; ach, es iſt die „difficulty" Englands; es beherrſcht heute Englands Geſchick und wird es noch lange, vielleicht bis ans Ende bedingen. Sie müſſen Irland kennen oder Sie werden nie Englands Gegenwart und Zukunft begreifen." So drängte mich Freund D. Und ſeine Worte fielen auf keinen Steinboden; ich hatte hundertmal geahnet, was er ſo klar ausſprach.

Am andern Tage brachte mich die Eiſenbahn nach Liverpool; an demſelben Abend fuhr ich mit dem Dampfſchiffe nach Dublin ab, und mit der aufgehenden Sonne lag die grüne Inſel vor uns.

Es war das „Repeal-Jahr", es war das Jahr der „Monstre-Meetings", in denen O'Connell ſeine „Hunderttauſende" muſterte. Ich hörte in Dublin, daß die Reihe dieſer Meetings ihrem Ende nahe und daß am nächſten Tage vielleicht das letzte in Athlone, faſt im Mittelpunkte Irlands, ſtattfinden werde. Ein paar Stunden nach meiner Ankunft in Dublin ſaß ich im Poſtſchiffe, das auf dem Canale nach Ballinasloe führt. Wir langten dort am andern Morgen an. In dem kleinen Städtchen, das noch fünf Stunden von Athlone entfernt liegt, war Alles in Bewegung. Groß und Klein, Arm und Reich ſchien zum Auszuge bereit. Truppweiſe gingen viele Bauern aus der Umgegend zu Fuß durch die Stadt. Sie waren die Vorzügler. Erſt nach der Meſſe kam das Hauptheer in Bewegung. Karren und Wagen aller Art waren zur Auswanderung eingerichtet. Aus der Kirche ſtrömte Alles zu den bereitſtehenden Reiſemitteln und nur mit Mühe fand der Fremde, auf den man nicht gerechnet hatte, einen Platz. Irländiſche Gaſtfreundſchaft half ihm ſuchen und finden. Es war ein großer irländiſcher Leiterwagen, auf dem wohl dreißig Leute in zwei Reihen mit dem Rücken gegen einander ſaßen und der ſich erſt in Bewegung ſetzte, als der Pfarrer des Ortes endlich ſeinen Sitz auf demſelben eingenommen hatte.

Die große Mehrzahl aller Männer und Frauen, die mit nach Athlone zogen, ſahen zerlumpt und zerfetzt aus. Noth und Armuth hingen in den zerriſſenen Kleidern um die hagern und doch knochenſtarken Leiber herab. Auf unſerer Fahrt kamen wir an mehreren Dörfern vorbei und in allen waren das dritte, vierte Haus eine Ruine. Wenn wir einer Schloßruine des Mittelalters begegnen, an deren zerriſſenen Mauern wir die Spuren des Sturmes, der ſie gebrochen, ſehen, ſo denken wir doch nur an die Größe, den Reichthum, den Stolz, die einſt hier herrſchten. Aber eine Bauernhütte in Ruin, entdacht, ohne Fenſter, ohne Thüren, giebt nur Einen Gedanken, den der Noth und des Elends. Und ſolcher lebendigen, ſolcher beredten Prediger unter freiem Himmel begegneten wir auf unſerer Fahrt heute von Minute zu Minute.

Ein paar Mal aber kamen wir an eine andere Scene. Nur ſelten fuhren wir an einem Baume vorüber. Cromwell, der alle Irländer in der Provinz Connaught zuſammendrängen und alle anderen Provinzen mit Engländern und Schotten bevölkern wollte, hatte ſie ausrotten laſſen, weil ſie als Schutzwehr dienen konnten. — Die Felder ſahen öde und trübe aus; die Erde ſchien um die Ruinen, die ſie trug, zu trauern. Auf einmal winkte uns aus der Ferne ein kleiner Wald grünen üppigen Baumwuchſes. Es

Digitized by Google

ſchien eine Oaſe in der Wüſte zu ſein. Das Auge ruhte mit Freude auf ihr. Je näher wir kamen, deſto klarer zeigte ſich die Ueppigkeit der einzelnen Baumgruppen, in denen hohe und niedere ſtolz aufſchießende Pappeln und Tannen mit breiten Nußbäumen, Kaſtanien und Linden wechſelten. Noch ein paar hundert Schritte näher trat dann aber auch die weiße Mauer hervor, die die Oaſe umgab. Eine Weile ſpäter fuhren wir an einem Gitter vorbei, das einen Blick auf ein ſtolzes Schloß und in den herrlichſten Park erlaubte.

Mein Wagennachbar ſagte mir: „Das Schloß gehört dem Lord X., deſſen Stammvater mit Cromwell nach Irland kam und Henkeramt bei ihm an den Irländern verſah. Dafür erhielt er den Park, deſſen irländiſchen Beſitzer er eigenhändig gehängt hatte.“ Eine Weile ſpäter, als wir bei einem zweiten Park vorbeifuhren, ſagte der Mann: „Sehen Sie, da wohnt wieder ein Sachſe“ — und dann zeigte er auf eine nahe liegende verlaſſene Bauernhütte ohne Dach und Fenſter und ſetzte hinzu: „Und dort unten wohnte ein Irländer, bis der Herr des Parks ihn austreiben und ihm das Dach über dem Kopfe wegreißen ließ, weil er nach einem Miswachsjahr ſeinen Pacht nicht zahlen konnte.“

Noch oft fielen ähnliche Bemerkungen rechts und links, die ſtets bewieſen, daß die Irländer „Nichts vergeſſen und Nichts gelernt“ hatten. Sie kannten von der Geſchichte ihres Landes nur die Kämpfe gegen die erobernden Engländer. Jeder von ihnen hatte von Vater und Großvater das Gefühl geerbt, daß der Engländer in Irland ein Eindringling, ein Eroberer ſei; daß ſein Haus, ſein Hof, ſein Land einſt einem Irländer gehört hatten; daß der reiche Lord reich geworden im Kampfe gegen Irland; daß der arme Bauer ſein Erbe an Jenen verloren im Kampfe für Irland. Und jeder Prunk, den der reiche „Sachſe“ offenlegte, machte die Wunde in dem Herzen des armen „Celten“ von Neuem eitern. Die Hunde, die Pferde, mit denen der Sohn Englands in Irland jagt, mahnen den Sohn Irlands, daß er mit Weib und Kind Sturm und Wind ausgeſetzt iſt — hungert und darbt, während die Meute des Fremden in wahren Paläſten wohnt und ſich am Fette Irlands mäſtet.

Das Alles ſpiegelte ſich in jedem Worte, in jedem Gedanken ab, den ich auf dieſer kleinen Reiſe von meinen Nachbarn laut werden hörte. Ich dachte darüber nach, woher dies „gute Gedächtniß“ der Irländer kommen könne. Auch anderswo fanden Eroberungen ſtatt: ein paar Jahrhunderte genügten meiſt, um die Spuren derſelben aus dem Andenken der Eroberer und Eroberten zu verwiſchen.

Woher kommt es, daß in Irland das Gegentheil ſtattfand? Die Engländer wollten ihrer Sache zu ſicher ſein. Sie ahneten, daß ihre geiſtige Ueberlegenheit die Urſache ihres Sieges geweſen. Und deswegen ſuchten ſie dieſe Ueberlegenheit zu verewigen, um ihre Herrſchaft für ewig zu ſichern. Sie verboten den Irländern jede geiſtige Cultur; Todesſtrafe für Den, der ein Lehreramt unter Irländern übernehmen wollte; ſie richteten ein Ackerbauſyſtem ein, das den irländiſchen Bauer verarmen und verwildern mußte; ſie erſannen Geſetze, die jeden Mannesgedanken in den Irländern erdrücken, jeden geiſtigen Aufſchwung unmöglich machen ſollten. Und die Folge war

dann einfach, daß nie ein neuer Gedanke in die Hütte des Irländers drang; daß der Vater dem Sohne nur die Gedanken und Gefühle, die er von ſeinem Vater geerbt hatte, vererben konnte. So erklärt ſich das „gute Gedächtniß" der Irländer von ſelbſt. England verhinderte ſie, an dem geiſtigen Fortſchritte der Zeiten Theil zu nehmen; ſie blieben, was ſie waren, ſie hatten Jahrhunderte Nichts zu thun, als über den einen Gedanken zu brüten, den, daß geſtern die „Sachſen" kamen, ihren Vätern ihr Erbe nahmen und mit eiſernem Fuße Irland und alle Irländer niedertraten. —

Das war die Frucht, die jener Same überkluger Selbſtſucht zeugte.

III. Wir näherten uns dem Ziele. Eine halbe Stunde von Athlone, in einem großen Obſtgarten ſollte das Meeting ſtattfinden. Je näher wir dem Verſammlungsorte rückten, deſto voller drängten ſich die zuſtrömenden Maſſen von allen Nebenſtraßen in der Hauptſtraße zuſammen. Die letzte halbe Stunde mußten wir im Schritte fahren. Die Fußgänger holten uns ein. Und ſo oft eine Schaar Bekannter an einem Wagen vorüberzog, begrüßten ſie ſich wechſelſeitig mit Jubel und Hurrahruf. „Irland über Alles!" oder „Irland für die Irländer!" war das allgemeine Feldgeſchrei.

Zuletzt hielt unſer Wagen an einer Hecke ſtill. Wir ſtiegen ab und waren ein paar Minuten ſpäter in dem viele Morgen breiten Obſtgarten, auf dem „Tauſend und Hunderttauſend" Volks zuſammengedrängt waren. Nicht ohne Mühe gelangten wir zu den Huſtings. Es waren ihrer zwei, eines für die Männer und eines für die „Ladies". Beide waren gepfropft voll. Wir kamen ſpät an, dennoch machten die Anweſenden dem „Fremden" bereitwillig Platz, ſo daß ich ohne Mühe bald neben der Rednerbühne ſtand. Ich konnte von hier die ganze Maſſe überſehen. Kopf an Kopf ſtanden Tauſend und aber Tauſend Bauern am Fuße der Tribüne zuſammengedrängt und bildeten einen Halbkreis viele hundert Schritte im Durchmeſſer, auf denen keine Nadel zur Erde hätte fallen können. Rechts und links ſtanden wohl ein paar Tauſend Reiter auf den beiden Flügeln dieſes Friedensheeres. Weiter zurück lichteten ſich die Reihen und hier bildeten Frauen in bunten Kleidern die Hauptgruppen; in Strahlen breitete ſich die Maſſe bis zu den fernen Gränzen des mit Hecken eingeſchloſſenen Obſt- und Wieſengartens aus.

Es herrſchte viel Leben in dieſen Gruppen. Von der einen Seite ſchallten Lieder zu uns herüber. Hier grüßten ſich Bekannte über die Köpfe weg; dort warf Einer dem Andern ein luſtiges Witzwort zu, daß meiſt die ganze Menge laut auflachen mußte. Sie ſahen Alle mehr oder weniger arm, zerfetzt und zerlumpt aus, und dennoch — dennoch ſchien Jubel und Frohſinn der Grundton zu ſein, der hier herrſchte. Der Gegenſatz gegen den Ernſt und die trübe Stimmung, die man bei allen öffentlichen Verſammlungen in England beobachtet, war ſehr auffallend. Es giebt einen Gott — für die Armen. Wer das bezweifelt, gehe nach Irland. Nie ſah ich glücklichere Geſichter als in dieſem unglücklichen Lande!

— Auf einmal erhoben ſich Alle, die ſich hier und da gelagert hatten; — auf einmal ſtrömten Alle, die zerſtreut umherſtanden, dem Mittelpunkte der Huſtings zu. Jetzt fuhr ein vierſpänniger Wagen in den Obſtgarten hinein. Da erhob ſich ein Sturm des Beifallrufens, als ob er Himmel und Erde

Digitized by Google

erſchüttern wollte. In dem Wagen ſtand ein Mann aufrecht mit entblößtem Haupte und winkte rechts und links mit ſeiner Sammtmütze zum Gruße. Es war ein Herrſchergruß und Tauſend und Tauſend jubelten ihm die Huldigung entgegen. Die enggeſchloſſene Menge öffnete ſich vor dem Manne, als er von dem Wagen herabſtieg, und begleitete ihn mit unabläſſigem Sturmjubel, bis er endlich ſeinen Stand auf den Huſtings erreicht hatte und nun mit einer Bewegung der Hand Stillſchweigen gebot und augenblicklich die tiefſte Todesſtille eintrat.

Es war der Befreier Irlands. O'Connell trat unter die Menge auf den Huſtings wie ein Freund und doch wieder wie ein König. Seine äußere Erſcheinung ſchon war ehrfurchtgebietend. Er ragte weit über die Mittelgröße aller Verſammelten hervor. Auf breiten Schultern ruhte ein mächtiges Haupt, deſſen Geſichtszüge eine wunderbare Miſchung von Klugheit, Feinheit, Kraft und Ernſt boten. Wenn der Mund lachte, ſo ſchien ein Satyr in dieſen Zügen zu herrſchen; aber wenn dann ein ernſter Gedanke über das breite und muthige Geſicht lief, dann erſchien die hohe Stirn wie ein Schild, unter dem hervor ſeine glühenden Augen zündende Blitze in die Welt hinausſchleuderten.

Er reichte hier Einem die Hand; dort richtete er ein Witzwort an einen Andern; er fragte einen Dritten: ob Alles zu den Geſchäften vorbereitet? — und dann ſah er nach dem Stand der Damen hinüber und ſchickte ihnen ein paar Grüße voller Courtoiſie, ja ſelbſt voller geſuchter Galanterie. Sie waren wie ein Andenken des alten Mannes an vergangene Jugenderinnerungen.

Jede dieſer Bewegungen rief einen andern Eindruck hervor; man wußte nicht, welchem den Sieg zuſprechen. Ein Held — der einen Witz macht; — ein Mann, der das Geſchick ſeines Volkes in ſeiner Hand hat und mit dieſer Hand einen leichtfertigen Gruß an ein ſchönes Mädchen ſendet.

Unterdeß begannen die Geſchäfte. Es wurde ein Vorſitzender vorgeſchlagen und angenommen, der dann eine Rede hielt. Die Unachtſamkeit, mit der ihm das Volk zuhörte, bewies, daß es ihm zu lang wurde, bis ſein Mann an die Reihe komme. Das Gefühl war ſo natürlich, daß ich die Geduld bewunderte, mit der es noch einem zweiten Redner ein langes Hin- und Herſprechen geſtattete.

Endlich ſchwieg auch dieſer und dann trat O'Connell hervor. Es flog wie ein geheimer Schauer durch die Menge; ſie drängte ſich eine Weile unter Jubel enger zuſammen, dann trat auf einmal Todesſtille ein, als er den Mund zum erſten Worte öffnete.

Ich werde die Rede nicht wiederholen. Wer kennt nicht „die Rede" O'Connell's, denn er hielt nur Eine, ſtets dieſelbe und doch wieder ſtets anders. „Irland für die Irländer! Gerechtigkeit für Irland! Hofft ſie nicht von den „Sachſen"! Deswegen Auflöſung der Union! Repeal und abermals: Irland für die Irländer!"

Es iſt mit allem Großen wie mit dem Meere, wie mit dem blauen Himmel, wie mit der untergehenden Sonne: ſtets daſſelbe Schauſpiel und doch ſtets anders. Und wer das Meer nie geſehen, wird es nicht begreifen, wie klar es ihm auch der begeiſtertſte Dichter beſchriebe, wie lebendig es ihm

Digitized by Google

auch der begabteſte Maler vorzeichnete. Jede Rede O'Connell's war ein ſolches Schauſpiel. Wer nicht unter dem Einfluſſe dieſer Wechſelwirkung zwiſchen der tiefen Liebe zur „grünen Inſel" und dem unauslöſchlichen Haſſe gegen den „Sachſen", die von O'Connell in ſeine Zuhörer und von ſeinen Zuhörern wieder zurück in den Redner überfloſſen, geſtanden hat, mag alle jene Reden leſen; er kann Vieles daraus lernen, aber er wird den Zauber, den ſie ausübten, ſo wenig begreifen, als der Landbewohner die Wunder des Meeres bei dem ſchönſten Bilde eines Sturmes zu ahnen im Stande iſt.

Ein paar Einzelheiten haben, auch nur nacherzählt, eine Bedeutung. O'Connell ſtrömte von Liebe zu Irland, von Haß gegen England über. Aber zwiſchendurch ſpielte ſehr oft die unerſchöpfliche irländiſche gute Laune, Witz und Ironie. Und hier war er wieder der Mann ſeines Volkes. Jeder Witz wurde von der Menge aufgefangen und jubelnd begrüßt; oft aber zuckte auch der erſte Witzfunke aus der Menge hervor und dann griff O'Connell dieſen ſtets auf und warf die ſchillernde Seifenblaſe weiter, bis ſie über den Köpfen der Menge platzte. Heute ſchrie ein Eſel, gerade als O'Connell eine der tapferſten Phraſen in die Maſſe warf. Ein Bauer rief in guter Laune dem Eſel ein „order! order! verfluchter Sachſenfreund!" zu. O'Connell antwortete dem Bauer: „Laß ihn ſchreien, den Eſel, ich habe in Weſtminſter ganz andere ſchreien hören und es geſchehen laſſen müſſen!" Da wollte der Jubel kein Ende nehmen.

Eine andere Scene war noch bezeichnender. Die Monſtremeetings hatten endlich die engliſche Regierung dennoch aus der Ruhe ihrer do-nothing-Politik aufgeſcheucht. Es hieß, daß ſie denſelben nächſtens ein Ende machen werde. Es war auch bekannt, daß ſie mehrere Cavalerieregimenter nach Athlone beordert hatte. Während der Rede O'Connell's wurde ein Pferd in der „Repealcavalerie", wie er ſeine Bauernreiterei nannte, ſcheu, die Nächſten dem Pferde wichen zurück, die Folgenden drängten ihre Nachbarn, hunderttauſend Holzſchuhe kamen in Bewegung, das klang, als ob Cavalerie-Schwadronen in geſchloſſenen Reihen anſtürmten. „Die blauen Dragoner!" rief eine erſchreckte Stimme, und die ganze Maſſe wogte hin und her, wie wenn der Sturm in einen Sandhaufen bläſt. Der paniſche Schrecken durchfuhr die Gemüther; ſchon flohen die Aengſtlichen, ſchon wurden die Muthigſten mit fortgeriſſen. Noch einen Augenblick und Alles ſtob von allen Seiten auseinander.

Da hob ſich O'Connell zu ſeiner ganzen Höhe hinauf, da reckte er ſeine Hand zum Himmel, da rief er mit Donnerſtimme: „Halt! Steht ſtill! — daß Keiner vom Flecke weiche!" Und Alle ſtanden wie feſtgebannt. Es war ein Wunder, und ich denke, es geſchehen ſelten größere.

Ich hatte kein Auge von ihm gewendet. Mich durchzuckte es, als ob ich einem Gottgeſandten nahe ſtände. Ich beugte mich im Gefühle: „das iſt ein großer Menſch!" Ich hatte Könige und Kaiſer geſehen, die Guizots und die Thiers, die Peels und die Ruſſell ſprechen gehört. Nie war mir ein Gedanke gekommen wie hier: „Nieder in den Staub, vor dir ſteht der größte Mann der Zeit!"

IV. Während des letzten Theils der Rede war eine lange, hagere, blonde

Digitized by Google

Geſtalt hinter O'Connell getreten, die aber erſt jetzt, nachdem O'Connell aufgehört hatte zu ſprechen, die Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Das war Tom Steel. Mit dem letzten Worte, das O'Connell ſprach und dem ein neuer Jubelſturm folgte, breitete Tom Steel einen großen weiten Mantel aus und hing ihn ſorgfältig über die Schultern des „Befreiers", damit dieſer, von der Rede erhitzt, ſich nicht erkälte. Nachdem dies Geſchäft vollbracht war, zog Tom Steel eine Pfirſiche — für Irland ſtets eine Seltenheit und für die Jahreszeit eine Art Wunder — aus der Taſche und reichte ſie O'Connell. Dieſer nahm ſie ſchmunzelnd an, biß mit vollem Munde hinein, daß der Saft ihm über das Kinn hinablief. Die ſtarke, kräftige, volle, gutgenährte Geſtalt O'Connell's, das breite, jetzt ruhende und faſt gedankenlos lächelnde Geſicht, das kluge Auge, der ironiſche Mund, — in dem die feine Pfirſiche ſchmolz, erinnerten um ſo mehr an Sancho Panſa, als der „edle Ritter", leibhaftig und lebendig, wie wir ihn hundertmal abgebildet ſehen, in Tom Steel neben O'Connell ſtand. Nur mit dem Unterſchied, daß Sancho Panſa der Herr und Gebieter, Don Quichote der Bediente war. Ich habe dies Bild nie wieder ganz abſchütteln können, es verfolgte mich oft, wenn ich in der höchſten Bewunderung vor O'Connell ſtand; und es überlief mich ſtets, ſo oft ich an den edeln Steel, „honest Tom", wie ihn ganz Irland nennt, dachte, ſo oft ich ihm auf dem Bocke oder auf dem Bedientenſitze neben oder hinter O'Connell begegnete.

Tom Steel iſt eine der edelſten Naturen, die je die Erde betraten. Sein ganzes Leben war ein beſtändiges Opfer für eine höhere Idee, für das Beſte Anderer auf Koſten ſeiner ſelbſt. Der Sohn wohlhabender Eltern, genoß er eine gute Erziehung und bildete ſich auf den gelehrten Schulen zu einem tüchtigen Civil-Ingenieur heran. Der Tod ſeiner Eltern machte ihn jung zum Herrn und Meiſter über ein nicht unbedeutendes Vermögen. Kaum war er im Beſitze deſſelben, als von Spanien herüber der Hilferuf der conſtitutionellen Revolution erſchallte. Die Irländer ſehen ſich für Abkömmlinge der Iberier an, und die Spanier zeigten ſich, ſo lange ſie mächtig waren, als ſtets bereite Gehilfen der Irländer gegen England, wie ſie ſpäter ebenſo bereit die irländiſchen Flüchtlinge aufnahmen; noch heute erinnern manche hochgeſtellte Namen in Spanien an die Art, wie die Irländer hier leicht in die erſten Reihen der höchſten Familien des Landes zugelaſſen wurden. Die Armen ſind die beſten Almoſengeber, die geknechteten Irländer waren die ſtets bereiten Bundesgenoſſen aller nach Freiheit ſtrebenden Völker.

Der Hilferuf der Toregos fand auf der „grünen Inſel" ein lebendiges Echo in allen edleren Herzen. Tom Steel konnte ihm nicht widerſtehen. Er nahm ſein ganzes Vermögen auf, rüſtete ein Schiff mit Kriegsvorrath aus, bemannte es mit Freiwilligen, die in Spanien den Kern einer iriſchen Legion bilden ſollten, und ſegelte ſelbſt mit nach Spanien ab. Er kam zu ſpät; die Revolution war beſiegt; und ſo mußte er unverrichteter Dinge wieder zurück. Wenn er reich an Geld und an Hoffnungen ausſegelte, ſo lief er an beiden arm wieder in Irlands Hafen ein.

Aber Tom Steel war geboren, arm zu ſein. Er fühlte kaum einen Verluſt, den er durch Herabſchraubung ſeiner perſönlichen Bedürfniſſe ſo

leicht wieder erſetzen konnte. Er gewöhnte ſich an das einfachſte Leben und dachte ſich ohne Pfennig in der Taſche kaum ärmer als vorher, wo er ein Schiff auf ſeine Koſten ausrüſten und bemannen konnte.

Bald nachher begann O'Connell ſeine Agitation zur Emancipation der Katholiken. Tom Steel war Proteſtant; aber er war vor Allem Irländer, vor Allem ein Mann, deſſen Herz ſich bei jeder Gewaltthat, jeder Ungerechtigkeit empörte. Die Funken, die O'Connell auswarf, zündeten auch in dieſem Herzen. Tom Steel wurde der ergebenſte Anhänger O'Connell's, ſein Unterofficier, ſein Geſandter, ſein Thürſteher, ſein Bote, ſein Diener, ſein Schatten. Steel, der damit angefangen, daß er eine Freiſchaar zum Kriege in Spanien ausrüſten wollte, wurde ſehr bald der ergebenſte Anhänger der O'Connell'ſchen friedlichen Agitation. Er war ein „Armer an Geiſt", ein hingebender Enthuſiaſt. Er fühlte, daß O'Connell der Mann Irlands ſei, und von da an gehorchte er jedem ſeiner Winke. Nüchtern aus Noth, aus Ergebenheit, aus angeborener Bedürfnißloſigkeit, wurde er der beredtſte Lehrer, das ſprechendſte Beiſpiel der Enthaltſamkeit, die ſehr bald für O'Connell zu einer Waffe gegen England, zu einem Mittel der Wiedergeburt für Irland werden ſollte.

Tom Steel ſtand an der Spitze der Bauern, die — wie wir ſpäter näher ausführen werden — in der Grafſchaft Clare mit einem dreitägigen Siege über ſich ſelbſt und den Branntweingeiſt die Thüren des engliſchen Parlaments für katholiſch Irland ſprengten. In dieſen drei Tagen Nüchternheit lag für den Mäßigkeitsapoſtel Pater Mathiew der Beweis, daß die Branntweinſucht zu beſiegen ſei; ſo daß in dieſen Wahltagen der Grafſchaft Clare der erſte Samen ausgeworfen wurde, der durch die Mäßigkeitsvereine in Irland, in England, in Nordamerika und bei allen dem Branntweintrinken ergebenen Völkern ſo ſchöne Früchte trug. Tom Steel war der erſte Zugführer der Arbeiter in dieſem „Weinberge des Herrn".

Je mehr ſich in O'Connell ſelbſt der Gedanke der friedlichen Agitation entwickelte und zum Syſtem wurde, deſto heller floß auch dieſer Gedanke des Meiſters in die Seele des hingebenden Schülers und freiwilligen Dieners über. Tom Steel wurde Fanatiker des Friedens — wie er früher ohne Rückſicht zum Kriege bereit geweſen war. O'Connell erkannte den Beruf ſeines Freundes und ernannte ihn zum „Großfriedensbewahrer" von Irland. Die „wilden" Irländer begriffen lange nicht die Macht, die im Worte liegt, — die Macht, die in Ordnung und Ruhe, wenn ſie den Muth haben ſich auszuſprechen, jedes Schwert abſtumpft und bricht. Jeden Augenblick griff hier ein Dorf, dort eine ganze Landſchaft zu den Waffen, zu Gewalt und Unordnung. Dann ſchickte O'Connell ſeinen „Großfriedensbewahrer" hin, und Tom Steel erſchien wie aus den Wolken gefallen, allein und unbewaffnet, die Friedenspalme in der Hand, unter den Aufrührern, und ſeine biedere Sprache, ſein treues Geſicht, ſein ruhiges Auge, ſeine Einfalt, ſeine Begeiſterung und ſein friedlicher Muth, den tauſend Meſſer und Keulen nicht aus ſeinem Gleiſe bringen konnten, beſiegten augenblicklich jeden Widerſtand. Die Tapferkeit nur hat ein Recht, Friede zu gebieten; Tom Steel, von dem Jeder bald wußte, daß

Digitized by Google

in ſeinem Herzen ein Held freiwillige Feſſeln trug, durfte keck und muthig Friede und Gehorſam vor dem Geſetze predigen. Sehr bald genügte ſeine Erſcheinung überall, um jede Waffe aus der Hand des wildeſten Irländers fallen zu machen.

Tom Steel, der ſchlichte Biedermann, einfältigen Herzens und einfältigen Geiſtes — wird leben, ſo lange der Name O'Connell in der Geſchichte ſeines Volkes und in der Geſchichte der Völker nicht vergeſſen ſein wird.

Als ich ihn ſah, war er alt und gebrochen; ſein blondes Haar war dünn geworden, ſein blaues Auge ſah oft lebensmüde aus den zurückweichenden Höhlen hervor, ſeine Stimme zitterte oft, wenn er ſprach. Aber ſein Herz war jung geblieben und hielt auch ſeinen Körper jung. Keine Tagereiſe war ihm zu lang; er trotzte Sturm und Wetter, Hunger und Durſt. Oft ſaßen O'Connell und ſeine Begleiter und die hohen Geiſtlichen des Landes im Wagen, während Tom auf dem Bocke in ſeinem ſchlichten blauen, bis zum Halſe zugeknöpften Rocke und ſeiner Studentenmütze der Sonne, dem Staube, dem Winde und dem Regen trotzte. Angekommen, öffnete ſich der Feſtſaal, deckte ſich die üppigſte Tafel für die hohen Gäſte; Tom Steel verlangte Nichts, ein Stück Brod und ein Glas Waſſer genügten, ihn zu erfriſchen; und kaum ſo geſtärkt war er es, der überall zuſah, ob Alles in Ordnung, Alles zur Weiterreiſe bereit, Alles zum Feſte zugerichtet.

Ja, er war der „edle Ritter" — im Dienſte der edelſten Sache. Ich denke an ihn, wenn im Kampfe des Lebens eine Stunde kleinmüthiger Verzweiflung an mir ſelbſt oder an meiner Sache das ſchwache Herz überſchleicht. „Seid einfältig wie die Armen an Geiſt."

Ich habe ſelten, nie, einen Engländer den Namen Tom Steel ohne ein mitleidiges Achſelzucken ausſprechen hören; ich habe ſelten, nie, einen Mann geſehen, ſelbſt in der Geſchichte bin ich keinem begegnet, der in ſeinem einfältigen Enthuſiasmus, in ſeiner rückſichtsloſen Hingebung für eine Idee eine ſolche innere Achtung vor der Menſchheit eingeflößt hat. O'Connell erſchütterte mein Inneres, ſo oft ihn ſelbſt die Begeiſterung für ſein Volk und ſeine Sache ergriff; aber es blieb doch ſtets ein Zweifel in meiner Seele. Aber bei honest Tom Steel iſt kein ſolcher mehr möglich. Er war ein Ehrenmann, an dem kein Haar der Berechnung, der Liſt, der Falſchheit, der Eitelkeit zu finden. Man wird fromm und einfältig, wenn man an ihn denkt.

Und gerade dieſer Eindruck, der ſich bei der ſelbſtſüchtigen Natur ſo vieler Söhne des Jahrhunderts, ſo vieler Söhne Altenglands vor Allem in eine Art Hohnlächeln verkehrte, ſchadete O'Connell mehr, als ſeine Freunde ahneten und ſeine Gegner ſelbſt begriffen. —

V. O'Connell war eine leidenſchaftliche Natur, an Leib und Seele ſtark. In ſeiner Jugend beherrſchten ihn oft die „Schatten ſeiner Tugenden". Seine politiſchen Feinde wußten eine Menge Anekdoten zu erzählen, die, größtentheils reine Erfindung, dennoch zeigten, wo man ſeine ſchwachen Seiten ſuchte und finden zu können hoffte*). Die Mehrzahl dieſer Er-

*) Eine dieſer Anekdoten möge die übrigen, alle über denſelben Leiſten eſchlagen, vertreten. Daniel O'Connell begegnet eines Tages auf einer ſeiner

findungen unterſtellen in O'Connell ein Haſchen nach allen Genüſſen des Lebens. Jung ſollte er gegen die Frauen ſehr ausſchweifend geweſen ſein; alt gab er ſich, nach dieſen Anklagen, dem Luxus und den Tafelfreuden hin. Er ſei ein Verſchwender, ein „boureau d'argent“.

Es iſt etwas Wahres in dieſem Vorwurfe. O'Connell hatte zu geringe Achtung vor dem Gelde. Er war ſich bewußt, daß er nie um des Geldes willen gehandelt hatte; er hatte das Vertrauen zu ſich ſelbſt, daß ſein Volk nie von ihm glauben werde, das Geld beſtimme ſein Benehmen. Er ſah im Gelde nur ein Mittel, ſeine Zwecke als Führer des irländiſchen Volkes zu erreichen, und warf es, wo er dies für ſeinem Zwecke angemeſſen hielt, zum Fenſter hinaus. Er irrte wohl, wenn er glaubte, daß zu ſeiner Rolle als „ungekrönter König“ von Irland eine Art königlicher Hofſtaat, eine Art königliche Verachtung des Geldes gehöre. Aber es iſt doch wahrſcheinlich genug, daß die Bettler, die armen hungernden Bauern ſtolz ihren O'Connell-Pfennig hergaben und gerade deswegen nur um ſo feſter an ihrem „Könige“ hingen, weil ſie in dem Luxus, den er zeigte, ſich ſelbſt und ihren Fetzen und zerriſſenen Kleidern eine Art Ehre angethan zu ſehen glaubten. „Das iſt unſer Mann, und die vier Pferde ſind auch unſer, und die Kutſche auch, und auch ſein Haus auf Marion Square und ſein Schloß in den Kerry-Bergen!“ Es iſt möglich, daß gerade in dieſer Wechſelwirkung ein neues und unzerſprengbares Band zwiſchen dieſem Könige und ſeinem Volke beſtand. —

Der größte Theil der Gelder, die für O'Connell und die Repeal geſammelt wurden, dienten übrigens der Sache Irlands und nicht dem Hausweſen O'Connell's. Es mag auch dabei oft eine gewiſſe unberechtigte Großmuth mit untergelaufen ſein, aber im Ganzen ſind die Rechnungen der O'Connell'ſchen Regierung ſicher ebenſo gut, ja wahrſcheinlich viel beſſer in Ordnung als das Budget irgend eines Staates, geſchweige denn der Civilliſte irgend eines „gekrönten“ Königs.

O'Connell hatte ein zu großes Herz, war ein zu großmüthiger Menſch, um ſich durchs Geld lenken zu laſſen. Sein Uebertritt aus dem Privatleben ins öffentliche Leben iſt allein dafür Beweis genug. Die engherzige Selbſtſucht, die nur an ſich denkt, iſt gleich bei der Hand, Diejenigen, die vor Allem an Andere, an das Ganze, an den Staat, ans Volk, ans Vaterland denken,

---

Triumphreiſen einem Bettelbuben. Der Junge iſt ſchön, rüſtig und beredt in ſeiner Bettelei. O'Connell hat ſeine Freude an ihm, ſtreichelt ihm die Wange und fragt ihn: „Wie heißt Du, mein Burſche?“ — „Daniel O'Connell“, antwortete der Bettelbube — und der Befreier macht ein langes Verwunderung und Ironie ausſprechendes Geſicht. Er zieht aber augenblicklich einen Sovereign heraus, giebt ihn dem Jungen und ſagt ihm: „Da haſt Du was, Daniel, wenn ich Dir wieder begegne, bekommſt Du wieder einen Sovereign, mein Burſche!“ — Kaum eine Viertelſtunde Weges weiter ſteht der Burſche wieder da. Er hat auf einem Fußpfad O'Connell und ſeine Begleiter überholt. „Guten Tag, da bin ich wieder, und Ihr habt mir einen Sovereign verſprochen, wenn Ihr mir wieder begegnetet!“ O'Connell macht ein noch längeres Geſicht, zieht den Sovereign heraus, aber ſagt: „Nächſtens kriegſt Du keinen mehr.“ — „Bei Gott“, ſetzt alt Dan hinzu, „der Junge ſchlägt nicht aus der Art.“

Digitized by Google

mit der Elle ihrer eigenen Nichtigkeit zu meſſen. Wer nicht hinter dem Kramtiſche oder in der Schreibſtube ſitzt, iſt für ſie ein „verunglücktes brodloſes Genie" oder auch ein „Advocat ohne Proceſſe". O'Connell war ebenfalls Advocat, ehe er Agitator wurde, und in ein paar Jahren hatte er ſich zum erſten Advocaten in Dublin hinaufgeſchwungen. Seine Schreibſtube war eine der beſten, und er verdiente bald viele Tauſend Pfund Sterling im Jahre.

Wenn er ein Geldmenſch geweſen, ſo hätte er hier ſein Ziel erreicht. Es giebt wenige Stellungen in ganz Irland und England, die einträglicher und ſicherer ſind als die eines ausgezeichneten und anerkannten Advocaten. Am Ende ſeines Lebens würde O'Connell in dieſer Bahn als ſteinreicher Mann auf dem Sitze eines der Hochrichter des Landes in Frieden und allgeachtet ausruhen haben können. Nicht doch — Richter dürfen irländiſche Katholiken nur ſein, weil O'Connell es vorzog, mehrere Tauſend Pfund Sterling jährlich zu opfern, ſeine Stellung und ſeine Praxis aufzugeben, um die Freiheit, die Entfeſſelung ſeines Volkes erringen zu helfen.

In der Schreibſtube des erſten Advocaten von Dublin löſten ſich die reichſten Kaufleute und Grundbeſitzer des Landes ab, um gegen Gold und Ehrenſold den Rath des klugen Rechtsgelehrten zu erfragen, die Hilfe des tapfern Redners zu erkaufen. Eines Tages aber kam ein ſchwer verfolgter, zerlumpter, zerfetzter, hungerbleicher und kälteſtarrer Bettler und klopfte an O'Connell's Herzthür und klagte wegen Unterdrückung, Unterjochung, Rechtloſigkeit und unverdienten Elends. Und O'Connell öffnete, und nahm die Sache des Bettlers in ſeine Hand und ſchickte die reichen Leute mit ihrem goldenen Ehrenſolde weg, und widmete ſich vollkommen den hungernden und elenden Unglücklichen. — Dieſer Bettler — war das Volk Irlands.

O'Connell gab ſich mit Leib und Seele der Sache dieſes neuen Schützlings hin. Eine Weile reichten die Erſparniſſe der fetten Jahre ſeiner Advocatur aus, um ihm zu erlauben, ſich der Sache des Volkes zu widmen. Als ſein Erworbenes verzehrt war, lieh O'Connell von ſeinen Freunden und den Freunden der Sache Irlands. Er frug nicht, wie weit das Geld, das er hatte, reichte, er frug nicht, wo welches herkommen werde, wenn das in ſeiner Taſche den Weg in die Taſche Anderer gefunden. Sein Name klang in ganz Irland wieder, drang über den Canal und die Meere auf die Feſtlande der beiden Halbkugeln; denn jeder Kampftag wurde auch ein Tag des Sieges für O'Connell. Aber der Advocat des Bettlers, genannt Irland, drohte nach und nach ſo bettelarm zu werden wie der Schützling, deſſen Sache er zu der ſeinigen gemacht.

Da traten ein paar Freunde O'Connell's zuſammen und ſagten: „Es iſt nicht recht, daß dieſer Mann in der Vertheidigung unſerer und unſeres Volkes Sache verarme; wir ſind ſelbſt nicht reich und das Volk iſt ſo arm wie jetzt ſein Vertheidiger, aber es iſt auch ebenſo großmüthig. Wir ſind ſechs Millionen, wenn Jeder nur einen Pfennig jährlich giebt, ſo iſt unſer Fürſprecher gegen jede Gefahr geſichert." Und ſo geſchah. Die Geiſtlichkeit nahm ſich dieſes Gedankens an, ſie ließ an den Kirchthüren ſammeln, und von da an fand alljährlich an einem beſtimmten Tage eine ſolche Sammlung

für O'Connell an allen Kirchen ſtatt. Das war der O'Connell-Tribut, die Civilliſte des ungekrönten Königs.

Später, als die Repealgeſellſchaft organiſirt war, erhielt dieſer König auch in der Repealrente eine Art Budget für ſeine Regierung. Der O'Connell-Tribut blieb O'Connell allein überlaſſen; die Repealrente wurde von dem Vorſtande der Repealgeſellſchaft verwaltet. Die Gegner O'Connell's verwechſelten abſichtlich Beide und thaten ſtets ſo, als ob alles Geld, was in Irland geſammelt werde, in O'Connell's Taſche fließe. Daher wurde der Vorwurf der „Geldgier" in England zu einer ſtehenden Anklage gegen O'Connell.

Er iſt vollkommen unbegründet. „Geldverſchwendung" würde ſich viel eher als Vorwurf gegen O'Connell rechtfertigen laſſen. O'Connell lebte nicht großartiger als die meiſten Lords zweiten und dritten Ranges in England und Irland, ja als er höchſt wahrſcheinlich gelebt haben würde, wenn er zehn oder zwanzig Jahre ruhig ſeine Clienten als Advocat ausgebeutet hätte. Aber es war dennoch etwas „Königliches" in der Lebensart des irländiſchen Agitators. Er fuhr mit vier Pferden durchs Land; wer ihn anbettelte, erhielt in der Regel ein Goldſtück, was freilich oft unter Viele vertheilt werden mußte. Sein Haus ſtand Jedem offen, der ihn beſuchte; ſeine Tafel hatte die erſten Früchte, die feinſten Speiſen, die beſten Weine für jeden Gaſt. Und wenn er ſelbſt auch nichts weniger als den Freuden der Tafel übermäßig ergeben war, ſo ſaß und thronte er an ſeinem Tiſche doch wieder wie ein König, dem ſeine eigenen Kinder huldigen.

O'Connell mochte ſeine Gründe dazu haben, ſeinem Volke gerade ſo zu erſcheinen. Es wäre für die Menſchheit wohlthätiger geweſen, wenn er im Gegentheile Gründe gehabt hätte, etwas weniger „königlich" in ſeinem Hauſe und auf ſeinen Reiſen aufzutreten.

Der Schein der Geldſucht konnte auf ihn geworfen werden und haftete an ihm. Ganz England mit ſeltener Ausnahme ſah ihn bis zu ſeinem Ende nur in dieſem Schatten. Und gerade hierin liegt die Haupturſache, daß ſeine Agitation, die im Weſentlichen mehr auf England als auf Irland berechnet war und die auch nur in England zum Ziele führen konnte, auf die Engländer nur ſehr wenig Eindruck machte. Sie lachten, ſie nannten ſein ganzes Wirken: ein humbug zur Ausbeutung des Leichtſinnes und der Leichtgläubigkeit des armen irländiſchen Volkes. — Man denke ſich den „ungekrönten König" Irlands, nicht arm wie Tom Steel, aber einfach in ſeinem Leben wie Franklin, wie Waſhington; man denke ſich ihn erhaben über jeden Schatten der Geldſucht, umgeben von dem ſtillen Glanze eines ſchlichten prunkloſen Haushaltes, und man wird ſehr bald einſehen, daß ſein Einfluß in Irland nicht kleiner, in England unendlich viel größer geweſen ſein würde, daß ſein Beiſpiel für Mit- und Nachwelt in dem reinſten Lichte erſcheinen müßte.

Im Gegentheile dient jetzt ſein Beiſpiel, der Schein, das falſche Licht, in dem er ſtand, oft in Wahrheit zur Entſchuldigung der Geld- und Genußſucht. Es wurde durch O'Connell Mode, ſich über die einfache, ſchlichte Art der Alten, die das Geld verachteten und deswegen — es nicht zum Fen-

ſter herauswarfen — ſondern ihm die Thür ihres Herzens und auch ihres Hauſes verſchloſſen, luſtig zu machen, dieſelbe als Narretei und Fopperei zu bezeichnen. Geld iſt der Nerv, Geld thut's, und Geld iſt vor Allem nothwendig — heißt jetzt oft der erſte und der letzte Gedanke der politiſchen Reformatoren. Hätte O'Connell ſo gedacht, ſo wäre er Advocat geblieben. Wer nicht ein Opfer zu bringen vermag, den haben die Götter im Zorne angeſehen, und wer erſt fragt: „Wer erſetzt mir, was ich fürs Vaterland wage?" der iſt nicht würdig, daß ihm das Geſchick die Gelegenheit gebe, Etwas fürs Vaterland zu wagen.

Die Welt hat von O'Connell gelernt, daß auch die beſte Sache ihre Vertheidiger nicht verhungern laſſen darf; aber es iſt zu fürchten, daß die Einzelnen auch gelernt haben, wie die gute Sache mitunter eine fette Milchkuh werden kann. Und das iſt ein Unglück für O'Connell, für die Welt und für jede gute Sache, die irgend Schwindler, an O'Connell denkend, auszubeuten verſuchen könnten. Das Beiſpiel O'Connell's, die „königliche" Rückſichtsloſigkeit, mit der er lebte, iſt eine Krankheit unſerer Zeit. Die Leute, die nicht den letzten Heller ausgeben, die nicht weit über ihre Kräfte verſchwenden, ſind heute ſelten. Und deswegen iſt es trotz Allem dennoch eine Art Fluch, der auf dem Namen O'Connell laſtet, wenn leichtſinnige Verſchwender ihrer eigenen und anderer Mittel ſich auf ſein Beiſpiel berufen zu können glauben mögen.

Wir haben den Menſchen O'Connell gegen alle Anklagen auf Habſucht und Geldgier in Schutz genommen, weil wir glauben, daß er über denſelben erhaben ſtand. Aber der Name, der Gedanke: „O'Connell!" würde die Welt ganz anders füllen, der Menſchheit als Beiſpiel ganz anders zum Guten vorleuchten, wenn er den Flitter ſeines „königlichen" Prunkes hätte von ſich abgewieſen und den einfachen Mantel des ſchlichten Bedürfnißlebens gegen ihn eintauſchen können. Das Geld iſt ein ſo unwürdiger Bundesgenoſſe, daß, wer ihm auch nur ſcheinbar die Hand reicht, ſich ſelbſt und ſeine Sache beſudelt. Wer an O'Connell's Größe denkt, wer in ihm einen Sporn fühlt, ſich ſeines Volkes mit Herz und Hand anzunehmen — o, der vergeſſe nie, daß der Schein der Hab- und Geldſucht, der auf O'Connell fiel und bei ſeiner Lebensart auf ihn fallen konnte und mußte, ſehr oft ebenſo viel Böſes geſtiftet hat, als O'Connell durch ſeine raſtloſe Thätigkeit, ſeine rückſichtloſe Hingebung für ſein Volk Gutes zu ſtiften hoffte. Dieſer Schein iſt wie eine Sklavenkette am Fuße des Befreiers und verhinderte ihn ſehr oft, das Ziel zu erreichen, das ohne dieſe Kette ein Schritt weiter in ſeine Hand gelegt haben würde. Irlands Geſchick entſcheidet ſich nach O'Connell's Syſtem in England, und England begriff weder Irland noch O' Connell, weil es in Dieſem den Geldmenſchen, der ſein Volk narrte, und in dem Volke ſelbſt einen geiſtloſen Haufen, den ein Marktſchreier ausbeuten konnte, ſah. Wäre O'Connell den Engländern im Lichte eines Mannes erſchienen, deſſen Hand ſich von dem Schmuze des Goldes rein erhalten, ſein Ruf: „Gerechtigkeit für Irland!" würde in England ſelbſt ein ganz anderes Echo gefunden haben.

VI. In dem „königlichen" Prunke O'Connell's — bekundete ſich den-

noch vor Allem der eben erſt emancipirte Sklave; in dem Gefühle, mit dem die Elenden Irlands zu dem Flitterſtaate ihres „Königs" hinaufſahen, bewährte ſich die Eitelkeit des Bettlers. Irland iſt der „parvénu" des Rechts und der Freiheit, wie vor ihm, mit Ausnahme von Haiti, kaum Einer in der Geſchichte der civiliſirten Welt auftritt. Es lebte vor der Eroberung durch England in der ſo glänzenden Geſetz- und Zügelloſigkeit der celtiſchen Natur; die Engländer benutzten ihre Ueberlegenheit, um dieſe Zügelloſigkeit zu verewigen und zuletzt ſie durch Geſetze in die elendeſte Knechtſchaft und Sklaverei zu verwandeln. Dieſe Geſetze — die „penal laws" Irlands, Meiſterwerke der Tyrannei und der Herrſchſucht — verſagten Irland jede religiöſe, jede wiſſenſchaftliche, jede menſchliche Erziehung; ſie ſuchten das Elend des Volkes zu fördern, um jeden möglichen Aufſchwung zu verhindern; ſie behandelten die Menſchen gleich reißenden Thieren, die, ſo oft ſie aus ihrem Käfige treten, dem nächſten Jäger preisgegeben ſind. Die Kette an dem Fuße des Irländers war ſo ſchwer, daß am Ende ihr eigenes Gewicht ſie brach.

Ein Theil der penal laws waren bereits durch den allgemeinen Fortſchritt der europäiſchen Cultur, die zuletzt England vor ſeiner eigenen Politik in Irland erröthen machte, in Verfall gerathen; den größern Theil aber bedingten die Emancipationsbeſtrebungen Irlands, die in O'Connell verkörpert erſchienen. Mit der errungenen Emancipation der Katholiken athmete die Bruſt des Irländers zum erſtenmale frei auf, fühlte er ſich zum erſtenmale, ſeit Irland eine Geſchichte hat, als freier Mann. Was Wunder, daß der Sklave von Jahrtauſenden ſich nicht gleich in den freien Mann von Geſtern und Heute zu finden wußte?

Und O'Connell, der größte Irländer aller Zeiten, der große Mann des Jahrhunderts, war in dieſer Beziehung dennoch ebenſo gut wie ſein ganzes Volk ein befreiter Sklave von Geſtern. Es kitzelte ſeine Eitelkeit wie die ſeines Volkes, wenn er es dem „ſächſiſchen Lord" gleichthun konnte; er hielt Hof in ſeinem Bergſchloſſe, wie Lord Pawercourt in ſeinem Parke in der Grafſchaft Wicklow; er hatte eine Meute, wie Lord Roden auf Tullimore; er fuhr mit Vieren, wie der Vicekönig Englands in Irland. Wir glauben nicht, daß O'Connell ſich in irgend einer Weiſe klar Rechenſchaft über dieſe Gefühle gegeben habe; aber wir zweifeln deswegen nicht einen Augenblick, daß ſie ihn nur um ſo tiefer beherrſchten und lenkten, je weniger ſie ihm ſelbſt klar waren. O'Connell war überhaupt, wie die meiſten großen Menſchen, nicht vorherrſchend ein Denker; er ſtand unter dem Einfluſſe ſeiner Gefühle, ſein Entſchluß keimte ſtets in ſeinem Herzen und ſtieg von hier zu dem Sitze der Gedanken hinauf. Hingebung und Aufopferung, Liebe und Enthuſiasmus, Zorn und Haß — nicht aber Berechnung und Vorherſehung ſind die Triebfedern jeder ſeiner Handlungen.

Und dieſe trieben ihn auch zu dem äußern königlichen Flitterprunke des eben erſt der Kette entronnenen Sklaven. Und es iſt dies um ſo mehr zu bedauern, als O'Connell ohne allen Prunk in ganz anderer Weiſe überall — nicht „königlich", das iſt ein dummes Wort für ſo Großartiges — wohl aber als gottberufener Führer und Lenker ſeiner Umgebung aufzutreten geſchaffen war.

Digitized by Google

In ſeiner Familie herrſchte die innigſte Herzlichkeit, und alle ſeine Kinder, Schwäger und Enkel liebten ihren Vater über Alles. Aber ſie verehrten ihn noch mehr als ſie ihn liebten. Trotz der innigſten Traulichkeit herrſchte eine geheimnißvolle Scheu unter allen Familiengliedern, ſobald der große Mann unter ſie trat. Die Stimme jedes Redenden ſank um einen Ton herab, alle Anweſenden traten weniger feſt auf, gingen weniger raſch im Zimmer hin und her, ſetzten die Stühle ſanfter zur Seite und ſchloſſen die Thür mit mehr Bedacht. O'Connell reichte, nachdem er ſich geſetzt, in der Regel bald dem Einen, bald dem Andern die Hand; aber man ſah Allen an, daß ſie fühlten, wie ihnen eine große Ehre widerfuhr. Nur die kleinſten Enkel, die noch nicht zur Erkenntniß gekommen waren, erwiderten ſpielend und neckend die ſpielenden und neckenden Liebkoſungen ihres Großvaters.

Und das war ſo natürlich, daß ein anderes Benehmen Jedem nothwendig wie eine Art Empörung gegen den legitimſten Herrn und Meiſter vorgekommen ſein würde. Der Heiligenſchein der Größe verließ O'Connell ſelten. Die Natur hatte ihn geſchaffen zum Herrſchen. Er ragte ſchon körperlich weit über das Mittelmaß der ſtärkern Männer hinaus. Sein Oberleib war aber viel größer als der Unterleib; ſo daß, wenn O'Connell ſich niederſetzte, er ſich zu erhöhen ſchien, denn wo er eben nur wenig über die Männer der Geſellſchaft hinausreichte, da ſaß er jetzt um einen ganzen Kopf größer — um dieſen Kopf mit hoher Stirne, heißen Augen und ſcharfem Munde. Und öffnete er dann dieſen Mund und ſprach, ſo horchten Alle unwillkürlich und huldigten dem Geiſte, der dort verkörpert wie auf einem Throne ſtets Alle überragte, ohne daß man den Thron erſt zu bauen brauchte.

Wir ſahen ihn bei einem tollen Feſte, das ſeine Liebe zu Altirland ihn alle Jahre im Kreiſe ſeiner Familie feiern ließ. In der Bucht von Kilkenny, nahe bei Dublin, liegt eine kleine Inſel, Dulkay genannt. Dort verſammelte ſich vor Zeiten alle Jahre an einem beſtimmten Tage das junge Volk von Dublin und wählte einen König von Dulkay. Dieſer König war ein Herrſcher in der Art des Königs Carneval am Rheine. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts verbot die engliſche Regierung dies Feſt, weil die Irländer es zu einer nationalen Anregung umzugeſtalten ſuchten — vielleicht nur, weil die Engländer fürchteten, daß dies möglich ſein könne. Dieſes Verbot war wohl die Haupturſache, warum O'Connell das Feſt feierte. — Es ging ſehr luſtig bei demſelben zu, obgleich es, mit Ausnahme Tom Steel's, Herrn Fitzpatrick's — O'Connell's Finanzminiſter — und des Schreibers dieſer Zeilen, auf den engen Kreis der Familie O'Connell beſchränkt war. Nach einem Mahle, das eines Königs würdig geweſen und dem wir mit Bettelmanns Hunger Ehre angethan, begann das Feſt. Herr Fitzpatrick wurde König von Dulkay — O'Connell ſein erſter Miniſter — O'Connell's Tochter Kriegsminiſter, ſein tollſter Enkel Ceremonieenmeiſter, der einzige Ausländer, der überdies nächſtens abreiſen wollte, Miniſter des Innern — und ſo fort Alles überzwerg und verkehrt, wie es im Reiche des tollen Königs von Dulkay ſich gebührte. Aber trotz alles Gehenlaſſens, trotz alles Spielens, trotz aller kecken Laune — war doch das „Incognito" unſeres wahren Königs nicht ganz mög-

lich, und ſelbſt hier ſahen Aller Augen nach den ſeinigen, um ſtets bereit zu ſein, dem errathenen Winke zu gehorchen.

Es iſt ein Jammer — daß dieſer König ſelbſt nie ganz den emancipirten Sklaven vergeſſen lernte. Er wäre ohne ihn einer der Größten unter den Größten aller Zeiten geweſen; denn in dieſem Gefühle keimen alle Schwächen und alle Makel, die an O'Connell und ſeinem Rufe, wie Roſtflecken den ſchönen Stahl zerfreſſend, ankleben.

VII. Unumſchränkter Herr und König aber war er vor Allem in den Verſammlungen ſeiner Repealaſſociation in der Cornexchange zu Dublin. In einem engen, nicht acht Schritte breiten und kaum vierzehn bis ſechszehn langen Saale verſammelten ſich wöchentlich einmal die tapferſten Kämpfer ſeines Reiches. Hier ſaßen ſie, wie die Alten in ihren Kampfſpielen, in aufſteigenden Terraſſen um die Kampfſtelle. — Die ganze Einrichtung war aber ſo klein und erbärmlich als möglich; nackte, ſchmuzige Wände mit ein paar beſchriebenen Papierbogen beklebt, mit ein paar ärmlichen Fahnen behangen. Auf dieſen und jenen ſtanden Aufrufe und Sprüche. „Repeal" prunkte in goldener Schrift auf einer grünen Fahne, die über dem Haupte des Vorſitzers ſchwebte. „Laß kein Land, ſtark genug eine Nation zu ſein, eine Provinz bleiben!" —— „Das Volk, das nicht wünſcht, ſein eigner Geſetzgeber zu ſein, verdient Sklaverei!" —— „Eigenthum hat nicht nur ſeine Rechte, ſondern auch ſeine Pflichten!" —— „Wer ein Verbrechen begeht, ſtärkt den Feind ſeines Landes. Dan. O'Connell!" —— Das waren die Inſchriften an den Mauern. Und wer ſie gehörig würdigt, wird in ihnen den Beruf O'Connell's für Irland ſowohl als auch für die ganze civiliſirte Welt erkennen.

Die Bänke dieſes Forums waren von ſchwankenden, ungehobelten Bretern; in der Mitte unten, dem Kampfplatze, der Rednerbühne, ſtand ein Lehnſtuhl mit zerbrochener Lehne und ausgeſeſſenem Sitze für den Sprecher dieſes Parlaments, vor demſelben war ein kleines ſchmuziges Tannentiſchchen für die Abgeordneten der Preſſe. Auf den Bänken ringsum ſaßen Leute, die mit ſeltener Ausnahme Noth und Elend in ihrem Aeußern verkündeten und denen im Walde zu begegnen nicht gerade ſehr erfreulich für den friedlichen und friedliebenden Reiſenden geweſen ſein würde. Mitunter ſaß hier und dort zwiſchen dieſen auch ein Mittelbürger, dem man die Gewohnheit ſich zu waſchen und zu kämmen anſah, und der hierdurch gegen ſeine Nachbarn nur um ſo mehr abſtach. Unten im Mittelpunkte dieſes Trichterforums ſaßen dem Präſidentenſtuhle zunächſt Leute des höhern Mittelſtandes und mehrere Prieſter in ihrer ſie auszeichnenden Tracht.

Dieſer enge Raum war ſtets zu eng für die Zuſtrömenden; die Treppen, der Hausflur, die Straße waren in der Regel mit Menſchen gefüllt, die keinen Zulaß ins Heiligthum gefunden hatten. Das war dann auch die Urſache, daß man ſtets wenigſtens eine Stunde früher kommen und harren mußte, ehe die „Geſchäfte" begannen. Während dieſer vorbereitenden Pauſe machte die Erbärmlichkeit, die Enge des Saales, die ruinenartige Einrichtung deſſelben und ganz beſonders das „Volk" dieſer Verſammlung den wunderbarſten, den niederdrückendſten Eindruck. Hier — ſoll England beſiegt

werden? Und dieſe dort ſind die heilige Schaar, die das britiſche Reich zerſtören und in ſeine Theile auflöſen wollen? Es ergriff Einen wie Mitleid und Hohn bei dieſen Fragen, und ein Engländer wird dieſelben ſicher ſelten zurückzuweiſen oder wieder zu beſiegen im Stande geweſen ſein.

Ich ſprach, als ich zum erſtenmale in dieſen Saal trat, mein Erſtaunen gegen einen der Söhne O'Connell's aus. Er antwortete auf meine Zweifel einfach: „Hier hat mein Vater die Emancipation der Katholiken durchgeſetzt, und das ſind die Kämpfer, mit denen er ſie errang." — „Und mit denen wir auch die Repeal erringen werden", ſetzte John O'Connell hinzu.

Aber ich ſah mit demſelben Zweifel zu den Führern unten hinab und zu den Kriegern rings umher hinauf.

Da entſtand auf den Straßen Geräuſch und Rufen, es ſtieg die Treppe hinauf; Alles im Saale erhob ſich von den Sitzen. Jetzt öffnete ſich die Thür — O'Connell trat, den Hut in der Hand, gebückten Hauptes, — denn die Thür war zu klein für ihn — herein, und mit ſeinem Erſcheinen flog eine Gluth der Begeiſterung, ein Sturm des Jubelgrußes über jeden Einzelnen und Alle zuſammen, der zuletzt die Seele auch des größten Zweiflers — „mit Zweifel an ſeinen eignen Zweifeln" erfüllen mußte; der den Schauer heiliger Mitbegeiſterung in jedes offene Herz hinabſchleuderte. O'Connell grüßte dies „Lumpengeſindel" mit Hand und Kopf, wie König Arthur die zwölf Helden ſeiner Tafelrunde begrüßt haben mag. Die Menge antwortete jedem ſeiner Grüße mit neuem Jubel aus vollſtem und tiefſtem Herzen. Erſt als O'Connell ſich ſelbſt niedergeſetzt, und der Präſident ſeinen Seſſel eingenommen, hörte der Sturm auf; und dann entſtand eine Stille wie in der Kirche, wenn der Prieſter ſeine geheimen Gebete mit ſtummer Lippe zum Himmel ſendet.

Dieſe Ruhe wurden ſelten unterbrochen während der Einleitung der Geſchäfte durch den Vorſitzenden. Aber dieſe Einleitung dauerte nicht lange, denn hier in ſeiner Aſſociation iſt O'Connell ſelbſt Alles in Allem, Präſident, Secretär, Säckler, Ordnunghalter, Redner, je nach dem Bedürfniß. Als er ſich erhob, wurde er mit neuem Beifallſturm empfangen. Er machte ihm mit einem Winke ſeiner Hand augenblicklich ein Ende. Dann las er die eingegangenen Briefe vor und hatte zu jedem eine Bemerkung bereit, zu vielen einen derben, handfeſten Witz, ſo im Geſchmacke ſeiner Zuhörer, daß keiner zu Boden fiel und die meiſten ein homeriſches Lachen hervorriefen. Er verkündete die Summen, die für die Repealaſſociation eingelaufen, und hob hervor, in wie weit dieſer oder jener Einſender durch ſeinen Namen, ſeine Stellung, ſeinen Reichthum die Sache der Aſſociation und Irlands fördere. Am Ende der Geſchäfte griff er dann ſtets die Frage, die zufällig die Gemüther, das ſeinige und die ſeiner Irländer, beſchäftigte, auf und begann darüber ſeine Rede. Dieſe wurde ſtets der Höhepunkt des Tages. Nach und nach ſich ſelbſt immer mehr begeiſternd, begeiſterte er die Maſſe ſeiner Zuhörer. Man ſah jeden Funken ſeines eignen elektriſchen Feuers in die gleichgeſtimmte Maſſe fallen, man ſah ihn zünden und in Allen zu einer glühenden Geſammtflamme werden.

Dann erweiterte ſich im Geiſte der Kreis, dann befeſtigten, verſteinerten

Digitized by Google

ſich die Sitze dieſes Forums, dann fielen die Fetzen und zerriſſenen Kleider von den ſtarken Gliedern der verſammelten Schaar, — und wer einen Blick für die Geiſter hat, der ahnete dann, daß hier Größeres und Gewaltigeres geſchehe als ſelbſt die größten und gewaltigſten Wunder der Verſammlungen des Alterthums, die noch in den Ruinen ihrer Verſammlungsplätze unſer Staunen erregen.

Ja, wenn die Begeiſterung ſich wieder legte, wenn ruhiges Urtheilen und Abwägen wieder möglich war — dann wurde das Erbärmliche, Arme, Kleinliche jeglichen Aeußern dieſer Verſammlung nur ein Grund mehr des Staunens und der Bewunderung. Das arme, elende, ſchwache, hungerkranke Irland ſtand lebendig in dieſen elenden Aeußerlichkeiten vor uns; aber es war nicht mehr arm, ſchwach und krank. Der galvaniſche Funke kann ja ſelbſt Leichen zu Kraftanſtrengungen zwingen. Der Funke der Liebe, der in O'Connell glühte, die Flamme des Haſſes, die ihn verzehrte und die er in allen ſeinen Zuhörern anzufachen wußte, gab dieſen Maſſen die Macht, mit denen ſie das gewaltige, das reiche, das ſtarke, das über Welten gebietende England beſiegten und an den Rand ſeines eigenen Unterganges hindrängten.

VIII. Der ganze Beruf O'Connells in Irland liegt in den Worten: „Ireland for the Irish."

„Irland für die Irländer!" war die Seele ſeines politiſchen Lebens. Um aber Irland den Irländern zu geben, mußte er in gewiſſer Beziehung erſt Irländer ſchaffen, ſie vom bürgerlichen Tode zum bürgerlichen Leben auferwecken. Das war der erſte Theil ſeiner Aufgabe, und er endete mit der Emancipation der Katholiken.

Die ganze Weltgeſchichte hat kein ſchöneres, kein erhebenderes Schauſpiel aufzuweiſen als den Kampf O'Connell's für die Emancipation der Katholiken in Irland.

Das katholiſche Irland war an Hand und Fuß gefeſſelt. Wie ein gewaltiger Zauberer ſtand das proteſtantiſche England in Irland und hielt ſein Opfer in wunderbaren, künſtlich verſchlungenen Banden am Boden liegend; und wie jene Vampire der Volksſagen ſaugte es den letzten Blutstropfen des unglücklichen Gebannten aus.

Seit einem Jahrhunderte aber war dennoch ein neuer Funke des Selbſtbewußtſeins über Irland gekommen. Die Befreiung Amerikas, die franzöſiſche Revolution fachten dieſen Funken zur Flamme an. Beſonders die franzöſiſche Revolution fand in ganz Irland ein lebendiges Echo, und von einem Ende des Landes zum anderen regte ſich ein Gedanke der Befreiung Irlands vom Joche Englands, — der Gedanke: „Irland für die Irländer."

Die ganze Bewegung aber war vorherrſchend eine rein politiſche und führte zuletzt zum offenen Kampfe. Eins und Anderes wurden Urſachen des nothwendigen Mislingens. Nur ein ſehr geringer Theil des katholiſchen Irlands war im Stande, die Bedeutung einer rein politiſchen Reform zu begreifen. Ein Jahrtauſend der Knechtſchaft, des Elends, der abſichtlichen Verthierung hatte dies arme Volk dem Standpunkte der roheſten Barbaren nahe gebracht. Es erklärt ſich daher ſehr natürlich, daß, wenn daſſelbe auch in

Maſſe leicht zum Kampfe gegen England zu leiten war, es dennoch nicht wiſſen, nicht fühlen, nicht ahnen konnte, um was es ſich in dem Kampfe handelte, ſobald ſeine Führer ihm die politiſchen Reformen Amerikas und Frankreichs in der Sprache der Philoſophen, Publiciſten und Redner des achtzehnten Jahrhunderts anprieſen. Es blieb ihnen gegenüber taub und ſtumm — ein todter Haufe.

Es war den Anhängern der amerikaniſchen und franzöſiſchen Reformen nicht ſchwer, eine ſehr zahlreiche Verbindung, die der „vereinten Irländer" (united Irishmen), über ganz Irland zu verbreiten. Der proteſtantiſche Norden Irlands, der im Weſentlichen faſt ſo frei daſtand wie England ſelbſt, bildete den eigentlichen Mittelpunkt dieſer Bewegung, und der Führer derſelben, Wolfe Tone, war ebenfalls ein Proteſtant. Das war nur zu natürlich. Nur die Proteſtanten, die halb freien Männer Irlands, konnten die politiſche Bewegung in Amerika und Frankreich begreifen, die Katholiken liefen mit, als das Zeichen zum Aufſtande gegeben wurde, und ſie ließen ſich niedermetzeln wie Leute, die durch den Tod nur gewinnen können; aber ſie kämpften nicht wie Leute, die nicht ſterben, ſondern ſiegen wollen, weil ſie des Sieges Lohn kennen. So kämpften nur die Proteſtanten; aber ihre Zahl war zu gering, um England in Irland zu beſiegen.

Wie die Niederlage der united Irishmen bald zur Auflöſung der ſcheinſelbſtſtändigen Regierung und Verwaltung Irlands, zur Verſchmelzung des irländiſchen Parlaments mit dem engliſchen, zur Union zwiſchen England und Irland führte, iſt bekannt.

O'Connell's erſte politiſche Jünglingseindrücke knüpften ſich an die Feſte der Engländer und der geblendeten oder erkauften Irländer, die da ſagten, daß mit der Union ein neues Leben über Irland kommen werde — aber auch an die Gegenbeſtrebungen, an die Verwahrungen gegen dieſe Union, die ſchon damals von einer kleinen Minderzahl Vaterlandsfreunde für ein neues Unheil angeſehen wurde. O'Connell ſtand dieſen Letztern näher und theilte ihre Befürchtungen.

Sehr bald zeigte ſich, daß dieſe nur zu begründet geweſen waren. England, das nun der kleinen Schaar proteſtantiſcher Irländer im engliſchen Parlament halbwegs ſicher ſein konnte, vergaß, daß es ein Irland in der Welt gebe, gegen das es Pflichten übernommen. Dieſes Vergeſſen traf am tiefſten die Katholiken. Die engliſchen Staatsmänner hatten zur Zeit der Union freiere Geſetze für katholiſch Irland verſprochen. Pitt begnügte ſich damit, daß er auf eine Weile aus dem Miniſterium austrat und es einem ſeiner Underlinge überließ, die gerechten Anſprüche Irlands zurückzuweiſen, um, nachdem dies geſchehen, wieder erſter Miniſter Englands zu werden. So rettete er ſeine ſtaatsmänniſche Ehre — den Schein, und das genügte dem ſtolzen Engländer dem unglücklichen Irland gegenüber.

Die Beſtrebungen der Katholiken für ihre Emancipation hatten ſchon lange vor der Union begonnen, jetzt nahmen ſie einen neuen Aufſchwung; aber erſt mit O'Connell kam der Geiſt, der ſiegt und ſiegen muß, über dieſelben.

Wir haben geſehen, wie das katholiſche Irland das politiſche Loſungswort der united Irishmen nicht verſtand und nicht verſtehen konnte. Aber

Digitized by Google

es verſtand den Ruf: „Befreiung von den Ausnahmsgeſetzen, Emancipation der Katholiken!" Es wußte, daß mit dieſem Rufe ſeine Prieſter offen ſich als Lehrer ihrer Religion bekennen, daß mit ihm der Katholik ein Menſch und ein Bürger werden müſſe, wo er bis jetzt dem Thiere und dem Sklaven gleich behandelt wurde. In dieſem Rufe lag für jeden Katholiken das Recht, eine Kirche, eine Schule, eine Familie, ein Haus, ein Grundſtück, ein Pferd *), — Alles Sachen, die die penal laws ihm unterſagten — zu beſitzen. Jeder Bauer noch ſo arm und elend, jeder Bettler, noch ſo verkommen in den Tag hineinlebend, fühlte ſein ganzes Innere erſchüttert bei dem Rufe, der ſeine Väter rächte, ſein eignes Elend zu ſühnen verſprach, für ſeine Enkel eine neue Zukunft des Rechts und des Glückes durchſchimmern ließ.

Dieſer Ruf war bis jetzt ſchon oft in Irland ausgeſtoßen worden. Aber Alle, die ihn gewagt hatten, waren ſtets vor ihrer eignen Keckheit zurückgeſcheucht. Sie warfen ſich auf die Kniee und baten England um Verzeihung, ſo oft ſie für Irlands Recht zu ſeufzen ſich ein Herz nahmen. Die Art, wie ſie die Emancipation der Katholiken betrieben, zeigte nur zu klar, daß ſelbſt die tapferſten Vertheidiger dieſer Sache nicht zu dem feſten Willen ihrer eignen geiſtigen Emancipation gelangt waren. Sie kämpften wohl für ihre Freiheit; aber doch nur wie die beſiegten Feinde, die die Römer in ihren Arenen ſich unter einander niedermachen hießen, mit dem Bewußtſein, daß ſie Sklaven waren.

Da trat O'Connell auf.

Es war als ob ein Löwe, der eben erſt eingefangen, die Stricke, die ihn feſſeln, zerreiße und mit einem Satze in die Mitte ſeiner erſtaunten Wächter ſpringe!

O'Connell ſagte: „Ihr wollt frei ſein — ich will Euch zeigen, wie man frei iſt — und wer frei iſt, der wird's auch!" Er erhob ſeine Donnerſtimme und rief: „Ihr wollt emancipirt ſein — emancipirt Euch und Ihr ſeid's!" Und dann ging er mit dem Beiſpiele voran. Das katholiſche Irland, das oft beſiegte das elende, hungerkranke, bettelnde Irland hatte bis jetzt, wenn es nicht in wilder Empörung aufſtand, vor England nur mit zitternder Stimme zu ſprechen gewagt, lag vor demſelben gedemüthigt im Staube und bettelte um ein wenig Freiheit wie um einen Armenſünderlohn. O'Connell, aufrecht, das Haupt hoch und keck erhebend, mit Zorn in ſeinem Blick, mit Hohn und Verachtung in ſeinen Worten, trat vor das ſtolze England und forderte Gerechtigkeit für Irland mit einem Fluche gegen England, Befreiung der Katholiken mit einer Drohung, das proteſtantiſche England in ſeinen Grundfeſten erſchüttern zu wollen, wenn es die gerechten Forderungen zu verſagen ſich erkühne.

---

*) Kein irländiſcher Katholik konnte Eigenthum haben; nicht einmal ein Pferd, mehr als 3 Pfd. werth. Hatte er ein beſſeres, ſo konnte der nächſte Proteſtant es für 3 Pfd. St. wegnehmen. Die Kinder, die proteſtantiſch wurden, traten mit ihrem Erbe ſogleich aus der Familie aus ꝛc. ꝛc.

Digitized by Google

Nie hatte Irland eine ſolche Sprache gewagt; nie England eine ſolche vernommen. Die ganze Welt horchte erſtaunt auf, denn ſie ahnete mit O'Connell's erſtem Worte, das bis zu ihr hinüberdrang, wie hier ein Volk durch ein Wunder aus ſeinem Grabe auferweckt worden. Ganz Irland fiel unmittelbar O'Connell zu; jedes irländiſche Herz wurde zu einem Echo ſeiner „emancipirten" Sprache, und ſehr bald wurde auch jedes Wort des katholiſchen Irlands zu einem lebendigen Nachhalle der Art O'Connell's. Das ganze Weſen Irlands England gegenüber änderte ſich zuſehends; der demüthige, beſiegte Sklave ſchüttelte ſeine Demuth ab und verwiſchte mit ihr das Andenken der Beſiegung.

Nur O'Connell vergaß die Geſchichte ſeines Vaterlandes — das heißt die Geſchichte der Niederlagen Irlands England gegenüber — nicht einen Augenblick. Er hatte dieſelbe mit liebeblutendem Herzen ſtudirt, und dieſe Liebe ließ ihn ahnen, wo die Urſachen der Niederlagen Irlands zu ſuchen ſeien. Er ſah das „wilde" Irland ſo tapfer als ergeben ſich zehnmal für ſeine Freiheit opfern, ohne je einen andern Erfolg als neue Niederlagen und neue Ketten davon zu tragen. Er ahnte, daß die „Wildheit" grade die Urſache der Niederlagen geweſen. Er fühlte heraus, daß der Schlachtenmuth eines verwilderten Volkes nie und nimmer genügen werde und könne, und deswegen ſuchte und fand er einen andern Weg, den des geſetzlichen Widerſtandes — der friedlichen Agitation.

Er ſagte: „Wir wollen nicht kämpfen, denn das iſt nicht nöthig, — nicht menſchlich, ſondern thieriſch. Wir wollen das Recht, das uns fehlt, mit Hilfe des Rechts, das wir beſitzen, erringen, das allein iſt der höheren Natur des Menſchen würdig; der blutige Sieg trägt in dem Blute, das er koſtet, ſelbſt den Keim neuen Kampfes und endlicher Niederlage; der unblutige Sieg mit den friedlichen Waffen der Ueberredung, der Ueberzeugung iſt, ſobald er errungen worden, ſtets ein Schlußſieg. Er ſchreit nicht um Rache, die neuen Kampf, neue Siege und am Ende doch wieder Beſiegung und Untergang nach ſich zieht. Wir wollen nicht kämpfen, denn unſer Feind iſt, wenn nicht muthiger und tapferer als wir, uns doch an Zahl, an Kriegserfahrung und an Mitteln überlegen. Aber wir wollen ihn nicht eine Weile ruhen laſſen; er ſoll unſere Stimme zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, bei ſeinen Feſten und in ſeiner Kirche hören; er ſoll keinen Gedanken mehr haben, den wir nicht durchkreuzen, keinen Genuß mehr, den wir nicht verbittern, keinen Schlaf mehr, den wir nicht ſtören." — Das war O'Connell, das war der Grundſatz O'Connell's, das war die friedliche Agitation.

In dieſem Gedanken ſtiftete er mit ein halb Dutzend ergebenen Freunden die „katholiſche Aſſociation". Sie hatte vor Allem den Zweck der „Vereinigung der Emancipirten" und der öffentlichen Beſprechung der Emancipation. Sehr bald bildete ſich ein größerer Kreis um dieſe Geſellſchaft. Die Reſte früherer Geſellſchaften zur Betreibung der Emancipation und die ergebneren Freunde der Sache Irlands bildeten den Kern. Mit den erſten öffentlichen Verſammlungen aber, mit den erſten Reden O'Connell's war ganz katholiſch Irland gewonnen und auch — geiſtig emanci-

pirt. Denn jedes Wort dieſer Reden trug den Stempel der innern Emancipation, jede Phraſe dieſer Reden klang wie zerbrochene Ketten. Die thatkräftige Liebe O'Connell's zur „grünen Inſel" wurde zum erſten Samen des Vaterlandsbewußtſeins des Irländers; der nie ruhende Haß O'Connell's gegen engliſche Unterdrückung zum lebendigen Stachel im Herzen von Alt und Jung, ſo weit Irland ſeine Stimme vernahm. Und ganz katholiſch Irland vernahm ſie, denn wo er ſelbſt nicht hindrang, da drang ſein Echo in der Stimme Deſſen, der ihn gehört, und insbeſondere in der Stimme aller Prieſter, die in ihm den „Befreier" lange vorher ahneten, ehe ſie durch ihn befreit wurden. Die ſtets kecke und frohe Laune O'Connell's wurde zu einer vergifteten Waffe gegen England. Mit Hohn und Ironie geißelte er die Ungerechtigkeit der „Sachſen". Witz, Hohn und Ironie aber ſind ſchon an und für ſich Zeichen der Freiheit; denn der Sklave empört ſich wohl und erdolcht ſeinen Herrn von vorn oder von hinten, ohne deswegen das Bewußtſein zu bekunden, daß er ſich frei fühlt. Aber wenn er mit gefeſſelten Händen ſeinem Herrn ruhig und hohnlächelnd ins Geſicht zu ſpeien wagt, — ſo iſt er ein freier Mann, wie kein Freierer je die Erde betrat. — Und jede Rede O'Connell's war ein lebendiges Beiſpiel, eine handgreifliche Lehre dieſer Art.

Und ſo emancipirte er Irland und war mit ſeinem Werke fertig, ehe England noch recht wußte, was in Irland vor ſich ging. Es ſah die geiſtige Emancipation nicht, die O'Connell verbreitete, und war daher vollkommen außer Stand, zu begreifen, wie dieſes „Gerede ohne That" endlich zu einem Ergebniß führen könne. Aber eines Tages, als die geiſtige Emancipation Irlands fertig war, ſollte auch die thatſächliche fertig aus dem Haupte O'Connell's hervorſpringen. Wir ſahen ihn am Werke — „wer frei ſein will, muß damit beginnen, frei zu ſein" —, wir hörten ihn ſagen: „Ihr wollt emancipirt ſein, emancipirt Euch!" Und ſo ſagte er, als die Zeit gekommen war: „Ihr wollt katholiſche Parlamentsmitglieder haben, — wählt einen Katholiken, und damit England ſehe, wie ernſt es Euch iſt, wählt mich!"

Wie ein Blitz ging der Gedanke durch ganz Irland; und ein paar Tage ſpäter wurde O'Connell in der Grafſchaft Clare gewählt. Das war ein Sieg Irlands über England, wie ſelten welche erfochten wurden, und nur um ſo ſchöner, als er zugleich Veranlaſſung zu einem Siege Irlands über ſich ſelbſt wurde. England hatte Irland niedergehalten, verthiert. Wie das „feurige Waſſer" in Amerika, ſo war der „Brandy" ein Bundesgenoſſe Englands in Irland; die wilden und verwilderten Irländer waren dem Branntwein ergeben. Eine Wahl in Irland wurde daher gewöhnlich in Branntwein erſäuft; und die engliſchen Lords zahlten die Zeche um ſo großmüthiger, als der beſoffene Bauer gedankenlos für Den ſtimmte, den der freigebige Lord bevorzugte. O'Connell und ſeine Freunde ſagten den Bauern von Clare: „Wenn Ihr ſiegen wollt, ſo müßt Ihr vorerſt Euch ſelbſt beſiegen. Verſprecht, daß Ihr während der Wahl keinen Branntwein trinken wollt." Und ſie verſprachen es, ſie ſchwuren es, ſie hielten Wort, und O'Connell wurde zum Parlamentsmitglied für Clare gewählt.

Digitized by Google

Bei der Eröffnung der nächſten Seſſion erſchien katholiſch Irland in O'Connell vertreten vor den Schranken des Parlaments. Ganz England begriff, daß Irland emancipirt ſei, daß ein weiterer Widerſtand von Seiten Englands die Emancipation Irlands — nicht mehr durch England, ſondern durch Irland herbeiführen müſſe.

Peel und Wellington, damals die ſtolzeſten Vertreter Altenglands, unterſchrieben die Emancipation des katholiſchen Irlands — den erſten Sieg Irlands über England.

IX. In ſeiner Zuſchrift an die Wähler von Clare verſprach O'Connell unter Anderem: „daß er die Frage des Widerrufs der Union zwiſchen England und Irland ſo bald als möglich zur Berathung ins Parlament bringen werde."

Der Gedanke: „Repeal of the Union!" füllte die zweite Hälfte ſeiner politiſchen Laufbahn aus. „Die ſogenannte Union war ein lucus a non lucendo, eine Vereinigung, um nie zu vereinigen, die in ihrer erſten Bethätigung der iriſchen Unabhängigkeit den Todesſtoß gab und die in ihrer letzten Wirkung die Urſache der ewigen Trennung Irlands von England ſein mag. Wenn ſie eine Union genannt werden ſoll, ſo iſt ſie eine Union des Haifiſches mit ſeiner Beute — das Raubthier verſchlingt ſein Opfer und ſo werden Beide Eins und untheilbar. So hat England das Parlament, die Conſtitution, die Unabhängigkeit Irlands verſchlungen."

Nicht O'Connell fällte dies ſtrenge Urtheil, verkündete dieſe drohende Prophezeihung, — ſondern ein anderer Prophet, ein Poet, ein Pair Englands hielt ſie ſeinen „Gleichen" im Oberhauſe wie das erwachende Gewiſſen Englands vor. Und dieſer Prophet hieß Byron. (Seine Rede im Oberhauſe vom 1. April 1812.)

Wir fürchten, auch ſein Wort wird, wie das ſo manches anderen Propheten und Poeten wahr werden, und die Union zwiſchen England und Irland zur ewigen Trennung Irlands von England führen.

Der Gedanke einer Wiederauflöſung der Union, die „Repeal", iſt in Irland ſo natürlich als Etwas; ſie liegt in allen Verhältniſſen, in allen Bedürfniſſen, in allen Gefühlen und Inſtincten der Irländer. England hat Irland ſtets und zu allen Zeiten wie ein erobertes Land betrachtet, und ſo haben die Irländer das Bewußtſein nie verloren, daß die Engländer ihre Eroberer ſind. Die Folgen der Eroberung dauern überdies in den inneren geſellſchaftlichen Zuſtänden, trotz der Emancipation der Katholiken, immer fort. Die Grundeigenthümer, die Landlords, ſind in ſehr großer Anzahl Engländer, Sachſen, wie die Irländer ſagen — in Mehrzahl die Abkömmlinge der Eroberer des Landes, die das Eigenthum durch Confiscation den Irländern entriſſen haben. Das Benehmen der Engländer ſorgte dafür, daß die Irländer dies nie vergeſſen lernen konnten. Die Art, wie die Eroberer durch ein eigenthümliches Pachtſyſtem die Eroberten in Elend, in Abhängigkeit zu halten und ſich dennoch, durch dies Elend ſelbſt zu bereichern wußten, hat nicht nur den Haß verewigt, ſondern auch Zuſtände geſchaffen, die nur eine Verbeſſerung zulaſſen, wenn das Geſetz, das ſie verbeſſern ſoll, die irländiſchen Eigenthums- und Pachtverhältniſſe an der Wurzel angreift, die

Digitized by Google

Lords in gewiſſer Beziehung ihres Eigenthums beraubt und es den Bauern überliefert. Nur ſo würde der Krebsſchaden der irländiſchen Zuſtände zu heilen ſein.

Und dieſe Heilung iſt nie und nimmer von England zu erwarten. Und zwar aus doppeltem Grunde nicht. Die Engländer begreifen ſehr ſelten, daß die Urſache des Uebels in Irland ebenſo viel in den Zuſtänden als in den Menſchen liegt. Sie ſind nicht im Stande, ſich in das Weſen der Irländer hineinzudenken, und ſo ſuchen ſie an dieſen vorzugsweiſe nur ihre Fehler, nicht auch ihre guten Seiten. Sie ſagen: „Die Irländer ſind faul, unordentlich, verſchwenderiſch, — was können wir dafür, daß ſie in Folge deſſen elend ſind?" — Eine Radicalreform der irländiſchen Eigenthumsverhältniſſe, was nichts Anderes heißen will als eine theilweiſe, aber durchgreifende Enterbung der reichen Leute zum Vortheile der Armen, erſcheint den Engländern vom Standpunkte Englands aus wie ein Verbrechen am Heiligſten, und hat für ſie überdies den drohenden Nebengedanken, daß die armen Leute in England am Ende verlangen könnten, ſo gut wie die armen Leute in Irland behandelt zu werden.

Und ähnlich verhält es ſich mit allen Grundreformen, die in Irland nothwendig ſind und werden könnten.

Der eingeerbte Haß Irlands gegen England, des Celten gegen den Sachſen, iſt endlich noch ein faſt unüberſteigliches Hinderniß gegen alle Reformen, die das engliſche Parlament zum Beſten Irlands verſuchen ſollte. So viele Jahrhunderte hindurch kam von England herüber nach Irland nur Unheil, und hierdurch wurde es natürlich, daß dem Irländer ſelbſt die beſten Gaben, die von England kommen, verdächtig erſcheinen, noch leichter verdächtigt werden können*).

Das Alles erklärt es leicht, wie der Repealgedanke ſich dem großen Irländer aufdrängen mußte; er liegt auf dem Boden jedes ächt irländiſchen Herzens, er liegt auf dem Boden aller irländiſchen Zuſtände. Der Ruf: „Repeal!" war für O'Connell ſo der Ausdruck ſeines innerſten Gefühls, wie der Ruf: „Zu Hilfe!" für den Ertrinkenden. O'Connell ſah kein Heil für Irland ohne Wiederauflöſung der Union.

Aber O'Connell wußte auch, daß die Zeit noch nicht gekommen, wo England die „Repeal" zugeben werde; wo Irland dieſelbe ohne Gewalt durchſetzen könne. Gewalt aber widerſtrebte ſeinem Syſtem und zugleich ſeinem Bewußtſein, daß Irland England nicht gewachſen ſei. Daher war ſeine Repealagitation, wenn auch in der Form ganz dieſelbe wie die Agitation der Emancipationsfrage, dennoch im Geiſte eine ganz andere. Wir ſahen, wie er in der Agitation der katholiſchen Frage damit anfing, ſich ſelbſt zu emancipiren, und wie dann durch ſein Beiſpiel geleitet ganz katholiſch Irland die Kette brach; wir ſahen, wie er am Ende, ohne ſich an Geſetz und Statut zu ſtoßen, ſeine katholiſchen

*) Die Aufnahme oder beſſer die Zurückweiſung der Peel'ſchen Schulreformen, die allen billigen Anſprüchen genug thaten, iſt für dieſe Behauptung ein ſehr ſchlagender Beleg.

Digitized by Google

Irländer aufforderte, einen Katholiken zu wählen und ins proteſtantiſche Parlament Englands zu ſchicken. Er wagte es nicht, in dieſem *Geiſte* auch bei der Repealfrage zu handeln. Er agitirte das Volk für dieſelbe, aber er ſelbſt handelte nicht, als ob die „Repeal" für ihn bereits zur That geworden ſei. Er ſtreifte oft an dieſe Gränze heran. In dem „Repealjahr" (1842) erſcheint er ein paar Mal auf dem Punkte, dieſe Gränze kecken Schrittes zu überſpringen. Er läßt ſeinen Sitz im engliſchen Parlament offen ſtehen; er veranlaßt alle ſeine ergebenen Anhänger, ſeinem Beiſpiele zu folgen. Es keimt auch der Plan in ihm, eine Art irländiſchen Parlaments in Dublin zuſammenzuberufen. Er arbeitet denſelben halbwegs aus, er ſpricht von den hundert Gentlemen, die Land und Stand von Irland nächſtens wählen und die er in Dublin zuſammenrufen werde. Die Engländer nennen dieſelben höhnend: irländiſche „Bogtrodders" (Sumpftreter) und O'Connell nimmt den Namen an und ſpricht von dem zukünftigen irländiſchen Parlament der Bogtrodders.

Aber er wagt den entſcheidenden Schritt nicht. Er durfte ihn nicht wagen, weil er zum offenen Kampfe hätte führen müſſen und O'Connell keinen Kampf wollte, Irland keinen Kampf brauchen konnte.

So entſtand der Gegenſatz, der zuletzt Alles, was O'Connell in der Repealbewegung that, beherrſchte. Es war ihm bluternſt um die Repeal — aber er fürchtete die Stunde der Entſcheidung; er *ſprach* im Geiſte des Ernſtes, mit dem er die Repeal wünſchte und betrieb; — er *handelte* im Geiſte der Furcht, daß ein entſcheidender Schritt zum blutigen Kampfe führen müſſe. Durch dieſen Zwieſpalt kam eine *innere Unwahrhaftigkeit* über ſein ganzes Weſen, die ihn ſehr oft trieb — in Selbſttäuſchung oder auch nur in Folge ſeiner zwiefaltigen Stellung — ſeinen Anhängern Vorſpiegelungen zu machen, die ganz ſo ausſahen, als ob er ſelbſt nicht an ſie glaube, weil er im entſcheidenden Augenblicke ſtets wieder anders handelte, als er im Augenblicke der hinreißenden Selbſtbegeiſterung geglaubt oder wenigſtens glauben gemacht hatte, daß er handeln werde.

Das Bewußtſein der Gefahr, die ein entſcheidender Schritt auf der Bahn der „*Selbſtrepeal*" — wie früher auf der Bahn der „*Selbſtemancipation*" — über Irland bringen könne, war die Urſache, daß O'Connell ſich ſeine Repealbewegung ſcheinbar ein paar Mal durch Reformen von England abkaufen ließ. Er erlangte dadurch ein doppeltes Ergebniß. Er konnte mit Anſtand eine Weile auf ſeiner Bahn ausruhen und gewann dann durch jede Reform dennoch gleichſam in der Ruhe ſelbſt neues Feld für die Repeal. Deswegen ließ er es halbwegs geſchehen, daß ſelbſt viele ſeiner Freunde den Repealruf für ein *Mittel*, das Beſte Irlands zu fördern, ausgaben. „Gerechtigkeit für Irland — *oder* Repeal!" war nicht der Herzensgedanke O'Connell's und Irlands, aber Beide ließen ſich's gefallen, daß England ſich täuſche und in der Furcht vor der Repeal Reformen geſtatte, die der Repealbewegung die Gemeinderäthe, die Schulen öffneten, die die Orangiſten entwaffnen, die katholiſchen Bauern in eine beſſere Lage bringen und ſo die „Soldaten" der Repeal in gewiſſer Beziehung ſtärken und nähren mußten.

Digitized by Google

O'Connell und Irland ließen ſich's gefallen, daß England ſich über den Repealruf und ſeine Bedeutung täuſchte, daß ſie ihn für ein Mittel und nicht für das ernſtgemeinte Endziel der Irländer anſahen; ſie ließen ſich dieſen Irrthum nicht nur gefallen, ſie förderten, hegten und pflegten ihn, wo er ihnen nutzen konnte und raſch eine Reform zum Beſten Irlands und der Repeal ſelbſt verſprach. Hierdurch erlangte dann die Repealbewegung auch nach Außen hin den Schein einer Lüge. Wir haben geſehen, wie ſie im Innerſten ihres Weſens zu einer Art Unwahrhaftigkeit gelangt war. In Beiden lag der Keim des Unterganges O'Connell's und die Urſache der zeitweiligen Beſiegung der ganzen Repealbewegung.

Die Engländer ſagten ſehr bald: „Es iſt O'Connell und Irland nicht Ernſt mit der Repeal.“ Es wurde ihnen Dies um ſo leichter, als ſie überhaupt von den Irländern ſagen, daß es ihnen nie recht ernſt mit Etwas ſei. Die Irländer haben keine „sincerity“, iſt ein ziemlich durchgreifendes engliſches Urtheil. Die irländiſchen „Sklaven“ waren ſehr oft gezwungen, ihren Herrn gegenüber eine Demuth und Ergebenheit zu heucheln, die nicht in ihrem Herzen lag. Die Lüge wird nur zu naturgemäß die Waffe des Schwachen, wenn er zu dem unabweisbaren Bewußtſein ſeiner Schwäche gelangt iſt. Ueberdies iſt der Irländer voller Witz und Laune; er lacht ſehr oft, wenn es ihm noch ſo ernſt gemeint iſt mit Dem, was er ſagt. Der Engländer lacht ſelten und iſt ſomit leicht geneigt, die kecke Laune, mit der der Irländer oft bei ſehr Ernſtem lachen kann, für einen neuen Beweis ſeines Mangels an „sincerity“ anzuſehen. Genug, die Engländer kamen raſch und leicht zu dem allgemeinen Urtheile: „Für O'Connell und die Irländer iſt der Repealruf nur ein Mittel, uns Angſt zu machen.“ Das wurde dann die Urſache, daß nie und nimmer ein Engländer, daß nie ein engliſcher Staatsmann im Ernſte an die Möglichkeit der Repeal dachte. John Bull blieb ſo ruhig bei dem Rufe, der aus Irland zu ihm herüber drang, daß dieſe Ruhe ſelbſt die Irländer in Erſtaunen ſetzen und jedenfalls den Arm, der nur gegen den Wind zu fechten ſchien, ſehr bald ermüden mußte. Nur die allerergebenſten Anhänger O'Connell's, die katholiſche Geiſtlichkeit und durch dieſe veranlaßt, die Bauern und die armen Leute in Irland hielten in Maſſe mit O'Connell bei der Repealagitation aus.

Die große Mehrzahl des höheren Mittelſtandes und der denkenden Claſſen in Irland traten nach und nach immer mehr von O'Connell zurück. Ein Theil, und zwar die ältere, bedächtigere Generation — Leute, die, wie Shiel und Wyſe, die tapferſten Genoſſen O'Connell's bei ſeinem Kampfe für die katholiſche Emancipation geweſen waren und die dann in dieſer Emancipation das Endziel der irländiſchen Geſammtbeſtrebungen und Agitationen erreicht zu haben glaubten — waren faſt geneigt, mit den Engländern einzuſtimmen und die Repeal für „humbug“ zu erklären. Sie ſchwächten die Bewegung O'Connell's in Irland, ſie ſtärkten den Glauben Englands, daß dieſer Ruf Irland nicht Ernſt ſei.

Die jüngere Generation in Irland aber, alle ſtrebenden Leute, die bei der Emancipationsbewegung in die Schule gegangen waren, die der Geiſt O'Connell's, wie er ſich in der Emancipationsagitation bethätigt hatte, be-

ſeelte — begriffen den Widerſpruch nicht, in den O'Connell gerathen war. Sie hörten von England aus und ſehr oft auch in Irland die Anklage gegen O'Connell, daß es ihm nicht ernſt gemeint ſei mit dem Repealrufe; und ſie ſahen dann ſelbſt nur zu klar, daß O'Connell oft anders handelte, als er geſprochen hatte. O'Connell war überhaupt wenig gewiſſenhaft in der Wahl ſeiner Mittel, er dachte meiſt: „Der Zweck heiligt ſie." Eine Gelegenheitslüge, eine Gelegenheitsverleumdung, eine Gelegenheitsfälſchung der Thatſachen und Ereigniſſe, Verſprechungen, die er nicht zu halten gedachte, Vorſpiegelungen, an die er ſelbſt nicht glaubte, koſteten ihn wenig, gehörten zu ſeinen alltäglichen Aushilfmittelchen. Dieſe Art aber gab dem Vorwurfe, daß er es überhaupt mit der Repeal nicht ernſt meine, bei allen Zweiflern eine alltägliche Nahrung. Die jüngere Generation neigte ſich nach und nach der Anſicht zu, daß der Repealruf wirklich für O'Connell nur ein Mittel ſein könne und nicht das Ziel ſelbſt. Aber ſie fiel deswegen nicht von der Repeal, ſondern — von O'Connell ab. Sie folgte ihm in allen ſeinen Bewegungen für die Repeal, entſchloſſen, am Tage, wo er die Repeal aufgeben werde, ſie in ihre Hand zu nehmen; ſie folgte ihm, aber ſie ſuchte ihn nach und nach, anſtatt von ihm fortgeriſſen zu ſein, vorwärts zu ſtoßen. O'Connell war der Führer, die jüngere Generation wurden die Treiber, und ſie trieben raſcher, als der Führer gehen wollte.

In dieſen Zuſtänden lag der Keim des jungen Irlands, das längſt beſtand, ehe es durch ſeinen Bruch mit O'Connell auf der Oberfläche der Bewegung erſchien, ſeinen Namen und ſeinen Führer fand. Vorerſt waren dieſe Zuſtände aber die Urſache der Schwäche O'Connell's und der Verminderung ſeines perſönlichen Einfluſſes und Anſehens. Viele ältere Leute ſagten mit England: „Die Repeal iſt ein Spiel, um das Volk hinzuhalten und auszubeuten"; die jüngere Generation zweifelte an ihrem Führer, trat von ihm ab, bildete ſich ein eigenes Lager. Die engliſchen Staatsmänner wußten dies Alles beſſer als die irländiſchen Parteien ſelbſt. Sie ſahen, daß — als das „Repealjahr" vorüber war, ohne die Repeal gebracht zu haben, daß, als O'Connell ſtets an der Gränze der „Selbſtrepeal" ſtehen blieb oder zurückwich — ſeine Kraft verſplittert, das Vertrauen der Tapfern von ihm gewichen, der Glaube der Schwachen an ihn gebrochen. Sie fühlten, daß die Zeit gekommen, wo ſie einen entſcheidenden Angriff auf O'Connell wagen könnten. Und ſie wagten ihn und er gelang vollkommen. O'Connell wurde angeklagt, verurtheilt, ins Gefängniß geworfen und — dort begraben.

X. Die Engländer mochten ſich einbilden, daß mit der Verurtheilung O'Connell's auch die Repeal verurtheilt und beſiegt ſei. Sir Robert Peel — der „kluge" Mann, der das Glück hatte, jedesmal ans Ruder zu gelangen, wenn die engliſchen Waſſer ſo getrübt waren, daß es ihm nicht ſchwer wurde, ein Fiſchlein zu fangen — konnte ſtolz um ſich ſchauen. — Der Löwe, der ſich ſpielend in einem zufällig auf ſeinem Wege liegenden Netze ſelbſt verwickelt hat, mag mit ähnlichen Gefühlen, wie O'Connell zu Peel, zu der Angſt hinaufſehen, mit der der Jäger pochenden Herzens die unverhoffte Beute anſtaunt.

Digitized by Google

O'Connell war gefangen, beſiegt — nicht aber Irland, nicht die Repeal! Der „Befreier" ſtand gefeſſelt da; aber nicht England hatte ihm die Feſſeln angelegt; er hatte ſich ſelbſt in ſie verſtrickt und zwar in einem Augenblicke, wo Irland nicht bereit war, ihn aus denſelben zu befreien.

„O'Connell" — der „Befreier" — „der friedliche und geſetzliche Agitator" — der Gedanke, der in O'Connell's Namen liegt, der brach im Gefängniſſe zuſammen. Irland und England ſahen mit den verſchiedenartigſten Gefühlen zu dem Gefängniſſe O'Connell's hinüber. Aber in beiden klang ein gemeinſames Bewußtſein durch, und Beide ſagten ſich, das Eine beſiegt, das Andere als Sieger: „Die friedliche Agitation für Repeal iſt von nun an nicht mehr möglich!"

Und Niemand hatte dies Gefühl tiefer und durchgreifender als O'Connell ſelbſt.

Wir ſagten ſchon einmal, daß O'Connell kein Denker, kein Philoſoph, ſondern ein Gefühlsmenſch, ein gläubiger Enthuſiaſt war. Die Philoſophie iſt kritiſch zerſetzend, verneinend — ſie hat nie und nirgends gezeugt und geſchaffen, ſogar da nicht, wo es den Anſchein hat, als ob wir den Kindern ihrer Anſtrengungen begegneten. Es iſt ſelbſt hier nur das äußere Kleid, das von der Philoſophie kommt; der innere Geiſt iſt der Sohn einer lebendigen Liebe, eines begeiſternden Gefühls, wenn auch im Gewande des philoſophiſchen Gedankens. Man hat oft in Chriſt den Jünger der reinſten griechiſchen Philoſophenſchule ſehen wollen; aber was in jenen Philoſophen an Chriſt erinnert, ſind Propheten- und Poetengefühle, und was in Chriſt an dieſe Philoſophie mahnt, iſt nur Zugabe in ſeinen Lehren; die Hauptſache, die unverſiechbare Liebe, hat die ihm vorhergehende Philoſophie ebenſo wenig geſchaffen, als die ihm nachhinkende ſie je begriffen hat. —

O'Connell war ein höchſt unphiloſophiſcher Kopf, aber er hatte ein gläubiges Herz. Er glaubte an ſeine Religion, an ſein Vaterland — und an ſich ſelbſt. Er war nicht nur gläubig, ſondern abergläubig, wenn ein Gefangengeben des eignen Gedankens gegenüber dem Unbegreiflichen, das uns ſehr oft im Kleinen wie im Großen an unſere eigene Nichtigkeit erinnert, Aberglaube heißt. Und dieſen Aberglauben trug er in ſeinen Beruf über. Es war ihm ſo Vieles gelungen, ohne daß er ſelbſt zu Anfang auf dies Gelingen bauen konnte; er hatte ſo oft erlebt, daß der Tag des Sieges dem Tage der Niederlage folgte, ohne daß die Urſache des einen und der andern dem kurzſichtigen Menſchenauge erreichbar war. Sein ganzes Leben war — wie das jedes Menſchen, ſelbſt des unbedeutendſten — eine ſtete Reihenfolge von Wundern, von Früchten, die er nicht geſäet, von Erfolgen, die er nicht vorbereitet, von gelungenen Schlägen, zu denen er den Arm nicht aufgehoben hatte. Er ahnete — wie alle großen Männer, denen Vieles gelungen — daß ein Höheres ſeinem Werke Gedeihen gebe; er beugte ſeinen ſtolzen Nacken und dachte an Gott und ſein Geſchick, die des ſchwachen Menſchen Schritte leiten.

O'Connell glaubte an ſich ſelbſt, hatte das tiefſte Vertrauen in den Beruf, der ihm zum Beſten ſeines Volkes geworden war. In dieſem Glau-

Digitized by Google

ben hoffte er oft mehr, als er mit kaltem Verſtande zu rechtfertigen vermochte; vor Allem aber hatte er das feſteſte Vertrauen in den „Stern"*), der ſeine Schritte leite. Er prunkte und prahlte oft mit dieſem Bewußtſein. Er behauptete keck, daß er auf dem Felde des geſetzlichen Widerſtandes unbeſiegbar ſein werde, was auch England mit allen ſeinen geſetzlichen Finten und Fallen gegen ihn verſuchen möge. Es war nicht ſo ſehr das Vertrauen auf ſeine Advocatengelehrſamkeit als das Vertrauen auf ſein Geſchick, auf ſeinen höhern, von Gott erhaltenen Beruf, der ihm dieſe Keckheit gab.

Nur zu natürlich, wenn O'Connell dies Vertrauen vor den Thoren ſeines Gefängniſſes zurückließ. Er war beſiegt, nicht wie Jemand, der eine Niederlage erlitten, ſondern wie Jemand, der in dieſer Niederlage ſelbſt ſeine eigene Schwäche und Unzulänglichkeit dem ſtarken Feinde gegenüber erkannt hat.

O! wie ſchade, daß er nicht in ſeinem Gefängniſſe geſtorben iſt und dort auch körperlich begraben liegt, wie ſein Geiſt dort ſeine Laufbahn vollendete. Der Agitator, der Befreier Irlands, war hier ein ganzes Jahr auf ſeine vier Mauern beſchränkt. Ein ganzes Jahr lang ſagte ihm alle Tage jede Secunde: „Du, O'Connell, du biſt gefangen." Und neben ihm ſtanden die jüngeren Leute**), ſahen zugleich mitleidig und zornglühend auf ihren „Leader", der ſie am Ende bis ins Gefängniß geführt, hinab. Ihr Schweigen und ihr Reden, ihr Klagen um O'Connell, um Irland, um ihre eigene Freiheit waren vergiftete Dolchſtiche ins Herz ihres großen Mitgefangenen. Was Wunder, daß es am Ende brach!

O'Connell war — wie alle Irländer mit ſeltener Ausnahme, wie alle Katholiken zu der Zeit, wo ihr Vaterland, ihre Umgebung, Erziehung, Literatur, Kunſt und Wiſſenſchaft auf der Stufe ſtanden, auf der Irland noch heute ſteht — ein eifriger Katholik. Er ſuchte und fand Troſt für ſeinen Kummer bei ſeinem Gotte und in ſeiner Kirche. Und die ganze Geiſtlichkeit von ganz Irland, groß und klein, betete für ihn und pilgerte zu ſeinem Gefängniſſe, um ihn zu tröſten.

Als ſich endlich die Thore des Gefängniſſes für ihn und ſeine „Mitmärtyrer" — wie das irländiſche Volk ſie nannte — wieder öffneten, war O'Connell ſelbſt und Alles um ihn vollkommen geändert.

O'Connell — der Gedanke O'Connell — war gebrochen, das Vertrauen in ihn ſelbſt zernichtet. Er lallte zwar noch den Repealruf; aber er ging bei der Eröffnung des Parlamentes nach England und gab ſeinen ſtolzen Siegern eine Gelegenheit, großmüthig zu ſein und ihm einen mitleidig-freundlichen Gruß zuzurufen, als er in ihre Mitte trat.

Der Bruch zwiſchen O'Connell und Jungirland wurde jetzt ein offener. Die jungen Leute ahneten heraus, daß O'Connell nicht mehr in ſich ſelbſt vertraue, und die natürliche Folge war, daß ſie ihm nun auch ihr Vertrauen

*) Napoleon ſagte ebenſo gut wie Louis Philipp: „Mon étoile brille toujours!"

**) Dufoy, der Begründer des Blattes: The Nation und der eigentliche Stifter des jungen Irlands, und mehrere Andere.

nicht mehr ſchenkten. Die Veranlaſſung zum Bruche zwiſchen O'Connell und Jungirland — indem die jüngere Generation im Falle der Noth ſelbſt zu den Waffen zu greifen ſich bereit erklärte, während die O'Connell's das Schwert für alle Ewigkeit und trotz allen Verhältniſſen und möglicher Verwickelungen verdammten — war aber nur die Veranlaſſung, nicht die Urſache des Bruches, wenn ſie als ſolche auch ſehr tief in den Verhältniſſen begründet lag. Jungirland kam aber aus dem Gefängniſſe und hatte dort einſehen gelernt, daß Altengland am Ende in dem Kampfe mit geſetzlichen Waffen Irland in Ketten zu werfen die Macht finden werde, wie es ſie O'Connell gegenüber am Ende gefunden hatte. Der Schluß iſt vielleicht nicht ganz logiſch — denn die Beſiegung O'Connell's auf dem Felde des geſetzlichen Widerſtandes wurde, wie wir geſehen, erſt durch die Lüge und den Widerſpruch, in den O'Connell ſich verwickelte, möglich — aber wenn nicht ganz logiſch, ſo war die Denkweiſe Jungirlands deswegen nicht weniger natürlich. O'Connell im Gefängniſſe hieß für ſeine Freunde und Nachfolger: „Es giebt kein Recht für Irland." Und daher kam Jungirland zu dem Schluſſe, daß, wo das Recht zu Ende ſei, die Gewalt beginne und ſich als natürliche Selbſthilfe rechtfertige.

Mit dem Abfalle Jungirlands verlor O'Connell und ſeine Agitation den letzten Reſt politiſchen Lebens. Was das Gefängniß übrig gelaſſen, trat dieſer Zwieſpalt nachträglich nieder.

O'Connell, altersſchwach, müde, gebrochen — ein entaſteter Stamm — ſtützte ſich jetzt immer mehr auf ſeinen Glauben an Gott, der allein ihm geblieben war, nachdem er den Glauben an ſich ſelbſt und ſein Werk verloren hatte. Schon im Gefängniſſe waren Geiſtliche, waren Jeſuiten ſeine alltäglichen Geſellſchafter, ſein Troſt und ſeine Hoffnung geworden. O'Connell hatte ſtets in der katholiſchen Religion die feſteſte Grundlage der irländiſchen Nationalität, der irländiſchen Befreiung geſehen. Es gab eine Zeit, wo die ganze Geiſtlichkeit Irlands jedem ſeiner Winke gehorchte. Jetzt kehrte ſich dies Verhältniß um. O'Connell hatte Nichts mehr in ſeinem Herzen, das ihn zum Gebieter, zum Herrſcher, zum Führer machte, — und ſo ließ er ſich berathen, beherrſchen, führen. Die Geiſtlichkeit nahm ihn ins Schlepptau und war mit Urſache an dem offenen Bruche zwiſchen Alt- und Jungirland, weil ſie fürchtete, daß ein Proteſtant (Smith O'Brien) das Erbe O'Connell's übernehmen könne, weil ſie in den jungen Leuten Grundſätze der Toleranz lebendig ſah, die, wie ſo oft Toleranz, Folge des Zweifels waren. Mit dieſem Bruche herrſchte nicht mehr O'Connell, nicht mehr die irländiſche Nationalbewegung in der Repealgeſellſchaft, ſondern die Geiſtlichkeit und vor Allen die Jeſuiten.

O'Connell war nicht mehr „O'Connell" genug, um zu fühlen, wie er nach und nach vom Herrn zum Knechte herabgeſunken. Aber wenn die Liebe und der Glaube, die Liebe zu Irland und der Glaube an ſein Werk, in ihm noch eine Spur der alten Kraft gelaſſen hatten, ſo muß das Hungerjahr für ihn ein letzter Dolchſtoß in das ſo vielfach verwundete und blutende Herz geweſen ſein. Und wirklich brach ſeine letzte Körperkraft dieſem Elendbilde des

Digitized by Google

hungerſterbenden Irlands gegenüber zuſammen. Er floh, den Tod im Herzen, ſein Vaterland und ſtarb auf fremder Erde.

XI. Die Nachwelt wird ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Die Gläubigen werden ihn heilig ſprechen und die Ungläubigen ſeine rieſenhafte Größe anerkennen.

Er iſt der „Befreier" Irlands, und wird es noch ganz anders ſein, wenn der Same, den er ausgeworfen, nicht zwiſchen dem Unkraute, das er oft ſelbſt gehegt, erſtickt.

Aber nicht nur Irland war ſein Feld, auf dem er ſäete. Er hatte einen hohen Nationalberuf erhalten, aber ſein Beruf der ganzen Menſchheit gegenüber iſt noch größer.

Sein Leben und ſein Tod, ſeine Errungenſchaften und ſein Scheitern auf dem Meere der geſetzlichen Agitation werden unverwiſchliche Lehren für die ganze Welt und alle Zukunft ſein, ſo lange die Geſchichte unſerer Zeiten nicht verſchollen iſt.

Was er für Irland erlangt hat, iſt ein Beweis, wie mächtig Recht und Gerechtigkeit, wie gewaltig die Anſprüche der Völker auf Freiheit und Menſchenwürde ſind, wenn ſie dieſe Anſprüche auf friedlichem Wege mit dem Geſetze in der Hand zu erringen ſuchen. Das ärmſte, elendeſte, ſchwächſte, erbarmungswürdigſte und rechtloſeſte Völkchen der Erde beſiegte auf dieſem Felde — England, das mit Stolz ſagen darf: „Die Sonne geht nicht unter in meinem Reiche." —

Die Völker, die dieſe Lehren nicht begreifen, ſind der Freiheit nicht würdig. —

In dem Mislingen der Verſuche O'Connell's, die Auflöſung der Union zwiſchen England und Irland auf dem geſetzlichen Wege und durch die friedliche Agitation zu bewirken, liegt eine doppelte Lehre, eine Lehre für die Völker und ihre Freunde und eine für die Herrſcher und ihre Rathgeber.

O'Connell ſcheiterte in ſeiner Agitation für Repeal nicht ſowohl an der Macht Englands als an der Lüge und Unwahrhaftigkeit, mit der er ſelbſt dieſe Agitation betrieb und zu der er ſich in gewiſſer Beziehung gezwungen ſah. Er verlor durch dieſe Unwahrhaftigkeit das Vertrauen ſeiner Freunde, die Achtung ſeiner Feinde. Wahrheit und Ernſt — das iſt das Zeichen, in dem Ihr ſiegen werdet. Das edle Ziel genügt nicht, es will auch mit edlen Mitteln errungen ſein. Die Völker und Volksführer, die dieſe Wahrheit nicht begreifen, werden wie O'Connell die Gelegenheit finden, das Verkennen derſelben in Schmach und Niederlage zu beweinen.

O'Connell wurde beſiegt; England fand Geſetze und Geſetzausleger, die O'Connell verdammten, obgleich wahrlich nie Jemand den Grundſatz der Herrſchaft des Geſetzes unter allen Umſtänden ſo anerkannte, wie O'Connell, obgleich Niemand wie er dem Geſetze zu Lieb die Gewalt niedergehalten hatte. Und an dem Tage, an dem England dieſen Sieg errang, erhob ſich Jungirland und rief: Zu den Waffen! „Geſetzliche Agitation iſt nicht möglich, wo Liſt das Geſetz zum Beſten der Gewalt auslegt." Der Ruf: zu den Waffen, den Jungirland aus-

Digitized by Google

geſtoßen, hat bis jetzt nur wenige Nachfolger gefunden. Das verhindert nicht, daß ſchon heute Blut genug in dieſem unheilvollen Lande fließt. Und die Stunde wird kommen, wohl zum Unglücke Irlands, ſicher zum Untergange Englands, wo der Ruf: „Zu den Waffen!" in Irland von Mund zu Mund, von Herz zu Herz gehen wird — und zwar Alles, weil Sir Robert Peel glaubte, daß die Zeit gekommen ſei, wo er der friedlichen Agitation mit etwas Liſt und Klugheit ein Ende machen könne.

Die Herrſcher und Machthaber, die dieſe Lehre nicht begreifen, werden, wie England, die blutige Frucht des Samens, den ſie in Unrecht und Gewalt auswerfen, mit hundertfachem Ertrage einernten.

Das iſt O'Connell.

Sein Name wird in die ferne Zukunft hinüberleuchten. Und die Völker und die Herrſcher, die Schwachen und die Starken, die die Bedeutung ſeines Wirkens, die Urſache ſeiner Erfolge wie die Urſache ſeiner Niederlage erkannt haben, werden auf dem Felde des Geſetzes durch das Wort des Friedens den Segen des Rechts und der Freiheit an ihre Schritte feſſeln. — Venedey.

Oldenburg. Seit der Abfaſſung des vorſtehenden Artikels hat nicht blos die Bevölkerung des Landes an Zahl zugenommen — bis zu 270,000, — ſondern dieſe Bevölkerung ſcheint auch mehr und mehr aus dem Stillleben zu erwachen, in welches ſie, wie ſo manches andere deutſche Land, verſunken war. Immer mehr einzelne Stimmen, neuerlich auch die von ganzen Gemeinden, forderten die Theilnahme an dem allgemeinen Culturmittel und an der zeitgemäßen Wiederherſtellung alter deutſcher Volksrechte durch eine landſtändiſche Verfaſſung. — Auch beſchäftigt ſich ſeitdem die Regierung ernſtlicher mit dieſer Erfüllung eines allgemeinen deutſchen Fürſtenworts und hat öffentlichen Nachrichten zu Folge eine geheime Cabinetscommiſſion zur Berathung dieſer Sache niedergeſetzt. Möchte der wohlmeinende Fürſt, nachdem er auf dieſe Weiſe die Sache vorbereitet, die neue Verfaſſung auch mit einem frei erwählten Ausſchuſſe ſeines treuen Volkes öffentlich berathen und in gemeinſchaftlicher Uebereinſtimmung zu Stande bringen, wie es ächtes deutſches Recht und die Natur der Sache fordern. (S. d. Art. Deutſches Landesſtaatsrecht.) Und dann mögen Beide bedenken, welche Rechte auch in den alten Sitzen der Oldenburger unſere deutſchen Altvorderen hatten, die ſie niemals rechtsgültig aufgaben, und wie eine Verfaſſung mit bloßen Bittern und Rathern das undeutſcheſte und unbefriedigendſte Inſtitut in der Welt iſt. Unſere Zeit fordert wahre Rechte, wie ſie alle freien Völker der Erde in alter und neuer Zeit ſtets anſahen als ihre höchſte Ehre und ihr Palladium. Was hilft es, geſtützt auf den politiſchen Unverſtand der durch Fauſtrechtsgewalt und Abſolutismus erniedrigten, verdummten deutſchen Volksſtämme und auf ihr gutmüthiges, meiſt nur noch ſchmeichleriſches blindes Vertrauen, die alte Rechtloſigkeit unter neuem täuſchenden Schein, ſtatt der erwarteten wahren bürgerlichen Freiheit, fortdauern zu laſſen! Täglich mehr wird die Täuſchung und Nichtigkeit, das Unbefriedigende ſolcher neuen Zuſtände erkannt und immer mehr die unmuthige Sehnſucht nach wahren Rechten verſtärkt. Der Fürſt, der

Digitized by Google

ſeinen Thron befeſtigen wollte durch die neue Verfaſſung und durch ein lebendiges Zuſammenwachſen ſeiner Regierung mit ſeinem Volke, verfehlt ſeinen Zweck und das Volk ruft in Unmuth mit unſerem Uhland:

Frei ſind wir nicht geworden,
Weil wir das Recht nicht feſtgeſtellt.

Zur wichtigſten Literatur für die oldenburgiſchen Lande gehören: Halem, Geſchichte des Herzogthums Oldenburg. 3 Bände. Oldenb. 1794—1796. Runde, kurzgefaßte Oldenburger Chronik. Oldenb. 1824. 2. Aufl. 1831. Kohli, Beſchreibung des Herzogthums Oldenburg ſammt der Erbherrſchaft Jever und Birkenfeld. 2 Bände. Bremen 1824—26. Ueber Birkenfeld, dieſes neueſte Fürſtenthum, welches der Wiener Congreß aus einer ganzen Reihe der verſchiedenſten Herrſchaften und Herrſchaftchen aus den Zeiten des Fauſtrechts zuſammenſetzte und welches ſelbſt zu den verſchiedenen kleinen Beſitzungen entfernter Fürſten gehört, welche die Bewohner des linken Rheinufers in dem Verdruß über dieſe Zerſplitterung des von den Franzoſen wiedergewonnenen linken Rheinlandes „die Lappländer" nannten, erſchien neuerlich eine beſondere Geographiſch-hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Beſchreibung des Fürſtenthums Birkenfeld mit Topographie und Karte von Barnſtedt. Birkenfeld 1845. Ueber Kniphauſen ſ. den Art. C. Welcker.

Orden, Ritterorden. (Zu S. 6 nach dem zweiten Abſatz.) Der Johanniterorden erhielt nach dem Wiener Congreß eine Menge ſeiner früheren Beſitzungen im lombardiſch-venetianiſchen Königreiche zurück. Beinahe gleichzeitig geſchah dies in Neapel und in Parma. Günſtige Ausſichten eröffnete man ihm in Sardinien.

Eine Erwähnung verdienen hierbei die Hospitaliterinnen des Ordens des heil. Johann von Jeruſalem, welche, ungefähr zu gleicher Zeit und zu gleichen Zwecken wie der Johanniterorden entſtehend, dieſem förmlich einverleibt wurden und dieſelbe Regel mit den für ihr Geſchlecht paſſenden Abänderungen erhielten. In Europa wurde das erſte Kloſter 1188 in Sixena in Spanien gegründet. Dieſe adeligen Kloſterfrauen verbreiteten ſich bald über Spanien, Portugal, Frankreich, England und Italien. Aber in England wurde ihr Daſein durch die Reformation, in Frankreich durch die Revolution geendigt. In Spanien und Portugal ſind ſie eingegangen. In Italien beſtehen nur noch einzelne Trümmer.

(Zu S. 9 nach dem Abſatz.) Ein neues Templerthum kam hauptſächlich in Frankreich auf. Ja, Gregoire zeigte in ſeiner Geſchichte der religiöſen Secten, Paris 1828, eine ununterbrochene Fortſetzung des Templerordens bis auf unſere Tage officiell nach. Die Veränderungen, welche der Orden erfahren hat, ergeben ſich aus der Schrift: Manuel des Chevaliers de l'Ordre du Temple par le Chevalier Guyot, Paris 1825. Nach Gregoire und Andern umfaßt die Fortſetzung dieſes Ordens außer der bürgerlichen und militäriſchen Hierarchie auch eine kirchliche, deren Chef den Namen eines Primas führt. Ausführlich handelt von dem neuen Templerorden, ſeiner Geſchichte, ſeiner Einrichtung und ſeinen Zwecken der

Digitized by Google

zweite Band der unten zu erwähnenden Schrift des Freiherrn von Biedenfeld von S. 85—97.

(Zu S. 13 nach dem erſten Abſatz.) Von den erloſchenen geiſtlichen und weltlichen Ritterorden handelt der Freiherr Ferdinand von Biedenfeld im erſten Bande ſeines Werkes: „Geſchichte und Verfaſſung aller geiſtlichen und weltlichen erloſchenen und blühenden Ritterorden. Nebſt einer Ueberſicht ſämmtlicher Militär- und Civilehrenzeichen, Medaillen u. ſ. w. und einem Atlas mit beinahe 500 illuminirten Abbildungen der Ordensinſignien, Bänder und Ketten. Weimar, 1841. Verlag, Druck und Lithographie von Bernh. Friedr. Voigt." Es ſind 53 geiſtliche und über 100 weltliche ſolcher erloſchenen Orden. Die geiſtlichen ſind in jenem Werke abgehandelt in Orden nach der Regel: 1) des heil. Baſil, 2) des heil. Auguſtin, 3) des heil. Benedict, 4) des heil. Franz von Aſſiſi und 5) des nach eigenen Regeln. Unter die Orden nach der Regel des heil. Benedict gehörte der (vorhin abgehandelte) Orden der Tempelherren. Von den Orden nach eigenen Regeln, deren Zahl bei Weitem die größte iſt, hat der Orden des Schwans oder Unſerer Lieben Frau in Brandenburg in den letzten Jahren die meiſte öffentliche Aufmerkſamkeit in Folge ſeiner Wiederherſtellungsverſuche durch König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen auf ſich gezogen. (Vergl. unten.) Unter den weltlichen erloſchenen Ritterorden ſind der Johanniterorden und der Deutſche Orden die bekannteſten.

Einige jener erloſchenen Orden hatten Sittlichkeitszwecke, wie der auf Mäßigkeit (gegen das Fluchen und Trinken) gerichtete Orden St. Chriſtoph's eines Grafen Dietrichſtein, der Orden gegen das Fluchen und unzüchtige Reden des Herzogs Friedrich Wilhelm I. von Weimar, der heſſiſche Temperanzorden u. ſ. w. Streng aſcetiſch war der Todtenkopforden des Herzogs Silvius Nimrod von Würtemberg, auf wiſſenſchaftliche Bildung, Poeſie, Sprachveredlung richtete ſich der deutſche Palmenorden und ſeine Nachahmungen. Erhöhung der Freuden der Geſelligkeit, geiſtige Anregung, Veredlung der Genüſſe erzielten auf verſchiedenen Wegen die humoriſtiſchen Orden der Gecken zu Cleve, der fröhlichen Einſiedler zu Gotha u. ſ. w. Der Orden von der Binde in Spanien (1330) machte bei allerdings ganz ariſtokratiſcher Unterlage offene Sprache zum Beſten des Landes und Bürgers jedem Ritter zur Pflicht, verpönte ſtreng Schmeichelei und forderte reine Wahrheit dem Könige gegenüber. Der Dianenorden hatte es auf Veredlung der Jagdzwecke, der Orden von St. Joachim neben Tugend, Ehrbarkeit u. ſ. w. wahrſcheinlich auf geheime geiſtliche Zwecke abgeſehen, wie denn überhaupt Weltlichkeit und Geiſtlichkeit, ariſtokratiſcher Stolz, edle Geſinnung, wahre Religioſität, Myſtik, neckiſches Weſen und Frivolität mit ihren ſich oft entgegengeſetzten Abſichten in den Orden jener Zeit ihr buntes Spiel trieben. Sie gingen häufig von Geſellſchaften aus und hatten auch mehr das Anſehen von Geſellſchaften. Der Orden war Abzeichen der Geſellſchaft. Moraliſch ruhte die Geſellſchaft auf einem Zweck, den ſie verfolgte. Oft war nur der Zweck ein vorübergehender oder das Er-

Digitized by Google

zeugniß einer Zeitſtimmung: deshalb das häufige ſchnelle Erlöſchen jener Orden oft ſchon nach dem Tode ihrer erſten Gründer, aber deswegen auch ihr größerer innerer Vollklang, ihre wenn auch nur auf der einen oder anderen Individualität beruhende Urſprünglichkeit. Anders mit den ſie überlebenden, heute noch blühenden Ausflüſſen eines ſouveränen Willens, durch dieſen länger erhalten, aber auch erſtarrt und in Formen gebracht, welche jedes belebenden Hauches entbehren.

Vorzugsweiſe ſonderbare Namen kommen vor unter den weltlichen erloſchenen Ritterorden. Z. B. Orden der Damen von der Axt (ſpaniſch), vom Oelgarten zu Jeruſalem (durch König Balduin von Jeruſalem), des zunehmenden Monds (neapolitaniſch), der alten Hacke (im Fürſtenthum Liegnitz), von der Schuppe (ſpaniſch), vom Stiefel (venetianiſch), der Vernunft (ſpaniſch), des umgeſtürzten Drachen (deutſch und ſpaniſch), der Damen vom Strick (franzöſiſch), der Sklavinnen der Tugend (öſterreichiſch), verſchiedene Trinkorden (in Frankreich), von der Terraſſe (franzöſiſch), vom Zopf (öſterreichiſch), des Stachelſchweins (in Frankreich), der Zirkelgeſellſchaft oder Brüderſchaft der heiligen Dreifaltigkeit (lübiſch) u. ſ. w. Eine eigenthümliche Geſchichte hatte der Cincinnatusorden in Nordamerika. Vor der Auflöſung der Armee traten die Officiere derſelben in ihrem Cantonnement am Hudſon zuſammen und errichteten eine Geſellſchaft, welcher ſie, hinſichtlich der Aehnlichkeit ihrer Lage mit dem berühmten Römer, den Namen des Cincinnatus beilegten. Eine Medaille von Gold, mit dem amerikaniſchen Adler, die Ordensdeviſe auf ſeiner Bruſt, an einem blauen, weißgeränderten Bande, zu Bezeichnung des Bundes zwiſchen Amerika und Frankreich, war das Merkzeichen der Geſellſchaft. Der Zweck derſelben war, die Rechte des Menſchen, für die ſie gefochten hatte, zu bewahren, die Eintracht zwiſchen den verſchiedenen Bundesſtaaten zu befördern, das Andenken an die amerikaniſche Revolution zu erhalten und denjenigen Officieren und ihren Familien, deren Lage es erheiſche, Beiſtand zu leiſten. Der Beitrag einer Monatsgage jedes Mitgliedes machte den Fonds aus. Auf einer allgemeinen Verſammlung zu Philadelphia am 3. Mai 1784 wurde die Verfaſſung der Geſellſchaft vervollſtändigt, die übrigens heftigen Widerſpruch erfuhr, namentlich vom Congreſſe ſelbſt, weil der Orden zu antirepublikaniſch ſei, während aus dem entgegengeſetzten Grunde ihn der König Guſtav III. von Schweden in ſeinem Lande verbot. So verſchwanden bald nach der Entſtehung wieder die Zeichen und Bänder des Ordens von der Bruſt der Kämpfer und ſomit auch der Orden ſelbſt. In die letzten Zeiten deutſchen Reichs (1793) fiel ein vom deutſchen Kaiſer Franz II. ſämmtlichen Cantonen der unmittelbaren Reichsritterſchaft in Schwaben und dem Canton Ottenwald der fränkiſchen Reichsritterſchaft verliehener Ritterorden und ſtarb mit demſelben. Nach noch kürzerer Dauer erloſchen die von Napoleon (mit Ausnahme der Ehrenlegion) und den Napoleoniden geſtifteten Orden: Königl. Unionsorden von Holland (von König Louis Napoleon 1807 geſtiftet, von Napoleon nach der Vereinigung Frankreichs mit Holland abgeſchafft);

Digitized by Google

Orden der weſtphäliſchen Krone (von König Jerome Napoleon 1809 geſtiftet); Königl. Orden von Spanien (von König Joſeph Napoleon 1809 geſtiftet); Orden der drei goldnen Vließe (von Napoleon 1809 geſtiftet); Orden der Wiedervereinigung (ebenfalls von Napoleon und zwar 1811 an die Stelle des aufgehobenen holländiſchen Unionsordens geſtiftet). Einigermaßen gehört dahin der vom Fürſten Primas, Großherzog von Frankfurt, im Auguſt 1813 geſtiftete und bald darauf wieder eingegangene Concordienorden.

(Zu S. 18 Z. 12 v. o. ſtatt „des Conſulats, und von" iſt zu ſetzen: „des Conſulats." An demſelben Tage, an welchem Bonaparte für ſeine Ernennung zum lebenslänglichen Conſul dem Senat dankte (2. Mai 1802), kam auch die Gründung der Ehrenlegion zur Sprache, nachdem man ſich bis dahin in der Republik mit Ertheilung von Ehrenwaffen u. dgl. begnügt hatte. Am 11. Mai machte Lucian Bonaparte dem Senat darüber ausführlichen Vortrag und nachdem Savoy-Rollin und Chauvelin dagegen, Freville, Carrion de Nizas und Lucian wiederholt dafür geſprochen, erfolgte mit 56 gegen 38 Stimmen die Annahme des Vorſchlags. Gleiches geſchah im geſetzgebenden Körper mit 166 gegen 110 Stimmen. Nach der Rückkehr der Bourbonen wurde der Orden von Ludwig XVIII. am 6. Juli 1814 beſtätigt. Die Revolution von 1830 behielt den Orden der Ehrenlegion bei und Ludwig Philipp beſtätigte ihn bereits am 9. Auguſt 1830 und regulirte ſeine Verfaſſung. Die Decoration iſt in ihrer urſprünglichen Form geblieben, nur behielt man die von den Bourbons der älteren Linie getroffene Abänderung, daß nehmlich das Bild Heinrich's IV. an die Stelle des Bildes von Napoleon gekommen war, bei; auf der Rückſeite befinden ſich dreifarbige Fahnen.

Griechenland (zu S. 19 Z. 6 v. o.): der Orden des Erlöſers, 1833 1. Jun. (20. Mai) geſtiftet von König Otto „zur Erinnerung an die unter dem Beiſtande der göttlichen Vorſehung ebenſo wunderbar als glücklich vollbrachte Rettung Griechenlands", als Verdienſtorden.

(Zu S. 21 Z. 17 v. u.) Der Maria-Thereſia-Orden iſt beſonders dadurch wichtig, daß faſt alle ſpäter errichteten militäriſchen Verdienſtorden anderer Souveräne ihn als Muſter für ihre Organiſation benutzten. Unumgängliche Bedingung für den Empfang dieſes Ordens war eine wirklich vorhandene, förmlichſt bezeugte und vom Ordenscapitel geprüfte militäriſche That. „Niemand ſoll", ſagt Art. 3 der Ordensſtatuten, „wegen hoher Geburt, langjähriger Dienſte, vor dem Feind erhaltener Wunden und vorhergehender Dienſte, noch weniger aus bloßer Gnade und auf Fürſprache den Orden empfangen." Dieſe ſtrengeren Anforderungen haben nun auch ſowohl dem Maria-Thereſia-Orden als den nach ihm gebildeten übrigen Militärverdienſtorden in den Augen des Publicums denjenigen inneren Werth bewahrt, welcher den meiſten übrigen Orden (auch den ſogenannten Verdienſtorden) längſt verloren gegangen iſt.

(Zu S. 23 Z. 4 v. u.) Durch königl. Verordnung vom 5. Mai 1813 ſind in der Kirche einer jeden preußiſchen Garniſon Tafeln aufgerichtet, auf

Digitized by Google

welchen die Namen der Gebliebenen und die ſich durch eine tapfere Handlung der Belohnung des eiſernen Kreuzes würdig machten, aufgeſchrieben ſind. Sodann beſtimmte ein königl. Befehl vom 12. März 1814, daß, wenn ein Inhaber des eiſernen Kreuzes mit Tod abgehe, das Kreuz auf einen Andern, der an dem Feldzug Theil genommen und ſich durch Verdienſte Anſpruch darauf erworben, vererbt werden ſolle. Friedrich Wilhelm IV. endlich hat am 3. Aug. 1841, als dem Geburtstage ſeines verewigten Vaters, verfügt, daß die älteren Inhaber (Senioren) des eiſernen Kreuzes jährliche Ehrenſolde von je 150 oder 50 Thaler auf Lebenszeit erhalten ſollen. Von Senioren, die deß nicht bedürftig, erwartet die Verfügung Ablehnung.

(Zu S. 24 Z. 3 v. o.) 1842, 31. Mai, die Friedensclaſſe des Ordens pour le mérite, für Wiſſenſchaften und Künſte, geſtiftet von König Friedrich Wilhelm IV., am 102. Jahrestage des Regierungsantritts Friedrich's II. und mit Bezugnahme darauf. Dieſer Orden ſoll, nach der Stiftungsurkunde, nur ſolchen Männern verliehen werden, „die ſich durch weit verbreitete Anerkennung ihrer Verdienſte in dieſen Gebieten einen ausgezeichneten Namen erworben haben." Die Zahl der Ritter dieſer Claſſe des Ordens pour le mérite iſt auf 30 feſtgeſetzt, welche der „deutſchen Nation" angehören und bei jedesmaligem Abgange wieder ergänzt werden ſollen. Bei ſolchem Abgange ſollen die Stimmen der übrig Gebliebenen wegen Beſetzung der Stelle durch den Ordenskanzler eingeholt und dem König vorgelegt werden, der dann frei ſeine Beſtimmung trifft. Außer jenen 30 ernennt aber auch noch der König „zur erhöhten Ehre des Ordens" in anderen Ländern Männer, „welche ſich große Verdienſte um die Wiſſenſchaften und Künſte erworben haben", zu Rittern. Die Zahl dieſer ausländiſchen Ritter ſoll die ſtimmfähigen nicht überſteigen und bei einem Abgang unter denſelben iſt die Wiederbeſetzung der Stelle nicht erforderlich. Die künftigen Verleihungen dieſer Ordensclaſſe ſollen nur entweder am Tage des Regierungsantritts, oder der Geburt oder des Todes Königs Friedrich II. erfolgen. Bei dem am Stiftungstage in Sansſouci abgehaltenen Ordenscapitel fungirte Alexander von Humboldt als Kanzler; Cornelius iſt Vicekanzler. Unter den ernannten Rittern waren Namen von wohlverdientem europäiſchem Ruf, aber auch unbekanntere; und insbeſondere daß unter die 30 Ritter „deutſcher Nation" nur vier Nicht-Preußen aufgenommen waren, die beſchränkte Zahl der Ritter „deutſcher Nation", die unterlaſſene Wahl z. B. Uhland's oder eines deutſchen Hiſtorikers, und endlich die Ernennung Daguerre's und Friedrich Liſzt's, des Klaviervirtuoſen, zu ausländiſchen Rittern, rief die Kritik auf.

1843, 24. Dec., Schwanenorden. Urſprünglich ward dieſer geiſtliche Orden von Kurfürſt Friedrich II. von Brandenburg für Ritter und Damen zu Ehren der Jungfrau Maria im Jahr 1443 geſtiftet und das Kloſter auf dem Berg bei Altbrandenburg zum Hauptſitz dieſer geiſtlichen und Andachtsgeſellſchaft für fürſtliche, rittermäßige und adelige Perſonen beſtimmt. Kurfürſt Albrecht und Papſt Pius II. beſtätigten 1485 den Orden. Zweck dieſes Vereins war: innigſte und ſtets lebendige Verehrung der Jungfrau Maria durch Wort und That kund zu geben. Dieſem Zweck

Digitized by Google

entſprach auch das Ordenszeichen vollkommen. Die Statuten erklärten ſeine Inſignien mit: Zerknirſchung, wahrer Reue, Beichte, Buße, Kaſteiung, Unſchuld, gute Werke u. ſ. w. Mit der Reformation erloſch der Orden und ſeine ſämmtlichen Beſitzungen und Einkünfte fielen den Staaten, worin ſie ſich befanden, anheim. Eine königl. Verfügung vom 24. Dec. 1843 beſtimmte, daß neue Statuten für dieſen Orden vorbereitet werden ſollten. Nach dieſer Verfügung wird die erſte Sorge des Ordens ſein, ein evangeliſches Haus für Verpflegung der Verwundeten in den großen Hospitälern zu gründen. (Unter den weltlichen erloſchenen Ritterorden erſcheint auch ein Schwanenorden, der in Cleve.)

(Zu S. 26 Z. 1 v. o. ſtatt „von Savoyen" bis „wohlhabend" zu ſetzen: kurz vor der Niederlegung der Regierung ſeines Landes und indem er als Abſicht bei der Stiftung des Ordens bezeichnete: „Vereinigung der Gottesverehrung mit der Politik, der innern Heiligkeit mit dem öffentlichen Wirken", auch nach Erreichung dieſer Zwecke zu ſtreben jedem Ritter vorſchrieb. Erneuert wurde dieſer Orden 1572 durch den Herzog Emanuel Philibert, indem er den Rittern die Aufrechthaltung und Vertheidigung der katholiſchen Religion zur Hauptpflicht machte, und von Papſt Gregor XIII. im nehmlichen Jahr beſtätigt. Zugleich vereinigte er damit den um dieſe Zeit von ihm in Italien aufgehobenen Lazarusorden. Der Orden iſt nun ſardiniſcher Orden, von König Victor Emanuel im Jahr 1816 mit neuen Statuten verſehen, woran König Karl Albert im Jahr 1831 Verſchiedenes änderte. Der Orden iſt ſehr wohlhabend.

(Zu S. 28 Z. 9 v. u.) Theils als angereihte unterſte Abtheilungen beſtehender Orden, theils ſelbſtſtändig finden ſich auch noch in den meiſten Staaten Deutſchlands (auch in ſeinen freien Städten) und Europas eine Menge ſogenannte Denkzeichen, Medaillen, Kreuze, Verdienſtmedaillen, Auszeichnungen, Ehrenzeichen, Denkmünzen ꝛc. Beſonders iſt dies der Fall für die Militärs, und zwar entweder mit Bezug auf die Theilnahme an beſtimmten Feldzügen (z. B. in Deutſchland an den Feldzügen von 1813, 1814 und 1815, in Rußland an den Feldzügen in Perſien, der Türkei), oder an beſtimmten einzelnen Kriegsthaten, Schlachten u. dgl. (z. B. in Rußland an der Einnahme von Warſchau), oder endlich wegen der bloßen Zeitlänge der von ihnen geleiſteten Dienſte (z. B. 20 oder 25 Jahre). Beſonders in Spanien giebt es viele ſolcher Auszeichnungskreuze (v. Biedenfeld zählt deren in ſeinem mehrgenannten Werke nicht weniger als 58, meiſt auf die Kriege der Spanier gegen die Franzoſen bezügliche). Aber auch für Civiliſten (beſonders als Anerkennung edler bürgerlicher Dienſte, z. B. Lebensrettungen, ausgezeichneter ſonſtiger Leiſtungen u. ſ. w.) und in den Civilſtand übergetretene ehemalige Militärs (Veteranen) kommen einzelne jener Ehrenzeichen, meiſt auf den letzten Grund hin, zur Anwendung. Es ſind theils goldene, theils ſilberne, theils kupferne, theils aus einem andern, mit dem Anlaß in Verbindung ſtehenden Metall geprägte und durch die Benennung, welche ſie führen, zugleich in ihrer äußeren Geſtalt beſchriebene Zeichen, welche,

Digitized by Google

wie die Orden ſelbſt, zugleich noch äußere insbeſondere pecuniäre Vortheile bringen, oder nicht. K. Buchner.

Organiſation der Finanzverwaltung. Ueber die Hauptgrundſätze für die Leitung und Beaufſichtigung des Finanzweſens, für die Einrichtung der Stellen und die Vertheilung der Geſchäfte zeigt ſich bei den Schriftſtellern, älteren und neueren, ziemliche Uebereinſtimmung; alle verlangen, was Pölitz (Staatswiſſenſchaften, II. 444 ff.) mit zwei Worten bezeichnet — Einheit und Einfachheit. Alle die einzelnen Theile, welche zur Finanzverwaltung gehören, ſollen zu einem wohlgegliederten Ganzen verbunden ſein und Nichts enthalten, was der Sorge für die Einnahmen des Staates und für die Ablieferung derſelben an die verſchiedenen Zweige des Staatsaufwandes fremd iſt. Kömmt man aber zur Aufſtellung von Syſtemen und zur Betrachtung wirklicher Einrichtungen, ſo wird man eine große Mannigfaltigkeit wahrnehmen. Dieſe iſt theils in der Verſchiedenheit der Verhältniſſe begründet, nach der Größe, der Regierungsform, den Nahrungsquellen der Staaten; theils entſpringt ſie aus der Verſchiedenheit der Grundanſichten über die Verwaltungsnormen überhaupt, von dem Standpunkt des Beamten- oder Polizeiſtaates durch alle Schattirungen hindurch, bis zu der Selbſtverwaltung der Bürger. Hier bedient ſich der Staat der Gemeinderechner, der Angeſtellten bei der bürgerlichen Bezirksverwaltung, der Geld- und Creditanſtalten, um die Abgaben zu erheben, die Gelder niederzulegen, die Zahlungen anzuweiſen; dort unterhält er für jedes Geſchäft beſondere Diener und Collegien von der unterſten bis zur oberſten Stufe. Hier zerſplittern ſich die einzelnen Zweige der Verwaltung in verſchiedene, von einander unabhängige Stellen, die nicht einmal unter einer gemeinſamen Oberleitung ſtehen, dort ſind dieſelben in Provinzial- oder Kreisſtellen vereinigt, die unter einer Centralſtelle ſtehen; hier ſieht man mehr auf leichte und raſche Bewegung der Maſchine, dort auf einen vorſichtigen, ſorgfältig geleiteten und überwachten Gang, bei welchem jeder Schritt vorgeſchrieben, aufgeſchrieben, controlirt, revidirt und ſuperrevidirt wird. Dazu kömmt das Vorurtheil, daß die Finanzverwaltung eine ganz beſondere Kunſt ſei, die nur wenige Eingeweihte verſtehen, ſo daß die Laien eine gewiſſe Scheu haben, an dem Räderwerk des künſtlichen Getriebes ihr Urtheil zu verſuchen, während da, wo dieſer Nimbus verſchwunden iſt, Jedermann einſieht, daß keine Hexerei dahinter ſteckt. „Nur darum iſt die Finanzkunſt ſchwer, ſagt Say, weil die Kunſt zu ſparen nicht bekannt iſt; Nichts vereinfacht die Finanzen als die Sparſamkeit in den Ausgaben.“ Die Anforderungen des Krieges haben die öffentlichen Finanzen geſchaffen, die Anforderungen des Friedens erhalten dieſelben. Stehende Heere und Kriegsſchulden verlangten erhöhte Einnahmen; die Verzinſung und Tilgung der Schulden, die Erhaltung der ſtehenden und exercirenden, die Vermehrung der ſitzenden und ſchreibenden Heere ließen keine Verminderung zu; neue Ausgaben verlangt die unabweisliche Entwicklung der geiſtigen und materiellen Hilfsquellen der Nationen. Daher in den meiſten Staaten die complicirte Organiſation der Finanzverwaltung.

Schon vor einem Jahrhundert ſchrieb Juſti (Staatswirthſchaf, II.

664): „Diejenigen Staaten, in welchen die Regenten vor zwei bis dreihundert Jahren das Finanzweſen entweder ihren Gemahlinnen zu beſorgen überließen, oder ſolches als ein Nebengeſchäft einem Geheimbden-Raths- oder Juſtizcollegio anvertraut hatten, haben anitzt verſchiedene große und wichtige Collegia zur Verwaltung deſſelben; wie denn auch die Einkünfte der Länder ſich ſeit der Zeit auf fünf-, ſechs- und zehnmal ſo hoch vermehrt haben." Der einfache Haushalt wurde früher aus dem Ertrage des Staatsguts beſtritten und wenn in beſonderen Fällen die alten Stände Steuern bewilligten, ſo ernannten ſie die Beamten, welche für die Erhebung und für die Verwendung derſelben zu dem Zwecke, für den ſie bewilligt waren, zu ſorgen hatten. Es gab keine Finanzverwaltung im heutigen Sinne.

Daß die Organiſation der Finanzverwaltung ſeit hundert Jahren nicht überall beſſer geworden, mag Preußens Beiſpiel lehren, aus der einfachen Vergleichung zweier Stimmen, einer von damals mit der andern von heute.

„Die itzige preußiſche Cameralverfaſſung — berichtet Juſti a. a. O. II. 682 — hat ihren Urſprung dem verſtorbenen großen Wirthe Friedrich Wilhelmen dem zweiten zu danken. Bei dem Antritte ſeiner Regierung waren in jedem Lande und Provinz zweierlei Finanzcollegia vorhanden, nehmlich die eigentlichen Kammern und die Krieges-Commiſſariats-Collegia. Beide vereinigte er mit einander, daraus dann die Krieges- und Domänenkammern entſtanden ſind, die in allen preußiſchen Provinzen vorhanden ſind und die von der alten Verfaſſung noch ſo viel übrig behalten haben, daß ſich ein jedes von dieſen Kammer-Collegiis in zwei Hauptdepartements theilet, nehmlich in das Kriegs-Commiſſariats-Departement, wohin die Contributions-, Accis- und andere zum Militäretat gewidmeten Einkünfte, die Beſorgung der Bequartirung und der Märſche für die Regimenter wie auch alle anderen Polizeiangelegenheiten gehören; und das Domänen-Departement, welches vornehmlich die Einkünfte aus den Kammergütern und Regalien und die darzu erforderlichen Anſtalten zu verwalten hat."

„Bei Hofe iſt von höchſtgedachtem Könige das große General-Finanz- Krieges- und Domänendirectorium errichtet worden, welches über alle beſondere Krieges- und Domänenkammern in den preußiſchen Ländern die Direction und die ganze innerliche Wirthſchaft des Staates führt; und in der That iſt daſſelbe eine der beſten Einrichtungen in dem Finanzweſen. Es iſt theils nach den Ländern, theils nach den Hauptarten der Geſchäfte in verſchiedene Departements eingetheilet; und einem jeden Departement iſt ein Vicepräſident vorgeſetzt, der Staats- Krieges- und Finanz-dirigirender Miniſter heißt und verſchiedene geheimbde, geheimbde Krieges- und Finanzräthe unter ſich hat. Einen Präſidenten hat dieſes hohe Collegium nicht, ſondern das Präſidium iſt Sr. Majeſtät dem Könige ſelbſt vorbehalten *). Die zwo Hauptcaſſen, die bei den einzelnen Krieges- und Domänenkammern nach den beiden Hauptdepartements befindlich ſind, wie auch die Generalſalzcaſſe, die

*) Dies empfiehlt Juſti nicht allgemein, denn — ſagt er — der Regent würde eine Arbeit auf dem Halſe haben, die vielen Prinzen zu ſchwer fallen würde. A. a. O. S. 693—694.

Digitized by Google

Rekruten- und andere Caſſen fließen hier zuſammen, wie es die gute Ordnung und der Zuſammenhang der Staatswirthſchaft erfordert, und gewiſſermaßen hängt ſogar die Chatoulle und der Schatz von dieſem großen Collegio ab. Unterdeſſen ſind doch einige Geſchäfte davon abgeſondert und beſonderen Commiſſionen anvertraut. Wenigſtens iſt mir bekannt, daß über die Bergwerksangelegenheiten in allen preußiſchen Landen eine beſondere Commiſſion in Berlin niedergeſetzt iſt. Vielleicht geſchieht es deshalb, weil die Bergwerksſachen, wenn man die Salzwerke davon ausnimmt, in den (damaligen) preußiſchen Landen überhaupt nicht ſo wichtig ſind, daß ſie ein beſonderes Departement ausmachen könnten." —

Wenn dieſe preußiſche Einrichtung vor hundert Jahren den Vorzug vor allen übrigen verdiente und ihnen als Muſter voranleuchtete, ſo kann von der heutigen das Nehmliche nicht mehr geſagt werden. Zwar ſchleppt die frühere Organiſation, wie ein friſch ausgeſchlüpftes Hühnchen, die Schale, woraus es hervorgegangen, noch nach ſich und zeigt uns deutlich die Entſtehung des Finanzweſens aus dem Aufwand für das ſtehende Heer; allein jene Einrichtung hatte den Vorzug größerer Einheit und Ueberſichtlichkeit vor der heutigen voraus, nach der nicht einmal möglich iſt, was unter dem Kaiſer Auguſtus ſchon wirklich war, nehmlich die Ergebniſſe der geſammten Regierungswirthſchaft in leicht zu überblickenden Zuſammenſtellungen darzulegen. Was Bülow-Cummerow hierüber ſagt, iſt nicht widerſprochen, vielmehr durch die Verhandlungen des Vereinigten Landtags von 1847 vollſtändig beſtätigt worden. In ſeiner Schrift: Die preußiſchen Finanzen, S. 34 u. f. — führt er aus, wie nachtheilig für den Finanzzuſtand es war, daß die Verheißung des Geſetzes vom 17. Januar 1820, wonach jener Zuſtand dem Volke vollſtändig vorgelegt werden ſollte, nicht in Erfüllung gegangen iſt. Es ſeien zwar in dem Budget (1844) offenere Mittheilungen als bisher gemacht worden, und wenn dieſe dennoch keine befriedigende Ueberſicht gewährten, ſo liege der Grund in dem ganzen Organismus der Finanzverwaltung, bei deren Zerſtückelung weder eine allgemeine Ueberſicht noch die nothwendige Einheit in den Operationen möglich ſei. Mit Beſtimmtheit könne man annehmen, daß, wenn der Monarch in dieſem Augenblicke die verſchiedenen Finanzverwaltungen aufforderte, ihm eine vollſtändige Ueberſicht der Geſammtheit aller Staatseinnahmen vorzulegen und die Brutto- und Nettoerträge zu ſondern, dieſe eingeſtehen würden, daß ſie es nicht vermöchten. Selbſt eine Ueberſicht von dem ganzen Staatsvermögen möchte ſchwer zu gewähren ſein, da es ſo viele abgeſonderte Caſſen giebt, die mit mehr oder weniger Fonds verſehen ſind. „Wenn wir — heißt es weiter — den Gehalt der finanziellen Operationen, wobei wir die der Staatsſchuldenverwaltung ausnehmen, und der Finanzmaßregeln überhaupt ins Auge faſſen, ſo iſt ſeit vierundzwanzig Jahren (ſeit der Reactionsperiode von 1820) ein allgemeiner Stillſtand eingetreten. Alle guten Finanz- und Steuereinrichtungen, deren wir uns zu erfreuen haben, datiren ſich aus einer früheren glorreichen Zeit; allein dieſe ſollte damals nur die Einleitung zu einem vollendeteren Ganzen bilden und war nur als der Uebergang aus einer früheren höchſt mangelhaften Finanz-

verwaltung zu einer beſſeren, auf ein richtigeres Syſtem gebauten zu betrachten. Der demnächſt eingetretene Stillſtand hat mit der weiteren Entwickelung auch das Syſtem in Vergeſſenheit gebracht, und wir beſitzn keines mehr, wie das häufige Schwanken und die bekämpfenden Maßregeln der einen Finanzpartie gegen die andere ſo wie die Rückkehr zur Fiscalität beweiſen. Die Noth, dieſe größte Wohlthäterin der Menſchen wie der Völker, hatte damals das Talent um Hilfe angerufen; mit der Noth ſind die Helfer verſchwunden und vielleicht wird es erſt zu neuen Verlegenheiten kommen müſſen, um ſich wieder an dieſe zu wenden. Hierin erblicken wir ein gewagtes Spiel, inzwiſchen iſt alle Hoffnung vorhanden, daß eine ſolche Appellation bald eintreten könnte. Preußen hatte früher ausgezeichnete Männer in der Steuerverwaltung, namentlich einen Hoffmann und viele Andere mehr. Einen großen Finanzier hatte es noch nie und kann ihn auch, in dem richtigen Sinne des Wortes genommen, ſchwerlich eher bekommen, bis die Finanzen einſt in Eine Hand gelegt ſein werden und die Stände und die öffentliche Meinung die Controle führen."

An der Spitze der allgemeinen oberſten Behörde, des Finanzminiſteriums, ſteht ein Miniſter, über deſſen Pflichten und Aufgaben wir einen Mann reden laſſen, der dem Amte in einem großen, deſpotiſch regierten Staate viele Jahre hindurch vorſtand. (Die Oekonomie der menſchlichen Geſellſchaften und das Finanzweſen, von einem ehemaligen Finanzminiſter — Graf v. Cancrin.) Derſelbe äußert ſich an verſchiedenen Stellen ſeines Werkes ungefähr folgendermaßen:

Die erſte Pflicht eines Finanzminiſters iſt, zur Erhöhung des Nationalreichthums, ſo weit es von ihm abhängt, auf das Kräftigſte beizutragen; er muß daher auch die Nationalarbeit ſchützen, um das Ringen nach Exiſtenz zu erleichtern. Da ein Steigen der Ausgaben im gewöhnlichen Gang der Geſellſchaft liegt, ſo iſt es dem Finanzminiſter ſtrenge Pflicht, die Einnahmen zu vermehren, vorerſt durch innere Verbeſſerungen, Abwendung der Misbräuche, beſſere Controle. Wenn es unentbehrlich iſt, durch Erhöhung der Abgabenſätze, nur bei gebietender Nothwendigkeit durch neue Auflagen, die dabei wohl durchdacht, möglichſt ſpeciell ausgearbeitet ſein müſſen und mit Feſtigkeit durchzuſetzen ſind. Iſt das Finanzſyſtem unerträglich (beſonders gute giebt es nicht), ſo laſſen ſich zwar einzelne Verbeſſerungen allmälig einführen; bedarf aber das Syſtem in ſeinen Haupttheilen einer Umgeſtaltung, ſo muß es auf einmal oder doch in wenig Jahren geſchehen.

Auf der andern Seite iſt es Pflicht des Finanzminiſters, dem unnöthigen Anwachs der Ausgaben entgegen zu wirken. Unnöthig aber ſind in der Regel alle Ausgaben, ſeien ſie auch an ſich nicht unpaſſend, welche die natürlichen Einnahmen überſteigen. Von Krieg und Anleihen zu productiven Zwecken iſt hier nicht die Rede. In überlaſteten, ſinkenden Ländern müſſen nicht blos die Ausgaben, ſondern auch die Abgaben vermindert werden.

Der Finanzminiſter muß, ſo weit ſein Geſchäftskreis reicht, das Mögliche beitragen, um die Wiſſenſchaften, die praktiſchen Kenntniſſe, die

Digitized by Google

mechaniſchen Fertigkeiten in fortſchreitendem, mit dem Thun anderer Völker wetteiferndem Gang zu erhalten. Dies bedingt den Zuwachs des Nationalreichthums. Derſelbe muß ferner ſtrenge Aufſicht über ſeine Beamten führen, die ſchlechten wegſchaffen, die wenig tauglichen beſeitigen, doch mit möglichſter Schonung der Familien; er muß ſorgen, gute höhere Beamte heranzubilden. Vor Allem aber muß er dahin ſtreben, die Moralität ſeiner Untergebenen zu heben. Dabei verſteht ſich, daß ſie hinreichend bezahlt ſind, um, wenn auch ſehr mäßig, leben zu können. Verbrechen und Nachläſſigkeiten müſſen geſtraft werden.

Für den Staatscredit („dieſe empfindliche alte Jungfer" — fügt Hr. v. Cancrin bei) muß mit Sorgfalt, doch ohne zu große Aengſtlichkeit, geſorgt werden. Wer zahlen kann und zahlt, hat Credit, gegen außerordentliche Fälle aber giebt es kein Mittel. Niemand ſchreibe ſich das Verdienſt zu, gute Anleihen zu machen; es kommt heutzutage von ſelbſt. Auch mache man wegen minder guten keinen Vorwurf, wenn die Chancen ungünſtig waren, vorausgeſetzt, daß weder Misbrauch, noch Ungeſchicklichkeit, noch Nachläſſigkeit nachgewieſen ſind.

Der Geſchäftsgang muß gründlich und doch raſch, in allen Partieen gleich gut, bei ſchweren und neuen Obliegenheiten mit Liebe gepflegt und der Denkungsart der Weiſeren in der Nation angemeſſen ſein. Will man fremde Einrichtungen einführen, ſo muß man ſie erſt im Sinne des Landes verdauen und nationaliſiren.

Nicht immer, fügt Graf v. Cancrin hinzu, kann ein Finanzminiſter dieſen höheren Grundſätzen folgen; er iſt nicht Herr, ſondern Diener, in conſtitutionellen ſo gut wie in unumſchränkten Monarchieen. Aber zum Unrechtlichen ſoll er nie die Hand bieten, nicht einwilligen gegen ſeine Ueberzeugung bei wichtigen Dingen, doch redlich erfüllen, wenn es befohlen wird (oder abdanken, wenn er verantwortlicher Miniſter eines conſtitutionellen Staates iſt). Es gehört Charakterſtärke zu dieſem Poſten, aber man darf bei minder wichtigen Gegenſtänden auch nicht eigenſinnig ſein (auch den Ständen gegenüber), denn die menſchlichen Dinge laſſen ſich auf verſchiedene Weiſe anſehen, und man kommt oft auf verſchiedenen Wegen zum Ziele.

Als Leiter der Finanzverwaltung hat der Miniſter zu handeln, zu ſprechen und zu ſchreiben. Das Handeln begreift die Entſcheidung der vorliegenden Gegenſtände, das Denken, wo vorzubauen, was zu beſſern, neu einzuführen iſt, wie den Widerſachern zu begegnen wäre; was auf Jahre voraus eingeleitet werden muß; das Ueberwachen der Beamten, die Beobachtung des Ganges der Dinge überhaupt, es iſt die Hauptſache. — Das Sprechen kommt in unumſchränkten Monarchieen nur in den höchſten Behörden zur Erläuterung und Vertheidigung der Vorſchläge des Finanzminiſters, dann im Laufe der Geſchäfte vor. Ungleich wichtiger iſt es in conſtitutionellen Staaten, wo der Miniſter ſeine Verwaltung vor den Kammern und dem ganzen Lande öffentlich zu vertreten hat. Das Schreiben, meiſt Schreibenlaſſen, iſt die letzte Stufe der Thätigkeit (in Deutſchland leider noch umgekehrt). Doch iſt es gut, wenn

Digitized by Google

der Miniſter Hauptſachen ſelbſt entwerfen kann. Es koſtet viele Zeit unnütz, Andern ſeine Meinung zu ſagen, das Geſchriebene mehrfach zu verbeſſern, um am Ende nur halb zufrieden zu ſein.

Dem Miniſter ſteht eine Anzahl von Räthen zur Seite, welche mit ihm das Miniſterium bilden und die Gegenſtände, welche zum Vortrag kommen, in den Sitzungen erörtern und durch Beſchlüſſe erledigen. Jedem Einzelnen ſind beſtimmte Fächer zugewieſen, in denen er arbeitet und in den Sitzungen Vorträge erſtattet (referirt). Iſt der Finanzminiſter ſeinem Poſten gewachſen, ſo wird er aus der Zahl der Finanzbeamten eine gute Auswahl zu treffen wiſſen, ſo daß die Einheit der Leitung durch die gemeinſchaftliche Berathung und Abſtimmung über die einzelnen Fragen nicht beeinträchtigt, vielmehr durch gründliche Behandlung und Austauſch der Meinungen theoretiſch und praktiſch gebildeter Finanzmänner an Gediegenheit gewinnt. Eine andere Einrichtung iſt die in Frankreich und England gewöhnliche, wo für die einzelnen Fächer beſondere Abtheilungen beſtehen, deren Vorſtände (Bureauchefs, Commis) die laufenden Arbeiten beſorgen und die Aufträge des Miniſters vollziehen, ohne daß gemeinſchaftliche Berathungen in regelmäßigen Sitzungen ſtattfänden. Dieſe bureaukratiſche Geſchäftsleitung bei der oberſten Behörde ſagt dem deutſchen Charakter, der gründliche Prüfung und Erörterung liebt, weniger zu als dem franzöſiſchen, der raſches Handeln vorzieht, oder dem engliſchen, der den Fähigſten an die Spitze der Geſchäfte ſtellt und von ihm denn auch erwartet, daß er am beſten verwalten werde. Miniſter mit Commis, ſagt Juſti, ſchicken ſich für Frankreich, weil die Unterthanen gewohnt ſeien, ſich in allen Dingen die unumſchränkte und öfter willkürliche Gewalt ihrer Monarchen gefallen zu laſſen und die Miniſter als ein Stück der königlichen Gewalt zu betrachten. Richelieu äußere in ſeinem politiſchen Teſtament einen großen Haß gegen die Collegien, allein dieſer Miniſter ſei auch der größte Gönner und Einführer der „Deſpoterei" und es würden ſich wenige Premierminiſters finden, die nicht zur „Deſpoterei" Luſt hätten. Montesquieu dagegen ſpreche ſich in ſeinem Geiſt der Geſetze für die Collegien aus und in Deutſchland habe man meiſtentheils auch Kammercollegien. Dies wurde lange vor der franzöſiſchen Revolution geſchrieben. Heutzutage läßt ſich die Vorliebe der Franzoſen für bureaukratiſche Einrichtung der Geſchäfte nicht aus ihrer Unterthänigkeit, und die Neigung der Deutſchen für collegiale Berathung nicht aus ihrer Freiheitsliebe erklären. Solche Dinge, welche die größten Stürme und Umwälzungen überdauern, müſſen tief in dem Charakter der Nationen wurzeln, wie hier bei den Einen die Bedächtigkeit, bei den Andern das raſche Handeln. Im Allgemeinen iſt der Unterſchied nicht ſo groß, als man glauben ſollte. Es wird in deutſchen Landen ſelten vorkommen, daß eine Mehrheit von Miniſterialräthen dem Willen, den der Miniſter mit Feſtigkeit und Beſtimmtheit zu erkennen giebt, beharrlich entgegen tritt — ſie müßten denn ſeinen nahen Fall mit ziemlicher Gewißheit vorausſehen. In Frankreich dagegen haben die Vorſtände der Bureaus, welche bei allem Wechſel der Miniſter in ihren Stellen bleiben, ſchon durch ihre größeren Erfahrungen und Geſchäftskenntniß oft mehr Einfluß auf die Entſchließungen des Miniſters

Digitized by Google

als ein ganzes Collegium von Räthen. Manche Gegenſtände wird der Miniſter ohnehin für ſich erledigen. Doch geben wir für die oberſte Stelle der Finanzverwaltung der Collegialverfaſſung unbedingt den Vorzug vor der rein bureaukratiſchen Einrichtung, weil wir die Einheit der Leitung dadurch nicht geſtört, die Tüchtigkeit derſelben aber gefördert glauben.

Dem Finanzminiſterium ſind Mittelſtellen untergeordnet, entweder nach Provinzen vertheilt, ſo daß eine Stelle das geſammte Finanzweſen der Provinz beſorgt (Provinzialſyſtem), oder daß für beſondere Zweige deſſelben im ganzen Lande eine Centralmittelſtelle beſteht (Realſyſtem). Gewöhnlich findet man Beides, da manche Einkommenszweige füglich nach Provinzen verwaltet, andere beſſer für ſich allein beſorgt werden, z. B. das Poſtweſen, Zollweſen u. A. — Hier iſt es, wo die Collegialverfaſſung in Deutſchland häufig zu weit ausgedehnt wird, beſonders in kleinen Staaten, die ihre Verwaltung gern in großem Styl einrichten und nicht genug Finanz-, Domänen-, Forſt-, Bergwerks-, Zoll-, Steuer- und andere Rathscollegien haben können, während ſie kaum ein Finanzminiſterium nöthig hätten, ſondern daſſelbe recht gut als Abtheilung (Departement) eines Landes- oder Staatsminiſteriums unterbringen könnten. Die Vielheit der Collegien vervielfältigt die Geſchäfte, das iſt eine alte Klage. Sie treten nicht in gemeinſchaftlichen Sitzungen zuſammen, ſondern „communiciren" ſchriftlich mit einander. Das führt zu weitläufigen Verhandlungen, jedes ſucht ſeine Unabhängigkeit von der andern „coordinirten" Behörde zu wahren, ſich hervorzuthun und geltend zu machen. Die Präſidenten leben ſelten in gutem Einvernehmen mit einander. „Von der Jalouſie und den Intriguen der Chefs gegen einander ließen ſich artige Hiſtörchen erzählen, wenn es rathſam wäre", ſagt abermals der alte Juſti und viele Neuere beſtätigen dieſe Erfahrung. „Die collegialiſche Verwaltung, die Menge von Controlen und das viele Schreiben ſind es, die zugleich Alles lähmen und die Einnahmen verzehren", bemerkt Bülow-Cummerow über dieſe Schattenſeite der preußiſchen Finanzverwaltung im Jahr 1845. — Es iſt nicht ſowohl die Schwierigkeit, beſſere Einrichtungen zu treffen, welche davon abhält, als die Verlegenheit, die Angeſtellten und die auf Anſtellung Wartenden zu befriedigen oder zu beſeitigen. Es geht wie in Goethe's Zauberlehrling:

Hilf, o Herr und Meiſter,
Sieh die Noth iſt groß;
Die ich rief, die Geiſter,
Werd' ich nun nicht los.

Zunächſt in der Stufenfolge abwärts ſtehen die Bezirksſtellen, für das Forſtweſen, Berg- und Hüttenweſen, Domänen, Steuern u. ſ. w. — Endlich die Ortsſtellen, welche die Anweſenheit eines Angeſtellten an einer beſtimmten Oertlichkeit erfordern, ſei es für die Verwaltung von Gütern, Staatsgewerben, Hoheitsrechten (Münz-, Poſt-, Salinen-, Berg- und Hüttenbetrieb), ſei es für die Erhebung der Steuern, Zölle, Gebühren, Stempel, des verwerflichen Lottoſpiels u. ſ. w. — Neben den Erhebern ſteht dann noch das Aufſichtsperſonal, um die Umgehung der Abgaben (hauptſächlich der indirecten) zu verhüten oder zur Anzeige zu bringen.

Digitized by Google

Weitere Zweige der Finanzverwaltung bilden endlich: die oberſte Rechnungsbehörde (Oberrechnungskammer, Rechnungshof, cour des comptes), deren Stellung von dem Finanzminiſterium unabhängig ſein ſoll, da ſie die Rechnungen der Verwaltung nicht nur in Bezug auf ihre Richtigkeit, ſondern auch auf ihre Geſetzmäßigkeit zu prüfen hat; die Schuldenverwaltung (Amortiſationscaſſe), die Hauptſtaatscaſſe, die oberſte Buchhaltung, welche dem Miniſterium beigegeben ſein kann, und die Oberbaubehörde.

Die Geſchäftsformen im Finanzrechnungsweſen ſcheinen uns außerhalb der Beſtimmung des Staats-Lexikons zu liegen, und wir unterlaſſen es daher, darauf einzugehen. Die Grundzüge deſſelben und die Literatur findet man bei Rau, Grundſätze der Finanzwiſſenſchaft, §. 539; Pölitz, Finanzwiſſenſchaft, II. S. 451 und 452. — Man wird jedoch in dieſem Gegenſtande wenig aus Büchern lernen, wenn es an Gelegenheit zu eigener Anſchauung und Uebung fehlt. Beſſer als Lehrbücher dient das Studium der Budgetvorlagen, Rechnungsnachweiſungen und Verhandlungen über das Finanzweſen in den conſtitutionellen Staaten.

Karl Mathy.

Oſtindien. (An den Schluß von Artikel Bengalen, Bd. II. S. 375—379 Z. 15 v. o. Folgendes.) Daß alle dieſe Eroberungen und Siege nicht eigentlich aus Kriegs- und Eroberungsgeiſt gefloſſen waren, ſondern nur ein Schritt zu weiteren drängte, weiter gegriffen werden mußte, um das einmal Erlangte zu behaupten, ergiebt ſich aus der ſichtbar zunehmenden Abneigung der leitenden Gewalten vor ſolchen Unternehmungen. Sie hofften nach jeder Eroberung, es ſolle die letzte ſein, aber, einmal in das gefährliche Netz verſtrickt, wurden ſie zu immer weiter ausſehenderen Unternehmungen gedrängt. Eine der gefährlichſten, wechſelreichſten und recht eigentlich nur durch das Bedürfniß der Sicherheit, nicht durch den Wunſch nach erweiterter Herrſchaft veranlaßt war der Kampf mit Afghaniſtan.

(Zu S. 108 nach dem Abſatz.) Indeß Schah Schudſchah war nicht der Mann, ſich durch ſich ſelbſt zu halten, und es ſcheint, daß die Engländer einen großen Fehler gemacht hatten, als ſie den ſehr begabten Doſt Mohamed mit beharrlicher Feindſchaft verfolgten, während ſie in ihm den nützlichſten Bundesgenoſſen gewinnen konnten. Sie vertrauten der trügeriſchen Sicherheit und zogen ihre Truppen zurück, nur in Dſchellalabad eine Beſatzung zurücklaſſend. Bald mußten ſie aber, in Folge wiederholter Aufſtände, neue Truppen nach Kabul ſenden. Zwar ſchlugen ſie den auf Bokhara zurückgekehrten Doſt Mohamed nochmals am 18. Sept. bei Bamian und am 2. Nov. 1840 bei Purwur, und er kam in ſolche Bedrängniß, daß er ſich den Engländern ergab, die ihn in anſtändige Verwahrung brachten. Aber ſelbſt die Verbindung zwiſchen Oſtindien und Afghaniſtan konnte, den ſteten Anfällen der öſtlichen Gebirgsvölker, beſonders der Gildſchihs gegenüber, nur durch Geld erkauft werden, und als man deſſen nicht genug gab, brach auf allen Seiten ein Aufſtand aus, bei deſſen Beginn in Kabul ſelbſt der britiſche Reſident, der um die Kenntniß jener Länder hochverdiente Alexander Burnes, der jedoch nicht ohne Schuld an der üblen Wendung geweſen zu ſein

ſcheint, getödtet wurde. Mit Mühe konnten ſich Schah Schudſchah und die britiſche Hauptmacht, unter General Elphinſtone, in die Citadelle und das verſchanzte Lager, mit Mühe General Sale ſich nach Dſchellalabad retten. Jeder einzelne Engländer war verloren, das ganze Land in wildem Aufſtand, die Garniſonen eingeſchloſſen und abgeſchnitten. Der Geſandte Mac Naghten ward bei einer Conferenz mit Akbar Khan ermordet, und als endlich der freie Abzug durch Major Pottinger erwirkt war, erfolgten doch in den Gebirgspäſſen ſolche Angriffe, daß die Truppen in faſt gänzlich aufgelöſtem Zuſtande nach Oſtindien zurückkehrten *). Es ſollen 16—17,000 Mann umgekommen ſein.

Allein ſo wenig man an den leitenden Stellen im Ganzen die Schritte, die zu dieſem Unheil geführt hatten, billigte, ſo erkannte man doch jetzt allſeitig das Bedürfniß, das gefährdete Anſehen der britiſchen Macht wiederherzuſtellen und die erfahrene Unbill nicht ungerächt an ſich vorübergehen zu laſſen. Die Ausführung dieſes Vorſatzes ſollte das Gouvernement des unternehmenden, etwas phantaſtiſchen Lord Ellenborough bezeichnen und ward durch die Thatkraft tapferer und geſchickter Generale vermittelt. General Nott drang mit 40,000 Mann von Kandahar gegen Ghasni, was er am 6. Sept. 1842 eroberte, General Pollock von Dſchellalabad, was General Sale tapfer vertheidigt hatte, gegen Kabul vor, und auch dieſes fiel am 16. Sept. Die Städte Iſtalif und Kabul wurden zum bleibenden Gedächtniß dieſes Rachezuges zerſtört und damit der orientaliſchen Barbarei eine Huldigung gebracht. Afghaniſtan aber ward, zum Beweiſe, daß es eben keiner Eroberung galt, von den ſiegreichen Engländern vollſtändig geräumt, und ſchon im Januar 1843 war das ganze britiſche Heer wieder dieſſeits des Indus.

Dennoch ſollten die Engländer in Folge dieſes Zuges zu neuen Erweiterungen ihres, ſie ohnedies ſchon durch ſeinen für ihre Zwecke unnützen Umfang beläſtigenden Gebietes genöthigt werden. War auch die Räumung Afghaniſtans ſchon im Voraus und ohne alle Rückſicht auf hinzutretende Umſtände beſchloſſen worden, ſo zeigte ſich doch der ſchnelle Rückzug auch ſonſt ſehr zweckmäßig. Denn über faſt alle der mittelbaren Herrſchaft der Engländer unterworfene indiſche Fürſten war der Gedanke der Losreißung gekommen, war ein Netz von Verſchwörungen geſponnen worden, welche alle auf die Beſchäftigung der Engländer in Afghaniſtan berechnet waren und dieſen Fürſten die Freiheit, den von ihnen abhängigen Völkern die alten Drangſale herrſchender Willkür zurückſchaffen ſollten. Die ſchnelle Rückkehr des ſiegreichen engliſchen Heeres nöthigte die Meiſten, den Gedanken des Aufſtandes aufzugeben und zu ihrer alten heuchleriſchen Höflichkeit zurückzukehren. Der Maharadſcha im Staate von Scindia war jedoch ſchon zu weit gegangen, als daß die Engländer die Sache hätten überſehen, oder er auf ſolche Nachſicht hätte rechnen können. So war der Krieg unvermeidlich und ward mit großer

---

*) Ueber die Schreckniſſe dieſes Rückzugs ſ. das „Tagebuch der Unfälle in Afghaniſtan 1841—1842, von Lady Sale. Deutſch von Delckers. Leipzig 1847. 8.“ Vergl. auch: Neumann, Das Trauerſpiel in Afghaniſtan, in v. Raumer's hiſtoriſchem Taſchenbuch auf 1848.

Digitized by Google

Erbitterung von Seiten der Maratten gekämpft, an deren Spitze franzöſiſche Officiere ſtanden und die eine zahlreiche und gute Artillerie beſaßen. Indeß die beiden Schlachten von Hingolah, am 29. Dec. 1843, wobei die engliſchen Generale Gough und Grey befehligten, entſchieden auch hier für England und die europäiſche Bildung, und auch dieſes Marattenreich mußte in die Reihe der britiſchen Vaſallenſtaaten eintreten, und ſich durch Auflöſung ſeines Heeres für die Zukunft der Widerſtandskraft berauben. Inzwiſchen hatten wieder die Beludſchen Angriffe auf britiſches Gebiet gemacht, und die Emirs von Sind, dem Beludſchenſtamme angehörig, waren in förmlichen Aufſtand ausgebrochen. Gegen ſie zog Sir Charles James Napier, ſchlug ſie, nach tapferer Gegenwehr, am 17. Februar 1844 in der Schlacht von Miani, nahm Hyderabad ein und machte das kleine, aber durch ſeine Lage politiſch wichtige Land zur Provinz des engliſch-oſtindiſchen Reichs. Solche Erfolge würden die Franzoſen in einen Rauſch des Entzückens verſetzt haben und der Gouverneur, unter deſſen Verwaltung ſie erkämpft worden, der Mann des Volks geworden ſein. Die engliſch-oſtindiſche Compagnie dagegen rief Lord Ellenborough zurück *) und glaubte, ihm in Sir W. Hardinge einen friedlicheren Nachfolger gegeben zu haben. Aber — ſo überlegen iſt die Gewalt der Umſtände über menſchliche Vorſicht — Dieſer hatte kaum den indiſchen Boden betreten, als er ſich in den gefährlichſten, nie gewünſchten, lange als ein Geſpenſt der Zukunft gefürchteten und in jeder Weiſe vermiedenen Krieg verwickelt ſah — gegen die Sikhs von Lahore. Dieſe, durch innere Parteiungen, Haß gegen die Engländer und den überall dort verbreiteten Glauben, daß neben dieſen keine nationale Selbſtſtändigkeit beſtehen könne und die Sikhs doch über kurz oder lang von ihnen bekämpft werden würden, getrieben, gingen mit einem großen, tapfern und vollſtändig ausgerüſteten Heere am 12. und 13. Dec. 1845 über den Sutledſch und griffen die auf Nichts weniger vorbereiteten Engländer an. Der Generalgouverneur ſelbſt und Sir Hugh Gough leiteten den anfangs wenig ineinander greifenden Widerſtand. Die Schlacht von Mutki **), am 18. Dec. 1845, war unentſchieden, die von Ferozeſchah, am 21. und 22. Dec. 1845 ***), trieb die Sikhs zum Rückzug. Die Schlachten von Alliwal, am 28. Jan., und Sobraon, am 19. Februar 1846, bereiteten den Sikhs ſolche Niederlagen, daß ſie um Frieden bitten mußten, der auch am 9. März zu Lahore zu Stande kam. Sie mußten das Land zwiſchen Boas und Sutledſch abtreten, den nördlichen Theil ihres Gebietes, nebſt Kaſchemir und Haſara, dem Anhänger der Engländer, Ghulab Sing, als engliſchen Vaſallenſtaat überlaſſen, ihre Truppenzahl auf ein beſtimmtes Maß beſchränken, den Engländern das Durchzugsrecht einräumen, der Compagnie das Schieds-

*) Den ſiegreichen Generalen wurden übrigens vom Parlamente anſtändige Nationalbelohnungen decretirt.

**) Hier fiel General Sale.

***) Hier fiel am 21. Dec. auch ein Deutſcher, Dr. W. Hoffmeiſter, an der Seite des Prinzen Waldemar von Preußen, den er als Arzt und Naturforſcher begleitet hatte.

richteramt vertrauen und das Verſprechen geben, ohne deren Erlaubniß keinen Europäer oder Amerikaner in ihren Dienſt zu nehmen. Unter dieſen Bedingungen ſollte der junge, von ſeinem Vetter bevormundete Dhalip-Singh fortregieren. Aber die Königin erkannte bald, daß dieſe Herrſchaft ſich nicht mehr durch ſich ſelbſt und ihr Anſehen im Volke behaupten könne, ſondern des fortwährenden Schutzes der Engländer bedürfe. Die Umtriebe des Lall-Singh, der ſich an die Spitze der antiengliſchen Pläne ſtellte, gaben noch 1846 den Anlaß, daß ein Reſident der Compagnie mit engliſchen Truppen, welche von den Sikhs zu bezahlen ſind, ſeinen bleibenden Aufenthalt in Lahore nahm, Lall-Singh aber in das unmittelbare Gebiet der Compagnie confinirt wurde. Seit 1848 iſt der Earl of Dalhouſie Generalgouverneur des britiſchen Oſtindiens. Bülau.

Oſtſeeprovinzen. Vieles, Allzuvieles haben die Deutſchen nachzuholen, um frühere Vernachläſſigung ihres nationalen Beſtandes und ihrer Freiheit wieder gut zu machen. So viele Provinzen und Stammgenoſſen an allen ſeinen Gränzen, in den Oſtſeeprovinzen, in Schleswig, in Holland und Belgien, in Lothringen, Elſaß und der Schweiz hat Deutſchland verloren, daß man neulich ſagte: Deutſchland gränze nach allen vier Weltgegenden an ſich ſelbſt. Und die zum Theil ſehr traurigen Zuſtände in dieſen abgeriſſenen Ländern, die jetzt immer mehr zum Bewußtſein kommenden Gefährdungen und Unterdrückungen der Nationalität und ſomit des edelſten Kerns höheren Lebens — ſie ſind doppelt verſchuldet durch die Fehler der Nation und der höheren Stände in dieſen abgeriſſenen Ländern. Bitter empfinden namentlich die deutſchen Ritter, Bürger und Beamten in den jetzt ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen ihre herzloſe, unrechtliche und unpolitiſche Unterdrückung und Vernachläſſigung des Bauernſtandes. Möchten ſie mit Hilfe der Nation und glücklicher europäiſcher Veränderungen ihre Fehler und deren traurige Folgen wieder gut machen können!

Die neueſten Kämpfe und Zuſtände in dieſen Ländern wüßten wir nicht anſchaulicher darzuſtellen, als es ſo eben in der Deutſchen Zeitung ein ſachkundiger Bewohner derſelben that. Wir laſſen daher hier ſeine Darſtellung folgen:

„Jakob Grimm hat kürzlich die Frage: was iſt ein Volk? dahin beantwortet: ein Volk iſt der Inbegriff von Menſchen, welche dieſelbe Sprache reden. Da können denn auch die 200,000 Deutſchen in den Oſtſeeprovinzen, die unter das ruſſiſche Scepter gerathen ſind, ſich als Theil des deutſchen Volks betrachten, und ſie thun es mit einer Innigkeit, von der man in Deutſchland kaum eine Ahnung hat, und zum Verdruß der Machthaber, die nicht mehr den Namen „deutſche Oſtſeeprovinzen" dulden wollen, ſondern dafür „ruſſiſche Oſtſeegouvernements" als officiell ſubſtituiren. Der Druck der letzten Jahre, vor Allem das unerhörte, empörende Auftreten der ruſſiſchen Geiſtlichkeit in dieſen Provinzen hat aber zum Troſte gezeigt, wie kräftig das deutſche Element iſt, und es bedurfte vielleicht eines ſo ſchneidenden Drucks, um auch das Phlegma aufzurütteln und die alles Recht hinopfernde Ruhe zu ſtören. Doch liegen nicht ſchon in dieſen Worten zu große Hoffnungen? Die Zukunft der Oſtſeeprovinzen erſcheint allerdings trüb genug. Wir glauben,

Deutſchland ladet eine Schuld auf ſich, wenn es die baltiſchen Länder wie einen verlorenen Poſten oder als eine abgefallene Colonie betrachtet und ihrem Schickſal glaubt überlaſſen zu müſſen. Wir können keine Sympathieen erwarten, wie ſie für Holſtein und Schleswig laut geworden ſind, wir glauben nicht an die Möglichkeit, daß unſer Land durch Deutſchlands Hilfe wieder ein Theil Deutſchlands werde, aber daß das Band nicht ignorirt werde, welches deutſche Sprache und deutſche Geſittung und Geſinnung geknüpft hat, das muß unſer heißer Wunſch ſein. Deutſche Literatur und Wiſſenſchaft giebt uns die geiſtige Nahrung, deutſche Städteverfaſſung und ein Privatrecht deutſchen Urſprungs bewahren wir mit ängſtlicher Sorgfalt, der Hinblick auf die Entwickelung des Mutterlandes erfüllt uns mit Freude und Sehnſucht — aber die Mutter ſcheint kein Herz für uns zu haben. Vielleicht ſchließt Deutſchland aus unſerem Schweigen über unſere Verhältniſſe und Leiden, daß wir gut ruſſiſch geworden, daß materielle Vortheile, die nicht ohne Berechnung von ruſſiſcher Seite geboten worden, uns zufrieden ſtellen über den Verluſt der Selbſtſtändigkeit und die geknickte Nationalität. So erzählen es allerdings flüchtige Reiſende, die bei uns eine kurze Zeit verweilten und bei ihrer Rückkehr nach Deutſchland Geſehenes und Gehörtes niederſchrieben, wobei ſie denn auf der einen Seite nur zu oft, um Genrebilder zu geben, in ein ungehöriges Generaliſiren gerathen, auf der andern Seite halbrichtig ihnen mitgetheilte Specialitäten durch eine ſtarke Beimiſchung von Unrichtigkeit noch weiter entſtellen. Dieſe Touriſten verfallen namentlich in einen großen Fehler, ſie ſehen, wie von ruſſiſcher Seite ganz planmäßig manche Mittel vorgeſchrieben werden, um die Oſtſeeprovinzen zu entdeutſchen und zu ruſſificiren; darnach ſtellen ſie das Prognoſtikon, es werde mit der Durchführung dieſer Mittel unfehlbar bald der Zweck der ruſſiſchen Politik erreicht werden; aber ſie ſollten, wozu ſie freilich nicht ſo leicht im Stande ſind, auch die Erfahrung fragen, ob denn die Mittel die gewünſchte Wirkung haben. Es iſt doch, um ein Bild zu gebrauchen, nicht ſelten der Fall, daß ein Jagdhund in gar zu großem Eifer an einem gehetzten Wilde vorbeiſchießt und dieſes wieder Raum und Freiheit gewinnt. Dieſes Bild iſt hier ſehr paſſend. Es iſt noch nicht lange, daß das Studium der ruſſiſchen Sprache auf den hieſigen Schulen und auf der Landesuniverſität Dorpat nicht forcirt und das Ruſſiſche ohne Widerwillen erlernt wurde; ſeit die neuen Maßregeln ergriffen ſind, iſt erſt der Haß gegen ruſſiſche Sprache und ruſſiſches Weſen aufgetaucht und mit ihm, beſonders bei der lernenden Jugend, das Bewußtſein, in der deutſchen Sprache und Literatur ein herrliches Schutz- und Trutzmittel gegen den wuchernden Slavismus zu beſitzen. Wir glauben nicht, daß ſo bald eintreten werde, was Aurelio Buddeus in ſeinem Buche „Halbruſſiſches" mit Kaſſandraſtimme verheißt oder als gegenwärtig annimmt: Dorpat ſei eine an Rußland verlorene Stadt, nicht mehr eine Vertreterin der deutſchen Wiſſenſchaft. Wir glauben dies ebenſo wenig, als das vielerlei Unrichtige, das in ſeiner Schilderung von Dorpat ſich findet, von irgend Jemandem, welcher politiſchen Farbe und Geſinnung er auch ſei, der nicht blos durchgereiſt iſt durch dieſe Univerſitätsſtadt, geglaubt werden wird. Der Schreiber dieſes Aufſatzes, von Jugend auf mit den Verhältniſſen

Dorpats bekannt, hat bei einem wiederholten Aufenthalt in dieſer Stadt mit großem Intereſſe die Veränderungen der Univerſität beobachtet und muß ſich für einen mehr befähigten Beurtheiler derſelben halten als einen Touriſten, deſſen Quelle das Hörenſagen iſt. Was Hr. B. von der Hingebung der Dorpater Profeſſoren zum Ruſſenthum und ihrem Haſchen nach ruſſiſcher Gunſt ſagt, mag er an einigen Lehrern der Hochſchule abgenommen haben, iſt aber nur in einer ſehr beſchränkten Weiſe für die Gegenwart wahr. Wir können ihm verſichern, daß zu der Zeit, in der er Dorpat für ein „Bollwerk baltiſchen Deutſchthums" hält, unter dem Curatorium des Fürſten Lieven und des Baron von der Pahlen, jenes Haſchen weit größer war als in den letzten Jahren, und wenn Hr. B. unſere Provinzen wieder mit ſeinem Beſuch beehren wollte, ſo würde, wenn er einen freien Blick mitbrächte, der Augenſchein ihn bald belehren, daß Dorpat nie eine ſolche wiſſenſchaftliche Bedeutung gehabt wie gerade jetzt, und daß dort die Ehre der deutſchen Wiſſenſchaft eben von Denen vertreten wird, welche die Zierden dieſer Hochſchule ſind. Die ruſſiſche Regierung hat in den letzten Jahren ſehr viel gethan, um die Univerſität Dorpat zu heben; aus einem im Jahre 1842 verliehenen Ergänzungsetat ſind 7 neue Profeſſuren eingerichtet, und beſonders die aus 10 Profeſſoren beſtehende mediciniſche Facultät wie die Vertretung der Naturwiſſenſchaften iſt ausgezeichnet zu nennen. Daß die mediciniſchen und die Naturwiſſenſchaften hier wie an den ruſſiſchen Univerſitäten vornehmlich patroniſirt werden, dazu mag die Regierung aus Rückſicht auf materiellen Nutzen beſtimmt werden; die Univerſität Dorpat hat dadurch Männer bekommen, welche die jetzt am Meiſten fortſchreitenden Wiſſenſchaften in einer ſehr würdigen Weiſe repräſentiren. Hätte Dorpat ſeinen eminenten Chirurgen Pirogoff behalten, ſo würden wohl wenig mediciniſche Facultäten in Deutſchland mit der in Dorpat wetteifern können. Ein Schalk muß es dem Hrn. B. aufgebunden haben, was er ferner erzählt, daß nach den bekannten Ullmann-Madai'ſchen Vorgängen im Jahre 1842 man durch faſt zwei Jahre die Strenge der Geſetzesübung in Bezug auf die Studentenpolizei verlaſſen, indem man die Meinung verbreitete, die abgetretenen Profeſſoren ſeien deren unerbittliche Executoren geweſen. „Bis dahin, heißt es, war es unter Krafſtröm's Militärregiment z. B. unerhört, daß ein Duell ſtraflos geblieben; jetzt bemerkte man den Zweikampf kaum; die Uniformen durften offenſtehend getragen, ja ſelbſt zuweilen mit Civilkleidern vertauſcht werden; die alten, bisher nur leiſe geſummten Studentenlieder Arndt's durchklangen ungeſtört die Gaſſen, ſogar Verbindungen tauchten ungeahndet von Neuem wieder hervor" — und dieſe ganze Milde nur, um die leicht verblendbare Studentenſchaft zu beſtechen, die nun jubilirte und die neue Ordnung der Dinge feierte.

In dieſem Phantaſiegebilde iſt jeder Buchſtabe unwahr. Kein Student hat Etwas von dieſer 2jährigen Milde verſpürt, und ſo einfältig iſt die ruſſiſche Politik nicht: es hätte Niemandem einfallen können, daß jene Ehrenmänner irgend Etwas dazu beigetragen, ein Soldatenregiment in Dorpat zu verbreiten. Ebenfalls unrichtig iſt es, wenn B. erzählt, es ſeien nach jener Affaire neun Lehrſtühle lange Zeit unbeſetzt geblieben und zum Theil deshalb,

Digitized by Google

weil die erſten baltiſchen Gelehrten die ihnen angetragenen Profeſſuren ausſchlugen. Die meiſten jener neun Profeſſuren waren neu einzurichtende, eine Profeſſur der angewandten Mathematik, eine zweite Profeſſur der Chirurgie, eine zweite der Therapie u. ſ. w., deren Vacanz mit jenen Vorfällen gar nicht zuſammenhängt und an deren Beſetzung mit inländiſchen Gelehrten man kaum denken konnte. Nur in Beziehung auf die Profeſſur der Provinzialrechte iſt es wahr, daß zwei ſehr achtungswerthe inländiſche Juriſten auf eine vorläufige Privatanfrage verneinend geantwortet haben. Pikant, aber unwahr iſt es, was B. über die Univerſitätsbibliothek Dorpats ſagt, daß ſie, die einſt das Geiſtesleben Deutſchlands auf der baltiſchen Halbinſel einheimiſch gemacht, jetzt nur noch mit ſolchen Werken bereichert werde, denen die ruſſiſche Erlaubniß einen Eintritt geſtatte, und daß den Profeſſoren jede Mittheilung aus jedem Buche mit ſchwerſter Strafe verpönt ſei, falls Buch und Mittheilung nicht das ruſſiſche Cenſurbureau paſſirten u. ſ. w. Es iſt zu bedauern, daß das Werk des Hrn. Buddeus durch ſo viele Unwahrheiten ſeinen Credit verlieren muß, es hat ſo ſchöne Partieen über Gegenſtände, die der Verfaſſer zu beurtheilen im Stande war, die kuriſche Jagd, die Sitten der Letten, das Leben des Adels in Kurland und dgl. Aber es kann ſich der Verfaſſer trotz unſerer Einſprache tröſten: Deutſchland wird ihm Credit ſchenken, ſo lange noch in deutſchen Zeitungen Nachrichten figuriren und geglaubt werden, wie die kürzlich in einer Zeitung enthaltene, die Univerſitäten Krakau, Lemberg und Dorpat ſeien aufgehoben. Das iſt doch eine mehr als franzöſiſche Geographie!

Die Mittel, welche die ruſſiſche Regierung gebraucht, um die Oſtſeeprovinzen zu entdeutſchen, liegen jetzt klar vor; früher war der Betrieb geheimer. Es ſind dieſe Mittel zunächſt dieſelben, welche Napoleon gebrauchte, „pour dépayser l'esprit allemand", hinzufügend: „ce qui est le prémier but de ma politique." Rußland hat ſeit Jahren ſchon den Oſtſeeprovinzen die ruſſiſche S p r a ch e und ruſſiſche G e ſ e tz e als eine Wohlthat aufgedrungen und zum Theil ſein Ziel erreicht, aber die Zähigkeit der deutſchen Natur und die Mangelhaftigkeit des Dargebotenen iſt ſehr hinderlich geweſen, denn die ruſſiſche Sprache, deren Bildungsfähigkeit nicht zu beſtreiten iſt, iſt eben noch nicht ausgebildet und die ruſſiſche Literatur ſteht auf keiner hohen Stufe. Zum Theil ſehr wahr iſt es, was der bekannte ruſſiſche Schriftſteller B u l g a r i n im Auguſt dieſes Jahres in der „nordiſchen Biene" ſchrieb: „Früher brachte man auch ruſſiſche Bücher zu den Jahrmärkten in Dorpat, Reval, Riga und Mitau, aber ſeitdem man in den hieſigen Lehranſtalten angefangen, die ruſſiſche Sprache fleißig zu lernen, und die neuen ruſſiſchen Journale erklärt hatten, daß Alles, was in ruſſiſcher Sprache geſchrieben, bis ſie die Sprache umgebildet — zu Nichts tauge, wurden ruſſiſche Bücher nicht mehr dorthin gebracht. Das gute Aeltere iſt ſchon gekauft, für das Neue bedankt man ſich hier und ſagt, daß man ſchon ſatt ſei! — und ſo iſt der Weg, auf dem die ruſſiſche Literatur hierher wanderte, gänzlich mit Gras verwachſen." — Es iſt auch von Einfluß geweſen, daß früher die ruſſiſchen Lehrer, welche über die Schulen Liv-, Eſth- und Kurlands ſich verbreiteten, meiſtens ſo ungebildet waren, daß von einem wiſſenſchaftlichen

Unterricht in der ruſſiſchen Sprache nicht die Rede war. Nur Heiterkeit konnte es erregen, wenn ein Lehrer der ruſſiſchen Sprache an einem hieſigen Gymnaſium deducirte, Shukowski ſei ein viel größerer Dichter als Schiller, darum ſei dieſer nur Titulairrath geworden, Shukowski wirklicher Staatsrath, alſo Excellenz. Shukowski iſt übrigens eine Zierde der ruſſiſchen Literatur und bedarf eines Lobredners nicht, am Wenigſten eines ſolchen. Das pädagogiſche Hauptinſtitut in Petersburg hat nun in neuerer Zeit gute Lehrer der ruſſiſchen Sprache geliefert. — Seit dem Curator der Univerſität Dorpat in geheimer Inſtruction, die uns aber bald bekannt wurde, eine kein Aufſehen erregende Ruſſificirung der Lehranſtalten und die allmälige Ausdehnung des Unterrichts in der ruſſiſchen Sprache aufgetragen wurde, ſind manche Befehle derſelben Tendenz erlaſſen, von denen der letzte dahin lautet, daß Niemand in Dorpat als Student immatriculirt werden ſoll, der nicht über ſeine Kenntniß der ruſſiſchen Sprache das erſte Zeugniß aufweiſen kann. Buddeus nimmt in ſeiner deutſchen Auffaſſung dieſe Nr. 1 als identiſch mit „vollkommener Sprachfertigkeit", die Ruſſen ſind aber billig denkende Diplomaten, die nichts Unmögliches wollen. — Die Einführung der ruſſiſchen Sprache in unſern Landesbehörden hat bei der großen Ignoranz der Beamten in dieſer Sprache noch nicht Statt haben können.

Was die Einführung ruſſiſchen Rechts in den Oſtſeeprovinzen anbelangt, ſo ſind wir allerdings ſeit vielen Jahren ſchon mit einer Maſſe Ukaſen überfluthet worden und bei unſerer deutſchen Auffaſſung des Verhältniſſes der Unterthanen zu den Staatsgeſetzen ſind viele ſolcher Geſetze hier getreu befolgt worden, die der Ruſſe bei ſeiner freieren genialen Auffaſſung vertagen läßt. Die Handhabung der Geſetze in Rußland iſt ganz eigenthümlich. Das ruſſiſche Recht, wenn man dieſen Ausdruck gebrauchen kann, beſteht aus einer endloſen verworrenen Maſſe zum Theil ſich widerſprechender Geſetze, und daher iſt das quid juris ſchwer zu finden, aber man weiß ſich zu helfen. Wenn Jemand eine geſetzliche Stütze gebraucht, ſo findet er unfehlbar einen ihm paſſenden Ukas; dieſer wird geltend gemacht; die Behörden, durch eindringliche materiell geſtützte Bitten willig, bringen keinen entgegenſtehenden Ukas zur Anwendung, und die Sache geht nach Wunſch. Talleyrand ſagt von der Jurisprudenz: elle donne les armes pour et contre. Die in dieſen Worten angedeutete Kunſt kennt man in Rußland, und das iſt eben die Jurisprudenz. Die Gerechtigkeit verlangt es jedoch, daß wir anerkennen, wie ſeit 1832 durch den Swod Sakonow, eine faſt ſyſtematiſche Zuſammenſtellung des im eigentlichen Rußland gültigen Rechts, ein bedeutender Fortſchritt gemacht iſt, und daß überhaupt die Geſetzgebungskunſt, an der ſeit Peter I. ſo viele Commiſſionen ſtudirt und die Negation derſelben herausgeſtellt haben, in neuerer Zeit in Petersburg beſſer erkannt wird. Die Codificationsarbeiten beziehen ſich auch auf die Oſtſeeprovinzen. Nach längerem Projectiren und Revidiren iſt auf Grundlage des in den Oſtſeeprovinzen beſtehenden Rechts mit einer Zuſammenſtellung der Provinzialrechte 1845 der Anfang gemacht, indem 2 Bände derſelben in deutſcher Sprache erſchienen ſind, von denen der erſte die Behördenverfaſſung, der zweite das Ständerecht umfaßt; der dritte ſoll das Privatrecht, der vierte eine Civilproceßord-

Digitized by Google

nung, der fünfte eine Strafproceßordnung enthalten. Das Criminalrecht war auch anfangs in den Plan aufgenommen, aber ſtatt eines provinzialen Criminalrechts iſt, in deutſcher Ueberſetzung, vom 1. Mai 1846 an das neue allgemeine „Geſetzbuch der Criminal- und Correctionsſtrafen" für die Oſtſeeprovinzen in Kraft getreten. Die Nothwendigkeit zwang dazu, dieſe Geſetze für uns in deutſcher Sprache zu geben, aber die reine Freude wurde uns nicht gegönnt, es kam ein Amendement, daß in Zweifelsfällen man auf das ruſſiſche Original zurückgehen ſolle, und daraus kann dann leicht eine gegen uns zu gebrauchende Waffe geſchmiedet werden. Auch überſehen wir es nicht, wie in der in Petersburg verfaßten Provinzialrechtsſammlung an den Grundfeſten unſerer Verfaſſung und Einrichtungen gerüttelt iſt.

Wenn nun dem einheimiſchen Recht in unſeren Provinzen noch die Herrſchaft gelaſſen iſt, ſo wollen wir vertrauen, daß der neuerwachte Eifer für die Provinzialrechtswiſſenſchaft noch mehr aufblühen werde, und hoffen, daß die einheimiſchen Gerichte erkennen mögen, wie ſie in dem einheimiſchen Recht einen Schatz zu behandeln haben. In dieſem Recht liegt, wie in der deutſchen Sprache, das ſchönſte Band, welches uns mit der civiliſirten Welt, insbeſondere mit Deutſchland vereint.

Der Weg, auf dem die Ruſſificirung der Oſtſeeprovinzen begonnen hatte, die Angriffe auf Sprache und Recht ſchienen zu langſam zum Ziele zu führen, daher iſt denn ſeit einigen Jahren ein anderes Mittel in Gebrauch geſetzt, welches, wenn Gott nicht hilft, alles Glück und alle Wohlfahrt der Provinzen untergraben muß; die Religion hat einen niedrigen Staatsdienſt übernehmen müſſen. Das Landvolk in den Oſtſeeprovinzen beſteht aus Letten und Eſthen, unterdrückten „Undeutſchen", die ſeit Jahrhunderten von den das Land erobernden Deutſchen in wahrer Sklaverei gehalten ſind und, nachdem längſt in Deutſchland der Bauernſtand ſeine Selbſtſtändigkeit erhalten hatte, nur pro forma aus der Leibeigenſchaft entlaſſen wurden, um im Stande der Freiheit nach Freiheit und Recht zu ſeufzen. Während die Stammverwandten der Letten in Preußen in die deutſche Nationalität übergegangen ſind, ſind die Letten hier, wie die Eſthen, die zum finniſchen Stamme gehören, ſtarre, hinwitternde Trümmer untergegangener Völker geblieben. Die Eſthen kennen nicht mehr ihre Geſchichte, ihre ſchönen Sagen aus der Vorzeit ſind verklungen, nur wenige Greiſe erzählen noch von der Zeit, als die Götter und Heroen unter den geliebten Menſchen am Embach wandelten; aber das wiſſen Alle, daß ſie, einſt die Herren des Landes, von den Deutſchen unterdrückt und Jahrhunderte lang in einem Zuſtande gehalten ſind, der allen Menſchenrechten Hohn ſpricht; daher iſt ihr Haß der Deutſchen ziemlich allgemein. An dieſe Stimmung und die klägliche Lage der Nationalen in den Oſtſeeprovinzen knüpfte Rußland ſeinen Operationsplan, um in dieſen Nationalen durch Hinüberziehen derſelben zum Ruſſenthum den Deutſchen Feinde am eigenen Heerde erſtehen zu laſſen, und in Livland iſt dieſer Plan zum Theil ausgeführt worden. Die Eſthen wie die Letten gehörten bis vor wenigen Jahren mit wenigen Ausnahmen zur evangeliſchen Kirche; durch Verſprechung weltlicher Vortheile gelang es, das arme Volk zur Apoſtaſie zu verlocken, und es ſtellte ſich eine Erſcheinung dar, wie ſie außerdem

Digitized by Google

wohl kaum in der Geſchichte aufzuweiſen iſt. Wo die Fäden des Spinngewebes beginnen, iſt noch nicht ausgemittelt. Im J. 1841 ging ein Gerücht im Volke Livlands: Wer ſich anſchreiben laſſe, werde Eigenthum im „warmen Lande" erhalten. Das ganz haltloſe Gerede bewog einen Theil des Landvolks, nach Riga zu ſtrömen, um ſeine Neigung zum Paradieſe kund zu geben. Dieſer Tumult legte ſich wieder; es mußte die Heerſtraße für den beabſichtigten Kreuzzug erſt geebnet und in Stand geſetzt werden. Als Generalgouverneur ſtand an der Spitze der drei Provinzen ein alter, ſchwacher Mann, der aber doch ein Deutſcher war und ſich nicht als Werkzeug der griechiſchen Kirche gebrauchen ließ; er mußte erſt beſeitigt werden, kam in den Reichsrath in Petersburg, die Verſorgungsanſtalt für die höchſten, dienſtunfähig gewordenen Beamten in Rußland, und an ſeine Stelle trat ein ruſſiſcher Generallieutenant, Golowin, der keine Liebe zu den Provinzen hat und der, während er nicht ſelten ſich vollkommen als ein orientaliſcher Satrap gerirt, ganz abhängig iſt von der ruſſiſchen Geiſtlichkeit, zunächſt von dem Biſchof in Riga. Zu den Vorbereitungshandlungen gehört auch, daß im J. 1844 in der Stille Katechismen und Liturgieen der griechiſchen Kirche ins Eſthniſche und Lettiſche überſetzt und ſodann in einer großen Anzahl von Exemplaren gedruckt wurden. Wenige ahnten damals, daß ſchon im folgenden Jahre das unglückſelige Uebertreten der Eſthen und Letten zur griechiſchen Kirche in ſolcher Ausdehnung vor ſich gehen werde. . Es ſind die Thatſachen dieſes Gegenſtandes in deutſchen Blättern vielfach mitgetheilt; die treueſte Schilderung findet ſich in Zimmermann's Allgemeiner Kirchenzeitung (Auguſtheft 1847). Wir wollen daher nur das Neueſte mittheilen, woraus hervorgeht, wie die griechiſche Kirche ſich bereits als herrſchende Kirche in den Oſtſeeprovinzen ſubſtituirt glaubt. Schon im J. 1846 kam an ſämmtliche Landesbehörden Livlands die Mahnung, nicht mehr von einer ruſſiſch-griechiſchen, ſondern nur von der „orthodoxen Kirche" zu ſprechen, auch wurde es dem livländiſchen evangeliſch-proteſtantiſchen Provinzialconſiſtorium ernſtlich verwieſen, daß es in einer Beſchwerdeſchrift über die Machinationen der griechiſchen Geiſtlichen für dieſe den Namen Popen gebraucht habe, ein Name, deſſen ſich nur das gemeine Volk bediene, der die Würde der orthodoxen Prediger verletze. Mit dieſer Würde vertrug es ſich aber ſehr wenig, daß aus der Zahl der Nationalen ſolche Leute ſchnell und ohne Vorbereitung zu orthodoxen Predigern umgeformt wurden, deren Lebensweiſe bisher mehr als verdächtig geweſen und bei denen keine Neigung zur Buße und keinerlei kirchliche Richtung verſpürt worden war; mit jener Würde vertrug ſich ebenſo wenig das ganze Auftreten der griechiſchen Geiſtlichkeit, welches ſelbſt von vielen Gliedern der griechiſchen Kirche als eine Entwürdigung und Befleckung dieſer Kirche angeſehen wurde. Selbſt die gemeinen Ruſſen betrachten dieſe Neugriechen eſthniſchen und lettiſchen Urſprungs nicht als zu ſich und ihrer Kirchengemeinſchaft gehörig, und unfehlbar wird aus dieſen Convertirten eine neue Secte zu den vielen innerhalb der griechiſchen Kirche beſtehenden hinzukommen, welche Secten der ruſſiſche Staat zu fürchten große Urſache hat. Die Convertirten ſehen ihren Uebertritt zur griechiſchen Kirche nur als ein Mittel an, weltliche Vortheile zu erreichen, und meiſtens glauben ſie nur

Digitized by Google

einen neuen äußeren Cultus übernommen zu haben, ohne Aenderung ihrer Religion, und daher gebrauchen ſie auch fortwährend, wie zuvor, die in ihrer Mutterſprache geſchriebenen Erbauungsbücher der proteſtantiſchen Kirche. Dieſe Häreſie wird von den griechiſchen Geiſtlichen nicht beachtet, wo aber ein proteſtantiſcher Geiſtlicher ſeine Pflicht thut und ſeine Gemeindeglieder kräftig ermahnt, treu zu bleiben dem Glauben der Väter, da wird er als ein gefährlicher Gegner der orthodoxen Kirche denuncirt und nicht von ſeiner competenten Behörde über ihn geurtheilt, ſondern von einer Commiſſion, die entweder aus Feinden der proteſtantiſchen Kirche beſteht oder doch unter dem Einfluſſe der griechiſchen Kirche iſt. Gegen Beamte in Livland, die das Unweſen der ruſſiſchen Geiſtlichen in ihren Bezirken nicht dulden wollen, wird gleichfalls außerordentlicher Weiſe verfahren.

Durch kaiſerlichen Befehl wurde dem tumultuariſchen Ueberführen der Eſthen und Letten zur griechiſchen Kirche eine kurze Zeit Einhalt gethan, indem eine Friſt von 6 Monaten angeordnet wurde, die zwiſchen dem Anſchreiben oder der Erklärung, zur griechiſchen Kirche übertreten zu wollen, und der Salbung ſtattfinden ſolle; allein dieſe Friſt wurde bald nicht mehr von der ruſſiſchen Geiſtlichkeit reſpectirt und als darüber, wie über die vielen Uebergriffe derſelben vom evangeliſch-lutheriſchen Generalconſiſtorium in Petersburg, auf Veranlaſſung des livländiſchen und eſthniſchen Conſiſtoriums, bei dem Miniſter des Innern eine Generalbeſchwerde geführt wurde, kam neuerdings eine Entſcheidung (in Livland publicirt durch ein Patent der livländiſchen Gouvernementsregierung vom 3. Oct. 1847), welche zeigt, mit welchem Uebermuth die griechiſche Geiſtlichkeit jetzt verfährt, und die ſich durch Mangel an Logik beſonders auszeichnet, indem die Antworten gar nicht zu den Fragepunkten paſſen. Der Miniſter des Innern, heißt es, habe ſich mit dem heiligen Synod in Relation geſetzt, und der heilige Synod bemerkt, daß die Beſchwerdeführer eigentlich als falſche Ankläger zu einer Criminalſtrafe verurtheilt werden müßten; daß die rechtgläubige Geiſtlichkeit nur von ihrer geiſtlichen Behörde zur Rechenſchaft gezogen werden könne, und was den einen Beſchwerdepunkt anlange, daß die rechtgläubigen Geiſtlichen bei den Umfahrten in ihren Pfarrbezirken an Denen, welche den Wunſch, zur rechtgläubigen Kirche überzutreten, erklärt hätten, die Salbung vollzögen, ſo habe der heilige Synod, da der Herr und Kaiſer einem jeden Geiſtlichen in ſeinem Pfarrbezirk die Vollziehung geiſtlicher Amtshandlungen Allerhöchſt zu geſtatten geruht, ohne eine derſelben auszunehmen, befunden, daß, wie die übrigen geiſtlichen Amtshandlungen, auch die Salbung von jedem griechiſchen Geiſtlichen vollzogen werden müſſe. Der Miniſter des Innern ließ dieſe Verfügung des heiligen Synods den lutheriſch-evangeliſchen Conſiſtorien zur genauen Nachachtung eröffnen. Es handelte ſich aber gar nicht um die Befugniß der griechiſchen Geiſtlichen zur Salbung, ſondern darum, daß die Salbungen nicht in der Kirche vorgenommen wurden, wie es die Vorſchriften der griechiſchen Kirche verlangen, und darum, daß der noch neue kaiſerliche Befehl über die genannte Friſt von der griechiſchen Geiſtlichkeit bei Seite geſetzt worden. So entſcheidet der heilige Synod als Richter in eigener Sache und demgemäß ſcheint die griechiſche Geiſtlichkeit in den Oſtſeeprovinzen

Digitized by Google

gewonnenes Spiel zu haben, denn Beſchwerden über ihre Unrechtfertigkeiten werden erfolglos ſein. Aber ihre Operationen ſcheinen jetzt auch nicht mehr den erwünſchten Erfolg zu haben; ſeit die Bauern geſehen, daß die verheißenen Vortheile und das gelobte Land ihnen nicht zu Theil werden nach dem Uebertritt zur griechiſchen Kirche, und daß ein Rücktritt aus derſelben unmöglich iſt, ſind ſie wenig bereit zum Abfall von ihrer Kirche. Aber es iſt durch dieſe Kataſtrophe Unglück genug über die Oſtſeeprovinzen gekommen, und wenn auch das Ruſſenthum ſich eines nicht ehrenvollen Sieges über das Deutſchthum jetzt erfreut, ſo hat doch der ruſſiſche Staat die deutſchen Oſtſeeprovinzen, die vor nicht langer Zeit dem Kaiſerhauſe treu ergeben waren, wie es während des Polenkrieges und vor Allem in dem Kampfe gegen die Franzoſen ſo deutlich hervortrat, ſich gänzlich entfremdet, während er bei einer andern Politik, die zu erkennen im Stande geweſen, daß die Oſtſeeprovinzen als natürliche Brücke zwiſchen dem Weſten und Oſten Europa's die Civiliſation des Weſtens dem Oſten zuzuführen geeignet und berufen ſeien, ſich ſtets neue Lebenskraft aus dieſen Ländern und durch dieſelben hätte zuführen können." C. Welcker.

Oeſterreich ſeit 1841. I. Zuwachs der Monarchie durch Einverleibung Krakaus. Der Beſchluß der drei nordiſchen Großmächte im Jahr 1846 hat die Republik Krakau aus der Reihe der ſouverainen Staaten ausgetilgt. Das iſt der Fluch des einmal begangenen Unrechts, daß es nach innerer Nothwendigkeit vollendet werden muß, damit dem vollendeten Frevel auch die volle, obwohl vielleicht verſpätete Strafe nicht fehle. Vergebens hatte der Wiener Congreß, zum bitterſten Spotte auf das Werk ſeiner ſogenannten Reſtauration, das zerriſſene Polenreich unter ſeinem Joche ſeufzen laſſen und mit willkürlichem Griffe aus der ausgedehnten Ländermaſſe nur die alte Königsſtadt Krakau mit ihrem Umkreiſe herausgegriffen, um ſie unter dem Schutz der drei Mächte mit dem höhniſchen Titel der Freiheit und Unabhängigkeit zu begnadigen. Dieſe Stadt — wie konnte es anders ſein? — wurde einer der Hauptſitze für die unabläſſigen Beſtrebungen der Polen zur Herſtellung ihrer Unabhängigkeit; und die Spottgeburt einer Republik blieb dennoch wie Banko's Geiſt beim ſchwelgeriſchen Mahle des Kronräubers, ein drohendes Geſpenſt, welches fort und fort die drei Mächte im ruhigen Genuſſe ihrer Beute ſtörend aufſchreckte. Darum mußten ſie es endlich wagen, ſich mit dem ſogenannten Völkerrechte, das ſie mit gegründet, in den grellſten Widerſpruch zu ſetzen und den Todesſtreich gegen Krakau zu führen, gegen ihr eigenes Geſchöpf, das ſie ins politiſche Daſein gerufen hatten. Wie Krakau ſchon früher, von der letzten Theilung Polens an bis zur Gründung des ephemeren Großherzogthums Warſchau, unter öſterreichiſcher Herrſchaft geſtanden hatte, ſo wurde es auch jetzt wieder durch eine improviſirte Uebereinkunft der drei Mächte, ohne vorgängige Zuziehung der anderen Mitunterzeichner der Wiener Congreßacte, der habsburgiſchen Dynaſtenfamilie zugewieſen.

Das k. öſterreichiſche Patent über Beſitzergreifung von Krakau iſt vom 11. November 1846. Dadurch erhielt die Monarchie einen Zuwachs von

Digitized by Google

etwa 21 Quadratmeilen, mit etwas über 141,000 Einwohnern. Iſt dieſe Vergrößerung ein Zuwachs an Stärke oder an Schwäche? Nach allen Zeichen das Letztere. Die Vereinigung Krakaus mit Oeſterreich muß mit dazu beitragen, den früher zumal gegen Rußland gerichteten Haß der Polen mehr und mehr gegen jenes zu lenken. Durch dieſe Einverleibung eines überwiegend polniſchen Ländchens iſt das national-polniſche Element im Gegenſatze zu dem rusniakiſchen Theile der galiziſchen Bevölkerung geſtärkt worden und die politiſche Vereinigung mit Galizien trägt ſchwerlich dazu bei, den Verkehr und die Verbindungen der unzufriedenen Polen in dieſer Provinz zu erſchweren. Dadurch ward zugleich ein Erwerbszweig der krakauiſchen Bevölkerung zerſtört, der freilich zu den Wucherpflanzen gehört: aber einem verderblichen Prohibitivſyſtem gegenüber, wie es von Rußland und zur Zeit von Oeſterreich befolgt wird, werden dieſe fort und fort gedeihen und ſogar auf indirecte Weiſe wenigſtens den Nutzen bringen, daß ſie auf die Nichtswürdigkeit der eigentlichen Verbotſyſteme im internationalen Handel aufmerkſam machen. Ging aber einem Theile der Bewohner Krakaus durch die jüngſten Veränderungen der nicht unbedeutende Gewinn, den ſie aus dem Vertriebe eingeſchwärzter Waaren zogen, wenigſtens theilweiſe verloren, ſo dürfte doch Oeſterreich damit wenig gewonnen haben. Der Schmuggel wird nur ſeine Stelle verändern und fortan von einigen Orten der preußiſchen Gränze aus, wie dafür ſchon jetzt Spuren vorhanden ſind, in größerer Ausdehnung betrieben werden. Mit welcher Zähigkeit aber das polniſche Element den Verſuchen ſeiner Zerſetzung widerſtehen dürfte, davon gab ſchon jetzt die misglückte Berufung einiger deutſchen Profeſſoren aus Böhmen an die Univerſität Krakau ein vorläufiges Zeugniß. An der neugeſtalteten Hochſchule ſollte in Mitte der polniſchen Bevölkerung die polniſche Sprache ausgeſchloſſen und außer den Vorleſungen über polniſche Literatur ſollten alle Vorträge und Prüfungen in deutſcher Sprache abgehalten werden. Aber die in Krakau bereits angekommenen Lehrer ſchienen zu viel Ehrgefühl zu haben, um ihre bemitleidenswürdige Stellung ertragen zu können, ſie ſind aus den leeren Hörſälen bald wieder in ihre Heimath zurückgekehrt. Ein Ausdruck der Unzufriedenheit iſt auch in Mitte der öſterreichiſchen Bajonette die kecke Ermordung des berüchtigten Appellationsraths Zajaczkowsky (4. Nov. 1847), der durch Mishandlung der politiſchen Gefangenen den Haß der polniſchen Patrioten auf ſich geladen hatte. So wird es erklärlich, daß Krakau nach einer kaiſerlichen Entſchließung vom 21. November, deren Publication jedoch erſt am 2. December erfolgte, vom 17. December an nachträglich unter Standrecht geſtellt worden iſt. Dies alles erwogen, muß man wohl behaupten, daß Oeſterreich durch die Einverleibung Krakaus nur in den Beſitz eines weiteren gefährlichen Poſtens gekommen, den es zu überwachen genöthigt iſt, und daß es ſich damit die reißend anſchwellende Zahl der Unzufriedenen im Reiche nur noch vergrößert hat.

II. Bewegung der Bevölkerung. Vor der Vermehrung ſeiner Bevölkerung durch die Vereinigung Krakaus, im Jahr 1843, wo in den conſcribirten Provinzen die amtliche Volkszählung vorgenommen wurde, belief ſich die geſammte Population der Monarchie, mit Einſchluß des zu 504,988

Digitized by Google

angegebenen Militärs, auf 36,098,330 Seelen [1]). Im vorhergehenden Jahre hatte ſie 35,804,152 betragen. Der im Verhältniſſe mit andern Staaten, namentlich mit dem preußiſchen, nicht ſehr beträchtliche Zuwachs blieb alſo unter 300,000. Die geringſte Vermehrung hat im Lande ob der Enns mit 0,81, der ſtärkſte in Galizien mit 3,81 Procent ſtatt. Wie groß dieſe Unterſchiede ſind, ſo findet ſich doch in der Vermehrung der Bevölkerung eine bemerkenswerthe Regelmäßigkeit nach Verhältniß der auf jeden Bewohner fallenden durchſchnittlichen Ackerfläche ſtatt. Die Zahl der Familien iſt in derſelben Zeit von 7,444,160 auf 7,576,622 gewachſen; die der Häuſer von 5,036,548 auf 5,070,960. Unter den größeren Ortſchaften der Monarchie mit mehr als 2000 Einwohnern giebt es 449 Städte, eben ſo viele Märkte und 1293 Dörfer. Böhmen hat die meiſten der ſo bevölkerten Städte (123), Ungarn die meiſten Märkte (417), und das Venetianiſche die meiſten Dörfer (395). Je nach den Hauptgruppen der Provinzen hatten die deutſchen und ſlaviſchen, nach Becher's Angaben: 17,072,146; die italieniſchen: 4,808,464; Ungarn, Siebenbürgen und Militärgränze: 15,610,510 Einwohner.

Sehr veränderlich iſt das Verhältniß der Ehen zur Geſammtbevölkerung. Es war in den Jahren 1834, 1837, 1839, 1840 und 1843 (ohne Ungarn) je 1 : 122,8 : 119,1 : 128,2 : 128,5 : 118,8. Auch in den einzelnen Provinzen ſchwankt die Zahl der Ehen und ihr Verhältniß zur Bevölkerung in verſchiedenen Jahren ſehr bedeutend. Im Ganzen aber läßt ſich auch in Oeſterreich bemerken, daß die verhältnißmäßige Zahl der Ehen im Abnehmen iſt, wie denn z. B. 1844 die Zahl der Trauungen in den nicht ungariſchen Provinzen um 5521 geringer als im Jahr 1843 war. Dagegen hat die Zahl der unehelichen Kinder zugenommen. Für die Geſammtmonarchie war in den Jahren 1819 — 1828, 1829 — 1838 und 1839 — 1843 das durchſchnittliche Verhältniß derſelben zu den ehelichen Geburten je 1 : 9,6 : 9,1 : 8. Bei dem Geiſtesdrucke, den unter dem Schutze der Regierung der in ſeinen Häuptern nur allzu ſehr ultramontaniſirte katholiſche Klerus auszuüben vermag, iſt es erklärlich genug, daß die Zahl der gemiſchten Ehen eine verhältnißmäßig ſehr geringe und eher im Abnehmen als im Zunehmen iſt. Im Jahre 1834, wo mit am Meiſten gemiſchte Ehen abgeſchloſſen wurden, beliefen ſie ſich doch nur auf 1317, im Jahr 1843 dagegen war ihre Zahl in der ganzen Monarchie nur 1124. Die meiſten gemiſchten kommen noch in Böhmen vor, wo der Jeſuitismus wenigſtens noch nicht auf officielle Weiſe eingeführt iſt; und nächſt dieſer Provinz im Lande unter der Enns.

Gewiß ſteht es nicht außer Zuſammenhang mit den in Oeſterreich noch herrſchenden politiſchen Mißſtänden, daß die Vermehrung der Bevölkerung

---

1) Nach den Tafeln zur Statiſtik der öſterreichiſchen Monarchie, zuſammengeſtellt vom Director der adminiſtrativen Statiſtik, Hofrath Czörnigg. Becher dagegen in ſeiner gleichfalls aus amtlichen Mittheilungen geſchöpften Schrift: „Die Bevölkerungsverhältniſſe der öſterreichiſchen Monarchie, Wien 1846" giebt die Einwohnerzahl ohne das Militär auf nahe 37½, alſo mit ihm auf nahe 38 Millionen in demſelben Jahre 1843 an.

Digitized by Google

in dem von der Natur ſo begünſtigten Lande keine größere iſt. Namentlich iſt es auffallend, daß die Einwanderungen in Oeſterreich, das hiezu beſonders einladend ſcheint, gleichwohl äußerſt gering ſind, ſo daß in den 25 Jahren von 1819 bis 1843 die Zahl der Eingewanderten im Ganzen nicht mehr als 186,111 betrug. Davon müſſen überdies die freilich nicht ganz ſo hoch ſich belaufenden Auswanderungen abgezogen werden. Die ſtaatlichen Zuſtände der Monarchie mögen alſo zumal für die ſonſt zur Auswanderung beſonders geneigten Bewohner des weſtlichen Deutſchlands, mit ihrer höheren Bildung und ihren freieren Inſtitutionen, noch zur Zeit etwas Abſtoßendes haben.

Auch die Sterblichkeitsverhältniſſe in Oeſterreich ſind keineswegs günſtig. Namentlich iſt die Sterblichkeit der Kinder im erſten Jahre ſehr bedeutend und ſteigt in einigen Provinzen bis zu 37 Procent der Todesfälle. Man hat zwar, zur Warnung gegen voreilige Schlüſſe auf die Culturzuſtände der einzelnen Provinzen, darauf aufmerkſam gemacht, daß eine beſonders beträchtliche Sterblichkeit der Kinder im erſten Jahre gerade in den civiliſirteſten Theilen der Monarchie vorkomme, wie im Erzherzogthume, in Italien und in Böhmen, während ſie in Dalmatien und Siebenbürgen am geringſten ſei. Allein wenn gerade in den an Bildung am Meiſten vorgeſchrittenen Provinzen die Sterblichkeit bald nach der Geburt ſo beträchtlich iſt, ſo deutet dies entweder auf phyſiſche Depravation des Volks oder auf eine Sorgloſigkeit in der Behandlung der Kinder, die einer ſchon weit vorgeſchrittenen Demoraliſation wenigſtens ſehr nahe ſteht, oder auf Beides zugleich. Sehr groß und jährlich etwa 5500 (im Jahre 1844: 5697) iſt die Zahl der Verunglückten; ſo daß etwa auf je 125 Leichen ein Verunglückter kommt. Die jährliche Menge der Selbſtmorde iſt nicht weniger als 800—1000 und war 1844: 940. Noch viel auffallender aber iſt es, daß jährlich gegen 550 Mordthaten (1844: 496) begangen werden, und dies zwar mit Ausſchluß Ungarns. Gegen dieſe Menge von Ermordungen und Todtſchlägen, je eine auf 72,000 Einwohner, iſt freilich die durchſchnittliche Zahl der jährlichen Hinrichtungen mit etwa 40 (im Jahr 1844: 38) nicht ſehr beträchtlich; wie groß ſie auch im Vergleiche mit den meiſten andern Staaten Europas erſcheint. Giebt die große Zahl der Verunglückten kein günſtiges Zeugniß für die zahlreiche und koſtſpielige öſterreichiſche Polizei, die freilich mehr zur Unterdrückung aller Geiſtesfreiheit als zum Schutz für Leib, Leben und Wohlfahrt der Bürger dienen muß; ſo liegt doch in der großen Zahl der Selbſtentleibungen, Mordthaten und Todtſchläge ein noch weit ſchlimmeres Symptom für die ſittlichen Zuſtände der angeblich conſervativen Monarchie.

In den Verhältniſſen der Bevölkerung nach Verſchiedenheit der Sprachen, obwohl auch ſie keine durchweg ſtabilen ſind, konnte doch im Verlaufe weniger Jahre keine ſehr bemerkbare Veränderung eintreten [2]). Auffallend

2) Zur Veranſchaulichung der ſprachlichen Unterſchiede in der öſterreichiſchen Monarchie dient die neuere Sprachkarte von Häusler (1846). Daraus wird unter Anderem erſichtlich, daß in Ungarn dem magyariſchen Sprachgebiete ein größerer Raum angehört, als man ihm früher zuſchreiben wollte. Doch ſcheinen auch auf dieſer Karte die Gränzen des Magyarenthums noch etwas zu eng gezogen.

Digitized by Google

bleibt aber im Lande der ehemaligen deutſchen Kaiſer die geringe Sorge für die deutſche Nationalität; die Regierung müßte denn etwa aus beſonderen politiſchen Gründen, wie ſie es in Galizien verſuchte, mit dem deutſchen Elemente irgend ein anderes todtſchlagen wollen. Namentlich hat ſie im ſüdlichen Theile Tyrols, in dieſer zum deutſchen Bunde gehörigen Provinz, dem italieniſchen Klerus, der mit Verdrängung der deutſchen Sprache ſeine ultramontanen Zwecke zu fördern ſucht, völlig freies Spiel gelaſſen. Er drängte den deutſchen Gemeinden daſelbſt italieniſche Geiſtliche und Schullehrer auf; auch hat die ſchon lange entdeutſchte Bureaukratie Oeſterreichs kein Bedenken getragen, dieſe Landſtriche ganz unter italieniſche Beamte zu ſtellen, ſo daß die Sprache der Behörden, zumal der gerichtlichen, durchaus die italieniſche iſt. Darum ſtirbt in den ſogen. ſieben Gemeinden das Deutſche immer mehr aus; während es in den deutſchen Ortſchaften des Folgaria- und oberen Aſtikothales, auf deutſchem Grund und Boden, ſchon ſo weit gekommen iſt, daß die Jugend unter 30 Jahren kein Deutſch mehr verſteht. Für die Erhaltung der deutſchen Nationalität in den ſieben wie in den dreizehn Gemeinden hatte das alte venetianiſche Dogenregiment größere Sorge getragen als die deutſche Regierung. Kann man den von Joſeph II. vielleicht allzu rückſichtslos begonnenen Germaniſirungsproceß nicht zurückwünſchen; ſo iſt es doch noch ſchlimmer, daß die neuere öſterreichiſche Politik durch ihr unſeliges geiſtiges und commercielles Abſperrungsſyſtem von dem übrigen Deutſchland die Fortſchritte des deutſchen Elements überall gehemmt hat, ſelbſt in den zum deutſchen Bunde gehörigen Provinzen. Zeuge davon ſind außer den deutſchen Gemeinden Südtyrols, Böhmen und Mähren, Illyrien, Ungarn. Selbſt Trieſt, dieſer für Deutſchland ſo abſolut nothwendige Hafen, iſt weit mehr zu einer italieniſchen als deutſchen Stadt geworden[3]). Und man wähne nicht, daß die Beeinträchtigung der deutſchen Nationalität irgend einem anderen Volksſtamme der Monarchie zu Statten komme. Die Sprachſtämme und Zweige ſind wenigſtens im weitaus größeren Theile des Reichs dermaßen verflochten, daß bei der Verkümmerung des einen nothwendig alle mit leiden müſſen. So konnte es die erhaltende Politik des Wiener Cabinets dahin bringen, daß ſie endlich die Klagen und Beſchwerden der Deutſchen, Magyaren, Slaven und Italiener zugleich gegen ſich herausgefordert hat.

III. Urproduction. Induſtrie. Handel. Geſetzgebung zur Förderung der materiellen Production. Der Geldwerth der landwirthſchaftlichen Production Oeſterreichs wurde für das Jahr 1843 auf 1,298,987,548 Gulden C.-M. geſchätzt. Dies war um etwas über 85 Millionen Gulden geringer als im Jahr 1842. Indeſſen mochte die Urſache davon in den damaligen wohlfeilen Preiſen liegen, da im Jahr 1843 faſt alle Erzeugniſſe, mit Ausnahme von Wein und Tabak, in größeren Mengen producirt wurden. Der Geldwerth des Bergbaus war auf

3) Zu vergl. die nicht blos für Tyrol, ſondern überhaupt für Beurtheilung der politiſchen und ſocialen Zuſtände Oeſterreichs intereſſanten Mittheilungen der „Deutſchen Zeitg." aus Tyrol (Nr. 161 u. f. 1847).

Digitized by Google

22,528,887 Gulden geſtiegen, um etwas über 813,000 Gulden mehr als im Jahr 1842. Namentlich hatte der Gewinn an edeln Metallen zugenommen. Die ärariſche Ausbeute allein hatte im Ganzen nahe 16 Millionen betragen. Da indeſſen der Reingewinn noch nicht ganz 1,400,000 Gulden war, ſo iſt wohl klar, daß von dieſer Seite die öſterreichiſchen Finanzen auf keine erſprießliche Beſſerung zählen können.

Daß in einer langen Friedensperiode, in einer Zeit der einflußreichſten Erfindungen, bei fortwährend ſteigender Bevölkerung, von der ſich ein wachſender Theil zur Friſtung ſeiner Exiſtenz den induſtriellen Beſchäftigungen zuwenden muß, auch die Induſtrie ſelbſt im Zunehmen begriffen iſt, dies iſt ebenſo natürlich, als daß man darum allein keineswegs Urſache hat, die beſondere Weisheit der Regierungen zu rühmen. Dieſe Fortſchritte, für deren gänzliche Verhinderung erſt noch eine eigenthümliche negative Staatskunſt erfunden werden müßte, ſind denn auch in Oeſterreich zu bemerken; wo manche beſondere Maßregeln zur Beförderung einer natürlichen Entwickelung ebenſo zu loben ſind, als andere Maßregeln entgegengeſetzter Art entſchiedenen Tadel verdienen. Im Jahr 1843 war die Zahl der eigentlichen Gewerbe in der Monarchie: 778,442 oder 35,426 mehr als im Jahr 1842. Der Geſammtwerth der Gewerbserzeugniſſe, einſchließlich des Werths der Rohſtoffe, wurde auf 1000 Mill. Gulden C.-M. berechnet. Die jährliche Erzeugung der geſammten Eiſeninduſtrie ſchätzte man auf 32 Millionen; der innere Verbrauch an Baumwollenſtoffen war auf 218,000 Centner geſtiegen; die Leinwandinduſtrie beſchäftigte noch etwa 500,000 Menſchen, und die Seideninduſtrie erzeugte einen jährlichen Werth von 19½ Millionen. Zur Aufmunterung des Gewerbfleißes und zur Veranſchaulichung ſeiner Fortſchritte wurden in Wien für die geſammte öſterreichiſche Induſtrie allgemeine Ausſtellungen veranſtaltet, die erſte im Jahr 1835, welcher diejenigen von 1839 und 1845 folgten. Die Zahl der Einſender in dieſen drei Jahren war je 594, 732 und 1868, was alſo von einer ſchnell wachſenden Theilnahme zeugt. Ausgezeichnet wurden von den Einſendern entweder durch ehrenvolle Erwähnung oder durch Verleihung von Medaillen je 316, 425 und 830. Faſt ungetheiltes Lob erwarben ſich die höchſt zweckmäßigen Anordnungen und zumal die amtlichen Berichte über dieſe Induſtrieausſtellungen, die ſowohl von höchſt umfaſſenden Specialkenntniſſen ihrer Verfaſſer Zeugniß geben, als auch eine nähere Einſicht in die Bewegung und Fortſchritte des öſterreichiſchen Gewerbfleißes gewähren. Der Artikel „Oeſterreich" hat aber bereits eine genauere Darſtellung der Zuſtände der Induſtrie bis zum Jahr 1841 gegeben; und ſo außerordentlich ſind ihre Fortſchritte nicht, daß eine ins Einzelne eingehende Schilderung derſelben dem Zwecke dieſes Werks entſprechen ſollte [4]).

Was von der Induſtrie, gilt im Weſentlichen auch vom Handel. Im

4) Ziemlich ausführliche und ins Einzelne eingehende Berichte über den Gang der öſterreichiſchen Induſtrie giebt die „Allgemeine Zeitung" (Jahrgang 1845) in einer Reihe ihrer Beilagen.

Digitized by Google

Jahr 1843 betraf die Bewegung des Verkehrs im Ausfuhr- und Einfuhrhandel mit dem Zollvereinsgebiete einen Werth von 209 Mill. Gulden C.-M.; der Verkehr zwiſchen Ungarn und den übrigen Ländern der Monarchie einen Werth von 100 Mill.; der Seehandel der öſterreichiſchen Häfen von 122, und der von öſterreichiſchen Schiffen im Auslande vermittelte Seehandel einen Werth von 118 Mill. Gulden.

Beſonders hervorgehoben wurde der bedeutende Umfang des Verkehrs zwiſchen Oeſterreich und der Schweiz, der für jenes eine größere Wichtigkeit hat als der Verkehr mit England, Frankreich, Rußland. Der directe Verkehr zwiſchen beiden Ländern umfaßte über 20 Mill. Gulden C.-M., wovon über 18 Mill. auf den Werth der von Oeſterreich in die Schweiz eingeführten Producte fallen. Der Durchfuhrhandel der Schweiz durch Oeſterreich umfaßt über 24 Mill. und iſt beſonders für Trieſt, das die Schweizer Fabrikate in den Welthandel bringt, von außerordentlicher Wichtigkeit. Um ſo gegründeter war der Tadel gegen jene Politik des Wiener Cabinets, welche nahe daran war, einen Friedensbruch mit der Schweiz herbeizuführen und unter nichtigen Vorwänden wichtige Intereſſen der Monarchie aufs Spiel zu ſetzen [5]).

Der vollſten Anerkennung werth ſind vor vielen anderen Staaten die Leiſtungen Oeſterreichs in der Ausführung großartiger Eiſenbahnbauten [6]); und in den Maßregeln für Förderung des überſeeiſchen Verkehrs. In dieſer Beziehung gebührt denn auch den öſterreichiſchen Staatsmännern ein wohl verdientes Lob; jedoch weniger dem eigentlichen Träger der Politik des Wiener Cabinets, dem Fürſten Metternich, als dem Finanzminiſter Freiherrn von Kübeck. Indeſſen können jene Eiſenbahnen, welche Oeſterreich mit dem übrigen Deutſchland, das adriatiſche Meer mit der Nordſee und Oſtſee verbinden oder nach ihrer Vollendung verbinden werden, ihre wichtigſten gedeihlichen Folgen erſt dann entwickeln, wenn endlich die Wiener Politik ihr Syſtem der Abſperrung gegen Deutſchland aufgegeben hat. Jene anderen Eiſenbahnen aber, welche, der reichen Production Ungarns neue Auswege eröffnend, zur allmäligen Hebung ſeines Wohlſtandes beitragen werden, ſtehen ihrer Vollendung noch ziemlich fern. Was ſodann eine freiſinnigere Politik im Intereſſe des Seehandels betrifft, ſo füllt dieſer nicht blos an ſich, ſondern auch in ſeiner Rückwirkung allerdings wichtige Zweig der Production doch ſo wenig das geſammte Gebiet der materiellen Intereſſen oder auch nur dasjenige des Geſammtverkehrs aus, daß jene Politik doch nur als einzelner Lichtpunkt in einem Bilde voll Schatten erſcheinen mag.

Von den Mündungen des Po bis zu der Spitze von Cattaro hat Oeſterreich über 800 Seemeilen Küſtengebiet. Seine Handelsmarine belief ſich 1843 auf 5637 Schiffe, mit 218,551 Tonnen Gehalt und einer Bemannung von 25,031. Gegenwärtig hat es über 600 größere Handelsſchiffe; ferner an 800 Fahrzeuge der weiten Küſtenfahrt von 60 bis 130 Tonnen für

5) „Deutſche Zeitg.“ 1847. Nr. 119.

6) In der letzten Zeit wurde die Errichtung von Telegraphen auch für die ſüdliche Eiſenbahn beſchloſſen.

Digitized by Google

die Fahrten bis Gibraltar und in das ſchwarze Meer; ſodann weit über 1000 Küſtenſchiffe kleinerer Gattung von 30 bis 60 Tonnen, und über 4000 Fiſcherfahrzeuge und Barken, die von Hafen zu Hafen beſchäftigt ſind. Bemerkbar ſind die Fortſchritte im Schiffbau; daher viele in Oeſterreich gebaute, aber auswärts dienende Schiffe. Es fehlt nicht an tüchtigen Schiffscapitänen, die meiſt Zöglinge der Trieſter Akademie ſind. Trieſt allein, wo auch aus China und Indien Waarenſendungen ankommen[7]), hatte ſchon 1843: 369 Schiffe von langer Fahrt, 70 große Küſtenfahrer und 551 kleine. Von den Fortſchritten des activen Seehandels und der Ausbildung der Marine zeugt es, daß im Jahr 1836 die öſterreichiſche Handelsmarine erſt 171,641 und acht Jahre ſpäter ſchon über 210,000 Tonnen umfaßte. Zugleich iſt die Thätigkeit der Handelsmarine noch in ſtärkerem Verhältniſſe im Wachſen: in den zehn Jahren von 1831—1841 vermehrte ſich die Bewegung der Segelſchiffe in den heimiſchen Häfen um 26 Procent, in den fremden um 10, überhaupt um 21 Procent; während die Größe der Marine nur um etwa $6\frac{1}{3}$ Procent gewachſen iſt. Namentlich betrug der Zuwachs der Dampfſchifffahrt in den heimiſchen Häfen 52[8]), in den fremden 28, überhaupt 39 Procent. Wie ſehr dieſe Thätigkeit ſeit 1841 noch zunahm, erhellt daraus, daß ſämmtliche im In- und Auslande eingelaufene öſterreichiſche Schiffe in jenem Jahre 29,585 mit 1,706,000 Tonnen betrugen, 1844 aber ſchon 34,679 mit 2,159,000 Tonnen, was gegen 1830, wo ſich die Tonnenzahl erſt auf 1,223,000 belief, eine vermehrte Thätigkeit von 77 Procent ergiebt.

In der letzten Zeit verordnete die öſterreichiſche Regierung, die in ihren finanziellen Verlegenheiten ſtets auf die Eröffnung neuer Quellen des Einkommens bedacht ſein muß, eine wenn auch nicht beträchtliche Erhöhung der Tonnengebühren für die Schiffe derjenigen Staaten, mit denen keine beſonderen Uebereinkünfte über Handel und Schifffahrt beſtehen. Darin glaubte man den Anfang eines Flaggen-Differentialzollſyſtems oder einer Aufhebung der Freihäfen zu erblicken; und die Tagesfrage über den etwaigen Vorzug der Unterſcheidungszölle vor dem Princip der Handelsfreiheit und Handelsgleichheit wurde auch in beſonderer Beziehung auf Oeſterreich und ſeine Marine vielfach verhandelt. Es ergab ſich indeſſen auch hier, daß man in Beziehung auf die Geſetzgebung im Intereſſe der Production ſich vor der leichtfertigen Anwendung irgend eines abſtracten Grundſatzes, heiße er nun Freihandel oder Schutzzoll, wohl zu hüten hat; daß vielmehr in dieſen Gegenſtänden der Legislation die umſichtige und combinatoriſche Auffaſſung und Würdigung der gegebenen thatſächlichen Verhältniſſe zur einzigen Richt-

7) Im J. 1846 wehte die öſterreichiſche Flagge auch in Sumatra.

8) Für die Dampfſchifffahrt auf der Donau waren 1846: 31 Dampfſchiffe mit 2992 Pferdekraft in Thätigkeit; 1847 kamen noch 9 Dampfer mit 980 Pferdekraft hinzu. Auch das „eiſerne Thor" konnte mit Dampfſchiffen paſſirt werden. Zu Ende 1847 mochten 40 Dampfer mit 5092 Pferdekraft, außerdem etwa 1000 eiſerne Waarenſchiffe die Donau, Theiß und Save befahren. Doch wurden Klagen darüber laut, daß auch die ſo wichtige Donaudampfſchifffahrt, wie ſo Manches in Oeſterreich, einem Monopol verfallen iſt.

Digitized by Google

ſchnur dienen ſollte. Das „Eines ſchickt ſich nicht für Alle" findet hierauf ſeine volle Anwendung. Mag etwa für die Staaten des deutſchen Handelsvereins, zumal gegenüber den Beeinträchtigungen deutſcher Production und deutſchen Verkehrs durch den holländiſchen Handelsegoismus, ein wohl bemeſſenes Syſtem von Unterſcheidungszöllen am Platze ſein; ſo dürfte es ſich, nach den vorliegenden ſtatiſtiſchen Erhebungen, ſchwerlich in dem gleichen Maße weder für Oeſterreich überhaupt noch für die weitere Beförderung des Aufſchwungs ſeiner Rhederei bewähren. Im Ganzen kamen durchſchnittlich in den drei Jahren 1842 bis 1844: 2596 fremde Fahrzeuge mit 250,967 Tonnen in öſterreichiſche Häfen; während 4852 öſterreicher mit 976,114 Tonnen ausländiſche Häfen beſuchten. Nach verhältnißmäßigem Abzuge der Ballaſtſchiffe bleiben handelsthätige öſterreichiſche Fahrzeuge im Auslande 3824 mit 711,789 Tonnen, fremde in Oeſterreich 2336 mit 225,870. Dies giebt, nach Tonnen gerechnet, ein Verhältniß zu Gunſten Oeſterreichs wie 100:314. Nach dem Allen iſt die öſterreichiſche Marine durch die fremden Navigationsacten und Schifffahrtszölle keineswegs in hohem Grade beeinträchtigt worden; und eine weitere Beſchränkung des fremden Seehandels mit den öſterreichiſchen Seehäfen, alſo ein Rückſchritt zu einem minder liberalen Syſtem, könnte wohl eine Retorſion und einen Rückſchlag von Seite des Auslands zur Folge haben, der dem Handel und der Marine keineswegs zu ſtatten käme[9]). Daß ſich übrigens noch nicht kurzweg von dem Aufſchwunge der Marine eines Staats auf eine gleichmäßige Vermehrung des Productenaustauſches zwiſchen In- und Ausland ſchließen läßt, darauf weiſt der Umſtand hin, daß die öſterreichiſchen Schiffe ſowohl bei der Einfuhr in fremde Häfen als bei der Ausfuhr aus fremden Häfen, nach dem Werthe der von ihnen eingeführten Waaren (der z. B. im Jahr 1841 etwas über 118 Mill. Gulden C.-M. betrug), nur etwa zum vierten Theile mit dem Handel zwiſchen Oeſterreich und dem Auslande beſchäftigt ſind, zu drei Vierteln dagegen mit dem Handel zwiſchen fremden Häfen. Die Vermittlung des Austauſches inländiſcher Erzeugniſſe gegen Producte des Auslands gäbe alſo noch zur Zeit der öſterreichiſchen Marine die geringſte Beſchäftigung.

Als eine kleine Abſchlagszahlung auf die immer dringender gewordene Forderung der Oeffentlichkeit in allen Gebieten des Staatslebens und des Staatshaushalts läßt ſich die ſeit mehreren Jahren angeordnete Veröffentlichung ſtatiſtiſcher Tafeln betrachten. Die Einrichtung derſelben, was Ueberſichtlichkeit und Vollſtändigkeit betrifft, iſt ſehr zweckmäßig. Schon 1829 wurde die Anregung für Gründung einer Verwaltungsſtatiſtik und für Abfaſſung ſolcher Tafeln gegeben, doch iſt erſt ſeit 1840 durch Kübeck eine beſondere „Direction der adminiſtrativen Statiſtik" ins Leben gerufen worden. Die bisherigen amtlichen Veröffentlichungen haben das Erziehungsweſen, hauptſächlich aber die drei Hauptzweige der materiellen Production, namentlich Induſtrie und Handel, ſo wie die Bewegung der Bevölkerung zum Gegenſtande. Aber gerade über den wichtigſten Zweig der Staatsver-

9) Vergl. Allg. Zeitg. 1846. 45 B.; 1847. 153 a. B.

Digitized by Google

waltung, wofür im Volke das natürlichſte und lebhafteſte Intereſſe vorhanden iſt, über den Zuſtand der Finanzen, iſt die öſterreichiſche Regierung aus einer freilich ſehr begreiflichen Scheu vor dem gerechten Urtheile der öffentlichen Meinung noch äußerſt zurückhaltend. So befindet man ſich denn noch in Oeſterreich in jenem Mittelzuſtande zwiſchen Nacht und Tag; da man aber die Zeit der Dämmerung auf künſtliche Weiſe möglichſt zu verlängern ſucht, weckt man damit, wie überall, nur die lebhaftere Sehnſucht nach dem vollen Tageslichte.

Auch darin mußte Oeſterreich den unaufhaltſamen Veränderungen im ganzen Getriebe der Production und dem drängenden Strome der gleichzeitig veränderten Bedürfniſſe nachgeben, daß es ſchon früher am ſtarren Zunftweſen nicht mehr feſthalten konnte; und daß hiernach, neben den Zünften, ein zahlreicher Stand der von den Behörden conceſſionirten Handwerker geſchaffen wurde. Im Jahr 1846 ſah man ſich zu weiterer Ausdehnung der Gewerbsfreiheit veranlaßt, ſo daß jetzt nur noch wenige Gewerbe einer Gewerbs- oder Befugnißertheilung bedürfen. Ein ſchon unter Kaiſer Franz projectirtes allgemeines Induſtrie- und Gewerbegeſetz ſoll jetzt ſeiner Verwirklichung nahe ſein.

Im Intereſſe des Verkehrs bemühte ſich Oeſterreich um Herbeiführung eines deutſchen Poſtvereins und nahm durch Abſendung eines Bevollmächtigten an dem Congreſſe für Gründung eines allgemeinen deutſchen Wechſelrechts Theil. Oeſterreich iſt unter den drei Großmächten, die ſich an den Arbeiten zur Verbeſſerung des kürzeſten Handelswegs nach Indien über die Landenge von Suez betheiligten. Einleitende, aber noch nicht durchaus erfolgreiche Schritte ſind geſchehen, um für Oeſterreich die indiſche Ueberlandspoſt zwiſchen England und Oſtindien zu gewinnen; was in ſeinen weiteren Folgen zur Förderung der materiellen Intereſſen der Monarchie nicht wenig beitragen würde. Aber die illiberale Politik des Wiener Cabinets gegen die Schweiz und in Italien, die mit den britiſchen Intereſſen im Widerſpruche ſteht; ſodann die Annäherung jenes Cabinets an Frankreich mag wohl dazu beigetragen haben, die beiden natürlichen Bundesgenoſſen England und Oeſterreich einander zu entfremden und die britiſchen Sympathieen zu ſchwächen. Dies kann nicht ohne Nachtheile bleiben. So erwahrt es ſich auch in dieſem Falle, daß jede auswärtige Politik, die von Vorurtheilen geblendet in der Irre geht, ihre nothwendig ſchädliche Rückwirkung auf die inneren Zuſtände äußert. Mit Rußland und Neapel wurden auf dem Fuß der Gleichheit im Jahr 1846 Handels- und Schifffahrtsverträge abgeſchloſſen. Geringe Vortheile erntet Oeſterreich im Verkehr mit der Herzegowina, aus dem ſchon früher mit der Pforte abgeſchloſſenen Handelsvertrage. Ob es gleich vertragsmäßig das Recht hat, für den Verkehr mit der Pforte nur 3 Procent zu bezahlen, erhebt doch der Vezir jener türkiſchen Provinz, über den der Sultan nur eine nominelle Gewalt ausübt, nicht weniger als 13 Procent von allen aus- und eingehenden Waaren. Und das mächtige Oeſterreich, das in Italien und gegenüber der Schweiz eine ſo ungebührlich drohende Stellung einnimmt, es macht ſich tributpflichtig gegen einen türkiſchen Satrapen und wagt es nicht, ſich ſelbſt und ſeinem Volke

Digitized by Google

Recht zu verſchaffen. Es fürchtet jeden Anſtoß gegen das morſche Gebäude des osmaniſchen Reichs und ſcheint jetzt ſchon das Vorgefühl ſeiner Schwäche bei den ohne Zweifel wieder auftauchenden orientaliſchen Verwicklungen in ſich zu tragen.

Von großer Wichtigkeit wäre die Aufhebung der öſterreichiſch-ungariſchen Zolllinie, wie ſie von Seite der Regierung dem 1847 verſammelten ungariſchen Reichstage vorgeſchlagen wurde. Aber das lange verfolgte Syſtem der öſterreichiſchen Politik hat überall mit ſo viel ſelbſtgeſchaffenen Hinderniſſen zu kämpfen, daß wohl zu beſorgen iſt, die etwa vorhandene gute Abſicht werde auch diesmal nicht zur That werden und, in die gewohnheitsmäßige Bequemlichkeit zurückſinkend, werde dem einmal Herkömmlichen noch überflüſſige Zeit gelaſſen werden, ſeine verderblichen Folgen in vollem Maße zu entwickeln. In gleicher Weiſe dürfte die Verzichtleiſtung Oeſterreichs auf ſein Syſtem der commerziellen Abſperrung gegen Deutſchland ſo bald nicht zu erwarten ſein. Wohl hieß es wieder in neueſter Zeit, daß ein Anſchluß an den deutſchen Zollverein in „hohen Regionen" zur Sprache gekommen ſei; man wollte damit eine Berliner Reiſe des öſterreichiſchen Unterhändlers des mit Rußland abgeſchloſſenen Handelsvertrags in Verbindung bringen. So lange aber die ungariſche Zwiſchenlinie nicht beſeitigt iſt; ſo lange noch Oeſterreich aus ſeinem Tabaksmonopol 10 bis 12 Mill. Gulden C.-M. bezieht; ſo lange noch dieſe Monarchie, die ganz Europa mit ihrem Ueberfluß an Salz verſehen könnte, zum beſonderen Nachtheile der ärmeren Volksclaſſe eine kopfſteuerartig wirkende Salzregie aufrecht hält, wornach in Oeſterreich der Centner auf 6 Gulden C.-M. zu ſtehen kommt, während er in Preußen nur 4 Fl. 44 Xr., in Baiern und anderen deutſchen Bundesſtaaten noch weniger koſtet: ſind noch nicht einmal die entfernteſten Vorbereitungen getroffen, die im allgemein deutſchen und gewiß auch im öſterreichiſchen Intereſſe eine ſolche Handelsvereinigung ermöglichen dürften.

Dem Namen nach hatte Oeſterreich ſchon früher kein eigentliches Prohibitivſyſtem. Ausdrückliche Einfuhrverbote beſtanden nur für wenige Artikel. Dagegen waren viele Gegenſtände dem Verkehr dadurch entzogen, daß ſie nur gegen beſondere Erlaubniß eingebracht werden konnten; andere Waaren waren ſo hoch beſteuert, daß der Einfuhrzoll dennoch als Verbot wirkte. Dieſen Charakter behielt auch die ſpätere Geſetzgebung mit einigen Ausnahmen bei. Zwar fanden im fiscaliſchen Intereſſe verſchiedene Zollermäßigungen ſtatt, und dies ſeit mehreren Jahren bis in die neuere Zeit; wie denn unter Anderen im Jahr 1842 eine Herabſetzung des Einfuhrzolls auf rohe Baumwolle und Colonialwaaren erfolgte. Aber wenn man von einer Annäherung des öſterreichiſchen Zolltarifs an den des deutſchen Handelsvereins ſprach und auch darauf die Hoffnung einer Handelsvereinigung gründete; ſo ſind doch die ſeitherigen Reductionen viel zu unbedeutend, um nicht immer noch eine ſehr große Kluft zwiſchen den beiden Handelsſyſtemen zu laſſen. In der Hauptſache blieben vielmehr die Zuſtände, wie ſie ſchon Tengoborski, mit beſonderer Beziehung auf das Jahr 1837, in ſeinem Werke: „Des finances et du credit public de l'Autriche" geſchildert hatte. Dieſes Werk eines ruſſiſchen Staatsbeamten, das zu ſeiner Zeit viel Aufſehen erregte,

Digitized by Google

hatte beſonders wegen ſeiner angeblichen Schönfärberei zu Gunſten der öſterreichiſchen Politik manche Anfechtungen erlitten. Mag aber der Verfaſſer die Abſicht gehabt haben, die augenfälligſten Mängel ſo gut als möglich zu verdecken, ſo bleibt dennoch wahr, daß ſich aus den von ihm mitgetheilten ſtatiſtiſchen Thatſachen und Vergleichungen weit mehr Gründe zur gerechten Anklage als zur Rechtfertigung oder nur zur Entſchuldigung ergeben. Obwohl das öſterreichiſche Zollſyſtem viel minder liberal als das des deutſchen Handelsvereines iſt, konnten doch die geſammten Exporten des öſterreichiſchen Handels zu nicht mehr als 48,907,000 Gulden Werth geſchätzt werden; während die der Vereinsländer über 101,700,000 betrugen und ſich alſo jene zu dieſen nur etwa wie 1 : 2 verhielten. Trotz der ſo bedeutend niedrigern Zölle in Preußen ergaben dieſe $\frac{1}{5}$, in Oeſterreich dagegen nur $\frac{1}{12}$ des geſammten Staatseinkommens; ſo daß in Preußen im Durchſchnitte 64 Xr., in Oeſterreich aber nur 20 Xr. auf den Kopf kamen. Daß aber die übermäßig hohen Zölle keineswegs zu einem höheren Aufſchwunge der Induſtrie beitrugen, läßt ſich ſchon einigermaßen aus dem verhältnißmäßig geringen Werthe der Ausfuhren überhaupt und dies um ſo mehr ſchließen, da zumal die Ausfuhr von Fabrikaten aus Oeſterreich in den meiſten Fällen weit geringer war als aus Preußen und den anderen Zollvereinsſtaaten. Dies iſt beſonders auffallend in Beziehung auf die Seidenfabrikation. Während Oeſterreich den Rohſtoff in Ueberfluß beſitzt und davon beträchtliche Mengen ausführt; während überdies die Fabrikation von Seidenzeugen durch verbotgleiche Zölle geſchützt iſt, verhielt ſich dennoch die betreffende Ausfuhr aus Preußen und aus Oeſterreich wie 7 : 1 (!). Wie wenig die ſtrengeren Prohibitivmaßregeln der Fabrikation zu gut kamen, hat ſich auch daran gezeigt, daß von ſämmtlichen Artikeln, die früher mit 60% belegt waren und ſpäter, nach dem Gewicht beſteuert, bedeutend geringere Abgaben zu bezahlen hatten, nicht einer gelitten hat. Namentlich hat die Fabrikation von Handſchuhwaaren, die früher 60 %, ſpäter nur 10 % Eingangsgebühren zu entrichten hatten, ſeit dieſer Verminderung der Zölle ſehr beträchtlich zugenommen. Dies Alles erklärt ſich aus dem ſchon lange bewährten, aber von der Politik des Schlendrians immer von Neuem verkannten Satze, daß die übermäßig hohen Zölle nur zur Defraudation reizen; daß ſie alſo weniger der neue Werthe ſchaffenden Induſtrie, ja nicht einmal dem Fiscus zu gut kommen, als auf Koſten der noch geſunden Kräfte und Säfte die Wucherpflanze des Schmuggels nähren und groß ziehen. So nahm Tengoborski an, daß vor der Verminderung der Zölle auf Colonialwaaren, als noch der Kaffee 21 Gulden per Centner bezahlen ſollte, nicht weniger als 6 Millionen Pfund jährlich eingeſchmuggelt wurden. Dies deutet nicht blos auf die Ausdehnung der Contrebande, ſondern begründet auch einen Wahrſcheinlichkeitsſchluß auf die aus anderen Erfahrungen ſchon bekannte Beſtechlichkeit öſterreichiſcher Zöllner und Mauthner; es weiſt alſo auf Demoraliſation und Corruption nach allen Seiten hin. Ueberhaupt können nach den Grundſätzen einer vernünftigen Nationalökonomie die Zölle und Mauthen nur den einen Zweck haben, diejenigen Zweige der inländiſchen Production, die nicht unter allen Vorausſetzungen zu den bloßen Treibhauspflanzen gehören, ſondern bei gehöriger

Pflege ihren natürlichen Boden und das ihnen zuſagende Klima im Lande ſelbſt finden würden, mit den entſprechenden Zweigen der auswärtigen Production unter gleiche Bedingungen zu bringen. Oder mit anderen Worten: die Beſchränkungen der Handelsfreiheit laſſen ſich nur ſo weit rechtfertigen, als ſie dem Princip der Handelsgleichheit genügen. Geht man weiter im vorgeblichen Schutze der inneren Production, ſo wird nicht nur den Einſchwärzungen aller Art auf Koſten des redlichen Fleißes Vorſchub gethan, ſondern es wird auch auf Koſten der Conſumenten die Trägheit und der Schlendrian conſervirt und dem alle Kräfte belebenden Wetteifer zwiſchen inländiſcher und auswärtiger Production Thor und Thür verſchloſſen. Indeſſen hat ſich Oeſterreich durch ſein allzu lange fortgeſetztes Prohibitivſyſtem in ſolche Misbräuche hineingeſchraubt, daß es eine plötzliche Erlöſung vom Uebel kaum ertragen würde; und daß nur, wie bei einem Kranken, der ſich allmälig wieder an die friſche Luft gewöhnen muß, eine ſtufenweiſe Beſſerung möglich iſt. In dieſer Beziehung mag nun allerdings anerkannt werden, daß durch Zollverminderungen einige ſchwache Verſuche zur Herſtellung eines normalen und geſunden Zuſtandes gemacht wurden. Allein auch durch übertriebene Aengſtlichkeit und Vorſicht kann der Arzt ſeinem Reconvalescenten ſchaden; und die öſterreichiſchen Fortſchritte zur Beſſerung ſind ſo langſam, die Heilmittel werden in ſo langen Zwiſchenräumen und in ſo unmeßbar kleinen homöopathiſchen Doſen gegeben, daß dadurch allein, wenn nicht etwa eine förderliche Aufregung und Kriſis noch hinzutritt, die Rettung des Patienten ſchwerlich verbürgt iſt.

Faſſen wir die Größe des Nationaleinkommens ſowie zumal die Vertheilung von Vermögen und Erwerb ins Auge, ſo bieten ſich gleichfalls keine ſehr erfreulichen Zuſtände dar. Das iſt bekannt, daß Oeſterreich eine Schaar an Geld und Einfluß reicher Bankiers und Wucherer aller Art beſitzt, die zum Theil durch die Finanzoperationen des Staats groß gezogen wurden. Ebenſo bekannt iſt, daß noch weit im größeren Theile der Monarchie der Grund und Boden in beträchtlichen Maſſen an eine verhältnißmäßig geringe Zahl von Eigenthümern vertheilt iſt. Der Ariſtokratie des Geldes und des Grundbeſitzes ſteht in den Ländern mit großer Induſtrie, wie in Böhmen (ſ. d.), Mähren und zum Theil im Erzherzogthum Oeſterreich, ein ſchon zahlreiches Proletariat von abhängigen Arbeitern mit ihrem Pauperismus und ihrem wachſenden Grolle gegen Vornehme und Reiche entgegen; auf dem platten Lande aber — mit Ausnahme nicht ſehr zahlreicher und ausgedehnter Bezirke, wie etwa in Oberöſterreich — eine verkümmerte, verſchuldete, von Roboten und Zehnten niedergedrückte Maſſe von Bauern und Taglöhnern. Andere Staaten können mit Recht auf das Gedeihen der Sparcaſſen hinweiſen, als ein Zeichen, wie ſich allmälig durch lobenswerthen Fleiß aus den früher mittelloſen Claſſen der Geſellſchaft eine wachſende Menge von kleinen Beſitzern herausbildet. In der öſterreichiſchen Monarchie gab es im Jahre 1843 erſt 18 Sparcaſſen, mit einem Verwaltungsvermögen von 52,927,396 Gulden C.-M. und einem eigenthümlichen Capital von 2,686,959. Davon kam auf die Wiener Sparcaſſe von Erſterem: 26,262,924 und von eigenthümlichem Capital 1,498,262. An Ausdehnung ſtehen der Wiener Spar-

caſſe zunächſt: die böhmiſche, mailändiſche und ſteyermärkiſche. Dieſer Vermögensbeſtand, verglichen mit dem in anderen Staaten, wie z. B. in Frankreich, iſt für Oeſterreich ſchon an ſich nicht ſehr bedeutend. Aber auch die Zahl der Einleger ſcheint hier eine verhältnißmäßig geringe zu ſein (ſ. Böhmen). Es kann wohl nicht anders ſein in einem Staate, der die unbemittelten Claſſen der Bevölkerung in aller Weiſe dazu verführen läßt, ihre mühſamen Erſparniſſe zum Vortheile des Fiscus im Lotto zu verſpielen.

Die größten Gefahren drohen aber Oeſterreich wegen ſeiner Verſäumniſſe, einen freien und ſelbſtſtändigen Bauernſtand zu ſchaffen. Das von Maria Thereſia und Joſeph II. begonnene Werk ließ die ſpätere Politik des ſtarren Conſervatismus, ohne ſich durch die blutigen Lehren der Revolution warnen zu laſſen, unvollendet liegen. So kam es, daß Oeſterreich hinter allen Staaten des mittleren und weſtlichen Europa weit zurückgeblieben iſt; und daß es jetzt in ſeinen Gränzen eine rohe Maſſe von Millionen Halbſklaven einſchließt, die von den Strömungen der Zeit doch gerade genug berührt wurden, um mehr und mehr zum erbitternden Gefühle der Unterdrückung und Entwürdigung zu gelangen und, dann und wann aus ihrem Stumpfſinn erwachend, in Meutereien und Aufruhr eine blinde Rache zu nehmen, die mit dem Schuldigen den Unſchuldigen ins Verderben reißt. Deſſen ein Zeugniß ſind die blutigen Scenen in Nordungarn zur Zeit der Cholera, die Greuel und Schlächtereien in Galizien und die Verweigerung der Robote in mehreren Gebieten der deutſch-öſterreichiſchen Lande, wie neuerdings im ſüdweſtlichen Theile Mährens und in Oberſteyermark, namentlich im Judenburger und Brucker Kreiſe. Die wachſenden Gefahren erkennend, hatten die Stände mehrerer Provinzen, namentlich ſchon vor mehreren Jahren diejenigen Niederöſterreichs und ſelbſt die des unglücklichen Galiziens, die Regierung wiederholt und vergebens um Maßregeln für Beſſerung der Lage der Bauern angegangen. Darf man ihnen den Vorwurf machen, daß ſie es nicht mit dem gehörigen Nachdruck gethan und daß auch ſie gezögert, bis die Misſtände und Misbräuche einen nur allzu hohen Grad erreicht hatten, bis die Hilfe um ſo ſchwieriger war; ſo entſchuldigt dies nicht die ſäumende Politik der Regierung, die ſich ſchon lange in der Stellung befand, in dieſer wichtigſten Angelegenheit der Monarchie die Initiative zu ergreifen. Aber erſt mußten die Gräuelſcenen in Galizien vorfallen; erſt mußten wilde Bauernhaufen, von Beamten und Behörden aufgemuntert, belobt, belohnt und gehetzt, die drohende Revolution erſtickt und ihren Groll und ihre Rache im Blute ihrer Gutsherren geſättigt haben; erſt mußte die Regierung dieſen galiziſchen Freiſchaaren den Lohn für ihre in Raub und Mord bewieſene „Treue“ ſchuldig geworden ſein, ehe ſie daran dachte, ernſtere Maßregeln zur Beſſerung des Looſes dieſes verwahrloſeſten Theils ihrer Unterthanen zu beſchließen. Aber Das, was geſchah und was den Umſtänden nach ſofort geſchehen konnte, reichte nur eben hin, um die Wünſche und Gelüſte der Bauern ſelbſt über die Möglichkeit ihrer Befriedigung durch die Regierung hinauszuſpannen. Das läßt ſich alſo ſchon jetzt vorausſehen, daß ſich der nächſte Ausbruch ihrer Wuth wenigſtens nicht mehr ausſchließlich gegen den Adel und die Grundherren wenden wird.

Digitized by Google

Ein kaiſerliches Handbillet vom 12. November 1845 an den Commiſſär in Galizien, Grafen Stadion, ordnete einige vorläufige Roboterleichterungen an, wie z. B. die Aufhebung der weiten Frohnfuhren. Nach einem ſpäteren Patent ſollten künftig auch die noch uneingekauften Gründe, gleich den anderen unterthänigen Grundſtücken, als das volle Nutzeigenthum ihrer dermaligen rechtmäßigen Beſitzer betrachtet werden, und dieſen hiernach künftig die freie Verfügung darüber bei Lebzeiten und auf den Todesfall zuſtehen. Zugleich ſollte die Beſchränkung wegfallen, nicht ohne obrigkeitliche Erlaubniß über 5 Gulden Schulden contrahiren zu dürfen; da die Erlaubniß, Schulden zu machen, auf ⅔ des Werths der Grundſtücke ausgedehnt wurde. Dagegen ſollte die Grundherrſchaft der bisherigen Verpflichtung enthoben ſein, ihre Unterthanen in Nothfällen mit Brod und Saatkorn zu unterſtützen. Dieſe Beſchlüſſe ſollten jedoch erſt drei Jahre nach der zu beſchleunigenden Einführung der Grundbücher in Vollzug treten. Sodann wurde vorgeſchrieben, unverweilt die Regulirung des Robots vorzunehmen, wobei die Hälfte des Ertrags der geſammten unterthänigen Beſitzungen, wie er durch den proviſoriſchen Cataſter ermittelt iſt, als Maßſtab angenommen wurde. Die Grundherren ſowohl wie die Unterthanen ſollen verlangen können, daß die künftige Robotſchuldigkeit nicht nach der geſetzlichen Stundenzahl, ſondern nach einem in Gattung und Maß beſtimmten Tagwerk geleiſtet werde. Kommt darüber binnen ſechs Monaten kein Vergleich zu Stande, ſo ſollen die zu leiſtenden Arbeiten durch eine unparteiiſche Commiſſion feſtgeſetzt werden, auch wenn nur einer der beiden Theile die gemeſſene Arbeit in Anſpruch nehmen würde. Obwohl die Beſtimmungen dieſes Robotpatents den jetzt weiter reichenden Forderungen der Frohnpflichtigen ſchwerlich genügen und obwohl die Vollſtreckung derſelben noch von weitſchichtigen Vorbereitungen abhängig gemacht wurde: ſo war doch der galiziſche Adel ſehr thätig, um Abänderungen zu erlangen. Und allerdings ſcheint es, daß die Bureaukratie auch jetzt wieder von der Schreibſtube aus, ohne die genauere Würdigung der thatſächlichen Verhältniſſe, ihre Verfügungen auf gut Glück erlaſſen hatte. Wenigſtens hieß es, daß das Patent, wie dies in Wien ſo oft geſchieht, um nicht von der Verhandlung zur Handlung kommen zu müſſen, einer neuen Erörterung unterworfen worden ſei.

Inzwiſchen verlautete, daß für die ganze nicht ungariſche Hälfte der Monarchie ein Zehent- und Robotablöſungsgeſetz vorbereitet ſei. Es erſchien zu Anfang 1847. Das vom 14. December 1846 datirte, an die vereinigte Hofcanzlei gerichtete Handſchreiben ſpricht die nicht ganz neue Entdeckung aus, „wie ſowohl Berechtigte als Verpflichtete eine Abänderung der bisher beſtandenen Verhältniſſe wünſchen.“ Als Princip der Ablöſung wird — ohne Verletzung des Eigenthumsrechts — die gütliche Ausgleichung auf dem Wege gegenſeitigen Uebereinkommens, unter obrigkeitlicher Beſtätigung durch die Kreisämter, anerkannt. Die Ablöſung ſoll entweder in Geld oder durch Abtretung von Grund und Boden erfolgen können; und im erſteren Falle entweder durch Heimzahlung eines Capitals, oder gegen eine beſtimmte, in Geld oder Früchten zu leiſtende Jahresrente. Dafür ſoll der Bauer berechtigt ſein, auf ſeinen frei zu machenden Grund und Boden gegen

Digitized by Google

Hypothek Geld aufzunehmen; und dieſe Hypothek ſoll jeder anderen vorgehen, weil durch die Art der Verwendung des Geldes der Werth des verunterpfändeten Grundſtücks wenigſtens um ſo viel ſteige. Bei der Ablöſung durch Abtretung eines Theils von Grund und Boden ſollen die Kreisämter darauf ſehen, ob durch dieſe Parcellirung der Boden nicht ſo weit geſchmälert werde, daß er noch ſteuerfähig und groß genug bleibe, um den Eigenthümer ernähren zu können. So wie Einzelne, ſollen ſich auch ganze Gemeinden von Zehnten und Roboten loskaufen können. In einer Gemeinde ſoll dies ſelbſt auf den Wunſch einer Minorität geſchehen können, wenn nur das Kreisamt ſich überzeugt, daß keine Verletzung geſetzlicher Beſtimmungen und keine factioſen Parteiumtriebe ſtattgefunden haben. Die über die Ablöſung gepflogenen Verhandlungen ſollen Stempelfreiheit genießen.

Als dieſes Geſetz veröffentlicht war, fehlte es nicht — wie gewöhnlich — an übertriebenen Lobſprüchen. Verdient es immerhin Anerkennung, daß man endlich wenigſtens die gute Abſicht, helfen zu wollen, den Völkern Oeſterreichs verkündete; ſo bleibt es doch, wie ſchon hervorgehoben wurde, das größte Unglück für die Monarchie, daß man das von den großen kaiſerlichen Reformen des vorigen Jahrhunderts begonnene Werk ins Stocken gerathen ließ; daß man ſelbſt nach der Herſtellung des europäiſchen Friedens die zeitigen und erfolgreichen Bemühungen anderer deutſchen Regierungen für Befreiung des Grundeigenthums und Erhebung des Bauernſtandes zu einer Claſſe ſelbſtſtändiger Staatsbürger nicht zum Vorbilde nahm; daß man abwartete, bis der Bauer immer mehr verarmt und zum Theil verwildert war. Aber freilich! die Wiener Cabinetspolitik hatte mit Interventionen in Italien, mit koſtſpieligen und undankbaren Bemühungen für Erhaltung eines weltgeſchichtlich verurtheilten ſogenannten monarchiſchen Abſolutismus allzu viel zu thun, als daß ihr für Erhaltung der Monarchie durch zeitige Durchführung der dringendſten Reform Zeit übrig geblieben wäre. Das war freilich leicht zu erreichen, daß auch die Veröffentlichung des Ablöſungsgeſetzes zur vorübergehenden Beſchwichtigung der Bauern beitrug; daß ſie auf Koſten der Grundherren die wohlmeinenden Abſichten der Regierung prieſen; und daß ſie in ihrer Unfähigkeit, die wahre Bedeutung des Geſetzes zu begreifen, darin viel weiter gehende Ausſichten und Verheißungen zu erblicken meinen, als in Erfüllung gehen können und nach dem Willen der Regierung ſelbſt in Erfüllung gehen ſollen. Aber ebenſo gewiß iſt, daß das bittere Gefühl getäuſchter Hoffnungen und ein Rückſchlag in der Meinung nicht ausbleiben wird.

Unter ſolchen Umſtänden konnte es nur einen peinlichen Eindruck machen, wenn überſchwengliche Lobredner in Phraſen, die, am Maßſtabe der Wirklichkeit gemeſſen, als völlig nichtig erſcheinen mußten, der Welt verkündeten, nicht blos daß die Frohnen im Princip aufgehoben, ſondern daß auch die Geldmittel für die Ablöſung ermöglicht ſeien. Eine genauere Prüfung, welche die Beſtimmungen des Geſetzes mit den vorliegenden Thatſachen und Zuſtänden verglich, ließ vielmehr manche Bedenklichkeiten zum Vorſchein kommen. Die 1847 verſammelten niederöſterreichiſchen Stände ſprachen

Digitized by Google

zwar ihren Dank für den von ihnen lange in Anregung gebrachten Beſchluß über Ablöſung der Robote und Zehnten, aber auch ihr Bedauern aus, daß nicht der Kaiſer, bei dieſem ganz in dem Wirkungskreiſe der Stände liegenden Gegenſtande, ihren Beirath vor Erlaſſung des Patents eingeholt habe. Sie erhoben nicht nur Bedenken gegen das unbedingte Vorzugsrecht der zur Ablöſung der Robote contrahirten hypothekariſchen Forderungen; ſondern die niederöſterreichiſchen und mähriſchen Stände drangen auch, wie ſchon die böhmiſchen, auf die Errichtung von Creditbanken zum beſonderen Zwecke einer Ablöſung der Feudallaſten. Dadurch ſollten die erforderlichen Capitalien zu niedrigeren als den gewöhnlichen Zinſen und mit beſtimmten fortlaufenden Amortiſationsraten herbeigeſchafft werden. Aber das übereinſtimmende Anſuchen dieſer Stände wurde „vorläufig" abgelehnt; was in der Wiener Kanzlei meiſtens ſo viel bedeutet als auf ſehr lange oder auf immer. „So ſehr man", hieß es, „die wohlmeinende Abſicht der Stände anerkenne, ſei doch der Gegenſtand von zu weit- und tiefgreifendem Umfange, um nicht die gründlichſte Aufmerkſamkeit der Regierung in Anſpruch zu nehmen." Und doch hatten bereits die böhmiſchen wie die niederöſterreichiſchen Stände einen vollſtändigen Entwurf für Errichtung einer ſolchen Creditbank ausgearbeitet[10]). Auch läßt es ſich wohl vorausſehen, daß ohne ſolche öffentliche Inſtitute unter Autorität des Staats und der Stände, trotz aller hypothekariſchen Vorzugsrechte, der Privatcredit den Robotpflichtigen ſchwerlich die Mittel der Ablöſung in die Hand geben wird. Bei der unter den Bauern Oeſterreichs einmal herrſchenden Stimmung mögen die Capitaliſten wohl beſorgen, daß, wie ſchon früher die Robotleiſtungen, ſo auch unter Umſtänden die Zahlung der Capitalzinſen maſſenweiſe verweigert werden könnte. Ohnehin haben die bisherigen Erfahrungen die

10) Die mähriſchen Stände, die gleichfalls über das Ablöſungsgeſetz beriethen, beſchloſſen vorläufig, über die Wirkung des Geſetzes ſowie überhaupt über die bäuerlichen Verhältniſſe der Provinz von allen Herrſchaftsbeſitzern, auch wenn dieſe keine Landſtände ſeien, und von der patriotiſch-ökonomiſchen Landwirthsgeſellſchaft in Brünn Berichte einzufordern, worauf der Landtagsausſchuß in der nächſten Sitzung der Stände ſein gutachtliches Referat zu erſtatten habe. Doch wurden auch von den Ständen Mährens die Statuten und das Reglement einer Hypothekenbank berathen und angenommen und die Bitte um Genehmigung beſchloſſen, weil ſonſt eine Ablöſung der bäuerlichen Laſten kaum denkbar ſei. In Kärnthen, wo die Robote auf 700,000 Gulden fatirt ſind, erklärten die Stände, es liege bereits am Tage, daß ohne imperative Verfügung dieſe Angelegenheit nicht gefördert werden könne. Sie wählten für Einbringung weiterer Vorſchläge ein Comité von 7 Ständemitgliedern ſowie von 7 Theilnehmern an der Ackerbaugeſellſchaft und Beſitzern von Ruſticalrealitäten. Endlich beſchäftigten ſich auch die Stände Steiermarks ſehr lebhaft mit dem Ablöſungsgeſetze; und auch ſie ſchlugen als einziges Mittel ſeiner Vollziehung die Errichtung von Hypothekenbanken und Creditvereinen vor. — Zu erwähnen iſt noch, daß die Stände Niederöſterreichs, ſtatt der ausſchließlichen Controle der Ablöſungsgeſchäfte durch die Kreisämter, zu dieſem Zwecke die Niederſetzung einer eigenen Commiſſion wünſchten oder die Betheiligung der ſchon beſtehenden niederöſterreichiſchen Steuerregulirungscommiſſion.

Digitized by Google

Anſichten der Stände ſchon beſtätigt, da ſeit Erlaß des Ablöſungsgeſetzes in Niederöſterreich nur eine ſehr geringe Zahl von Ablöſungen und in Kärnthen keine einzige vorgekommen iſt.

Mit beſonderer Rückſicht auf die traurigen Zuſtände Galiziens wurde auf die der Ablöſung dort entgegenſtehenden Schwierigkeiten aufmerkſam gemacht. Eine unentgeltliche Aufhebung der Robote werde den ſchon armen Adel zum Aeußerſten bringen; für die Zahlung jährlicher Renten ſeien die Bauern zu arm; eine Entſchädigung der Grundherren durch Ackerabtretung ſei ebenſo unmöglich, weil ſich weit die meiſten Bauern nur im Beſitze ſehr kleiner Ackerländchen befänden [11]). Alſo bliebe nur ein pecuniäres Opfer von Seite des Staats übrig. Da ſeien denn nicht weniger als 31 Millionen Robottage für das eigentliche Galizien, mit Ausnahme der Bukowina, abzulöſen. Um dies zu können, müſſe man die Staatseinnahme erhöhen durch Aufhebung des Tabaks- und Salzmonopols und durch deren Freigebung an den Privatverkehr gegen eine beträchtliche Betriebsſteuer. Ohne in eine nähere Prüfung der Zulänglichkeit der hier vorgeſchlagenen Mittel einzugehen, läßt ſich doch ſo viel behaupten, daß überall, wo eine ganze zahlreiche Claſſe der Geſellſchaft in Verſunkenheit und Verkümmerung gerathen iſt, der Staat ſelbſt, im wahren höheren Intereſſe aller anderen Claſſen der Geſellſchaft, zur Hilfe bereit ſein muß; und daß in Oeſterreich die Verhältniſſe der großen Mehrheit des Bauernſtandes von der Art ſind, daß die Regierung nicht lange mehr zögern darf, endlich auch von ihrer Seite Opfer zu bringen und ausdauernde Anſtrengungen für die Hebung des Bauernſtandes zu machen. Um dafür die Mittel zu erlangen, muß ſie ſich Credit und Vertrauen verſchaffen; um ſich Vertrauen zu erwerben, muß ſie ſich, unter Verzichtleiſtung auf alle Verheimlichung finanzieller Zuſtände, mit rückhaltloſer Offenheit und Oeffentlichkeit an die zu Rath und That verſammelten Repräſentanten der Völker Oeſterreichs wenden. Ob auch die nicht mehr zu leugnenden Uebel für längere oder kürzere Zeit noch ertragen werden können, eine ſichere Abwehr der wachſenden Gefahren der Anarchie iſt für Oeſterreich nur durch einen vollſtändigen politiſchen Syſtemswechſel möglich geworden.

IV. Geiſtige Cultur. Erziehungsweſen. Preſſe und Cenſur. Nach den ſtatiſtiſchen Tafeln gab es 1842 in der ganzen Monarchie 33,222 Lehranſtalten für gelehrten und Elementarunterricht, mit 2,552,037 Schülern. Der Unterricht wurde in 31 Sprachcombinationen ertheilt. Der Aufwand dafür belief ſich auf etwa 13 Millionen Gulden C.-M. Unabhängig von den Beiträgen der Regierung, beſitzen außerdem die für Zwecke der geiſtigen Cultur und Humanität beſtehenden Anſtalten, wozu aber außer den Studienfonds freilich auch die Kirchen-, Wohlthätigkeits-, Sanitätsfonds u. a. gehören, ein Vermögen von 556 Millionen. Theils daraus, theils

---

11) Im Durchſchnitt beſitzt in Galizien der ganze Bauer nicht mehr als 18 Joch Ackerfeld, à 1600 □Klafter; der halbe 8—9; der Viertelsbauer kaum 5, oft weniger. Zuweilen ſind die Gemeinden im Beſitz einer mageren Weide; von Gemeindewaldungen iſt keine Rede.

Digitized by Google

aus Beiträgen verſchiedener Art beziehen dieſelben ein jährliches Einkommen von 48 Millionen.

Vergleicht man dieſe Angaben mit der Maſſe der Bevölkerung, ſo kommt durchſchnittlich auf je 15 Einwohner kaum ein Schüler. Im preußiſchen Staate iſt ein gediegener Volksunterricht etwa doppelt ſo ſtark verbreitet; im größeren Theile der von öſterreichiſcher Seite auf officielle oder halbofficielle Weiſe ſo oft verleumdeten Schweiz iſt das Verhältniß der Schüler zur Bevölkerung ein dreifach ſtärkeres. Noch betrübter ſieht es um das Erziehungsweſen in Oeſterreich aus, wenn man ins Auge faßt, wie kümmerlich unter dem wachſenden Einfluſſe einer ultramontaniſirten Geiſtlichkeit die geiſtige Nahrung iſt, die man der Jugend und dem Volke zukommen läßt. Es gilt nicht blos von Tyrol[12]), daß die Schullehrer auf dem Lande, trotz dem ſo viele Millionen betragenden Vermögen der „Anſtalten für Zwecke der geiſtigen Cultur und Humanität", nicht ſelten nur 25—50 Gulden jährlicher Beſoldung haben; und daß zur Befähigung dieſer Lehrer des Volks nur ein dreimonatlicher Vorbereitungscurs und einige Gedächtnißübungen erfordert werden. Auch in der Verſammlung der niederöſterreichiſchen Stände im J. 1847 rief die Eingabe mehrerer Landſchullehrer um Verbeſſerung ihrer Lage eine lebhafte Debatte und eine ſcharfe Kritik des Unterrichtsweſens überhaupt mit Bezug auf Volksbildung und Geſittung hervor, worauf die Niederſetzung eines Comités beſchloſſen wurde. Ebenſo kam der betrübte Zuſtand des Volksſchulweſens in der jüngſten Sitzung der mähriſchen Stände zur Sprache; und zur Hebung deſſelben wurden von den Ständen Steyermarks Beſchlüſſe gefaßt. Statt Leſen und Schreiben läßt man die Schüler den im jeſuitiſchen Geiſte des Obſcurantismus und der Unduldſamkeit verfaßten Katechismus auswendig lernen. In den Volksſchulen herrſcht ein geiſttödtender Mechanismus vor, in den Gymnaſien iſt die Vernachläſſigung humaniſtiſcher Bildung zu Hauſe; überall aber iſt es auf die möglichſte Verhinderung jedes ſelbſtſtändigen Urtheils abgeſehen. Die Mädchenſchulen der Städte ſind faſt durchaus in den Händen der Nonnen. Noch vor Kurzem arbeitete man daran, in den Elementarſchulen Tyrols die Sinnesverwandten der Jeſuiten, die ſogenannten „chriſtlichen Schulbrüder", einzuführen. Dagegen erklärten ſich zwar nicht blos einige Kreisämter, ſondern auch die Landesſtelle; aber noch iſt der Plan nicht aufgegeben: er wird begünſtigt von einflußreichen Staatsbeamten, die jener Jeſuitenpartei verfallen ſind, welche ſich ſo eben noch durch einen Theil der aus der Schweiz Ausgeſtoßenen verſtärkt hat. Dieſe Jeſuiten ſind jeder Concursprüfung vor Bekleidung von Lehrämtern überhoben und dürfen nach ihrer bekannten ratio studiorum verfahren. Von acht Gymnaſien in Tyrol und Vorarlberg iſt dasjenige in Innsbruck den Jeſuiten übertragen, die in Hall und Botzen den Franziskanern, das in Meran den Benedictinern, und die übrigen vier ſind, mit Ausnahme zweier weltlichen Profeſſoren, mit Geiſtlichen beſetzt.

Immer mehr treten die Folgen der unpolitiſchen Wiederberufung der Jeſuiten zu Tage. Daß unter der Herrſchaft des von ihnen genährten Geiſtes

12) Vergl. „Deutſche Zeitg." in den oben angeführten Artikeln.

Digitized by Google

der Unduldſamkeit die ſtrengſten Maßregeln gegen alle Regungen des Deutſchkatholicismus ergriffen wurden, mag kaum auffallen. Aber man ging weiter: wie überhaupt noch die Proteſtanten Oeſterreichs, im Widerſpruche mit den klaren Beſtimmungen der Bundesacte, ungebührlich zurückgeſetzt ſind, ſo wurde ſogar der Verkehr der proteſtantiſchen Gemeinden mit dem von den meiſten deutſchen Regierungen begünſtigten Guſtav-Adolfvereine beſchränkt. Für Tyrol wußte man vom Kaiſer die Beſtimmung auszuwirken, daß in dieſem deutſchen Bundeslande „nie ein Bethaus für Nichtkatholiken entſtehen dürfe." Der verfälſchende Einfluß der jeſuitiſchen Lehren geht ſelbſt bis zur Verleugnung oder Entſtellung von offenkundigen Thatſachen der neueſten öſterreichiſchen Geſchichte. Als es ſich vor mehreren Jahren um die Austreibung der proteſtantiſch gewordenen Zillerthaler handelte, da durfte das ſtändiſche Mitglied der tyroler Adelsbank, der nur allzu bekannt gewordene Giovanelli, im Ständeſaale ſelbſt, ohne nur Widerſpruch zu finden, die Behauptung wagen, daß das Toleranzedict Joſeph's II. im tyroler Lande niemals verkündet worden ſei. Und doch hatten ſich die Stände bei Leopold II. um die Zurücknahme dieſes Edicts vergebens bemüht. Das aber iſt bezeichnend für den Stand der Dinge in Oeſterreich, daß die keck ausgeſprochene Unwahrheit Jahre lang als Wahrheit hingenommen wurde.

Noch konnte es indeß der jüngſten Wiener Miniſterialpolitik nicht völlig gelingen, im Gedächtniſſe des Volks die Erinnerung an jene glorreiche Periode Oeſterreichs auszulöſchen, als die ſo fromme Maria Thereſia die Aufhebung des Jeſuitenordens beſchloß; als Fürſt Kaunitz, der geiſteskräftige Miniſter, deſſen Oeſterreich noch lange ſich rühmen mag, auf die Aufhebung des Ordens eine eigene Denkmünze prägen ließ. Im Hinblicke auf die immer greller hervortretenden Umgriffe der Jeſuiten, vernimmt man bittere Klagen aus Oberöſterreich, Tyrol und Galizien, die lauteſten und lebhafteſten aber aus Oeſterreichiſch-Italien, während ſich in Wien der Volkswitz an den Ligorianern verſucht. In Prag (ſ. Böhmen) erzeugte ſchon das bloße Gerücht der Einführung der verhaßten Jeſuiten eine Gährung im Volke; der Magiſtrat verweigerte es, wegen eines uncenſirten, antijeſuitiſchen Anſchlags eine Criminalunterſuchung einzuleiten, und das Volk huldigte öffentlich dem Angeſchuldigten vor den Gittern ſeines Gefängniſſes. In Grätz, wo ſeit Jahren ſchon Unwille über die jeſuitiſchen Umtriebe herrſchte, gab die Unduldſamkeit der geiſtlichen Behörde, die Verweigerung der üblichen Gebete bei dem Begräbniſſe eines Stadtbeamten, zu einem ernſtlichen Volksauflaufe Anlaß und zu einer Demonſtration, die zumal gegen den zur ultramontanen Partei gezählten Biſchof gerichtet war. In Ungarn und Siebenbürgen aber iſt den Jeſuiten der Zutritt geſetzlich verſchloſſen; und alle Mühe mächtiger Beſchützer und mehr noch mächtiger Beſchützerinnen, dieſen Bann zu brechen, iſt vergebens geblieben. So hat ſich eine Politik, die den Jeſuitismus begünſtigte, um ſich ſpäter von ihm beherrſchen zu laſſen, mit der deutlich erkennbaren Stimmung und Meinung des Volks in ſchroffen Widerſpruch geſetzt. Kein Wunder denn, daß ſich aller Orten, die Hauptſtadt des Reichs nicht ausgenommen, auf die Kunde vom Siege der Eidgenoſſen über den jeſuitiſchen Sonderbund unverhohlene Freude äußerte; daß auch zahlreiche

Digitized by Google

Bewohner Oeſterreichs, ungetäuſcht durch die verketzernden und entſtellenden Darſtellungen officieller Blätter, dieſen Sieg der Schweizer über die geſchworenen Feinde aller Geiſtesfreiheit wie ihren eigenen feierten.

Schon lange war der beſcheidene Wunſch ausgeſprochen worden, daß auch in der deutſchen Kaiſerſtadt durch eine Akademie eine Repräſentation der Wiſſenſchaft gegründet werden möge. Das Gründungspatent vom 14. Mai 1847 errichtete eine mathematiſch-naturwiſſenſchaftliche und eine hiſtoriſch-philologiſche Claſſe. Nicht vertreten wurden diejenigen Wiſſenſchaften, in denen man den Stillſtand am Lebhafteſten wünſchte oder den Mangel an Fortſchritt am Wenigſten bemerkbar machen wollte: Staatswiſſenſchaften und Philoſophie. So tief hatte die herrſchende Politik dem akademiſch ausgeſchoſſenen Theile der wiſſenſchaftlichen Notabilitäten Oeſterreichs das Gefühl der Unterwürfigkeit und der eigenen Unzulänglichkeit eingeprägt, daß ſich die neue Akademie mit einer faſt kühn zu nennenden Reſignation durch ihren erſten Beſchluß und eigenſten Entſchluß unter — Cenſur ſtellte. Sie that dies im Widerſpruche mit den Voten ihres Curators, des edlen und allgemein verehrten Erzherzogs Johann, und der beiden Koryphäen der Wiſſenſchaft, Hammer-Purgſtall und Heidinger.

Mit den Intereſſen der Preſſe ſuchte ſich die Regierung durch ein 1847 publicirtes Geſetz gegen den Nachdruck vom 19. Oct. 1846 abzufinden; ſo wie 1845 durch die nach langem Zögern den Buchhändlern geſtattete Erlaubniß, ſich zur Berathung ihrer eigenen Angelegenheiten verſammeln zu dürfen. Das J. 1847 brachte eine neue Cenſurbehörde, eine unter der „Polizeicenſurhofſtelle" ſtehende ſ.g. „Cenſuroberdirection", deren Competenz und Stellung noch nicht klar geworden iſt. Wohl aber läßt es die bekannte Richtung der an die Spitze geſtellten Männer deutlich erkennen, daß man es damit nicht auf Milderung des Preßzwangs abgeſehen hatte. Dafür liegen noch andere unzweideutige Beweiſe vor. In der jüngſten Zeit wurden mehr Verlagsverbote erlaſſen als je zuvor. Die Zahl der in Oeſterreich zugelaſſenen auswärtigen Blätter hat ſich vermindert. Alle Blätter des Kirchenſtaats, die im größten Theile der Monarchie nicht bekannt oder nur wenig geleſen waren, wurden in Maſſe vom politiſchen Bannſtrahl getroffen. In Mailand und Padua wurden Unterſuchungen wider die Beſitzer von Gioberti's Buch gegen die Jeſuiten geführt, im Widerſpruche mit der joſephiniſchen Geſetzgebung, daß Druckſchriften im Privatbeſitz der Aufſicht der Cenſurpolizei entzogen ſind. Auch alle italieniſchen politiſchen Hymnen, wäre gleich das jetzige Oberhaupt der römiſch-katholiſchen Kirche darin gefeiert, wurden ſtreng unterſagt. Daß die Cenſur am Wenigſten die Bekanntwerdung ihrer eigenen „Denkwürdigkeiten" geſtatten wollte, iſt erklärlich [13]). Vergebens hatten ſich ſchon im J. 1845 die hundert hervorragendſten Schriftſteller Oeſterreichs, darunter ein Erzbiſchof Lad. Pyrker, Hammer, Endlicher, Grillparzer, Auerſperg, Zedlitz u. A., mit einer ſehr beſcheidenen und die Misſtände

---

13) Confiscation der „Denkwürdigkeiten der öſterreichiſchen Cenſur. 1847." Auch die „Grenzboten", die oft ſchon ſehr aufklärende Actenſtücke aus Oeſterreich mittheilten, ſind auf das Strengſte verboten worden.

des Preßzwangs nur vorſichtig berührenden Denkſchrift für Milderung der Cenſur an die Regierung gewendet. Noch größere Senſation erregte die auf den Antrag des Fürſten von Lamberg am 27. Mai 1847 von den böhmiſchen Ständen (ſ. Böhmen) beſchloſſene und die traurigen Folgen der Geiſtesknechtſchaft ſchärfer hervorhebende Petition um endliche Gewährung einer freieren Bewegung der Preſſe, unter Anderem um Cenſurfreiheit für die Bücher über 20 Druckbogen. Auch dieſe Petition nahm alſo noch nicht das Recht der vollen Preßfreiheit in Anſpruch; ſie forderte nur für das in Allem zurückgeſetzte und zurückgehaltene Oeſterreich eine Verminderung des Unrechts, eine Gleichſtellung mit den anderen Staaten des deutſchen Bundes. Allein noch rückſichtsloſer als je zuvor ließ das Miniſterium ſeine Abſicht erkennen, die einmal eingeſchlagene falſche Bahn unabänderlich einhalten zu wollen. Durch Präſidialſchreiben der k. k. vereinigten Hofkanzlei vom 29. Oct. 1847 erhielt der Gubernialpräſident und Landtagsdirector Altgraf von Salm den ſofort von ihm vollzogenen Auftrag, dem Fürſten von Lamberg „für ſeinen ſo unſtatthaften Antrag die verdiente Rüge auf eine den Ständen kund werdende Weiſe zu ertheilen.“ Doch wie jede Politik, die mit den Bedürfniſſen der Zeit zerfallen iſt, bald auch in ſich ſelbſt zerfällt, ſo geſchah es, daß die Organe derſelben Regierung, die in Prag einen Antrag auf Milderung der Cenſur als „ſo unſtatthaft“ bezeichneten, auf dem ungariſchen Reichstage die Cenſur öffentlich für ein unpraktiſches und auf die Länge unhaltbares Inſtitut erklärten!

Die widerlichen Folgen des Preßzwangs treten zumal in der periodiſchen Preſſe hervor und ſind um ſo greller, da ſie mehr noch der Verbeſſerung als der Vermehrung der Journaliſtik Eintrag thun. Im J. 1838 hatte die geſammte Monarchie, nach Springer, 90 Zeitungen und Journale; im J. 1846: 155; darunter 67 deutſche, 56 italieniſche, 18 magyariſche, 4 polniſche, 3 czechiſche [14]), 2 illyriſche, 1 ſlovakiſche, 1 ſerbiſche, 1 krainieriſche, 1 walachiſche, 1 franzöſiſche. Hiernach kam ein Zeitblatt im Durchſchnitte auf je 240,000 Einwohner; oder nach der Nationalität auf je 85,000 Italiener, 112,000 Deutſche, 264,000 Magyaren und erſt auf 1,450,000 Slaven. Die meiſten Blätter hat Mailand, dann Wien, Peſth und Prag. Weit am Vorzüglichſten iſt die wiſſenſchaftliche Journaliſtik aus ſolchen Fächern, die ſchon ihrer Natur nach einer mistrauiſchen Politik weniger Anſtoß geben können. Die belletriſtiſchen Blätter dagegen, mit wenigen Ausnahmen, nähren ſich kümmerlich von nichtswürdigen Klatſchereien. Wo möglich noch ſchlimmer ſieht es mit der politiſchen Preſſe aus. Am Beſten erfüllen noch die magyariſchen Blätter im freieren Ungarn ihre Beſtimmung, der treue Ausdruck einer öffentlichen Meinung zu ſein. In Italien wird dem Haſſe gegen die Deutſchen ſo viel Nahrung gegeben, daß auch der Preſſe dieſes Landes ſelbſt die verwandten Richtungen und Beſtrebungen Deutſchlands fremd bleiben; daß ſie lieber das Schlimmſte ſtillſchweigend vorausſetzen, als das Gute, was geſchieht, erkennen und anerkennen mag. Die wichtigſten ſelbſtſtändigen, raiſonnirenden Artikel geben die „Neue Peſther

14) Nach anderen Angaben iſt ihre Zahl größer.

Digitized by Google

Zeitung“ und das Journal des öſterreich. Lloyd. Aber die belangreichſten Artikel über Oeſterreich ſelbſt, oft freilich mit Uebertreibungen und Entſtellungen, muß man in den Blättern des Auslands ſuchen. Aus dem früher ſo viel genannten und immer wenigſtens beachteten „Oeſterreichiſchen Beobachter“ iſt ſeit Gentz mit allem Geiſte ſelbſt jener verneinende Geiſt gewichen, „der das Böſe will und das Gute ſchafft.“ In der Verzweiflung der Langweile rafft er ſich nur noch momentan zu Ausbrüchen einer blinden Wuth auf, wie in ſeinen Diatriben gegen die Schweiz; oder er verirrt ſich, zu allgemeinem Spotte, in misrathene Prophezeihungen, wenn er etwa 6 Tage nach dem widerſtandsloſen Falle der jeſuitiſchen Zwingburg in der Schweiz, mit völliger Unkenntniß der Thatſachen und Zuſtände, ſeinem Publicum verkündet: „die Vertheidigung Freiburgs wird furchtbar werden.“

Die öffentliche Erklärung von Organen der Regierung, daß die Cenſur ein unpraktiſches Inſtitut iſt, hat ſich vor Allem an Oeſterreich ſelbſt erwahrt. Sogar die inländiſche Preſſe, mit wenigen Ausnahmen, hat doch ſo viel Ehrgefühl, daß ſie das Zwangsſyſtem, unter dem ſie leidet, wenigſtens nicht loben mag; daß ſie ſich faſt durchweg ein beredtes Stillſchweigen darüber zur Pflicht gemacht hat. Zur Vermeidung eines allzu großen Anſtoßes muß man es wohl auch geſchehen laſſen, daß mitunter in der Monarchie ſelbſt ein Werk erſcheint, das wenigſtens auf indirecte Weiſe über das noch herrſchende Syſtem ein verdammendes Urtheil ausſpricht. So erſchien von Kopetzky, einem ſiebenzigjährigen Ehrenmann von langer Erfahrung in der juriſtiſchen Praxis, in Wien ſelbſt eine Schrift, worin er ausführt, daß im Rechtsverfahren nur Oeffentlichkeit und Mündlichkeit vernünftig und daß in Verbindung damit eine freiſinnige Preſſe nöthig ſei. Dagegen ſind ſolche Werke ſelten geworden, deren Verfaſſer, ihre Begriffsverwirrung offen zur Schau tragend, zu dem Verſuche einer Rechtfertigung des Geiſteszwangs ſich erkühnen. Eine ſolche Schrift iſt die vor Kurzem erſchienene des Hofraths Hügel, „Ueber Denk-, Rede-, Schrift- und Preßfreiheit“, welcher dafür zum Vorſtande des geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchivs der Staatskanzlei ernannt wurde.

Die entſchiedene Oppoſition ſucht und findet den Boden, der ihr im Inlande verwehrt iſt, im Auslande. Trotz allen Verboten und Hemmungen finden ihre Anklagen gegen das herrſchende Syſtem in Oeſterreich ſelbſt eine wachſende Verbreitung, einen immer breiter und tiefer wurzelnden Glauben. Dagegen hilft es weniger als Nichts, wenn man etwa Broſchüren gegen die „Broſchürenſchmiede“ [15]) ſchmieden läßt; oder wenn man dann und wann, mit großem Aufwande officieller Mittel, die Berichtigung eines unbedeutenden Irrthums zu Stande bringt und fremde Splitter richtet, während der Balken im eigenen Auge unangetaſtet bleibt. Unter den Schriften der ins Ausland geflüchteten öſterreichiſchen Publiciſtik machten das größte Aufſehen und hatten die unleugbarſte Wirkung: „Oeſterreich und deſſen Zukunft“; mit Beziehung und Anwendung auf Oeſterreich. „Die preußiſche Verfaſſungsfrage“ und „Oeſterreichs innere Politik“. Bei aller Verſchieden-

15) „Oeſterreich und die Broſchürenſchmiede gegen dieſes Kaiſerthum. Von J. Sporſchil.“ Leipz. 1847.

heit der Verfaſſer in Anſichten und Auffaſſungsweiſe ſtimmen ſie doch in ihrem Urtheile über die gegenwärtige Politik und ſelbſt in den meiſten Hauptmitteln der Beſſerung überein. Daß in ihren und anderen Schriften dieſer Richtung mitunter auch einige Unrichtigkeiten und Uebertreibungen unterlaufen, wie könnte es anders ſein? Aber erſtaunen muß man über jenen Beharrungszuſtand einer Staatsunklugheit, die ſich ſeit Jahrzehnten ſchon in die unvermeidlichſte Folge des Geiſteszwangs ergiebt: in den Unglauben des Volks an ihre Weisheit und ihren guten Willen; in den Glauben des Volks ſogar an die Fehler und Sünden, die ſie nicht begangen hat.

V. Sittliche Zuſtände. Statiſtik der Criminalrechtspflege. Schon oben wurde auf die große Zahl der Selbſtmorde und Mordthaten hingewieſen; auf die Verminderung der Ehen und die Zunahme der unehelichen Geburten. Was die letzteren betrifft, ſo ſind es zumal Oeſterreich unter der Enns und die Hauptſtädte der deutſch-öſterreichiſchen Bundeslande, wo ihre verhältnißmäßige Zahl wohl vor allen anderen Ländern und Hauptſtädten Europas, ſelbſt Paris und London nicht ausgenommen, die größte iſt. Im J. 1841 hatte Oeſterreich unter der Enns auf 41,462 eheliche Geburten 12,794 uneheliche; das Verhältniß war alſo beinahe wie 3:1. In der Hauptſtadt kamen auf 8941 und in Prag auf 2532 eheliche Kinder nicht weniger als je 7741 und 2368 uneheliche; Grätz hatte gar nur 825 eheliche neben 1560 unehelichen Geburten. Mit dieſem öſterreichiſchen Fortſchritte hängt zum Theil die Vermehrung der Findlinge zuſammen. Ueber Ungarn liegen keine ſicheren Angaben vor. Siebenbürgen, Galizien, Kärnthen und Salzburg haben keine Findelhäuſer. In den anderen Provinzen iſt in jedem Gubernialbezirke ein mit einer Gebäranſtalt verbundenes Findelhaus. Zu den Koſten ihrer Unterhaltung trägt der Staat jährlich etwa eine Million Gulden C.-M. bei oder nahe 1 Procent der geſammten Staatseinnahme; und ſeine Beiträge ſteigen immer mehr. Die Zahl der jährlich aufgenommenen Findlinge nimmt in beträchtlich ſtärkerem Verhältniſſe als die Bevölkerung zu. Im J. 1833 war dieſe Zahl in den deutſchen Erbſtaaten 7512, in den anderen Provinzen, außer Ungarn, 7385; im J. 1840 aber je 9799 und 7617. Alſo in den deutſchen Landen war wieder die Zunahme beſonders groß. Im J. 1821 wurden 29,804 und 1840 58,932 Findelkinder gleichzeitig beſorgt; alſo jährlich im Durchſchnitt 49,314 oder etwa $\frac{2}{1000}$ der Bevölkerung. Die Sterblichkeit unter den Pfleglingen war ſehr groß und in vielen dieſer „Anſtalten für die Zwecke der Humanität" ſogar im Zunehmen. Die Zahl derjenigen Kinder, die ſpäter von ihren Eltern zurückgenommen werden, betrug während 51 Jahren in Laibach nicht mehr als 5 Procent und iſt ſeit 30 Jahren im Abnehmen. Auch in Oeſterreich hat man die traurige Bemerkung gemacht, daß unter den Findelkindern ziemlich viel eheliche ſind[16]).

Dieſe Thatſachen mögen auffallend erſcheinen in einem Lande, wo doch Regierung und Klerus ſo eifrig darauf bedacht ſind, durch möglichſte Verhinderung der gemiſchten Ehen wenigſtens der ſtärkeren Vermehrung jener „zwieſchlächtigen Baſtarde" eines Görres vorzubeugen. Allein es iſt bekannt

16) Dr. Melzer, „Geſchichte der Findlinge in Oeſterreich. Leipz. 1846."

genug, daß die laxeſte Moral da am Reichlichſten wuchert, wo die Religion zu einem bequemen Mittel der blos äußerlichen Abfindung mit dem inneren Sittengeſetze geworden iſt, daß jeſuitiſcher Zelotismus und Lüderlichkeit gern Hand in Hand gehen. Ebenſo wahr iſt, daß ſich die Zuſtände des öffentlichen und des häuslichen Lebens gegenſeitig bedingen; daß die im Staate das Vertrauen, die Treue und den Glauben verbürgende Offenheit und Oeffentlichkeit bis in die engſten Kreiſe der Familie heilſam zurückwirkt. Deſſen ein Zeugniß iſt das noch unverdorbenere Familienleben der freieren Völker, der Briten, Nordamerikaner, Schweizer. Auch die Völker Oeſterreichs hat man zwar oft genug für ihre Entbehrung der Genüſſe eines friſchen und freien öffentlichen Lebens durch die Hinweiſung auf die beſcheidenen Freuden eines gemüthlichen Stilllebens im häuslichen Kreiſe zu tröſten geſucht. Allein leider laſſen die unverwerflichen Zeugniſſe der officiellen Statiſtik darauf ſchließen, bis zu welchem erſchreckenden Grade, in dem angeblich conſervativen Staate der geheimen Cabinetsjuſtiz, auch die Bande der Ehe und der Familie ſchon gelockert ſind.

Kein erfreulicheres Urtheil begründen die ſtatiſtiſchen Tafeln der Criminalrechtspflege. In ehrenwerther ſittlicher Entrüſtung und mit ſchlagender Wahrheit ſagt der Verfaſſer eines Aufſatzes über „Rechtspflege und Gefängnißreform in Oeſterreich" (Allg. Ztg. 1846. Nr. 355. B.), zwar unter vorſichtigſter Verwahrung, als ob er hauptſächlich nur Oeſterreich im Auge habe, aber mit deutlichſter beſonderer Beziehung auf dieſen Staat: „Wenn der arme ungebildete Menſch rings um ſich und unter dem Schutz der Geſetze das wucheriſche Zuſammenraffen von Reichthümern, wenn er die Rechtsverletzungen der bevorzugten Claſſen mit Hilfe rabuliſtiſcher Rechtsverdreherei und des demoraliſirenden Vertuſchungsſyſtems der Strafe entgehen ſieht, wenn er hört, wie öffentliche und Privatbeamte mit ihrer Beſtechlichkeit Scherz treiben und Niemand Achtung zeigt vor dem Eigenthum des Staats oder irgend einer Gemeinſchaft, wenn das Aeußere einer Verſchiedenheit der politiſchen Meinung als Verbrechen gelten kann, wenn Nichtkenntniß eines verwirrten und principloſen Stempelgeſetzes oder Zolltarifs ſtrafbar wird, wenn jeder Bürger dem Staatsgefälle gegenüber von vornherein als unredlich und ſein Ehrenwort als nichtig erklärt iſt, wenn eine Menge Handlungen zu Verbrechen und Vergehen gemacht werden, welche dieſes im allgemeinen Rechtsgefühle des Volkes nicht ſind und nimmer ſein können, dagegen Handlungen unbeſtraft bleiben, die mit dem Fluche jedes Redlichen belaſtet ſind — dann muß freilich eine heilloſe Verwirrung in den Begriffen des Rechts und der Sittlichkeit einreißen, die Gefängniſſe müſſen ſich in ſchauderhaftem Maße füllen und die heilige Themis kann dem entarteten Menſchen nicht mehr als unbefleckte Jungfrau erſcheinen."

Unter Hinweiſung auf „Oeſterreich" in der 1. Auflage des Staats-Lexikons hier nur einige Angaben. In den öſterreichiſch-deutſchen und italieniſchen Provinzen, ſodann in Galizien und Dalmatien, worüber genauere Erhebungen vorliegen, hatte die Bevölkerung in der Periode von 1822—1842 nur um 16,1 Procent zugenommen; die Menge der in Criminalunter-

Digitized by Google

ſuchung gezogenen Perſonen dagegen um nicht weniger als 43,1 Procent. Es wurden nehmlich 1822 13,215, im J. 1842 ſchon 18,977 criminell, darunter durchſchnittlich nur 2000 auf freiem Fuße, behandelt. Nach der Art der Criminalverbrechen bilden auch in Oeſterreich die Verletzungen fremden Eigenthums mit 24,785 Fällen die größte Zahl. In Frankreich finden wir in der Periode von 1840—1844 nur 24,643 Diebſtähle auf 35 Millionen Menſchen, in jenen Provinzen Oeſterreichs aber 21,546 ſolcher Criminalverbrechen auf 21 Millionen Bewohner. Noch viel bedeutender aber iſt die Vermehrung der ſchweren Polizeiübertretungen, die in ihrer Mehrzahl gleichfalls Diebſtähle und Verletzungen des Eigenthums umfaſſen, die zum großen Theile nach den Geſetzen anderer Staaten als Criminalverbrechen behandelt werden müßten. Von 73,485 im Durchſchnitt der Jahre 1819—1830 war die Menge dieſer Uebertretungen auf 111,937 geſtiegen; ſie hatte in 15 bis 20 Jahren um nicht weniger als 52,8 Procent zugenommen. Was insbeſondere die durch Criminalverbrechen und ſchwere Polizeiübertretungen begangenen Verletzungen des Eigenthums betrifft, alſo außer Diebſtählen auch Raub, Fälſchung, Betrug und andere Veruntreuungen, ſo war im Durchſchnitte während 1819—1830 die Zahl dieſer Vergehen 46,340; im Jahr 1842 aber 66,525. Hiernach kam in jener Periode ein Vergehen ſolcher Art auf je 412 und im J. 1842 ſchon auf 325 Einwohner.

Im Hinblicke darauf läßt ſich nicht in Abrede ſtellen, daß Oeſterreich vor anderen Ländern dem Ideal eines verwerflichen Communismus, der Auflöſung der Familie und der Aufhebung des Eigenthums praktiſch nahe ſteht. Um ſo ſeltſamer nehmen ſich die Vorwürfe officieller öſterreichiſcher Blätter gegen die Schweiz, als einen vorgeblichen „Herd des Communismus", aus; gegen ein Land, wo der Communismus den wenigſten Boden hat und haben kann; wo ein blühender Wohlſtand gleichmäßiger als irgend ſonſtwo vertheilt iſt; wo verhältnißmäßig nur eine ſehr geringe Zahl von Vergehen gegen das Eigenthum begangen wird.

VI. Militärweſen. Eine wichtige Veränderung in der Organiſation des Heerweſens iſt 1845 eingetreten, indem von der früheren Dienſtzeit von 14 Jahren in der Linie und 6 Jahren in der Landwehr die erſtere auf 8 Jahre herabgeſetzt wurde; außer für Ungarn, wo noch die Reichstagsbeſchlüſſe auf 10 Jahre lauten, und für Italien, wo die geringere Dienſtzeit ſchon früher eingeführt war. Die Beſtimmungen über Verpflichtung zum Landwehrdienſt blieben unverändert. Zur Ergänzung und weiteren Ausdehnung der Verordnung über Herabſetzung der Dienſtzeit wurden ſpäter die ſeit 1836—1839 eingetretenen Soldaten ſowie die ſeit längerer Zeit dienende Mannſchaft der erſten und zweiten Landwehrbataillone entlaſſen.

Dieſe Beſtimmungen verdienen wenigſtens in ſo fern Anerkennung, als darin in freilich noch ſehr beſchränktem Umfange eine Conceſſion an das Princip der ſtaatsbürgerlichen Gleichberechtigung liegt. Die in Oeſterreich ſo beſonders unwillkommene und noch ſo drückende Militärlaſt wird doch jetzt auf eine verhältnißmäßig größere Menge vertheilt; obwohl in einem Staate, wo noch ganze Claſſen der Geſellſchaft von der Militärdienſtpflicht völlig befreit ſind, noch lange nicht davon die Rede ſein kann, daß der Forderung der

Digitized by Google

Gerechtigkeit genügt ſei. Da die Verpflichtung zum Landwehrdienſte unverändert bleiben ſoll, und da fortan, nach Beendigung des jetzt abgekürzten Dienſtes in der Linie, ſucceſſiv eine größere Zahl von Individuen in die Landwehrbataillone eintritt, ſo iſt durch die neue Veränderung die Militärlaſt im Ganzen vergrößert worden, während freilich auch das öſterreichiſche Heer mit Einſchluß der Landwehr wenigſtens an Maſſe gewonnen hat.

Dagegen dürfte die Reform des Heerweſens der Nationalwohlfahrt viel mehr Nachtheile als Vortheile bringen. Die beiden Endpunkte der in Europa noch beſtehenden Militärverfaſſungen mit beſtimmt durchgeführtem Princip finden wir einer Seits in Großbritannien und anderer Seits in Preußen oder noch viel entſchiedener in der Schweiz. Dort ergänzt ſich das Heer durch freiwillige Anwerbung für lange Zeit, welche meiſt nach Ablauf derſelben vertragsmäßig erweitert wird und ſich regelmäßig für die einmal Angeworbenen auf die ganze Periode ihrer Dienſtfähigkeit ausdehnt. Welche Mängel auch der britiſchen Heerverfaſſung anhängen mögen, hier iſt wenigſtens der Grundſatz der Theilung der Arbeit beſtimmt durchgeführt, ſo daß einem verhältnißmäßig kleinen Theile der Nation die militäriſchen Functionen ausſchließlich zufallen, während die große Maſſe derſelben in den Verhältniſſen ihres bürgerlichen Berufs und Erwerbs durch militäriſche Uebungen und Dienſtleiſtungen völlig ungeſtört bleibt. Wie gewiß es nun iſt, daß in Großbritannien noch andere Verhältniſſe in höherem Maße auf Vermehrung der ſo außerordentlich ſtarken Production und Steigerung des Nationaleinkommens Einfluß äußerten, ſo läßt ſich doch nicht leugnen, daß dazu ſein eigenthümlicher Militärorganismus gleichfalls mitgewirkt hat. In Preußen dagegen und mehr noch in der Schweiz iſt es nicht das einſeitig zur Anwendung gebrachte Princip der Theilung der Arbeit, ſondern vielmehr das höhere der organiſchen Verbindung der bürgerlichen und militäriſchen Berufsthätigkeiten, das in Beſtimmung der militäriſchen Inſtitutionen Richtung und Ziel gab. Das hat ſich nun vor Allem in der Schweiz gezeigt, daß auch durch die Gründung eines eigentlichen Volksheers und durch Vertheilung der Militärpflicht auf die geſammte dienſtfähige Staatsbürgerſchaft die Störungen der Thätigkeit des bürgerlichen Berufs und Erwerbs durch die militäriſchen Leiſtungen auf ein Minimum zurückgeführt ſind, und ebenſo bekannt iſt, in welchem hohen Grade die eidgenöſſiſche Heerverfaſſung, verglichen mit dem Aufwande, unter dem noch alle anderen Völker Europas ſeufzen, den Staatsfinanzen zu gut kommt. Endlich haben es die jüngſten Vorgänge deutlich erkennen laſſen, daß bei vielfach geringerem Aufwande gleichwohl die Wehrkraft der Schweiz eine verhältnißmäßig weit ſtärkere iſt als diejenige jedes anderen europäiſchen Staats von gleicher Bevölkerung. Alle anderen Heerverfaſſungen Europas, dem einen oder anderen Princip mehr oder minder ſich annähernd, ſchwanken noch in einer nicht erfreulichen Mitte. Das aber läßt ſich wohl mit mehr als bloßer Wahrſcheinlichkeit behaupten, daß nicht blos eine vierzehnjährige, ſondern auch eine achtjährige und noch geringere Dienſtzeit dem bürgerlichen Berufe nur allzu leicht entfremdet und in das Getriebe der Production und des Erwerbs ſtörend und hemmend eingreift. Durch Verminderung der Dienſtzeit

Digitized by Google

auf acht Jahre dürfte alſo nur für eine größere Menge von Bewohnern die Summe dieſer Störungen und Hemmungen vermehrt worden und alſo wenigſtens vom volkswirthſchaftlichen Standpunkte aus nicht als Beſſerung zu betrachten ſein. Nebenbei dürfte dieſe Veränderung zum Nachtheile der ohnehin ſchon ſo gedrückten Finanzen immerhin einige Vermehrung des Militäraufwands zur nothwendigen Folge haben.

Da der von der Militärpflicht befreite Adel der einzige Stand in Oeſterreich iſt, der gegenüber der Büreaukratie noch einige Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit der Geſinnung zu behaupten vermochte, ſo iſt es von Intereſſe, zu bemerken, wie weit er freiwillig am Kriegsdienſte theilnimmt und ſich damit den Zwecken der Regierung hingiebt. Dabei iſt freilich nicht außer Acht zu laſſen, daß ein großer Theil des Adels arm iſt und ſich, wie im Civildienſte, ſo auch im Militärdienſte die Mittel zur Friſtung ſeiner Exiſtenz ſucht. Mit Ausnahme der adeligen Garden ſteht im Heere theoretiſch jede Stelle ſo gut dem Bürgerlichen wie dem Adeligen offen. Indeſſen finden ſich bei der Generalität unter 464 Individuen nur 63 Bürgerliche. Im ganzen Heere, mit 10,763 Officieren, ſind 6145 bürgerliche und 4618 von Adel. Dieſer überwiegt beſonders in der Cavallerie; ſodann im Geniecorps und Generalſtab, jedoch nur darum, weil viele bürgerliche Officiere bei ihrem Avancement oder nach längerer Dienſtzeit geadelt werden. Sehr wenige Adelige dienen in der Artillerie, in den Gränzregimentern und in der Marine. Nach den Provinzen liefert zwar Galizien der Armee mehr Recruten als Italien, aber viel weniger Officiere. Am häufigſten widmet ſich der deutſche Adel dem Soldatendienſte; ſeltener der böhmiſch-mähriſche, und noch weit weniger Officiere ſtellt der politiſch ſelbſtſtändige Adel Ungarns und Siebenbürgens.

Ueber die Dienſtwilligkeit und Dienſtfähigkeit nach Verſchiedenheit der Nationalität macht ein öſterreichiſcher Officier [17]) einige beachtenswerthe Bemerkungen. Der Magyare von anerkannt kriegeriſcher Richtung iſt melancholiſch-choleriſchen Temperaments und lebt auf den weiten Plänen ſeines Landes häufig noch als Naturmenſch im vollſten Genuſſe phyſiſcher Ungebundenheit, dabei meiſtens ohne eigentliche ſittliche Bildung. Die militäriſche Einſchulung vieler dieſer Naturſöhne wird daher eine ſchwere, oft erfolgloſe und häufig ſelbſt für den humanſten Vorgeſetzten lebensgefährliche Arbeit. Leichter wird ſchon die Einſchulung bei dem biegſameren Slaven Ungarns; dankbar wird ſie erkannt von dem polniſchen Recruten, dieſem ſeinem Vorgeſetzten mit Herz und Seele ergebenen Manne; ein wahrhaft freudiges Werk iſt ſie aber bei dem lebhaften und geiſtvollen Italiener, bei welchem Subordinationsverletzungen nur ſelten vorkommen. Der Deutſchen wird nicht erwähnt; ebenſo wenig der ſlaviſchen Völkerſchaften der deutſchen Bundeslande. Das freilich iſt eine andere Frage, ob unter allen Umſtänden die Biegſamkeit der Slaven nicht zum Bruche kommen würde; ob man im Kriege auf die Dienſtwilligkeit der eigentlichen Polen und der geiſtvollen Italiener auch dann zählen dürfte, wenn nationale und politiſche

17) L. Kirtzl, Major und Prof. an der Neuſtädter Militär-Akademie. Allg. Zeitg. 1847. Nr. 186. B.

Neigungen und Abneigungen ins Spiel kommen, gegen die alle Bemühungen der „Einſchulung" und der Auffütterung eines beſonderen Corpsgeiſtes doch noch keinen ſichern Ableiter zu Stande gebracht haben. Die vor nicht gar langer Zeit unter polniſchen Officieren entdeckten Verbindungen, der Kampf und Tod der Brüder Bandiera dürften dafür einige neuere Belege ſein.

Was die militäriſche Dreſſur erreichen konnte ſowie die Bemühung einzelner militäriſcher Fachmänner für techniſche Verbeſſerungen und zur Benutzung der neueſten Erfindungen der Mechanik und Chemie für die Zwecke des Kriegs: das Alles iſt in Oeſterreich in vollem Maße geſchehen. Das iſt bekannt, daß die Ausbildung der techniſchen Corps, der Pioniers, Sappeurs, Mineurs und des Feuerwerkercorps, eine vorzügliche iſt; daß die Artillerie derjenigen anderer Staaten nicht blos gleichſteht, ſondern ſie in vielen Beziehungen übertrifft; daß ein zweckmäßigeres Brückenſyſtem in Oeſterreich ſeinen Urſprung und Anwendung gefunden hat; daß daſelbſt die Grundſätze der neueren Fortification ihre conſequenteſte und umſichtigſte Anwendung gefunden haben. Ueber dieſe Fortſchritte iſt man auch ſo ziemlich einig. Aber ſie betreffen noch lange nicht den ganzen Militärſtaat; und neben den Lichtſeiten ſind dunkle Partieen, neben den einzelnen Fortſchritten ſind Rückſchritte im Ganzen oder doch ein beinahe ebenſo gefährlicher Stillſtand ganz wohl möglich.

So hat denn auch das öſterreichiſche Heerweſen in der neueſten Zeit ebenſo entſchiedene Angriffe erleiden müſſen, als es eifrige Vertheidiger gefunden hat; ohne daß man nur auf der einen Seite das Unrecht, die abſichtliche Verdrehung oder die ebenſo nichtswürdige abſichtliche Beſchönigung zu ſuchen hätte. Einen ſolchen Angriff, ohne jedoch manches Lobenswürdige zu verſchweigen, machte die Schrift „Oeſterreich und ſeine Armee" von Fenner von Fenneberg. Dagegen trat unter Anderen Kirtzl auf, der indeß in feiner und vorſichtiger Weiſe auf manche der wichtigſten Anſchuldigungen nicht eingeht; ſodann — in minder würdiger Haltung — Sporſchil[18]). Auf den Streit über die Bedeutung der verſchiedenen Militärbildungsanſtalten kann hier nicht eingegangen werden. Mögen manche derſelben ihre Beſtimmung nicht erfüllen, ſo leiſten dagegen andere viel in Vielem. Aber dürften die allzu unbedingten Vertheidiger des öſterreichiſchen Heerweſens behaupten, daß das Verpflegungsſyſtem und die ganze Militärökonomie ſo geordnet iſt, um nicht unter dem Schutze eines „Vertuſchungsſyſtems" zu zahlreicheren Unterſchleifen als in anderen Heeren Anlaß zu geben? Die Statiſtik der Criminalrechtspflege beweiſt wenigſtens zur Genüge, daß auch in Oeſterreich die Gelegenheit Diebe macht, und ſogar daß die Diebe ſich Gelegenheit machen; und wo die nur allzu anſteckende Demoraliſation ſchon ſo maſſenweiſe um ſich gefreſſen hat, da machen in der Regel ganze Claſſen der Geſellſchaft wenigſtens nicht für lange Zeit eine rühmliche Ausnahme. Sollte nicht auch das in Oeſterreich beliebte Avancementsſyſtem ſelbſt noch mehr als anderswo gerechte Klagen über willkürliche Begünſtigung und Zurückſetzung begründen? Den

18) Erſterer in den ſchon bezeichneten „Bemerkungen" in der „Allg. Zeitg.", Letzterer in ſeiner Broſchüre gegen die Broſchürenſchmiede.

Regimentsinhabern iſt hierin ein ſehr weiter Spielraum gelaſſen: ſie haben das Recht, die Cadetten in ihren Regimentern zu Officieren und dann weiter bis einſchließlich zur Hauptmannsſtelle zu befördern; mit der einzigen Beſchränkung, daß die Beſetzung jeder dritten erledigten Officiersſtelle dem Hofkriegsrathe zuſteht, der entweder ſelbſt verfügt oder die Verfügung dem Inhaber überläßt. Sollten die Vorwürfe wegen eines unter mancherlei Vorwänden und unter dem Deckmantel verſchiedener „Conventionen" getriebenen Schleichhandels mit Officiersſtellen völlig aus der Luft gegriffen ſein? Wenigſtens brachte dieſe Verkäufe ſchon Turnbull zur Sprache, ein unbefangener Beobachter und Berichterſtatter, der die Zuſtände Oeſterreichs keineswegs ins allzu Schwarze zu malen ſuchte. In jüngſter Zeit ſind wiederholte Fälle von Unbotmäßigkeit und von Ermordung von Feldwebeln und Corporalen durch ihre Soldaten bekannt geworden. Indem der Verfaſſer der „Bemerkungen" von der „lebensgefährlichen" Arbeit einer Einſchulung der magyariſchen Naturſöhne ſpricht, ſcheint er darauf hinzudeuten, daß ſolche thatſächliche Proteſtationen gegen den Militärzwang nicht eben ſehr ſelten vorkommen. Ebenſo wenig wird die auffallende Menge von Selbſtmorden im öſterreichiſchen Militär, beſonders unter den Magyaren, in Abrede geſtellt. Mag es ſein, daß der Magyare mit ſeinem „melancholiſch-choleriſchen" Temperament eine beſondere Dispoſition zu ſolchen Handlungen der Verzweiflung mitbringt; dieſe kommt doch am leichteſten in einem Staate zum Ausbruche, wo man in der misera plebs contribuens, die wahrlich nicht blos in Ungarn zu Hauſe iſt, die Rechte der Perſönlichkeit noch ſo wenig achtet; wo darum um ſo häufiger auch die Nothwendigkeit der Mannszucht zum Vorwande brutaler Mishandlung gemacht wird. Weit das ſchlimmſte Zeugniß liegt aber in der furchtbaren Menge von Verbrechen, die im öſterreichiſchen Heere begangen werden, und dies ſind nicht etwa blos leichtere Disciplinarvergehen, ſondern in der großen Mehrzahl gemeine Verbrechen, wie Diebſtahl, Raub und Mord[19]).

Indem darauf hingewieſen wurde, daß Deutſchland und Oeſterreich bei ihrer gegenwärtigen Wehrverfaſſung kaum im Stande ſeien, Frankreich zu widerſtehen, noch viel weniger einem gleichzeitigen Anſtoße Frankreichs und Rußlands, iſt zugleich der Wunſch ausgeſprochen worden, daß wenigſtens in den deutſchen Provinzen Oeſterreichs, wenn auch mit Ausnahme Böhmens und Mährens, eine der preußiſchen ähnliche Wehrverfaſſung eingeführt werden möge[20]). Wer würde nicht der Erfüllung dieſes frommen Wunſches ſich freuen? Aber eine volksthümliche Wehrverfaſſung neben dem monarchiſchen oder bureaukratiſchen Abſolutismus kann nur — wie eine Zeitlang in Preußen — als vorübergehende Anomalie in der Geſchichte vorkommen. Regelmäßig aber bedingen ſich gegenſeitig der Charakter der Staatsverfaſſung und der Heerverfaſſung. In Oeſterreich würde alſo eine volksthümliche Wehrverfaſſung erſt dann möglich ſein und erſt dann ihren Zweck zu erfüllen vermögen, wenn durch volle Oeffentlichkeit der Staatsverwaltung das Mistrauen zwiſchen

19) S. „Oeſterreich" in der 1. Auflage.
20) „Deutſche Zeitg." 1847. Nr. 49 und 50.

Digitized by Google

Regierung und Volk beſeitigt, wenn dieſes keine blos paſſive Maſſe mehr wäre, ſondern verfaſſungsmäßige Rechte wie im Innern zu vertreten, ſo gegen das Ausland zu vertheidigen hätte. Auch der Fortſchritt Oeſterreichs zur Erhöhung ſeiner Wehrkraft im eigenen Intereſſe wie in dem der geſammten deutſchen Nation hängt alſo ab von ſeinem ſchon allzu lange verzögerten Fortſchritte zu einem Syſteme der freiſinnigen Politik.

VII. Finanzweſen. Ueber die Finanzen Oeſterreichs herrſcht noch immer ein unheimliches Dunkel, in dem alles Vertrauen mehr und mehr verſchwinden muß. Denn durch alle Mittel der Verheimlichung drang gleichwohl die Ueberzeugung vom Daſein greller Misſtände durch, die den Bewohnern der Monarchie überall handgreiflich fühlbar entgegentreten, ſelbſt wenn ſie über den ganzen Umfang des Uebels fortwährend im Unklaren bleiben. Was auch unter der jetzigen Finanzverwaltung eines Kübeck im Einzelnen gebeſſert worden iſt, alle dieſe theilweiſen Reformen haben nur die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform, die einzig unter einem Syſtem des Vertrauens und der Oeffentlichkeit möglich wird, in helleres Licht geſetzt. Noch immer ſind die Angaben Springer's[21]) mit beſonderer Beziehung auf das Jahr 1837 die umfaſſendſten und vielleicht die zuverläſſigſten; aber ſie laſſen überall Lücken und deuten die Misſtände kaum an. Hauptſächlich auf dieſe Angaben gründen ſich Tengoborsky's ſtatiſtiſche Vergleichungen.

Hiernach betrug das geſammte Staatseinkommen, das zur Zeit des Regierungsantritts des Kaiſers Franz I. auf 86 Millionen Gulden C.-M. berechnet wurde, im J. 1837: 135,600,000 Gulden. Es ward ſpäter auf etwa 150 Mill. geſchätzt. Nach den Hauptquellen des Einkommens ergaben:

Staats- und öffentliche Fondsgüter	3,100,000 Fl.
Montaniſticum und damit verbundene Gefälle .	900,000 - [22])
Directe Steuern	48,000,000 -
Indirecte -	79,100,000 -
Beſondere Einkünfte	4,500,000 -

Sehr verſchieden, ſelbſt nach dem Maßſtabe der Bevölkerung und des Wohlſtandes ſind die Beiträge der einzelnen Provinzen. Sie ſind für Oeſterreich unter der Enns 19,490,000 Fl.; Lombardei 19,200,000; Böhmen 16,050,000; Venedig 15,040,200; Galizien 12,647,000; Mähren und Schleſien 9,160,000; Oeſterreich ob der Enns 5,040,000; Steiermark 4,321,000; Kärnthen und Krain 3,981,000; Tyrol 3,242,000; Küſtenland 2,864,000; Militärgränze 2,639,000; Dalmatien 921,000. Man ſieht, daß die 4½ Millionen Bewohner des öſterreichiſchen Italiens keinen geringen Beitrag zum Staatseinkommen liefern. Dagegen trägt Siebenbürgen nur 3,867,000 Fl. bei, und das große, reiche Ungarn gar nur 16,990,000 Fl. Doch werden allerdings in Ungarn viele Beamte, öffentliche Gebäude,

21) Statiſtik des öſterreichiſchen Kaiſerſtaats. Bd. II. Wien 1840.
22) Später war das Einkommen aus den Bergwerken bedeutend größer. Siehe oben.

Straßen, Brücken und andere Anſtalten nicht aus der Aerarial-, ſondern aus der Domeſticalcaſſe der Comitate und Städte erhalten.

Unter den indirecten Abgaben ertrug die mit zahlloſen Plackereien verbundene Verzehrungsſteuer, die in den Städten und auf dem platten Lande auf einem Theile der unentbehrlichſten Victualien laſtet, namentlich auf Brod und Fleiſch, auf Wein, Bier und anderen geiſtigen Getränken, eine Summe von 19,500,000 Gulden. Dies iſt jene nach Größe und Anlage ſo verhaßte Steuer, auf welche im Jahre 1846 und 1847 die Stände Niederöſterreichs die Aufmerkſamkeit der Regierung zu lenken ſuchten, indem ſie geradezu die Unverträglichkeit dieſer Abgabe mit der „Sicherheit des Eigenthums, mit der allgemeinen Wohlfahrt und mit der Erhaltung der öffentlichen Ruhe" hervorhoben und ſich bereit erklärten, den durch Aufhebung oder Verminderung entſtehenden Ausfall in anderer Weiſe zu decken. Die Deckung ſollte durch eine allgemeine Einkommenſteuer erfolgen, welche zumal die Kräfte der wohlhabenden Claſſen, namentlich ihr bewegliches Vermögen, in ſtärkeren Anſpruch nähme. Das ſeit 1802 immer höher geſchraubte Stempelgefälle hatte 1837 einen reinen Ueberſchuß von 3,450,000 Gulden abgeworfen; das Taxgefälle von 2,300,000. Durch ein principloſes, wirres und weitläufiges Stempelgeſetz vom 29. Januar 1840, mit allen Zeichen der Plusmacherei, hatte man den Ertrag noch höher zu ſteigern geſucht. In Verbindung mit ihrem Antrage auf Ermäßigung der Verzehrungsſteuer beantragten alſo die niederöſterreichiſchen Stände auch eine Abänderung des Stempelgeſetzes, indem ſie unter Anderem darauf hinwieſen, daß die Stempelſteuer bei geringeren Gegenſtänden nicht ſelten den Werth derſelben überſteige. Der Ertrag der Zölle, den Tengoborsky zu 16½ Mill., Springer aber — mit Einſchluß der etwa 2 Millionen abwerfenden Zwiſchenzölle zwiſchen Ungarn mit Siebenbürgen und den anderen Provinzen — zu 15,750,000 angiebt, mag ſich ſeitdem, durch Ermäßigung einiger Zölle und Erweiterung des Verkehrs, gehoben haben. Vielleicht trug dazu auch die im Jahre 1843 beſchloſſene Vereinigung der Gränz- und Gefällenwache in eine Finanzwache Etwas bei. Daß aber noch unter den jetzigen Verhältniſſen dieſe Abgaben wohl in höherem Maße dem Schmuggel, auf Koſten des ehrlichen Erwerbs, als dem Staate zu gut kommen, wurde ſchon früher bemerkt. Das reine Einkommen aus dem Salzmonopol, das kopfſteuerartig wirkt und nicht in geringerem Maße als die Verzehrungsſteuer die ärmeren Claſſen vor den Wohlhabenden belaſtet, war 22 Millionen. Das Tabaksmonopol warf nach Tengoborsky ein Bruttoeinkommen von 18 Mill. ab; nach Springer einen Reinertrag von nahe 10 Millionen [23]). Endlich bezog der Staat ſchon 1837 von dem Lottogefälle, d. h. von dem Ueberſchuſſe der Einſätze über die Summe der vorkommenden Gewinnſte und ſeiner Verwaltungskoſten, ein Sündengeld von 4 Millionen. Und ſchon damals bemerkte Springer, daß, geringe Fluctuationen abgerechnet, die Theilnahme am Lottoſpiele nichts weniger als abgenommen habe. Am geringſten

---

23) Seit 5—6 Jahren ließ Kübeck im Banat gegen 30 große Tabakscolonieen auf den Cameralländereien anlegen.

ſoll dieſe Theilnahme in Dalmatien ſein, am größten in Oeſterreich ob und unter der Enns und in Italien. Böhmen ſcheint alſo noch nicht einmal zu den Provinzen zu gehören, wo am meiſten geſpielt wird; und doch erfuhr man aus der Denkſchrift der böhmiſchen Stände (ſ. Böhmen) zur Begründung ihres Antrags auf Abſchaffung des Lotto [24]), daß es dort Herrſchaften giebt, wo der Einſatz eines Jahres mehr betrug als die ganze jährliche directe Steuer! Nebenbei bezieht der Staat aus ſeinen 10 Procent von Güterlotterieen, von Ausſpielung von Waaren und anderen Effecten, jährlich zwiſchen 30,000 und 200,000 Gulden.

In den Hauptausgaben erſcheinen die Perſonalbezüge aller Civilbeamten mit 30 Millionen. Verglichen mit der Maſſe der Bureaukratie [25]) iſt die den Einzelnen treffende Durchſchnittsſumme freilich nicht bedeutend; will man aber die kärgliche Bezahlung der unteren Claſſen der Beamtenhierarchie „Sparſamkeit" nennen, ſo iſt durch eine ſolche Sparſamkeit nur die Zahl der Verlockungen vergrößert, um ſich auf Koſten des Volks in anderer Weiſe ſchadlos zu halten. Noch höher ſteigt der Aufwand für das Militär. Er beträgt in Friedenszeiten jährlich über 42 Mill. Gulden. Eine noch größere Summe nahm ſchon 1837 die Verzinſung und Tilgung der Staatsſchulden mit mehr als 44 Millonen weg; ſo daß zu dieſem Zwecke nahe $\frac{1}{3}$, in Preußen dagegen nicht ganz $\frac{1}{6}$ der geſammten Staatseinnahme verwendet werden muß [26]). Die Größe der Staatsſchuld, nach Abzug der damals etwas über 185 Millionen betragenden Effecten im Beſitze des Tilgungsfonds, wurde von Tengoborsky, durchweg auf fünfprocentige Obligationen reducirt, zu 970 Millionen angeſchlagen; von Springer, der die im Papiergelde verzinslichen Obligationen zu $2\frac{1}{2}$ Procent berechnete, zu 996 Millionen. Der Vermögensſtand des Tilgungsfonds, der ſeit 1817 etwas über 497 Mill. Schuldverſchreibungen außer Cours geſetzt hatte, war gegen Ende 1845 etwas über 201 Millionen. Aber dieſe Operationen des Tilgungsfonds werden durch Vermehrung der Staatsſchulden vermittelſt neuer Anleihen, zumal in den letzten Jahren, bei Weitem überflügelt. Zwar hat Oeſterreich einen Theil ſeiner neu aufgenommenen Capitalien hauptſächlich für die Ausführung großartiger Eiſenbahnbauten verwendet. Allein ſo viel läßt ſich doch

---

24) Auch die Stände Steiermarks petitionirten für Abſchaffung des ſkandalöſen Zahlenlottos und Aufhebung aller noch beſtehenden Lotterieen.

25) Springer giebt die Zahl der aus den Cameral-, Gefälls- und Polizeicaſſen bezahlten Beamten auf 34 300 an. Dazu kamen aber noch außerdem nicht weniger als 91,880 öffentliche Diener und Aufſeher, und unter dieſen blos in den verſchiedenen Zweigen der Finanzverwaltung 83,800. In den letzten Jahren iſt die bureaukratiſche Maſſe noch mehr angeſchwollen. Erhoben doch die Stände lebhafte Klagen über den Druck der jährlich ſich vermehrenden Beamtenzahl, die ſchon über 160,000 geſtiegen ſei.

26) Nach dem Stande der Finanzen im Jahre 1837 fielen von der Staatsſchuld in Preußen 16 Fl. 56 Xr. auf den Kopf; in Oeſterreich 26 Fl. 43 Xr.; in Frankreich 51 Fl. 30 Xr.; ſodann von der jährlichen Auflage für Verzinſung und Tilgung je 54—70 und 193 Xr. Für Tilgung der Schuld würde aber Preußen nur einer dreijährigen Staatseinnahme bedürfen, Frankreich einer vierjährigen und Oeſterreich einer ſiebenjährigen.

Digitized by Google

durch den Schleier, hinter dem man die wahre Finanzlage zu verſtecken bemüht iſt, deutlich erkennen, daß die Vergrößerung der Staatsſchuld mit dem in nützlichen Unternehmungen angelegten Capital, und daß die Vermehrung der zu bezahlenden Zinſen mit dem Ertrage aus gemeinnützigen Anlagen noch lange nicht in einem günſtigen Verhältniſſe ſteht [27]). Ein Zeugniß dafür giebt auch das fortwährende Sinken der öſterreichiſchen Staatspapiere. Das jährliche Deficit, ſchon in den früheren Jahren im Betrage von 4—6 Millionen Gulden, iſt im Verlaufe einer fortdauernden Friedensperiode ſeit 1842 bis auf 10 Millionen jährlich geſtiegen. Zu ſeiner Deckung war man ſeit 1816 genöthigt, nicht weniger als 16 Anlehen, von je 30, 40 bis 70 Millionen zu machen; und zwar unter nachtheiligen Bedingungen. Die nachtheiligſten Bedingungen mußte man ſich aber für das jüngſte Anlehen von 1847 gefallen laſſen, mit dem man „an den Gränzen des Staatscredits angelangt zu ſein" ſcheint. Außerdem wurde in derſelben Friedensperiode noch der beträchtlichſte Theil der Staatsgüter nicht etwa vortheilhaft verkauft, ſondern um Spottpreiſe verſchleudert. Unter ſolchen Verhältniſſen ſagt ein weit verbreitetes, geachtetes Blatt [28]), im Hinblicke auf dieſe Finanzlage, wohl mit Recht: „Selbſt als Napoleon in Wien und Schönbrunn reſidirte und Kaiſer Franz flüchtig in Ungarn umherzog, befand ſich Oeſterreich in keiner ſo gefährlichen Lage wie jetzt. Damals war das Mitgefühl der Völker für Oeſterreich; jetzt hat es alle Welt, mit Ausnahme Louis Philipp's und Guizot's, gegen ſich. Und gerade dieſe franzöſiſchen Alliirten ſind für das Kaiſerthum gefährlicher als zehn Feinde. Allein die ſchlimmſte Verlegenheit Oeſterreichs beſteht nicht in dieſem allgemeinen Tadel der öffentlichen Meinung, nicht in den bedenklichen Wirrniſſen Italiens, der Schweiz und der ſüdlichen Donauländer, nicht in dem blutigen galiziſchen Unglück, nicht in der erwachten ſtändiſchen Oppoſition, nicht in Ungarns Erhebung, ſondern zunächſt und hauptſächlich in den gänzlich zerrütteten Finanzen. Die leeren Caſſen, die ungeheure Staatsſchuld und der gänzlich erſchütterte Credit, das ſind die Urſachen der ſo plötzlichen Vernichtung des ſonſt herrſchenden Anſehens der öſterreichiſchen Politik.... Mit der Zerrüttung des Staatsvermögens geht der Ruin des Privateigenthums gleichen Schritt. Der kleine Grundbeſitz, namentlich der bäuerliche, iſt faſt allgemein ſchwer mit Schulden belaſtet, und

27) Zu den jüngſten Finanzoperationen in Oeſterreich gehört, auf Anregung Kübeck's die Gründung einer mit 12 Millionen ausgeſtatteten Creditcaſſe im Jahre 1846. Die Finanzverwaltung ließ dafür öffentliche Papiere aufkaufen und die gute, aber gar nicht oder nur unvollſtändig erreichte Abſicht dabei war, die Courſe, namentlich die der Eiſenbahnactien, nicht allzu tief fallen zu laſſen. Dazu wurden nicht weniger als 10 Millionen verbraucht. Das Gerücht, die Creditcaſſe wolle ihre Operationen einſtellen und die Papiere ihrem freien Laufe überlaſſen, brachte einen paniſchen Schrecken hervor. Darauf ließ man eröffnen, daß die Creditcaſſe ihre Operationen fortſetzen werde; aber nicht lange nachher wurde dies widerrufen und vom 29 Sept. 1847 an erfolgte wirklich die Einſtellung ihrer Operationen. Darauf hin forderte der Finanzminiſter Freiherr von Kübeck ſeine Entlaſſung, die indeſſen nicht angenommen wurde.

28) „Deutſche Zeitg. Nr. 161 B. in einer Correſpondenz „von der Elbe."

in vielen Gegenden ſind die Bauern nahe daran, Haus und Hof zu verlaſſen. Wie dies auf das Steuerertrāgniß einwirken muß, iſt klar. Alle Landtage haben traurige Klagen vor den Thron gebracht über die zunehmende Schwierigkeit des Einbringens der Steuern. Dieſe Einbringung iſt bereits faſt allgemein eine Eintreibung im ſchlimmſten Sinne des Wortes geworden. Militäriſche Execution wird immer mehr zur Regel dabei. Aber ſelbſt dieſes traurige Gewaltmittel fruchtet nicht mehr, weil ſich der Executionsmann alsbald mit hungrigem Magen von der Wahrheit des Satzes überzeugt, daß, wo Nichts iſt, der Kaiſer ſein Recht verloren hat.... Stünden jetzt die Summen zu Gebote, die man in Portugal und Spanien fruchtlos geopfert, man würde ſie in Italien und der Schweiz noch fruchtloſer opfern. Darum iſt es ein Glück für Oeſterreich, daß es in dieſer großen und verhängnißvollen Verſuchung nicht bei Caſſe iſt. Es werden dadurch Schritte unmöglich, die leicht den Kaiſerſtaat ins Verderben führen könnten. Für den Staat und die kaiſerliche Familie iſt dieſe Geldverlegenheit ein Glück, und ein doppeltes dadurch, daß das bisherige Syſtem einen Riß bekommen, der ſich nimmermehr wird ausbeſſern laſſen. Die leere Staatscaſſe iſt der Abgrund, welcher das unglückliche alte Syſtem verſchlingen wird, verſchlingen muß, wenn Oeſterreich aufrecht bleiben ſoll. Bleibt es aber aufrecht dadurch, daß es ſich zu einem neuen, zeit- und ſachgemäßen Syſtem erhebt, dann werden auch die Geldverlegenheiten enden, und das verjüngte Oeſterreich wird eine unerſchöpfliche Kraftfülle entwickeln zu edlen und ruhmvollen Schöpfungen auf allen Gebieten des Menſchenlebens."

In dem Allen wird man um ſo weniger Uebertreibung finden, als Punkt für Punkt durch die Beſchwerden und Klagen der in aller Weiſe ſo vorſichtigen und bis in die jüngſte Zeit nur allzu zurückhaltenden Stände Oeſterreichs beſtätigt wird. Sprachen doch die Stände Mährens, in ihrer Landtagserklärung auf die Poſtulate für 1843, geradezu von der Unvermögenheit der Provinz, die ihr auferlegten Grundſteuern ferner zu erſchwingen, und von der daher rührenden erſchreckenden Verſchuldung des Dominical- und Ruſticalbeſitzes, woran ſich ihr Geſuch um Ermäßigung der Steuerpoſtulate von 1849 knüpft. Noch ſchneidender über die Lage der Dinge äußern ſich die niederöſterreichiſchen Stände in ihrer gedruckt vorliegenden Landtagserklärung von 1847. „Zwei und dreißig Friedensjahre", ſo ſagen ſie unter Anderem dem Kaiſer, „haben den Steuerpflichtigen keine Erleichterung gebracht, und zu den Opfern der großen Summen, welche die Gutsbeſitzer zu den Staatsbedürfniſſen beitragen mußten, geſellt ſich auch noch die beunruhigende Ungewißheit, welche Laſten ſie zu tragen haben werden, wenn die Erhaltung des Friedens in Europa außerordentliche Anſtrengungen koſten ſollte. Die Bedürfniſſe des Staatshaushaltes ſind in Conflict getreten mit der Leiſtungsfähigkeit der Unterthanen." Die Stände weiſen nach, daß in außerordentlichen Zeiten gegebene Zuſchüſſe vom Staate als dauernde Laſt aufgebürdet wurden; ſie verlangen Erleichterung der Bürde, die in keinem Verhältniſſe mehr zu den Kräften der Provinz ſtehe, und bitten um Enthebung von der Bezahlung des Zu-

ſchuſſes, „da ſie die Bürgſchaft nicht zu übernehmen wagen, daß irgend ein ungünſtiges Ereigniß ſie nicht in die Unmöglichkeit verſetzen könnte, dieſen Zuſchuß hereinzubringen.“ Nach Begründung des Vorſchlags für Ermäßigung der Verzehrungsſteuer und Stempeltaxe ſowie für Einführung einer gleichen Belaſtung alles Einkommens im Intereſſe der ärmeren Claſſen heißt es am Schluſſe: die ſteigende Belaſtung im tiefſten Frieden, deren Veranlaſſung ihnen unbekannt ſei, erwecke in ihnen Zweifel über die Zulänglichkeit ihrer Bewilligungen und über die ſchweren Folgen, wenn die Geſammtheit der Provinzen nicht mehr genügen ſollte, den Anforderungen des Steuerſyſtems zu entſprechen. Dieſe Zweifel, die das Land mit den Ständen theile, vermöge nur die Veröffentlichung des Staatshaushalts zu beſchwichtigen; „Oeffentlichkeit iſt die Stütze des Vertrauens; ſelbſt die Schrecken eines offen dargelegten Ausfalles finden ihre Gränzen in der Veröffentlichung, und nur in ihr liegt die Möglichkeit des gemeinſamen Zuſammenwirkens von Fürſt und Unterthan, welches allein die Mittel und Wege aufzufinden vermag, ſelbſt vermeintlich unheilbare Uebel unſchädlich zu machen.“

Man hat ſich in vergeblichen Verſuchen erſchöpft, durch ſtatiſtiſche Vergleichungen die finanziellen und volkswirthſchaftlichen Zuſtände Oeſterreichs in möglichſt glänzendes Licht zu ſtellen. Aber dadurch können ſich nur Diejenigen täuſchen laſſen, deren leichtfertiges Urtheil die wichtigſten der hier einſchlagenden Momente überſieht. So hat man berechnet, daß Preußen auf 5077 Quadratmeilen und eine Bevölkerung von 14,700,000 im Jahre 1837 ein Budget von 79,810,000 Gulden hatte, Oeſterreich aber auf 12,167 □ Meilen und 36,300,000 Einwohner ein Budget von nur 137,000,000; daß alſo Preußen im Durchſchnitte auf jede Quadratmeile 15,750 und auf jeden Kopf 5 Gulden 26 Kreuzer erhob, Oeſterreich dagegen nur je 11,506 und 3 Gulden 51 Kreuzer; ja, daß in Frankreich ſogar eine Steuerlaſt von 48,462 auf jeder Quadratmeile und von 13 Gulden 30 Kreuzer auf jedem Kopfe ruht. Daran iſt allerdings nicht zu zweifeln, daß das von der Natur ſo reich ausgeſtattete Oeſterreich noch mächtige Quellen des Wohlſtandes in ſich ſchließt, aber um ſo größer iſt die Schuld einer Politik, die zugleich durch ihr Thun und ihr Laſſen dieſe Quellen verſchüttet und verſtopft hält. Für die Erkenntniß Deſſen, was wirklich iſt und unter der Herrſchaft einer ſolchen Politik nothwendig ſein muß, geben alſo jene Vergleichungen nicht von fern einen richtigen Maßſtab an die Hand. Müßte doch neben vielem Anderen noch weiter in Betracht gezogen werden, daß nicht blos im exceptionellen Ungarn, daß auch in den anderen Provinzen des Reichs den Grundherrn, Gemeinden und anderen Corporationen Ausgaben und Leiſtungen zur Laſt fallen, die in anderen Staaten auf dem Budget erſcheinen; daß ſich die Leiſtungsfähigkeit jener Millionen verſchuldeter, von Frohnen und Zehnten niedergedrückter Bauern mit derjenigen der freien Grundeigenthümer der weſtlichen Staaten gar nicht vergleichen läßt; daß, nach der ganzen Stellung der Beamtenwelt, neben dem Staate auch noch die Bureaukratie vom Volke auf mancherlei Weiſe ihr beſonderes Budget erhebt, das in den Ueberſichten über den Staatshaushalt, die jährlich dem Kaiſer vorgelegt werden, nicht zum Vorſchein

Digitized by Google

kommt; daß durch die Art der Beſteuerung — namentlich die Verzehrungsſteuer, die den redlichen Erwerb beeinträchtigenden Zölle, die übermäßige Salzſteuer und vor Allem durch das überallhin verderblich wirkende Lotto — ein Syſtem der Ausſaugung, Uebervortheilung und Erſchleichung in Uebung iſt, deſſen Folgen ſich zwar nicht in Ziffern darſtellen, wohl aber im wachſenden Nothſtande erkennen laſſen.

In den bewegten und gährenden Provinzen des öſterreichiſchen Italiens iſt von dem unzufriedenen Volke der Gedanke zur theilweiſen Ausführung gebracht worden, durch freiwilligen und kaum eine beſondere Selbſtüberwindung koſtenden Verzicht auf den ſchlechten, die Geſundheit vergiftenden Regietabak das Staatseinkommen zu ſchmälern und der Regierung weitere Verlegenheiten zu bereiten. Auch d e r Gedanke kam in Anregung, ſich künftig des nichtswürdigen Lottoſpiels zu enthalten. Könnte ſich dieſe Idee eines ſittlich ſehr lobenswürdigen, eines rechtlich erlaubten und factiſch auf keine Weiſe zu verhindernden paſſiven Widerſtandes gegen das noch zur Zeit herrſchende politiſche Syſtem nicht auch von Italien aus über die anderen Provinzen verbreiten? Könnte nicht das Volk maſſenweiſe auf den Einfall kommen, es etwa nur dem paſſiven Gehorſame der öſterreichiſchen Bureaukratie und des Militärs zu überlaſſen, zum Beſten der Staatsfinanzen ſchlechten Tabak zu rauchen und ihr Geld im Lotto zu verſpielen? Das Einkommen aus dieſen beiden Quellen iſt beträchtlich genug, um es die abſolute Bureaukratie fühlen zu laſſen, daß nicht blos das Volk von ihr, daß ſie auch vom Volke abhängig iſt; um es auch von dieſer Seite her in Anregung zu bringen, daß eine Umkehr von dem bisherigen Syſtem der Bevormundung zu dem der Oeffentlichkeit, der Beachtung und Vertretung der wahren Volksintereſſen, unvermeidlich geworden iſt. Ueberdies ließe ſich das gegen die indirecten Abgaben gerichtete Syſtem einer indirecten Steuerverweigerung leicht noch auf andere Gegenſtände ausdehnen. In ſolche Abhängigkeit geräth aber endlich jede Beamtenherrſchaft, die auf der einen Seite das unleugbare Recht der Stände zur Verwilligung und Verweigerung der Abgaben nicht anerkennen mag; während ſie auf der anderen Seite, durch ein verkehrtes Syſtem indirecter Steuern, die erlaubten Mittel der Abgabenverweigerung in die Hände des Volks ſelbſt legt. Und auf ſolchen ſchwachen Füßen ſteht eine Politik der ſogenannten Erhaltung, die weſentlich nur auf die Erhaltung offenkundiger Misſtände ihre Kraft verwendet und, wie ſich hoffen läßt, bald auch erſchöpft hat.

VIII. C h a r a k t e r d e r i n n e r e n P o l i t i k. R e c h t l i c h e S t e l l u n g u n d O p p o ſ i t i o n d e r S t ä n d e. Nach der Zuſammenſetzung eines Staats, nach der Stellung und Miſchung der ihn bildenden Elemente, beſtimmt ſich zum großen Theile, jedoch nicht ausſchließlich, das Gepräge ſeiner inneren Politik. Jede Politik hat vielmehr noch außerdem, in erblich ſich fortſchleichenden und fortpflanzenden Mängeln und Vorzügen, Vorurtheilen und Neigungen, ihren Schlendrian oder ihr beſonderes Herkommen; denn auch jede Politik hat ihre beſtimmte Geſchichte mit ihren eigenthümlichen Ueberlieferungen. Oeſterreich aber hatte in den beiden Epochen, die den Bruch mit der alten und den Uebergang in die neue Zeit bezeichnen, in der

Digitized by Google

Periode der Reformation wie der Revolution, das traurige Glück, aus ſeinem Kampfe für das Beſtehende als ſo vollſtändiger Sieger hervorzugehen, daß es kaum zu einigen Conceſſionen an den Geiſt der Neuzeit genöthigt war. Dieſe Siege ſind zu Niederlagen geworden: ſie haben Oeſterreich aus den Strömungen des weſteuropäiſchen Völkerlebens herausgeriſſen; aber der wachſende Strom hat es dennoch in ſeiner anſcheinend ſicheren Sonderſtellung immer tiefer unterhöhlt, und gewonnen hat es dadurch Nichts, als daß die ihm jetzt nahe bevorſtehende Kriſis zwar vertagt, aber nicht verhindert werden konnte.

Schon ſeit den Verſuchen huſſitiſcher Böhmen für Erringung politiſcher und religiöſer Selbſtſtändigkeit ward von Kaiſer Albrecht II. an ein gewiſſer Familiengeiſt im habsburgiſchen Regentenſtamme einheimiſch, der mit einſeitiger Strenge am Hergebrachten in Staat und Kirche feſthielt, der mit angeborener Scheu gegen die Verſuche politiſcher Neuerung erfüllt war, die vom Volke oder einzelnen Claſſen des Volks ausgehen könnten. Die Macht der Umſtände oder individuelle Neigung einzelner Monarchen, eines Maximilian II., Rudolph II., Matthias u. A., erzeugten zuweilen Abweichungen von der herkömmlichen Staatsklugheit. Aber eine entſchiedene Ausnahme im ganzen Verlaufe der letzten Jahrhunderte machte doch nur Joſeph II., der kühne und große kaiſerliche Reformator. Mochte er in manchen ſeiner Neuerungsverſuche, wie in ſeinen allzu rückſichtsloſen Beſtrebungen der Germaniſirung, mit übereilter und verletzender Haſt zu Werk gegangen ſein, der geniale Trieb eines edlen Herzens, das nur für das Glück der Menſchheit ſchlug, ließ ihn doch mit ahnendem Blicke ſelbſt die ferneren Ziele erkennen, auf welche die Bewegung des europäiſchen Völkerlebens gerichtet iſt. Und die Ueberzeugung iſt doch endlich in wachſenden Kreiſen durchgedrungen, daß man, zur Rettung der Monarchie, in allen Hauptſachen auf die Grundſätze eines Joſeph II. zurückkommen muß; nur mit dem von dem veränderten Gehalte des Volkslebens gebotenen Unterſchiede, daß die dringend nothwendig gewordene Reform nicht mehr einſeitig vom Throne ausgehen kann, ſondern einzig unter der Herrſchaft der unbedingteſten Oeffentlichkeit, mit dem Beirathe und der Mitwirkung der Vertreter des Volks. Aber ſtatt die von der höheren Kraft ſeines Vorgängers gebrochene Bahn beſonnenen Schrittes fortzuſetzen, ließ ſich ſchon Leopold II. durch die überall hervortretende Reaction zu verderblichen Rückſchritten verleiten. Schien dann Franz II. für kurze Zeit einer fortſchreitenden Politik zu huldigen, ſo trieben doch auch ihn die Schrecken der franzöſiſchen Revolution gar bald in die alten hemmenden Schranken zurück. Außerdem hatte Franz, in einem eigenhändig aufgeſetzten Schreiben, ſeinem Sohne empfohlen, zu regieren, aber nicht zu verändern und ohne des Fürſten Metternich Rath nichts Wichtiges vorzunehmen. Bis zur Stunde iſt dieſes Vermächtniß nur allzu treu befolgt worden. In der That hat die Thronbeſteigung Ferdinand's I. am Syſtem der Regierung Nichts geändert. Die Amneſtie in Italien (1838), von welchen wohlwollenden Geſinnungen auch der Kaiſer ausgehen mochte, ſollte doch nur einige perſönlich

Digitized by Google

erbitterte Gegner beſchwichtigen und entwaffnen, damit man noch für einige Zeit im alten Gleiſe um ſo leichter verharren könne.

Mitten in einer Zeit, die den Völkern auf allen Wegen das Bewußtſein ihrer Rechte und die Erkenntniß ihrer Intereſſen auf drängt, die ſie zwingt, an den Schickſalen der Staaten, die auch die Looſe der Einzelnen bedingen, ſich ſelbſtthätig zu betheiligen: iſt man in Oeſterreich noch vergeblich bemüht, an der Spitze des Syſtems das veraltete Princip einer väterlich vormundſchaftlichen Regierung aufrechtzuhalten. Vor Allem möchte die allmächtige Bureaukratie im Volke den in jedem größeren Staate doppelt unmöglichen politiſchen Aberglauben zu erhalten ſuchen, daß der Monarch jeder gerechten Beſchwerde abhelfen könne und wolle. Darum mögen Vornehme und Geringe wohl darauf zählen, in regelmäßigen Audienzen des Monarchen wohlwollend angehört und freundlich entlaſſen zu werden. Aber bei der Weitſchichtigkeit und Vielgeſtaltigkeit der Monarchie und dem ſchleppend bemeſſenen Geſchäftsgange fehlt es nicht, daß die Beſchwerden auf endloſen Umwegen wieder zu der Behörde zurückgehen, die ſie veranlaßt hat; daß nur in höchſt ſeltenen Fällen Abhilfe erfolgt. Inzwiſchen bemüht ſich die Polizei, daß in keiner Weiſe der von Oben decretirten Anſicht von der Würde des Kaiſers und des kaiſerlichen Hauſes zu nahe getreten werde. Ging doch dieſe Sorge ſo weit, um im J. 1825 eine eigene Polizeiverordnung zu veranlaſſen, daß der Kaiſer auf Bildern nicht in Civilkleidern darzuſtellen ſei; und daß „aus denſelben Beweggründen, aus denen ſich dieſe Darſtellung nicht eigene, auch die Bildniſſe der Prinzen des Hauſes nur in Uniform, mit der Ordensdecoration, erſcheinen ſollen". Und dieſe kindiſche Art der Bevormundung reicht bis in die neueſte Zeit hinein. Aber wenn die Bureaukratie in ihrem herkömmlichen Canzleiſtyle die Unzufriedenheit der Lombarden mit dem herrſchenden Syſtem und ihren überall aufflammenden Haß damit zu beſchwichtigen ſucht, daß ſie auf die „Verſtimmung" des Kaiſers aufmerkſam macht; oder wenn ein kaiſerlicher Staatsbeamter die böhmiſchen Stände, die im klaren Bewußtſein unzweideutiger Rechte gehandelt, dahin bedeutet, ſie möchten ſich hüten, daß ſich nicht die Warnung des Vaters in die Strenge des Herrn verwandle — welche andere Folge können ſolche Misgriffe haben, als daß durch die Beamtenwelt ſelbſt das Volk zum bitterſten Spotte, bis zur Majeſtätsbeleidigung gereizt und herausgefordert wird?

Da die öſterreichiſche Bureaukratie, wie das eine Volk durch das andere, ſo auch einen Stand durch den andern niederzuhalten ſucht, richtet ſich die Vorſicht der Polizei beſonders auch auf ſtrenge Wahrung der einmal beliebten Abſtände des Standes und Ranges. In ihrer Aufſicht auf die Volksſtimmung ſoll ſie beſonders darüber wachen, „ob richtige Begriffe oder ſchädliche Irrthümer über das ächte Verhältniß einer Volksclaſſe zu den übrigen[29]) im Umlaufe ſind". Ausdrücklich ſoll die Cenſur alle Stellen entfernt halten, die ſatyriſche oder beleidigende Ausfälle auf ganze Stände der bürgerlichen Geſellſchaft, beſonders den Adel und das Militär,

---

29) Verordn. vom J. 1792. Vergl. „Syſtem der öſterreich. adminiſtrativen Polizei ꝛc. vom Grafen v. Barth-Barthenheim." Wien 1829. S. 83.

Digitized by Google

enthalten. Auf der Bühne darf kein katholiſcher Geiſtlicher dargeſtellt werden; ebenſo wenig das Aeußere oder Innere einer Kirche, Kapelle oder eines Kloſters, kein Crucifix oder Heiligenbild.

Die Ausbildung der immer verhaßter gewordenen geheimen Polizei fällt in die Regierung Leopold's II. und in die erſte Zeit der durch die franzöſiſche Revolution erzeugten Gährung. Man unterſcheidet die in der Volksſprache ſ. g. Naderer, die, zur Polizeiwache gehörend, nur außer dem gewöhnlichen Dienſte in Civiltracht einhergehen; und die oft den höheren Ständen angehörigen, anſehnlich beſoldeten, männlichen oder weiblichen Vertrauten, die es mehr mit der höheren politiſchen Kundſchafterei zu thun haben. Bekannt iſt, daß die öſterreichiſche Politik von ihren Spionen im In- und Auslande ſelbſt über die Wahrheit hinaus bedient wird. Das hinderte jedoch nicht, daß die Regierung im J. 1805 über die von Napoleon getroffenen Maßregeln in gänzlicher Unwiſſenheit blieb und dadurch völlig überraſcht wurde[30]). Und wie wenig wußte man doch auch von der wahren Lage der Dinge in der Schweiz, als ſich der Oeſterreichiſche Beobachter ſeiner Weiſſagung von einem furchtbaren Widerſtande Freiburgs vermaß! Beſonders ſeit der Revolution lenkte ſich die Thätigkeit der Polizei auf die Ausſpähung politiſcher Geſinnungen und Anſchläge, geheimer Verbindungen und Vereine. Allen Claſſen der Geſellſchaft, namentlich auch der Geiſtlichkeit, iſt die Anzeige von Staatsverbrechen zur allgemeinſten Pflicht gemacht und ausdrücklich der Grundſatz anerkannt, daß „auf den Denuncianten beſonderer Bedacht genommen werden ſoll"; daß die Anzeigen auch anonym geſchehen können und daß keine Behörde, ſelbſt nicht die richterliche, befugt ſei, auf den Namen des Denuncianten zu dringen. So ward ein demoraliſirendes Syſtem der Angeberei organiſirt und unter ausdrücklichen Staatsſchutz geſtellt. Beſondere Aengſtlichkeit offenbart ſich zumal in der Erlaubniß zur Gründung von Aſſociationen: der Beitritt zu jeder Art ausländiſcher Vereine, ſelbſt zu rein wiſſenſchaftlichen, techniſchen oder landwirthſchaftlichen, erfordert eine beſondere Bewilligung der Hofcanzlei. Inländiſche Studenten ſollen in der Regel keine Päſſe ins Ausland erhalten; während den ausländiſchen der Zutritt zu den einheimiſchen Lehranſtalten nur unter mancherlei Beſchränkungen geſtattet iſt. Damit überhaupt nicht vom Auslande her das politiſche Stillleben Oeſterreichs geſtört werde, beſtehen ſehr ins Einzelne gehende Verordnungen über die Beobachtung der Ausländer in der Monarchie und die dabei zu beobachtenden „Vorſichten". Es iſt durchgreifender Grundſatz der öſterreichiſchen Polizei, die „bedenklichen Menſchen" — nach dem Ausdrucke der amtlichen Sprache — „ohne Weiteres aus den k. k. Staaten abzuſchaffen". Dieſe Abſchaffung oder Abſchiebung, die ſehr genau geregelt iſt und zeitweiſe unter beſonderen Schubdirectoren und Hauptſchubdirectoren Statt hat, kann entweder auf polizeilichem Wege oder, als Strafe, zu Vollſtreckung richterlicher Urtheile angewendet werden; ſie kann ebenſowohl Fremde als Einheimiſche betreffen, wenn dieſe von ihrem zeitweiligen Aufenthaltsorte

30) S. Gentz' Schriften, herausg. von G. Schleſier. Th. I. S. 295 ꝛc.

in ihre Heimath zurückzuweiſen ſind. Bei „bedenklichen Menſchen" der unteren Claſſen, bei fremden oder einheimiſchen Vagabunden und Bettlern, war es lange herkömmlich, die Aufgegriffenen, falls ſie körperlich tauglich waren und kein Verbrechen begangen hatten, ohne Weiteres zum Militärdienſte abzugeben. Vor Kurzem aber verlautete ſogar, daß eine Anzahl italieniſcher Studenten, die ſich beigehen ließen, verbotene Hymnen zu ſingen, zum Transport nach Ungarn aufgegriffen worden ſei, um dort unter die Soldaten geſteckt zu werden. Sollte ſich dieſe Nachricht beſtätigen, ſie wäre ein neuer Beweis von jener rückſichtsloſen Naivetät der Härte und Grauſamkeit, wodurch ſich die Bureaukratie in Oeſterreich, wie überhaupt in den Staaten des väterlich patriarchaliſchen Regiments, auf beſondere Weiſe auszeichnet. Aber ebenſo gewiß iſt, daß ſolche Mishandlungen mit dem Willen des Kaiſers in Widerſpruch wären, der jene Amneſtie von 1838 ertheilte und wenigſtens die gute Abſicht hatte, die von Silvio Pellico geſchilderten Qualen jenes ſcheußlichſten Grades der geheimen Kerkerhaft, welche die unglücklichen Opfer des Spielbergs, von Munkatſch und a. O. traf, für immer abzuſchaffen.

Faßt man ins Auge, wie der mehr als blos erfolgloſe Preßzwang gerade die Uebel, die er verhüten ſollte, entweder herbeigeführt oder doch geſteigert hat; wie jetzt ſelbſt Beamte der Regierung gezwungen ſind, die Cenſur öffentlich für ein unpraktiſches Inſtitut zu erklären, um ſo verkehrter bis zur äußerſten Gränze des Lächerlichen wie des Bedauerlichen erſcheinen dann jene weitſchichtigen Beſtimmungen der ſeit 1671 eingeführten Cenſur, erſcheint jene ſeltſame Genauigkeit und Umſtändlichkeit in vorausſichtigſter Erwägung aller denkbaren und undenkbaren Fälle, die ſich die zur Gewohnheit gewordene Geiſterfurcht vorgeſpiegelt hat. Dem Wirkungskreiſe der Cenſur iſt der weiteſte Spielraum gegeben. Er erſtreckt ſich ſelbſt über die Gränzen der Monarchie, da kein Unterthan eine Schrift, bevor ſie von der inländiſchen Cenſur gutgeheißen iſt, außer Landes ſoll drucken laſſen; eine Beſtimmung, die ſich freilich leicht genug umgehen läßt und fort und fort umgangen wird. Das ganze Gebiet der Geiſtesthätigkeit, ſo weit ſie in Schrift, Rede und Bild dem Volke zu Geſicht oder Gehör kommen ſoll, iſt der Controle dieſer Behörden überantwortet, die mit gleicher Aufmerkſamkeit den Komiker auf der Bühne zu überwachen haben wie etwa den proteſtantiſchen Geiſtlichen, damit er nicht „unter dem Mantel der Theologie den Deismus oder den Spinozismus lehre." Die gehäuften Förmlichkeiten erſchweren noch die Bedrückungen der Cenſur. Dieſer Alles rubricirende Formalismus tritt auch in der Bezeichnung der cenſirten Schriften hervor: das Admittitur berechtigt zu öffentlichem Verkauf und öffentlicher Ankündigung; das Transeat zum öffentlichen Verkauf, aber nicht zur Ankündigung oder zum Aushängen; die erga Schedam conc. gilt für Schriften, „worin die Anſtößigkeiten das Gute und Gemeinnützige überwiegen" und die nur „Geſchäftsmännern oder den Wiſſenſchaften geweihten Menſchen" gegen Reverſe einzuhändigen ſind; endlich iſt das Damnatur der höchſte Grad des Verbots. An die Beſtimmungen über Cenſur der Druckſchriften reihen ſich mannigfache Vorſichtsmaßregeln bei öffentlichen Bücherverſteigerungen; eine ſtrenge Aufſicht über Leſe-

Digitized by Google

cabinete und Leihbibliotheken, denen nicht blos vorgeſchrieben wird, was ſie haben dürfen, ſondern auch was ſie haben müſſen, indem die belehrenden zu den unterhaltenden Schriften in einem gewiſſen Verhältniſſe ſtehen ſollen. Für die Theatercenſur, wodurch die politiſchen Rückſichten dictatoriſch über die äſthetiſchen erhoben ſind und die ewigen Geſetze der Schönheit und Wahrheit von Polizeiwegen mit Füßen getreten werden, gilt der Grundſatz, daß ſelbſt cenſirte Theaterſtücke „wegen veränderter Zeitumſtände" periodiſch einer Wiedercenſur unterliegen; ſowie die ironiſche Beſtimmung, daß die Theatercenſur=Inſpectionscommiſſäre ſogar die vom Cenſor zugelaſſenen Stellen eines erlaubten Stücks „mit Einſicht in den Geiſt der Zeit auszutilgen haben", wenn ſie ihnen bei der Aufführung als anſtößig erſcheinen. Es verſteht ſich, daß ſich die Wachſamkeit auch auf Steindrucke, Kupferdrucke u. dgl. erſtreckt, bis zu den Bildern auf Pfeifenköpfen und Tabaksdoſen herab. Erſchien doch eine eigene Verordnung gegen die beſonders aus Italien her verbreiteten „Bilder mit anſtößigen Scenen aus dem Leben Napoleon's." Endlich unterliegen die Lehrvorträge und akademiſchen Reden von Profeſſoren und Studenten einer vorgängigen Prüfung. Den Erſteren iſt beſonders zur Pflicht gemacht, ſich der Erwähnung ſolcher Gegenſtände zu enthalten, in denen „gleichſam eine Vorzeichnung der von der Staatsverwaltung zu befolgenden Grundſätze zu liegen ſcheint."

Bei der zahlloſen Menge polizeilicher Verordnungen kann es, wie anderswo, ſo auch in Oeſterreich nicht fehlen, daß die eine durch die andere erſtickt wird; daß ſie nach Umſtänden bald in Vergeſſenheit gerathen, bald mehr oder minder ſtreng befolgt werden. Auch iſt meiſt in den Verordnungen ſelbſt zu vielfachen Ausnahmen und zur Geſtattung beſonderer perſönlicher Rückſichten Raum gelaſſen, ja man ſcheint die Zahl der Verbote vergrößert zu haben, um zugleich die Gelegenheiten zu ausnahmsweiſen Begünſtigungen zu vermehren. Doch werden die einmal angeordneten Beſchränkungen der freien Bewegung nur ſelten ausdrücklich aufgehoben, ſo daß man darauf immer, wie auf ein ſchon lange Beſtehendes, nach Belieben zurückkommen und unter Umſtänden wieder zur Praxis machen kann, was eine Zeit lang nur Theorie ſchien. Auf ſolche Weiſe iſt Oeſterreich vorzugsweiſe ein Staat der Cautelarpolitik geworden. Er hat ſich in ein überall hemmendes Syſtem von Präventivmaßregeln verwickelt und durch gewohnheitsmäßige ängſtliche Vorſicht ſich ſelbſt die gefährlichſte Furcht eingejagt: die Furcht vor jedem noch ſo dringend gebotenen Fortſchritte. Immer höher gehen die Wogen der Zeit und immer noch wähnt man, daß man ſie mit dem ohnmächtigen Aufwande der kleinlichſten Mittel einzudämmen vermöge.

Mit größter Sorgfalt war die öſterreichiſche Politik darauf bedacht, Alles zu vermeiden, was irgendwie Aufſehen erregen konnte, was darum das Volk zu ſelbſtſtändigem Urtheile über die Handlungen der Regierung und die Zuſtände des Gemeinweſens herausfordern mußte. Aber durch alle Mühe der Vertuſchung bewirkte ſie nur, daß die unantaſtbaren Misſtände heimlich beſprochen wurden, daß ſie ſich in den Augen des Volks ſogar über die Wirklichkeit hinaus vergrößerten, daß ſie endlich in Wahrheit eine ſolche Höhe erreichten, die der Regierung ihre allmälige Beſeitigung geradezu unmöglich

machte und ſie endlich zu dem Verſuche zwang, die nicht mehr wegzuräumenden Hinderniſſe durch einen gewagten Staatsſtreich zu überſpringen. Dadurch ſetzte ſie ſich mit ihren eigenen Principien in Widerſpruch; ſie rief den allgemeinſten Tadel und die bitterſte Unzufriedenheit, die ſie zu vermeiden gedachte, in geſteigertem Grade gegen ſich hervor. Ein ſolcher Staatsſtreich der höchſten Potenz war das berüchtigte Finanzpatent von 1811 unter dem Miniſterium Wallis ſowie die weiteren Reductionen der Staatsſchuld in den zunächſt folgenden Jahren. Von einer Regierung, die früher und ſpäter ihrer gewiſſenhaften Achtung der unverletzlichen Rechte des Eigenthums ſich rühmte, wurde mit wenigen Federſtrichen das Eigenthum von Millionen geraubt. Um ſo tiefer war die Wunde, die dadurch dem öffentlichen Vertrauen und der öffentlichen Moral geſchlagen wurde, als Kaiſer Franz nicht blos im Jahr 1806 erklärte, daß von keiner Herabſetzung der Wiener Stadtbankozettel die Rede ſei, ſondern noch im Jahr 1811 an allen Straßenecken der Hauptſtadt anſchlagen ließ: „Ich gebe mein kaiſerliches Wort, daß nie die Bankozettel in ihrem Nennwerthe heruntergeſetzt werden ſollen." Sechs Wochen ſpäter erſchien das Patent, das ſie auf den fünften Theil (12 Xr.) herunterſetzte! Dieſe Wunde klafft noch jetzt, da man noch jetzt in Oeſterreich auf das Vermögen hinweiſt, das ſich Einzelne durch Benutzung eines Staatsſtreichs erwarben, der den Ruin von Hunderttauſenden zur Folge hatte. Und trotz allen Warnungen der Geſchichte hat man auch jetzt wieder die Finanznoth auf einen gefährlichen Grad ſteigen laſſen. Aber ſchwerlich dürfte die Bureaukratie, zur Rettung der Monarchie oder vielmehr ihrer eigenen abſolutiſtiſchen Gewalt, noch einmal einen Staatsſtreich ähnlicher Art wagen, ohne über ſich ſelbſt den Stab zu brechen. Denn zu tief iſt die Ueberzeugung eingedrungen, daß durch zeitige Oeffentlichkeit des Finanzſtandes und durch vertrauende Hingebung an das Volk und ſeine Vertreter ein neuer Bruch des Vertrauens hätte vermieden werden können und daß er jetzt noch vermieden werden kann. Noch in anderer Weiſe und gerade in der neueſten Zeit brachte ſich die Politik des Wiener Cabinets in die Lage, den von ihr laut bekannten Grundſätzen untreu zu werden. Während ſie in ihren officiellen oder halbofficiellen Organen die Schweiz als einen „Herd des Communismus" verleumden ließ, während ſie ſich zur Vertheidigerin gegen die drohenden Gefahren dieſes Communismus, gegen jede Verletzung der heiligen Rechte des Eigenthums ſtempelte, wurden die Frevel plündernder und räuberiſcher Bauern von galiziſchen Beamten offen unterſtützt [31]). Mag es ſein, daß es nur untere Beamte waren, die ſich in einem Corporal Szela und ſeinen Haufen ihre Bundesgenoſſen ſuchten, und daß nicht nachgewieſen werden kann, wie weit ſie etwa nach höherer Leitung handelten — ihrem

31) Zu vergl. „Memoiren und Actenſtücke aus Galizien im J. 1846. Leipz., Engelmann." Beſonders bemerkenswerth iſt eine Petition von 107 Gutsbeſitzern vom Juni 1846. Die Bittſchrift wurde den Petenten vom Grafen Stadion mit einem ſtarken Verweiſe zurückgeſchickt, und die Bureaukratie entband ſich wieder alles Weiteren durch die bequeme Formel: „man finde es unbegreiflich, wie man ein ſolches Geſuch zu den Füßen des Thrones niederzulegen wage."

Digitized by Google

Verfahren wurde wenigſtens eine ſtillſchweigende Billigung ertheilt. Noch weit auffallender und noch bezeichnender — da man in Galizien doch eine Revolution zu bekämpfen, in Böhmen dagegen nur die Ausſicht hatte, eine verfaſſungsmäßige und mit Grund erbitterte Oppoſition gegen ſich in die Schranken zu rufen — war jener Staatsſtreich, wodurch das ſo wohl begründete Recht der böhmiſchen Stände zur Verwilligung oder Verweigerung der Steuern kurzweg vernichtet werden ſollte. (S. Böhmen.)

Damit im genaueſten Zuſammenhange läßt es ſich leicht erklären, daß endlich die bureaukratiſche Politik mit ihrem zur Schau getragenen Princip einer gewiſſenhaften Erhaltung und Bewahrung aller wohl begründeten hiſtoriſchen Rechte in den ſchroffſten Gegenſatz gerathen mußte. Was ſind auch dieſe angeblichen hiſtoriſchen Rechte, die in der Beamtenhierarchie eine ſo warme Vertreterin finden? Es iſt die unumſchränkte Machtvollkommenheit dieſer Bureaukratie ſelbſt, die ſie, während eines noch ſehr kurzen Zeitraumes der jüngſten Geſchichte, auf die Trümmer der lange beſtandenen Rechte des Volks und ſeiner Stände zu gründen ſuchte; es handelt ſich überhaupt nicht um die Vertheidigung eines rechtlichen, ſondern nur eines factiſchen Zuſtands. Gleichwohl konnte es gelingen, die guten alten Rechte faſt der Vergeſſenheit zu überliefern; bis endlich durch die wiederholten Eingriffe der Bureaukratie die Stände gezwungen wurden, das wahre dem falſchen hiſtoriſchen Recht entgegenzuſetzen und die Politik der Beamtenherrſchaft mit ihren eigenen Waffen zu ſchlagen. So entſtand jene auf hiſtoriſche Urkunden gegründete merkwürdige Denkſchrift der böhmiſchen Stände über den Umfang der altböhmiſchen Volksfreiheit und die ſpätere Entwickelung und Geſtaltung der ſtändiſchen Befugniſſe. Aber auch die Stände Niederöſterreichs benutzten einen beſonderen Anlaß, um auf eine nähere Erörterung des früher Beſtandenen und ſpäter Gewordenen einzugehen. Es handelte ſich um die bisherige Zurückſetzung des Bürgerſtandes im Kreiſe der Stände. Der halbe vierte Stand — die andere Hälfte bildet die Haupt- und Reſidenzſtadt Wien — war ſeither gezwungen, nachdem er die Vorleſung der Steuerpoſtulate angehört hatte, ſogar noch vor dem Anfange der Berathung ſich ſtillſchweigend zu entfernen; ja bis vor wenigen Jahren mußte er ſogar ſtehend, unter den geöffneten Thüren des Ständeſaales, die Vorleſung der Poſtulate anhören. Ein Mitglied der Stände, Graf Breuner, warf hienach die Frage auf, warum dieſer Stand von ſeiner urſprünglichen Gleichberechtigung mit den andern Ständen bis auf dieſes Minimum herabgekommen ſei, da er doch in den kaiſerlichen Einberufungsſchreiben zur Berathung aufgefordert werde? Am Schluſſe der Discuſſion erklärte der Landtagsmarſchall ſeine Bereitwilligkeit, dieſe Frage, die nur eine Frage der Geſchäftsordnung ſei, im Sinne der Stände und der Gleichſtellung des vierten Standes zu löſen.

Im Verlaufe der Verhandlung ward nun, nach Ausweis der ſtändiſchen Archive, eine intereſſante hiſtoriſche Ueberſicht über Stellung und Wirkſamkeit der älteren und neueren Stände gegeben. Schon früh, wenn es ſich bei wichtigen Anläſſen um die Intereſſen aller vier Stände handelte, wurden vereinigte Landtage vom Landesherrn entweder berufen, oder ſie

Digitized by Google

verſammelten ſich aus eigenem Antriebe[32]). So ward 1247, nach Herzog Friedrich's des Streitbaren Tode, von der „gemeinen Landſchaft ein Tag zu Wien aufgerichtet", um des Herzogs Erbe zwiſchen ſeiner Muhme und Schweſter zu vertheilen; 1406 ward „von allen vier Parteien" Herzog Albrecht V. zum Herrn aufgenommen und Herzog Leopold zum Vormund beſtellt; 1407 ward von Herren, Prälaten und Städten getagt, wegen Beſtellung der Vormundſchaft zwiſchen Herzog Leopold und Herzog Ernſt; 1411 kamen alle vier Stände zu einem von ihnen ſelbſt ausgeſchriebenen Landtage nach Oedenburg, zur Einſetzung des Herzogs Ernſt in die Regierung und zur Beendigung des langen Vormundſchaftsſtreits. In der Regel wurde jedoch, bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts, nur derjenige Stand, um deſſen Angelegenheiten ſich es gerade handelte, entweder vom Landesherrn berufen oder er trat von ſich aus zuſammen. Die 1421 auf die Weingärten, ſpäter auf das Vermögen des Adels gelegte erſte Steuer wurde auch nur vom Adel in beſonderer Verſammlung bewilligt. In gleicher Weiſe beſchloſſen die eigens berufenen Städte und Märkte oder die Prälaten über die ihnen vorgelegten Propoſitionen. Schon damals wurde aber der Grundſatz feſtgehalten, daß Ausgaben für Landeszwecke einzig nach vorausgegangener Bewilligung der Betheiligten und zwar von ihnen Allen gleichmäßig zu leiſten ſeien.

Erſt um die Mitte des 15. Jahrhunderts bildeten ſich die Landtage, nach ihrer jetzigen Gliederung in vier Stände, vollkommen aus, wozu vor Allem die Steuerfrage Anlaß gab. Im Jahr 1439 kam unter Garantie und Mitwirkung der Stände zwiſchen der Wittwe Albrecht's V., Friedrich und Albrecht dem Jüngern einerſeits, ſodann König Sigmund von Böhmen andrerſeits, ein Vertrag über die Erbfolgerechte des zu erwartenden Poſthumus (Ladislaus) zu Stand. Auch auf den zunächſt folgenden Landtagen wurden alle Angelegenheiten von den vereinigten vier Ständen berathen und nach Verhandlung mit dem Kaiſer Friedrich und deſſen Räthen die betreffenden Beſchlüſſe gefaßt. Dahin gehört unter Anderem die Erklärung der Stände, daß ſie den Kaiſer zum Verweſer und nach der Geburt eines Sohnes der Königin zum Vormund aufgenommen haben; die Bitte und Zuſage, bei Abweſenheit des Landesherrn „das Land aus den vier Ständen zu beſetzen, die an ſeiner Stelle regieren und fürſehen ſollen." Hiernach ernannte Kaiſer Friedrich III. aus den öſterreichiſchen Ständen 12 Stellvertreter und Räthe, darunter K. Holzer, Bürgermeiſter von Wien, und zwei andere Mitglieder des Bürgerſtandes. Im Vollmachtsbriefe heißt es: „Alles, was ſie thuen, ſoll kräftig und von männiglich gehalten werden, als wenn wir es ſelbſt thäten." Die ernannten 12 Perſonen werden wiederholt die „Anwälte des Landes" genannt. Auch auf ſpäteren Landtagen (1. September und 1. November 1441) finden wir den Bürgerſtand in vollkommen gleicher Berechtigung mit den drei oberen Ständen. In den Ver-

32) Noch jetzt haben die niederöſterreichiſchen Stände das Recht, ſich außer den gewöhnlichen Poſtulatenlandtagen auf Einberufung ihres Landmarſchalls ſo oft als erforderlich zu verſammeln.

handlungen über eine vom Kaiſer ihnen angeſonnene Kriegsſteuer ſetzte es am Ende der vierte Stand durch, nicht mehr zu zahlen, als die drei obern Stände jeder für ſich bewilligen würden, ja in der Vertheilung der bewilligten Steuer ward er noch bedeutend geringer belaſtet, da die Prälaten 25,000, die Städte nur 16,000 Gulden zu bezahlen hatten. Die Streitigkeiten der Stände über die Steuervertheilung dauerten indeſſen fort, bis ſie zu Anfang der Regierung Kaiſer Max I. beigelegt wurden.

Auf dem Landtage 1444 wurde den vier Ständen der von ihnen entworfene ſogenannte Landfriede, der eigentlich eine Landesordnung iſt, mit den landesherrlichen Modificationen wieder zur Genehmigung vorgelegt; die Städte und Prälaten widerſetzten ſich aber hartnäckig den eingeführten Modificationen. Auf dem Landtage von 1447 unterhandelten die vier Stände mit dem Kaiſer über die Landesvertheidigung gegen die Ungarn. Um dieſe Zeit war die Stadt Wien nicht wie jetzt durch zwei, ſondern namentlich auf dem Landtage zu Krems durch acht Deputirte vertreten. Im Jahr 1451 kamen die vier Stände zuſammen, um für die Dauer der Abweſenheit Kaiſer Friedrich's in Rom ein Bündniß aufzurichten. 1452 ward bei den damaligen bedrohlichen Zeitumſtänden eine „General-Zuſammenkunft und Bündniß" zu Wien zwiſchen den öſterreichiſchen und ungariſchen Ständen geſchloſſen, um den 12jährigen Ladislaus Poſthumus mit Gewalt aus der Vormundſchaft des Kaiſers zu befreien und ihn ſelbſtſtändig an die Regierung ſeiner Staaten zu bringen. Beides gelang noch im gleichen Jahre, und auf dem vereinigten ungariſchen, ober- und unteröſterreichiſchen Landtage von 1453 ward bis zu ſeinem 20. Jahre eine Regentſchaft beſtellt, die für Oeſterreich aus drei Mitgliedern jedes Standes beſtand. Dies Alles beweiſt, daß der vierte Stand den oberen Ständen vollkommen gleich kam und daß er ſeinen Einfluß nicht nur in inneren Verwaltungsfragen behauptete, ſondern auch in Sachen auswärtiger Politik und auf den vereinigten Landtagen mehrerer Provinzen, wie ſie damals, namentlich zwiſchen Oeſterreich ob und unter der Enns, Steiermark und Kärnthen, oder zwiſchen Oeſterreich und Ungarn, ſo häufig ſtattfanden. Die größte Bedeutung des vierten Standes fällt aber in die Zeit Maximilian's I., wo die vereinigten Landtage an die Tagesordnung kamen und wo gemeinſchaftliche und ausführliche Landtagsabſchiede erlaſſen wurden. Immer ſpielte der vierte Stand eine in jeder Hinſicht gleich berechtigte Rolle; und die Steuervertheilung war in der Art geordnet, daß jeder der vier Stände einen gleichen Antheil an der verwilligten Steuer übernahm und zur Einnahme derſelben ſeine eigenen Verordneten und ſein eigenes ſogenanntes Aerar hatte. Dieſe Verordneten bildeten zugleich eine Art permanenten ſtändiſchen Ausſchuß.

Von da beginnt etwa der Verfall des bürgerlich ſtändiſchen Einfluſſes, da ſich die Städte der erſtarkenden Regierung immer mehr in die Arme warfen. Schon 1522 bis 1542 fing der vierte Stand an, ſich von der Geſetzgebung und Landesverwaltung zu entfernen und ſich auf die Geldfrage und Gegenſtände der eigenen Localverwaltung zu beſchränken. Doch wurden noch 1522 Verordnete aller vier Stände zu dem vereinigten Land-

Digitized by Google

tage mit den ungariſchen, böhmiſchen und mähriſchen Ständen abgeſendet. Gleiche Landtage dieſer Länder wurden 1528 und 1531 gehalten und von Mitgliedern aller vier Stände beſchickt. 1544 erklärte der vierte Stand ausdrücklich ſeine Unfähigkeit, den vierten Theil der Landesſteuern zu tragen, daher dieſer Beitrag nach Uebereinkunft mit den anderen Ständen auf das Fünftel herabgeſetzt wurde, während dem vierten Stande das Recht der Bewilligung und Abrechnung hinſichtlich dieſer ſeiner Steuerquote vorbehalten blieb. Dieſes Bewilligungsrecht wurde auch von ihm bei allen neuen Auflagen, wie bei der Kopf- und Vermögensſteuer von 1656 ꝛc. ausgeübt. Verordnete des vierten Standes wurden aber ſeitdem im permanenten Verordnetencollegium von den drei andern Ständen nicht mehr zugelaſſen. Doch blieb der vierte Stand in Niederöſterreich bei allen Geldfragen mit den andern Ständen gleich berechtigt und übte ungehindert ſeine Localverwaltung, Polizei ꝛc. aus, während er bei Geſetzgebung und Landesverwaltung keine Stimme in Anſpruch nahm. Doch handelte bei wichtigen Anläſſen wohl auch jetzt noch der vierte Stand mit. So wurden 1629 Ausſchüſſe aus allen vier Ständen zu den Vorbereitungen der Huldigung für Kaiſer Ferdinand III. niedergeſetzt; ſo beriethen ſie 1634 durch Ausſchüſſe mit dem Hofkriegsrathe wegen der Aufgebote gegen die Schweden u. ſ. w. Im Ganzen nahm jedoch der vierte Stand immer weniger Antheil an den ſtändiſchen Verhandlungen und wollte namentlich ſeine Quote der Landesſteuer nicht mehr entrichten. Nur 1642 machte er einen Verſuch zur Wiedererlangung ſeiner Theilnahme an der Landesgeſetzgebung, wollte aber die von den andern Ständen geſetzte Bedingung der Uebernahme eines geſetzlichen Antheils an den Kriegsſchulden nicht erfüllen. Das letzte Beiſpiel einer abſoluten Steuerverweigerung kommt in Oeſterreich im Jahr 1648 vor, wo die vier Stände einen Ausſchuß mit der feierlichen Erklärung nach Hof ſchickten, daß wegen der großen Landesnoth keine Steuern bewilligt werden könnten, wobei es auch für dieſes Jahr ſein Bewenden hatte. 1651 wurden ſogar die Vertreter des vierten Standes förmlich aus dem Landtag ausgewieſen, weil ſie ihre kurz vorher gemachte Steuerbewilligung wieder zurücknehmen wollten. Seitdem füllen ſich die ſtändiſchen Verhandlungen mit Klagen über die Saumſeligkeit oder offene Renitenz des vierten Standes, zumal der kleineren Städte, in Zahlung ihrer Steuerbeiträge. Die Regierung nahm jedoch die Städte in Schutz und ließ keine Execution zu, ſo daß die anderen Stände oftmals darüber rathſchlagten, ob ſie noch mit dem vierten Stand zuſammenbleiben könnten. Die kleineren Städte und Märkte ſuchten mehrere Mal ſich von den Ständen ganz zu trennen, ſandten weder Vertreter noch Einnehmer mehr nach Wien, mußten oft mit Gewalt zur Theilnahme an den ſtändiſchen Verhandlungen angehalten werden, verfielen in immer größere Steuerrückſtände, deren Laſt häufig auf die andern Stände fiel, und verweigerten mehr als einmal jede Beitragsleiſtung im Voraus und feierlich. Endlich blieben ſie ganz vom Landtage weg, und nur die Stadt Wien ſandte noch ein ſchriftliches Votum ein. Dennoch nahm der vierte Stand, beſonders im Anfang dieſer Periode des Verfalls, an vereinigten Landtagen mehrerer Provinzen noch mehr als einmal Theil. So finden wir eine Beſchwerde dieſes Standes

Digitized by Google

am Landtage von 1655, daß zu den Unterhandlungen mit den ungariſchen Ständen keine Ausſchüſſe aus ſeiner Mitte nach Preßburg geſchickt worden ſeien. Die drei anderen Stände antworteten mit einer Entſchuldigung und mit der Verſicherung, daß dies den Rechten des vierten Standes zu keinem Präjudiz gereichen ſolle. Weitere Theilnahme des vierten Standes an Gegenſtänden, die nicht blos Geldfragen betrafen, finden wir noch 1661, 1720, wo Karl's VI. neue Erbfolgeordnung von den vier Ständen beſchworen wurde, 1722, 1724 und 1725, wo von allen vier Ständen ausführliche „Gravamina und Beſchwerden" an Hof überreicht wurden; endlich 1758, wo die vier Stände die Pachtung des Tabaksgefälls gegen eine Averſalſumme von jährlich 240,000 Gulden C.=M. übernahmen. Als Leopold II. bald nach Joſeph's II. Tode in allen Provinzen die Stände zur Vernehmung ihrer Anträge und Beſchwerden wieder berief, geſchah dies auch für Niederöſterreich auf dem Landtage zu Wien 1790. Bei dieſer außerordentlichen Verſammlung waren wieder alle vier Stände zugegen und beriethen gemeinſchaftlich und mündlich. Schon im folgenden Jahre wurde aber die Zurückführung auf den unmittelbar früheren Gebrauch angeordnet, und von da trat von Neuem die oben bemerkte beſchränkte Theilnahme des vierten Standes an den Landtagsverhandlungen ein.

Aus dem Allen geht nicht blos die urſprüngliche und Jahrhunderte lang behauptete gleichrechtliche Stellung des vierten Standes mit den andern Ständen hervor, ſondern, daß ſich die ſtändiſche Wirkſamkeit auch in Oeſterreich, wie in andern deutſchen Ländern, ſowohl auf alle inneren Landesſachen erſtreckte als auf Berathung und Beſchlußfaſſung in auswärtigen Angelegenheiten, daß ihnen das unbedingteſte Recht der Verwilligung oder Verweigerung der Steuern zuſtand; daß ſie in Sachen der Geſetzgebung ſo gut wie die Regenten die Initiative ergreifen konnten; daß ſie ſich, unberufen von dem Monarchen, verſammeln durften; daß ſchon früh auch die vereinigten Landtage an der Tagesordnung waren. Aller dieſer Rechte ſind aber die Stände nie geſetzlich verluſtig gegangen. Sie ſind nur misbräuchlich, zum großen Theile durch ihre eigene Nachläſſigkeit, ſo lange außer Uebung gekommen, bis ſie dieſelben rechtlich wieder geltend machen wollen und es factiſch thun können.

Verdient es nun Anerkennung, daß die böhmiſchen und niederöſterreichiſchen Stände den Umgriffen und Anmaßungen der Bureaukratie mit der Hinweiſung auf ihre urkundlich verbrieften hiſtoriſchen Rechte entgegengetreten ſind; und iſt es zu wünſchen, daß die anderen Stände der Monarchie dieſen Beiſpielen folgen möchten: ſo gebührt ihnen doch noch größeres Lob, weil ſie von der Theorie ſofort zur Praxis übergingen und weil ſie, im Hinblicke auf die veränderten Bedürfniſſe der Neuzeit und das Wohl des geſammten Volks, die erſten entſchiedenen Schritte thaten, um ſich ihren Rechtsboden wieder zu ſäubern und zu ſchützen. Bekannt iſt, daß die ungariſchen Reichsſtände ſchon lange ihre verfaſſungsmäßige Stellung zu behaupten gewußt; daß es ihnen gegenüber der Bureaukratie als kein Verdienſt anzurechnen iſt, wenn ſie ſich in Peſth und Preßburg nachgiebiger oder minder anmaßlich als in Wien und Prag gezeigt hat. Das aber iſt

Digitized by Google

einer beſonderen Beachtung werth, daß erſt in der neueren Zeit die ungariſchen Stände aus einer noch mehr iſolirten Stellung heraustraten und den Staatsgenoſſen der anderen Provinzen zu dem für das gemeinſame Wohl durchaus nothwendigen gemeinſamen Wirken die Hand boten. In ſolchem Geiſte iſt das ebenſo merkwürdige als in jeder Beziehung erfreuliche Programm der zahlreichen liberalen Partei in Ungarn abgefaßt, wie daſſelbe in der Verſammlung vom 3. Juni 1847 zu Peſth gutgeheißen wurde. Indem es für Ungarn als die zu erreichenden Ziele des öffentlichen Lebens die allgemeine und gleiche Beſteuerung unter der Bedingung öffentlicher Rechnungsablage bezeichnet; die Regulirung der gutsherrlichen Verhältniſſe gegen Entſchädigung der Berechtigten; die Theilnahme der Unadeligen, der k. Freiſtädte und freien Bezirke an der Landesvertretung und den Municipalrechten; und die Gleichheit vor dem Geſetz: verwahrt es ſich zugleich förmlich und feierlich gegen das bureaukratiſche Syſtem mit ſeiner Idee einer einheitlichen Verwaltung, der man ſo gern die ungariſche Verfaſſung geopfert hätte. Darum fordert es zur Verſtärkung der geſetzlichen Verfaſſungsgarantieen: die Verantwortlichkeit der Regierungsorgane; die Oeffentlichkeit in allen Zweigen des Staatslebens; ein unbeſchränktes Aſſociationsrecht und Befreiung der Preſſe, die ohnehin geſetzlich frei ſei von der geſetzwidrigen Cenſur. Wie ſehr aber die nationale Selbſtſtändigkeit und die Aufrechthaltung aller freiheitlichen Grundſätze der ungariſchen Verfaſſung betont wurde, ſprach ſich doch die Oppoſition, welche die Verhältniſſe, die Ungarn an die öſterreichiſchen Erblande knüpfen, nie vergeſſen werde, gegen alle Trennungsgelüſte aus. „Wir ſind überzeugt," ſo lautet der Schluß des Programms, „daß, wenn die alten verfaſſungsmäßigen Freiheiten der übrigen öſterreichiſchen Erbländer noch beſtänden, wenn ſie nach den Forderungen der Zeit und des Rechts ebenfalls in die Reihe der verfaſſungsmäßig regierten Völker träten und dabei die Regierung der Geſammtmonarchie in ihrer Allgemeinheit ſowohl als in den einzelnen Theilen von einem Geiſte der Loyalität gegen Alle beſeelt wäre, unſere Intereſſen und die ihrigen, welche jetzt geſchieden, ja manchmal entgegengeſetzt ſind, leicht zu vereinigen ſein würden. Eine größere Einheit der Intereſſen und ein ſchönes wechſelſeitiges Vertrauen würde die einzelnen Theile der Monarchie zuſammenhalten, dieſe ſelbſt geiſtig und materiell erſtarken, und mit ruhigerem Muthe als jetzt könnte ſie Trotz bieten den Stürmen der Zeit und möglichen Ereigniſſen."

Dieſe Berufung zu einer Vereinigung der noch geſchiedenen Intereſſen und zu gemeinſamer Thätigkeit für weſentlich gleiche Zwecke fand überall freudigen Anklang[33]). Allein es bedurfte nicht einmal einer ſolchen immerhin anerkennenswerthen Anregung von Ungarn her, da bereits die Mehrheit der öſterreichiſchen Stände für die Durchführung ächt verfaſſungsmäßiger Grundſätze mit Wort und That in die Schranken getreten war.

Nach Verſammlung der niederöſterreichiſchen Stände am 1. März

33) Unter Anderm in der Schrift eines freiſinnigen öſterreichiſchen Adeligen: „Guter Rath für Oeſterreich. Leipz. 1847."

Digitized by Google

1847 wurde zunächſt das k. Reſcript vom 1. September 1846 über die ſtändiſche Landtagserklärung vom 26. Juni 1846, wegen Uebernahme der Steuern im Verwaltungsjahre 1847, nach dem euphemiſtiſch umgehenden Ausdrucke der „Allgemeinen Zeitung“ „einer anregenden Erörterung unterworfen.“ Die Folge dieſer anregenden Erörterung war, im Geiſte der früheren Landtagserklärung, jene energiſche Vorſtellung der Stände (ſ. „Finanzweſen“), worin ſie die furchtbar wachſende Steuerlaſt, die Zerrüttung der Finanzen und des Wohlſtands ſchildern und in ergreifenden Worten, die es wohl verdienen, die Runde durch Europa zu machen, als das einzige Mittel zur Rettung der Monarchie die volle Oeffentlichkeit des Staatshaushalts in Anſpruch nehmen. Der gleiche Wunſch, wenn auch noch nicht in der Form eines eigenen Beſchluſſes, wurde in der Mitte der böhmiſchen und anderer Stände mit nicht geringerer Lebhaftigkeit ausgeſprochen. Zum augenfälligen Zeichen, daß die Stände nicht mehr getrennt vom Volke ſtehen wollen und daß ſie nicht gleich der Bureaukratie das Urtheil der öffentlichen Meinung ſcheuen, wiederholten die niederöſterreichiſchen und andere Stände ihre Anträge auf Veröffentlichung ihrer Verhandlungen. In gleichem Sinne wurde von dem ſteiermärkiſchen Landtage die Oeffentlichkeit der ſo reformbedürftigen Criminalpflege beantragt. Denn nicht blos in den ungariſchen Landen, auch in den anderen Provinzen der Monarchie wird die Reform der Criminalrechtspflege ſeit mehr als 25 Jahren ohne den mindeſten Erfolg betrieben; und Das iſt noch einer der geringſten Misſtände, daß die Angeſchuldigten in der maßlos verhängten Präventivhaft oft weit ſchlimmer ſich befinden als die zum Kerker Verurtheilten [34]). Hatten die böhmiſchen Stände in einer energiſchen Eingabe die Misſtände des Preßzwangs geſchildert und Abhilfe verlangt, ſo gingen die niederöſterreichiſchen darin noch weiter, daß ſie ſofort ein Comité zur Entwerfung eines zweckmäßigen Preßgeſetzes niederſetzten. Dieſelben Stände hatten ſchon 1846 das Anſuchen geſtellt um Wiederverleihung der Beirathsgerechtſame, d. h. des den Ständen zuſtehenden, aber ſpäter entzogenen oder außer Uebung gekommenen Rechts, bei Erlaſſung von Geſetzen zu Rath gezogen zu werden. Eine beſondere Aufmerkſamkeit wendeten die Stände auf das Gemeindeweſen. Bis jetzt haben die meiſten Provinzen Oeſterreichs weder eigentliche Gemeindegeſetze noch Gemeindebudget und geordnete Gemeindeverwaltung. Gleichwohl würde erſt nach Einführung einer zweckmäßigen Gemeindeordnung die Regulirung des Armenweſens und des noch ſehr verworrenen Heimathweſens möglich werden; ſie würde die Ablöſung der Robote und Zehnten erleichtern und vor Allem würde mit einer freiſinnigen Communalverfaſſung der Grund für eine freiſinnige Staatsverfaſſung gelegt, für eine zweckmäßige Repräſentation der Städte ſowie mehr und mehr des platten Landes. Die Stände Böhmens, Niederöſterreichs,

34) Auch der Civilproceß iſt der Reform in hohem Grade bedürftig. Die Einführung des ſummariſchen Verfahrens ſeit 1. Januar 1846 für alle Schuldforderungen, die nicht über 200 Gulden C.-M. betragen, ſowie für größere Summen mit beiderſeitiger Einwilligung, iſt nur eine vorläufige Abſchlagszahlung.

Digitized by Google

dieſe letzteren mit beſonderer Rückſicht auf die lombardiſche Gemeindever-faſſung, und Steiermarks erkannten alſo nicht blos die Nothwendigkeit neuer Communalordnungen an, ſondern ſetzten ſofort auch zur Ausarbeitung der betreffenden Entwürfe Comités nieder, die ſich für dieſen Zweck unter ſich in Verbindung ſetzen ſollen. Endlich trat zum ſichtlichen Beweiſe, daß alle Cautelen Nichts helfen, wenn endlich die Uebelſtände und die Unzufriedenheit ein höheres Maß erreicht haben, ſogar in Mitte jener lombardiſchen Generalcongregation, deren Befugniſſe ſo knapp zugemeſſen und deren Mitglieder in aller Weiſe von der Regierung abhängig gemacht ſind, ein Ehrenmann auf, der auf die herrſchende Stimmung hinwies und deſſen Antrag auf Reform nicht blos faſt einſtimmig angenommen, ſondern auch durch die lebhafteſte Zuſtimmung der Provinzialcongregationen und aller Claſſen des Volks unterſtützt wurde [35]).

Mußten vor Allem die ſo entſchieden auftretenden Stände der beſonders wichtigen Provinzen Böhmen und Niederöſterreich die Aufmerkſamkeit auf ſich lenken, ſo haben doch auch diejenigen von Steiermark und in vielen Punkten die von Kärnthen gleichen Schritt mit ihnen gehalten. In geringerem Grade haben ſich bis jetzt die mähriſchen Stände zu der Bedeutung und der höheren politiſchen Auffaſſung ihrer Nachbarſtände in Böhmen und Niederöſterreich erhoben. Doch zeigen ſich auch bei ihnen ſchon die erſten Regungen eines erwachenden beſſeren Geiſtes, die deutlichen Spuren eines vaterländiſchen Gemeinſinns und politiſcher Intelligenz. Bei der Lage der Dinge in Galizien durfte die Regierung auch von Seite der Stände dieſer Provinz eine ſcharfe Oppoſition erwarten. In dieſer Verlegenheit war es das einfache Hilfsmittel der Bureaukratie, wodurch freilich die Unzufriedenheit der Betheiligten nur noch höher geſteigert werden muß, daß ſie die geſetzliche Zeit zur Einberufung des galiziſchen Landtags ſchon zweimal vorübergehen ließ. Am Weiteſten ſtehen noch in den deutſchen Provinzen die Stände Tyrols zurück, bei denen noch die traurigſte Geheimhalterei zu Hauſe iſt und wo die jeſuitiſche Partei den entſchiedenſten Einfluß auf die Landesangelegenheiten gewonnen hat. Darum herrſcht auch im Lande eine ſehr geringe Meinung von dem Wirken und den Erfolgen der Stände, von ihrer Thätigkeit und Einſicht zur Wahrung der vaterländiſchen Intereſſen. Und doch laſtet die Bureaukratie auf dem armen Tyrol, das der Wiener Politik die größten Opfer gebracht, nicht minder ſchwer, ja vergleichungsweiſe noch ſchwerer als auf den meiſten anderen Provinzen der Monarchie. Manche Zeichen laſſen jedoch erkennen, daß auch das noch kerngeſunde tyroler Volk, an dem alle Verſuche der Verdumpfung vergeblich bleiben werden, den gemeinſamen Beſtrebungen für den Aufſchwung Oeſterreichs nicht lange mehr fremd bleiben wird.

Seit vielen Jahrzehenten hat die an ſchweigenden Gehorſam gewöhnte Bureaukratie von Seite der Stände keine ſo offene und energiſche Sprache

---

35) Ueber die Anträge und Beſchlüſſe der Stände für Befreiung eines Grundeigenthums, für finanzielle Reformen und für Verbeſſerung des Erziehungsweſens ſ. die betreffenden Abſchnitte.

hören müſſen als in der neueſten Zeit; aber ſeit Jahrzehnten auch waren die Umſtände nicht der Art, daß ſie in dem Maße wie jetzt jedem Ehrenmanne das Schweigen zum Verbrechen, die offene rückſichtsloſe Wahrheit zur höchſten und heiligſten Pflicht gemacht hätten. Und Das giebt dieſer offenen Sprache ein um ſo größeres Gewicht, daß ſie von Männern herrührt, welche die reichſten Beſitzer des Landes und an der Erhaltung des Beſtehenden, mit Ausnahme ſeiner Misſtände und Misbräuche, in viel höherem Grade betheiligt ſind als weit die meiſten Mitglieder der Beamtenhierarchie. Vor Allem iſt die praktiſche Weiſe zu rühmen, mit der ſie zu Werke gehen. Ohne ſich allzu ſehr im weiten Felde der Theorie zu ermüden und zu ermatten, nehmen ſie die Dinge, um die es zunächſt gilt, ſofort zur Hand. Dahin gehört die unverzügliche Ernennung von Commiſſionen für Ausarbeitung der Entwürfe von Creditanſtalten, Preßgeſetzen und Gemeindeordnungen. Die öſterreichiſchen Stände haben ſich wohl erinnert, daß in Oeſterreich die Initiative der Geſetzgebung kein ausſchließlich monarchiſches Vorrecht war. Noch viel wichtiger iſt es, daß die Comités der Stände der verſchiedenen Provinzen, wie namentlich für die Bearbeitung von Gemeindeordnungen, ſich mit einander in Verbindung ſetzen ſollen. So mögen ſich die provinziell geſchiedenen Stände, der einem einzigen Willen gehorchenden Bureaukratie gegenüber, gleichwohl in den Hauptpunkten über gemeinſame Operationen verſtändigen. Auch haben ſie damit, ohne erſt Verfaſſungspatente und Berufungsdecrete abzuwarten, ſchon factiſch die Keime zu künftigen vereinigten Landtagen und damit zu jener gemeinſamen Verfaſſung für die deutſchen Provinzen gelegt, wofür ſich in Oeſterreich ſelbſt ſchon ſo manche Stimmen ausgeſprochen haben. Hat doch Preußen mit ſeinem vereinigten Landtage wenigſtens die Grundlage eines neuen Verfaſſungslebens gewonnen; und haben doch die Stände Niederöſterreichs urkundlich nachweiſen laſſen, daß die vereinigten Landtage auch gut öſterreichiſchen Rechtes ſind. Wer möchte aber zweifeln, daß ſie ein ſolches bedeutſames Ziel zu erreichen vermögen, wenn ſie es mit kluger Beharrlichkeit verfolgen; wenn ſie ſich vor Allem durch einſeitige Rückſicht auf beſondere Standesintereſſen nicht verlocken laſſen, ſondern nach wie vor mit den Geſammtintereſſen des Volks und mit der öffentlichen Meinung Hand in Hand gehen?

IX. Auswärtige Politik. Es giebt nur zwei Hauptrichtungen in der Politik: ſich in das Leben ſeiner Zeit und ſeiner Nation zu verſetzen, die ſchöpferiſch in ihr wirkenden Triebe in ſich aufzunehmen und die ſo bedingten Forderungen geltend zu machen; oder dieſe Forderungen an ſich kommen zu laſſen, um ſie zu bekämpfen, und höchſtens Schritt vor Schritt dem abſolut Unvermeidlichen nachzugeben. Als Anwalt des Beſtehenden, der aber der Sache, die er vertheidigte, nicht ſelten die ſchlimmſten Dienſte erwies, huldigt die Politik Oeſterreichs jenem Geiſte der Verneinung gegen das Neue, der ſich noch im Frühling den Winter conſerviren will. Seine auswärtige Politik iſt nur die Doppelgängerin der inneren. Ueberall erſcheint Oeſterreich ſeit dem Wiener Congreſſe in erſter Linie unter den Vertheidigern des Statusquo, der dem politiſchen oder kirchlichen Abſolutismus am Nächſten ſteht. Den Verlauf jeder politiſchen Bewegung aufmerkſam beobachtend, wo es ihr

Digitized by Google

nicht ohne Gefahr in den Weg treten konnte, ſuchte es ſie unter günſtigeren Umſtänden allmälig wieder zu dem Punkte zurückzuführen, von dem ſie ausgegangen war; das Neue aber, was ſich trotz ſeiner Reaction dauernden Beſtand gewann, erkannte es erſt nach langer und für die Intereſſen Oeſterreichs allzu langer Zögerung in ſeinem rechtsgültigen Beſtande an. So zeigte es ſich ſtark gegen die Schwachen und ſchwach gegen die Starken. In ſeiner auswärtigen wie in ſeiner inneren Politik nahm es zum Grund oder Vorwande die treue Bewahrung der von ihm ſ. g. hiſtoriſchen Rechte, wobei jedoch das hiſtoriſche Gedächtniß der Bureaukratie über die Wiener Congreßacte und die gerade damals vorhandene Thatſache einer einſeitigen Reſtauration und Reaction kaum hinausreichte. Und wie ſich in der Behandlung der inneren Angelegenheiten die alte Wahrheit von Neuem bewährte, daß das vom böſen Geiſte der Verneinung gegen die junge Saat der Zukunft eingegebene Syſtem der Erhaltung des unfruchtbar gewordenen Alten ſchon in ſich ſelbſt eine Unwahrheit iſt; ſo mußte endlich auch die internationale Politik ſowohl mit ihrem eigenen Grundſatze einer ſ. g. Legitimität als mit den wahren und bleibenden Intereſſen der Monarchie in unverkennbaren Widerſpruch treten.

Der Widerſpruch mit dem Völkerrecht, ſogar mit jenem dürftigen Surrogate, wie es in den Verträgen von 1814 und 1815 anerkannt iſt, offenbarte ſich zumal in der Vernichtung der Republik Krakau. Selbſt wenn man einräumen müßte, daß die Exiſtenz eines einmal für unabhängig erkannten Staats, als unverträglich mit dem geſicherten Beſtande anderer Staaten, wieder aufgehoben, daß alſo ein politiſches Todesurtheil gegen ihn gefällt und vollzogen werden dürfte: kann dies doch in einem Staatenſyſteme wie das europäiſche auf eine auch nur ſcheinbar rechtliche Weiſe nicht einſeitig durch den Beſchluß einer einzigen Macht oder die Conſpiration einiger Mächte geſchehen. Gegen die Behauptung des öſterreichiſchen Staatskanzlers, daß die Gründung eines ſouveränen Staates Krakau zunächſt auf dem Uebereinkommen der drei nordiſchen Großmächte beruht habe, die nun auch berufen ſeien, nach beſonderer Convenienz über Tod und Leben ihrer Creatur zu entſcheiden: hatte Guizot (ſ. d.), der jetzige Affiliirte der Wiener Cabinetspolitik, ſehr richtig erwidert, daß die anderen Mitunterzeichner der Wiener Congreßacte nicht blos die armſelige Rolle geſpielt hätten, die Acte der drei nordiſchen Großſtaaten zu protokolliren und zu regiſtriren. Wenn ſodann die Beilagen zu dem Schreiben des Fürſten Metternich an den öſterreichiſchen Geſandten in London vom 9. Januar 1847 die Vorgänge bei Entſcheidung der holländiſch-belgiſchen Frage beſonders hervorheben, indem auch damals mit Ausſchluß Spaniens, Portugals und Schwedens, welche die Wiener Schlußacte mit unterzeichnet, vorgeſchritten worden ſei: ſo zeigt dies freilich, daß die Pentarchie die Befugniſſe anderer Mächte ſchon damals misachtet hatte. Wie aber aus dem einen Unrecht nun das weitere Unrecht einer Beiſeitſetzung Großbritanniens und Frankreichs durch die nordiſchen Mächte gerechtfertigt werden könnte, iſt nicht wohl abzuſehen. Die Folgen hiervon können nicht ausbleiben; ſie zeigen ſich jetzt ſchon auf dem Gebiete der internationalen Politik in einer heilloſen Begriffsverwirrung und in der Misachtung aller höheren ſtaatlichen Intereſſen. Hat doch nicht blos Guizot, ſondern

vor Kurzem auch Palmerſton die ziemlich unumwundene Erklärung gegeben, daß man ſich durch die Verträge von 1815 nicht mehr unbedingt für gebunden halten könne. Eine neue Lücke iſt alſo in den vom Wiener Congreſſe beliebten Statusquo gebrochen worden; und Oeſterreich, der ſcheinbar eifrigſte Vertheidiger deſſelben, hat dazu Handreichung geleiſtet. Nicht in beſſerem Einklange mit dem europäiſchen Völkerrechte ſtanden jene Abſichten Oeſterreichs gegen die Schweiz, die zum Glücke für Oeſterreich ſelbſt und für Europa durch die umſichtigere und gerechtere Staatsklugheit Großbritanniens vereitelt wurden. Kein völkerrechtlicher Vertrag machte irgend welche auswärtige Macht zum Garanten des eidgenöſſiſchen Bundesvertrags in ſeinem gegenwärtigen dürftigen Beſtande; kein Vertrag ermächtigte zu ſolchen Einmiſchungen in die inneren Angelegenheiten der Schweiz, wie ſie theils verſucht, theils beabſichtigt wurden, am Allerwenigſten aber dazu, daß man, im Widerſpruche mit dem Geiſte und Buchſtaben einer ausdrücklichen Beſtimmung der eidgenöſſiſchen Bundesacte, die Competenz der Tagſatzung beſtreiten wollte, die Auflöſung des Sonderbundes einer rebelliſchen Minorität zu beſchließen und dieſen Beſchluß militäriſch zu vollſtrecken. Was iſt dies auch für eine Gerechtigkeit, die es der Eidgenoſſenſchaft zum Vorwurfe macht, daß ſie die Verfaſſer einiger gegen das Ausland gerichteten unbedeutenden Broſchüren nicht mit noch größerer Strenge verfolgte, als ſie ſeither gethan; während man ſich nicht entblödet, den offenen Aufruhr in der Schweiz mit Geld, Waffen und Munition, mit Officieren und diplomatiſchen Handreichungen auf alle Weiſe zu unterſtützen!

Wo möglich in noch grelleren Gegenſatz iſt die Wiener Cabinetspolitik mit den Intereſſen Deutſchlands und Oeſterreichs ſelbſt getreten. Das iſt die erſte Aufgabe der Staatsklugheit, daß ſie gegen die vom Auslande her drohenden Gefahren, welche die innere Entwickelung ſtören können, auf zeitige Abwehr bedacht iſt. Für die vielſtaatige Mitte Europas, mit Einſchluß des weit geſtreckten Preußens und des aus ſo heterogenen Beſtandtheilen zuſammengeſetzten Oeſterreichs, droht die größte Gefahr von den beiden centraliſirten Großſtaaten des Feſtlandes aus, von Frankreich, oder Rußland, oder beiden in ihrer Verbindung. Für die gemeinſame Abwehr iſt Großbritannien der natürliche Verbündete des Staatencomplexes von Mitteleuropa. Mag England in den nordiſchen Meeren ein noch oft verletzendes Uebergewicht behaupten; im Mittelmeere muß doch ſeine Politik, die nur das Erreichbare erſtrebt, auf Erhaltung des Gleichgewichtes und der Gleichberechtigung der hauptſächlich betheiligten Mächte bedacht ſein. Dieſes Gleichgewicht kann von Frankreich aus geſtört werden, wenn es, in der Herrſchaft über Algier befeſtigt, den Einfluß, den es ſchon auf der pyrenäiſchen Halbinſel ausübt, auch auf Italien ausdehnen ſollte; oder in noch höherem Grade von Rußland aus, wenn dieſes in den Beſitz von Conſtantinopel käme. Das iſt das entſchiedenſte Intereſſe Großbritanniens, daß es den kürzeren ägyptiſchen Handelsweg ſeinem indiſchen Verkehre offen halte, doch nicht mit Ausſchluß der anderen Nationen. Daran kann es ſchwerlich denken, im Einverſtändniſſe mit Rußland dieſem Conſtantinopel preiszugeben, um ſich die ausſchließende Botmäßigkeit über Aegypten zu ſichern: die Herrſchaft über

Digitized by Google

die thraciſchen Meerengen gäbe doch zugleich die Straße über die Landenge von Suez in Rußlands Hand. Noch weniger dürfte es für ſich allein eine Unterwerfung Aegyptens verſuchen. Dadurch erhielte nur Rußland den willkommenen Vorwand, ſeine Herrſchaft bis an die Meerengen vorzuſchieben; und zugleich hätte England ſowohl Frankreich als Oeſterreich gegen ſich in die Schranken gefordert. Das gleichmäßige Intereſſe Englands, Oeſterreichs und Deutſchlands bleibt es alſo, zur Sicherſtellung der Freiheit des mittelländiſchen Meers gegen franzöſiſches, ruſſiſches oder ruſſiſch-franzöſiſches Uebergewicht auf gemeinſamer Hut zu ſein. Und doch ſehen wir jetzt die Wiener Cabinetspolitik ihrem alten natürlichen Verbündeten, England, entfremdet; wir ſehen ſie mit ihrem lauernden gefährlichen Gegner, mit Frankreich, in widernatürlicher, diplomatiſch erkünſtelter Freundſchaft.

Zum Schutze gegen Oſten und Weſten hatte ſich die Wiener Politik vor Allem der aufrichtigen Sympathie der deutſchen Völker und Staaten zu verſichern. Aber ſchon in den Kriegen gegen Napoleon legte das Wiener Cabinet lange nicht das gleiche Gewicht wie Preußen auf die Wiedereinverleibung des Elſaſſes oder gar Lothringens mit dem deutſchen Staatenkörper. Als um dieſer Verſäumniß willen die Verträge von 1815 im „Rheiniſchen Merkur" ſcharf getadelt worden, ſuchte es Gentz im Oeſterreichiſchen Beobachter zu rechtfertigen, daß man nicht auf der Zurückgabe von Ländern beſtanden habe, die durch die bündigſten Verträge aufgegeben, durch oft erneuerte Friedensſchlüſſe unabänderlich abgetreten ſeien und über deren Verluſt ſich jahrhundertlange Verjährung hingewälzt habe. Auf dem Wiener Congreſſe trug das öſterreichiſche Cabinet zumal durch ſeinen Einfluß auf Preußen nicht wenig dazu bei, daß ſelbſt beſcheidene Wünſche der deutſchen Nation unerfüllt blieben. „Zu Wien", ſo heißt es in den Briefen des Freiherrn von Stein an von Gagern, „haben ſie finalement nur halbe Arbeit gethan und die Nation über Bund und Bundesſyſtem gar nicht begriffen. Und nachdem wir ſo ſehnlichſt Eintracht zwiſchen Oeſterreich und Preußen im Großen gewünſcht, ſo wollten wir doch keineswegs ein ſolches Schmiegen und Aſſimiliren in Dingen, die ſich ſo wenig ähnlich ſind wie Lage und Verhältniß beider Regierungen gegen ihre Völker. Der Fürſt Metternich, gewohnt zu verführen, verführte darin das preußiſche Cabinet und beſchädigte dadurch Beide — ja — uns Alle." Vom Carlsbader Congreſſe an bis zu den geheimen Wiener Miniſterialbeſchlüſſen von 1834 und bis auf die jüngſte Zeit ſehen wir Oeſterreich ſtets in erſter Linie, wenn es eine gedeihliche Entwickelung auf den Grund der deutſchen Verfaſſungen zu hemmen galt. In Carlsbad wußten Metternich und Gentz der Meinung Eingang zu verſchaffen, daß in einem Staatenbunde, wegen der nothwendigen Rückſichten des einen Bundesglieds gegen das andere, die Preßfreiheit am Wenigſten zuläſſig ſei. Das gerade Gegentheil iſt wahr. Bei der Gliederung einer Nation in mehrere Staaten findet die Unzufriedenheit in einem Staate doch irgendwo in einem anderen die Gelegenheit, ſich auszuſprechen und ihren Weg zu machen. Der Preßzwang wird rein illuſoriſch. Oeſterreich ſelbſt hat es erfahren. Es hat vor allen anderen deutſchen Staaten die ſchärfſte Oppoſition der Preſſe gegen ſich herausgefordert; und

Digitized by Google

dieſe Preſſe, die freilich nicht den wahren Intereſſen Oeſterreichs, aber doch ſeinem jetzt noch herrſchenden Syſteme feindſelig entgegentritt, wirkt nicht etwa von der mit officiellen Vorwürfen überhäuften Schweiz, ſondern vom cenſirten Deutſchland aus. Aber nicht genug, daß die Wiener Cabinetspolitik die freie Bewegung des deutſchen Volksgeiſtes außerhalb Oeſterreich zu hindern ſuchte; ſie hat auch die immer mehr erlahmenden deutſchen Elemente in Oeſterreich ſelbſt vom deutſchen Volksleben materiell und geiſtig abgeſperrt. Selbſt den Glauben, daß etwas erſprießlich Gemeinſames in Deutſchland geſchehen könne, ſchien man in Wien aufgegeben zu haben. In den Wiener Conferenzen vom J. 1820 äußerte Fürſt Metternich, „ein Handelsbund zwiſchen den verſchiedenen deutſchen Staaten ſei wohl Nichts als ein Luftbild, das zwar verführeriſch erſcheine, dem aber keine Wirklichkeit gegeben werden könne." Napoleon hatte das Wort „unmöglich" aus ſeinem Wörterbuche geſtrichen; in dem der öſterreichiſchen Politik findet es ſich auf jeder Seite. Als gleichwohl Hand ans Werk gelegt wurde, bemühte ſich Oeſterreich um die Gründung eines commerziellen Sonderbundes in Süddeutſchland. Was war die unausbleibliche Folge von dem Allen? Der gefährliche Beifall einer kleinen reactionären Partei um jeden Preis; die Ueberzeugung aller einſichtigen Regierungen, daß Oeſterreich in ſeiner jetzigen Finanzlage und mit ſeinen feindſeligen Elementen im Innern nur eine ſchwache Stütze für die Intereſſen der deutſchen Nation ſei; der Wunſch aller beſonnenen Staatsmänner, bis in die Mitte der habsburgiſchen Dynaſtenfamilie ſelbſt, daß zum Wohl der Monarchie wie der Dynaſtie ein baldiger Syſtemswechſel eintrete; die wachſenden Sympathieen des deutſchen Volks mit den Beſtrebungen der öſterreichiſchen Oppoſition. Sechs Tage vor dem Wiener Frieden von 1809 hatte Fürſt Metternich das Staatsruder ergriffen. Nachdem er 25 Jahre die Geſchäfte geleitet, ſagte der Oeſterreichiſche Beobachter: „Oeſterreichs Fahne hat zur Aufſchrift das Recht: es lehnt ſich Jeder gern daran... Dies Beſtehen im Wandel von 25 Jahren, fürwahr eine merkwürdige Erſcheinung! Die Geſchichte wird ſie würdigen, und der Ruhm, der ſich an den Namen Metternich hängt, wird den Charakter ſeines Syſtems haben, die Dauer!" Es iſt ein providentielles Wort, dieſes „hängt"! Fürwahr iſt es ein todter Ruhm: es iſt der Ruhm des Hemmſchuhs auf bergan gehendem Wege.

Wohl erkannte ſchon früh der öſterreichiſche Staatskanzler, was von Rußland zu beſorgen ſei. Um ſo betrübter iſt es, daß ſo viel verſäumt wurde, um ſeinen Umgriffen zu wehren, daß jetzt noch das Gegentheil von Dem geſchieht, was es möglich machen könnte, die Verſäumniſſe nachzuholen. Als Rußland im Jahr 1812 ſein Gebiet bis an den Pruth und die nördliche Mündung der Donau ausdehnte, war das von den Schlägen Napoleon's getroffene Oeſterreich machtlos und mußte geſchehen laſſen, was es nicht verhindern konnte. Auf dem Wiener Congreß widerſetzten ſich Oeſterreich und England, bald auch Frankreich, wenigſtens der Ausdehnung Rußlands bis an die Weichſel. Damals war es Preußen, das in nicht ſehr vorſehender Politik von dem Bündniſſe mit Rußland nicht laſſen wollte und ſeine für die beiden deutſchen Großſtaaten gleich gefährliche Vergrößerung durchſetzen

half. Darum ſchrieb Metternich an Hardenberg am 3. Dec. 1814: „daß es die Nachwelt Preußen nie verzeihen werde, die Gelegenheit einer Beſchränkung Rußlands auf angemeſſene Gränzen verſäumt zu haben; da man Alles, was man wollte, von Rußland hätte erhalten können, wenn Preußen ganz im Einverſtändniß mit England und Oeſterreich gehandelt hätte.“ Zur Zeit der griechiſchen Inſurrection war aber Oeſterreich wohl in der Lage, durch beſonnene Begünſtigung der gerechten Wünſche der chriſtlichen Völker des osmaniſchen Reichs dem ſpäteren Einfluß Rußlands auf dieſelben Völker im Voraus entgegenzutreten. Dies geſchah nicht und groß iſt auch Oeſterreichs Einfluß nicht, weder in Byzanz noch Athen, am wenigſten aber in den benachbarten Halbſtaaten, in Serbien und den Donaufürſtenthümern. Während des ruſſiſch-türkiſchen Kriegs von 1828 entwickelte allerdings der öſterreichiſche Staatskanzler viel diplomatiſche Thätigkeit, um gegen die Vergrößerungsabſichten Rußlands Bündniſſe zu Stande zu bringen [36]), die zum Theil durch die Unentſchloſſenheit Preußens, hauptſächlich aber dadurch vereitelt wurden, daß ſich Frankreich ſchon damals zum Verbündeten des Czars hergab. Aber über Worte hinaus wagte es Oeſterreich nicht, die Initiative der That zu ergreifen, und Rußland ſetzte ſich an der Sulinamündung feſt.

Rußland beherrſcht alſo jetzt, zur Schmach Deutſchlands und Oeſterreichs, die Mündungen der deutſch-ungariſchen Donau. Die für ganz Mitteleuropa ſo wichtige Straße für den immer wichtiger werdenden orientaliſchen Verkehr iſt in ſeinen Händen. Und doch, wenn erſt der raſch fortſchreitende Verfall des osmaniſchen Reichs zum entſcheidenden Handeln nöthigen wird, müſſen alle Kräfte daran geſetzt werden, damit Oeſterreich die Mündungen der Donau gewinne. Wie hier die Kette der ſlaviſchen Völkerſchaften durch die mehr romaniſche und mit ſlaviſchen Elementen nur durchmiſchte Bevölkerung der Moldau und Walachei durchbrochen iſt; ſo muß dieſe Kette auch politiſch durchbrochen werden, damit nicht der erſtarrende weltliche und kirchliche Deſpotismus Rußlands vom Eismeer bis zu den Dardanellen reiche. Die ruſſiſche Alleinherrſchaft auf dem ſchwarzen Meere muß durch die den freien Verkehr aller Nationen verbürgende Theilnahme Oeſterreichs an dieſer Herrſchaft beſeitigt werden. Aber jetzt ſchon iſt jene Macht die Beherrſcherin dieſes Meeres; und ihre den günſtigen Moment erlauernde Politik hat dadurch die Mittel in der Hand, ſich binnen wenigen Tagen an den thraciſchen Meerengen feſtzuſetzen und bis in das mittelländiſche Meer hinein ihr Uebergewicht fühlen zu laſſen. Es handelt ſich an den Mündungen der Donau um kein gewöhnliches politiſches Intereſſe Englands, Deutſchlands und Oeſterreichs. Es gilt dort die Löſung einer weltgeſchichtlichen Frage, die im ſchlimmeren Falle vielleicht auf Jahrhunderte lang das

36) Vergl. im Portfolio beſonders Dépêche du comte Pozzo di Borgo, d. d. 28. Nov. 1828. t. I. Nr. 7. 8.; dép. de Mr. de Tatitscheff, d. d. 29. Juni 1828 u. 5. Fevr. 1829. t. II. Nr. 11; dép. du comte Pozzo di B., d. d. 14. Dec. 1828. t. II. Nr. 12 u. 13; rapport adressé à l'emp. Nicolas etc. t. II. Nr. 16 u. 17; dép. du comte Nesselrode, t. III. Nr. 27.

Digitized by Google

politiſche Uebergewicht des Slaventhums über das Germanenthum, der Barbarei des Oſtens über die Civiliſation der Mitte Europas entſcheidet.

Was hat nun die Politik des Wiener Cabinets zur Vorbereitung für ihre große Miſſion im Oſten gethan? Das gleichmäßige Gebot der Menſchlichkeit und Staatsklugheit macht den beiden deutſchen Großmächten die ſchonendſte Behandlung der ihrer Gewalt unterworfenen Trümmer der polniſchen Nation zur Pflicht; damit die Vergleiche der Polen zwiſchen deutſcher und ruſſiſcher Herrſchaft zum Vortheil der erſteren ausfallen. Nicht zur Unterdrückung der polniſchen Nationalität, vielmehr zu ihrer Pflege ſind Preußen und Oeſterreich berufen. Nichts Schlimmeres könnte den Staaten der Mitte Europas begegnen, als wenn die Polen ihren gerechten Haß gegen Rußland und eben damit die Hoffnung aufgäben, ihre Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit der ruſſiſchen Macht abzutrotzen; wenn ſich dieſer Haß mehr gegen die deutſche Herrſchaft wenden ſollte; wenn ſie die Gedanken der Herſtellung ihrer Unabhängigkeit auf eine fernere Zukunft vertagten, um ſich vorerſt den Abſichten Rußlands hinzugeben, um vor ihrer eigenen nationalen Wiedererhebung erſt noch als freiwilliges Werkzeug für die Geſammterhebung aller Slaven und für die Herrſchaft derſelben über den ganzen Oſten Europas zu dienen. Neben der unklugen Unterdrückung und Verfolgung des Katholicismus von ruſſiſcher Seite, die aber zu jeder Stunde aufgegeben werden kann, iſt es der Haß der Polen allein, wodurch der Einfluß Rußlands auf die ganze Kette der ſlaviſchen Völker noch gebrochen und gelähmt wird. Aber die Schlächtereien in Galizien haben nicht wenig dazu beigetragen, den Groll der Polen von Rußland abzulenken. Und war je die äußerſte Gnade und Milde gegen die Führer einer Inſurrection zugleich ein Act der Staatsklugheit, ſo wäre dies in Galizien der Fall geweſen. Aber man ließ es geſchehen, daß in Lemberg am 29. Juli 1847 die Hinrichtung eines Wisniowski und Kapucinski vollzogen wurde; daß ſie, mit Kränzen bedeckt, die von der Hand der edelſten Frauen gewunden waren, unter dem Zurufe des Volks, das ſie in Trauerkleidern zu vielen Tauſenden zur Richtſtätte begleitete, noch am Galgen den Segen über Polen erflehen, daß ſie den Tod politiſcher Märtyrer ſterben konnten. In Preußen hatte man ſo viel Takt, Muth und Redlichkeit, um den Polenproceß zur öffentlichen Verhandlung zu bringen. In Galizien dagegen iſt ſelbſt jenes dürftige Verſprechen, deſſen Erfüllung ohne vorgängige Oeffentlichkeit der gerichtlichen Verhandlungen doch nur geringe Bedeutung hat, bis zur Stunde unerfüllt geblieben; das Verſprechen, daß die über die galiziſche Revolution verbreiteten und für die Regierung nachtheiligen Gerüchte durch die Bekanntwerdung des Inhalts der Unterſuchung ihre Widerlegung erhalten würden. Und im Widerſpruch mit Geſetz und Herkommen wurden die in Galizien zum Kerker Verurtheilten, ohne vorgängige Eröffnung, an welchen Strafort ſie verſetzt werden ſollten, auf geheim gehaltene Weiſe von einem Gefängniſſe ins andere gebracht; es wurde damit nur dem Volke Anlaß gegeben, ſich in ſeiner Phantaſie die Leiden der Verurtheilten in den grellſten Farben auszumalen. Welchen Eindruck aber die galiziſchen Vorgänge, ſchon vor jenen Hinrichtungen und Verurtheilungen, auf die Volksſtimmung gemacht, davon giebt die

Digitized by Google

Schrift eines polniſchen Adeligen ein merkwürdiges Zeugniß [37]). Er nennt den Jubel, womit die *ruſſiſchen* Truppen nach der jüngſten Revolution bei ihrem Einzuge in Krakau empfangen wurden, die „Hochzeitshymne einer neuen Ehe zwiſchen Polen und Ruſſen“; er ſpricht unumwunden die Hoffnung aus, das galiziſche Blutbad werde „unzweifelhaft den unſterblichen Haß *aller* Slaven gegen die Deutſchen, der unter der Aſche glühe, wieder anfachen.“

Nicht minder verhängnißvoller Fehler hat ſich die jetzige Wiener Cabinetspolitik in ihren Beziehungen zu Frankreich, zunächſt aber durch ihr Verfahren gegen die Schweiz und in Italien zu Schulden kommen laſſen. Die den franzöſiſchen Kammern vorgelegten diplomatiſchen Actenſtücke ließen es nur zu deutlich erkennen, daß der öſterreichiſche Staatskanzler mit dem größten Ungeſtüm auf eine den europäiſchen Frieden gefährdende „Einmiſchung“ gedrungen hatte; und daß Oeſterreich zu einer gemeinſchaftlichen Intervention mit Frankreich wohl die Hand geboten hätte, wäre dieſes nicht durch Rückſichten auf England, auf die Verwicklungen in der pyrenäiſchen Halbinſel und auf die Stimmung der franzöſiſchen Nation ſelbſt zurückgehalten worden. Die unvermeidliche Folge einer gelungenen militäriſchen Intervention wäre aber für Frankreich die Beſetzung von Genf geweſen, nach deſſen Wiedererwerbung es ſchon lange lüſtern iſt; ſowie die Occupation der ganzen ſüdweſtlichen Schweiz, mit ihren ſo wichtigen nach Italien führenden Straßen und Päſſen. Nur der politiſche Köhlerglaube mag davon träumen, daß Frankreich auf die Vortheile ſeiner neuen Stellung in der Schweiz nach dem Belieben des Wiener Hofs wieder verzichtet hätte. Von der Conſequenz des erſten Schrittes getrieben, hätte es die bequeme Gelegenheit einer Einmiſchung in die italieniſchen Angelegenheiten gar bald benutzen *müſſen*; und ſelbſt die Stimme der franzöſiſchen Nation würde einem Miniſterium *Guizot* das Verbrechen einer Verletzung der Unabhängigkeit der Schweiz nur unter der einzigen Bedingung verziehen haben, wenn es eben jene Stellung zum Nachtheile Oeſterreichs in Italien wirklich benutzt, wenn es die Rolle eines ſcheinbaren Bundesgenoſſen mit der eines entſchiedenen Feindes vertauſcht hätte. Gewiß iſt auch Oeſterreich der klugen Zögerung eines *Palmerſton* Dank ſchuldig, wodurch das ſchon weit gediehene Attentat zu nichte wurde. Wie war es aber möglich, daß der öſterreichiſche Staatskanzler mit allem Eifer dahin wirken konnte, ſich Frankreich zum gefährlichſten Nachbar des in allen Theilen gährenden Italiens heranzuziehen? Dafür laſſen ſich kaum andere Gründe denken als die von den „Times“ in einigen Berichten aus Wien bezeichneten: perſönliche, *jeſuitiſche* Einflüſſe, vor Allem vielleicht der Einfluß eines Renegaten *Hurter*, deſſen Treiben und Abſichten in der Schweiz durchſchaut und zurückgeſtoßen wurden und der nun die Misſtimmung, den Groll und die Verleumdungen gegen ſein Vaterland mit nach Wien genommen hat. Wer durfte auch von dieſen Jeſuiten ohne Heimath und ohne Vaterland Anderes erwarten, als daß ſie zu jeder Stunde

37) Lettre d'un gentilhomme polonais sur les massacres de Galicie adressée au prince de Metternich. Paris 1846.

bereit ſein würden, das Wohl Oeſterreichs den Intereſſen ihres Sonderbundes zum Opfer zu bringen? Die falſchen Berechnungen der Bureaukratie hatten die Jeſuiten nach Oeſterreich berufen, um mit ihrer Hilfe die Völker der Monarchie im ſtummen und leidenden Gehorſam zu erhalten. Aber es iſt dieſem Staate wie anderen Staaten ergangen: die ſcheinbar willfährigen Werkzeuge der Gewalt hatten ſich bald die wirkliche Gewalt erſchlichen.

Nur ein Blick voll Trauer und Schmerz läßt ſich auf die Stellung Oeſterreichs in Italien werfen, auf die blutigen Scenen des Aufruhrs, auf die Verwirrung in allen Theilen des geſegneten Landes, die nur einen Mittelpunkt und nur eine gemeinſame Richtung hat: den Haß gegen die Deutſchen. Was hatte auch Oeſterreich mit ſeinen früheren Interventionen in Neapel und Sardinien bis zur Unterdrückung der Inſurrection in der Romagna im Jahr 1832 gewonnen? Mit jener Politik, über die ſogar ein Caſtlereagh den Stab gebrochen hatte, da er in ſeinem Umlaufſchreiben an die Höfe vom 19. Januar 1821 zwar die neapolitaniſche Revolution misbilligte, aber zugleich erklärte, daß er von Seite Großbritanniens die Intervention nicht rathen könne und dürfe? Es hatte ſich mit allen Opfern von Geld und Blut doch nur den bitteren Groll der Völker Italiens erkauft; aber nicht einmal die bleibende Hingebung jener abſolutiſtiſchen Höfe, denen es ſich als Stütze hingegeben. Sollen auch jetzt wieder die Völker Oeſterreichs Geld und Blut opfern, um den Herrſcherlaunen eines Königs von Neapel zu dienen, der ſeinem Volke die Reformen verweigert, die ſie ſelbſt im eigenen Lande ſo dringend verlangen? Iſt nicht die Gründung jenes italieniſchen Handelsvereins zugleich ein Act der politiſchen Emancipation und ein unzweideutiges Zeichen, daß auch die Regierungen Italiens der Bevormundung Oeſterreichs müde geworden ſind? Iſt nicht Sardinien, wo es Karl Albert nicht vergeſſen haben wird, daß die Wiener Cabinetspolitik an ſeiner Stelle einem Herzoge Franz von Modena den Thron zugedacht hatte, ſchon lange vor den jüngſten Gährungen in die Stellung einer entſchiedenen Oppoſition gegen Oeſterreich getreten? Sehen wir nicht ſelbſt einen Großherzog von Toscana, ein Mitglied der Habsburger Dynaſtenfamilie, mit an der Spitze der in Italien begonnenen Reform? Giebt nicht er und der Vicekönig des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs, der ſtets zu Maßregeln der Milde und Verſöhnung rathende Erzherzog Rainer, den Verwandten in Wien das beherzigenswerthe Beiſpiel, daß ſie die freie Liebe der Völker achten? Einem Pius IX. gegenüber wollte man es rühmen, daß die Wiener Diplomatie wieder einige Erfolge errungen habe. Aber was hätte ſie erreicht, wenn ſie die im Kirchenſtaate begonnene friedliche Reform zu hemmen vermöchte? Sie würde die Welt um einen jener Fürſten bereichern, der das Vertrauen ſeines Volks getäuſcht hat; ſie würde den erwachenden Glauben der Italiener an die mögliche Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit ihrer Regierungen wieder zu nichte machen; ſie würde jener Propaganda in die Hand arbeiten, die nur in einem gewaltſamen Umſturze das Heil Italiens erblickt.

Das war die Aufgabe der öſterreichiſchen Politik in Italien, nicht als Unterdrücker, ſondern als Beſchützer ſeiner Unabhängigkeit in die Schranken

Digitized by Google

zu treten; nicht jede noch ſo dringend gebotene Reform zu hindern, ſondern ſie überall zu begünſtigen; nicht jede freiere Regung des Volksgeiſtes niederzuhalten, ſondern ein friſches und gedeihliches öffentliches Leben ordnend zu geſtalten und es in geräumig bemeſſene Kreiſe zu weiſen: damit es die Italiener, im Genuſſe der inneren Freiheit, um ſo eher vergeſſen möchten, daß noch ein Theil ihres ſchönen Landes unter fremder Botmäßigkeit ſteht. So hätte es möglich werden können, daß ſich in freiem Bunde die Völker und Regierungen Italiens an Oeſterreich angelehnt hätten, um in Gemeinſchaft mit ihm alle Eingriffe und Einmiſchungen von Weſten her abzuwehren. Wie aber jetzt die Lage der Dinge iſt, dürfte es Frankreich, ſo oft es auch die Hoffnungen der Italiener ſchon getäuſcht haben mag, zu jeder Stunde von Neuem wagen, unter der täuſchenden Maske des Befreiers von fremdem Joche aufzutreten. Es dürfte ſtets gewiß ſein, daß es von der großen Maſſe der italieniſchen Nation, der es um die Beſeitigung des nächſten und unmittelbar drückenden Uebels gilt, nicht nur mit lauter Freude, ſondern auch mit thätiger Unterſtützung aufgenommen würde, ſogar auf die Gefahr hin, daß Italien nur ein Joch mit dem anderen vertauſchen müßte. So lange aber Oeſterreich gegen jede Einmiſchung Frankreichs auf der Halbinſel auf der Hut ſein muß, ſo lange es alle Kräfte aufzuwenden hat, um die immer von Neuem aufgährenden Völker dieſes Landes niederzuhalten: ſo lange bleibt es auch, zum Vortheile Rußlands, in allen Bewegungen gegen Oſten gelähmt; es bleibt unfähig, um in der innigſten Verbindung mit der deutſchen Nation jene große Aufgabe zu erfüllen, die ihm durch die vielleicht ſchon verſcherzte Gunſt des Schickſals zugewieſen wurde.

X. Ueberblick. Schluß. Das ſteht auf allen Blättern der Geſchichte geſchrieben, daß die ſogenannten unumſchränkten Monarchen die abhängigſten ſind. Ihr Wille bleibt ohnmächtig, ihre beſten Abſichten für das Wohl ihrer Völker werden zu nichte, denn nur durch den abſichtlich oder unabſichtlich fälſchenden Mund der Bureaukratie hören ſie von ihren Laſten und Beſchwerden, von ihrer Noth und ihrem Jammer, von ihren Wünſchen und Forderungen, von ihren Intereſſen und Bedürfniſſen. Auch Das hat die Erfahrung aller Zeiten beſtätigt, daß in zehn Fällen gegen einen die angebliche Unumſchränktheit des Monarchen factiſch in die Hand eines allvermögenden Miniſters fällt, der wieder von ſeiner Seite von mächtigen Ständen und Parteien, von männlichen und weiblichen, von weltlichen und geiſtlichen Günſtlingen abhängig werden mag. Kennte man nicht den verderblichen Zauber, der in der höhnenden inhaltleeren Fiction der Unumſchränktheit liegt: man müßte darüber ſtaunen, daß nicht überall die Dynaſten und die Mitglieder der Dynaſtenfamilien die Erſten und Eifrigſten waren, um aus der Sklaverei des Abſolutismus vor Allen ſich ſelbſt zu verfaſſungsmäßigen Regenten zu befreien. Nur die einzige giftige Frucht ernten ſie von dieſem Abſolutismus, daß aller Haß und alle Unzufriedenheit im Volke mit der Bureaukratie und ihren Häuptern zugleich gegen ſie ſelbſt ſich wendet.

Wäre Oeſterreich eine conſtitutionelle Monarchie oder ein Bundesſtaat verfaſſungsmäßig regierter Lande unter einem gemeinſchaftlichen Oberhaupte; fänden überall die bleibenden Bedürfniſſe und Intereſſen ſeiner Völker ihr

Organ in einer allen Claſſen der Geſellſchaft entſprungenen Volksvertretung: dann wäre auch die Politik der Regierung ſo gut wie diejenige Großbritanniens im Inneren wie in dem Verhältniſſe zum Auslande die treue und gewiſſenhafte Sachwalterin und Vertreterin der Intereſſen, die Erhalterin und Mehrerin der Macht und Größe der deutſchen Nation und der öſterreichiſchen Monarchie. Bis zur Stunde aber kann die Politik Oeſterreichs keine deutſche, ſie kann nicht einmal eine öſterreichiſche ſein, denn ſie iſt nur eine perſönliche. Seit Jahrzehnten iſt Fürſt Metternich der Träger der Wiener Cabinetspolitik, auf ſein alterndes Haupt iſt vor Mitwelt und Nachwelt die Laſt einer Verantwortlichkeit gelegt, zu ſchwer für jeden Einzelnen, zu ſchwer ſelbſt für den ſtarren Nacken des vermeſſenſten Hochmuths. Das alſo iſt vor Allem zu wünſchen, daß ein müde gewordenes Haupt erleichtert, daß es nicht über menſchliche Kräfte hinaus angeſtrengt werde. Noch vor wenigen Jahren mußten ſelbſt die bitterſten Gegner des Syſtems der Wiener Miniſterialpolitik wenigſtens ihre Conſequenz im Irrthum anerkennen und eine beſonnene Klugheit in der Auswahl der Mittel für die Erreichung ihrer Zwecke. Jetzt aber kann im ſtrengeren Sinne von einem in ſich zuſammenhängenden Syſteme nicht mehr die Rede ſein: das früher beſtandene mußte endlich in ſich ſelbſt und mit ſeinen eigenen Principien zerfallen. Denn das iſt das unvermeidliche Schickſal jeder blos perſönlichen Politik, daß ſie an den perſönlichen Schickſalen ihres Trägers theilnehmen muß. Sie wird mit ihm alt, ſchwach, gebrechlich und launiſch. Sie wird freilich auch mit ihm zu Grabe getragen werden; doch zuvor könnten noch Millionen einem von ihnen nicht verſchuldeten Unglücke zum Opfer werden. Unverantwortlich aber bleiben die in den letzten Jahren immer häufiger gewordenen maßloſen Angriffe gegen die Perſönlichkeit des öſterreichiſchen Staatskanzlers, wie ſie nicht blos von zahlloſen Publiciſten erhoben wurden, ſondern auch in der Mitte der franzöſiſchen Kammern und des britiſchen Parlaments, dieſes europäiſchen Areopags, aus deſſen Verhandlungen die Staatsmänner aller Länder noch immer die beſten praktiſchen Lehren der Staatsweisheit ſchöpfen könnten. Jene Vorwürfe ſollten ſich vielmehr gegen Diejenigen wenden, die noch jetzt von dem Greiſe verlangen, was nach dem unabänderlichen Laufe der Natur nur die Kraft des friſcheren Mannesalters zu leiſten vermag.

Auch die Stände Oeſterreichs haben ſchwere Anklagen, ſie haben vor allen Anderen die ſchwerſten erhoben. Aber ſie waren gegen keine beſtimmte Perſönlichkeit gerichtet, ſie waren von der klaren Erkenntniß der immer ſchroffer hervortretenden Uebelſtände eingegeben, ſie trugen das Gepräge einer aufrichtigen Liebe für das wahre Wohl der Monarchie und Dynaſtie. Was könnten ſie auch Beſſeres thun, als der unerbittlichen Logik der Thatſachen ihre immerhin gewichtige Stimme zu leihen? Aber deutlicher ſelbſt, als es Worte vermögen, ſprechen die Ziffern der officiellen Statiſtik, ſprechen die offenkundigen Vorgänge der jüngſten Geſchichte. Dürftige Anſtalten für Erziehung des Volks, welche Millionen in Rohheit aufwachſen und unter den jeſuitiſchen Einflüſſen eines ultramontaniſirten Klerus Geiſt und Herz verkrüppeln laſſen; die fortſchreitende Auflöſung der Bande des Familienlebens und die furchtbar anſchwellende Maſſe der Vergehen und Verbrechen zu-

mal gegen die Sicherheit des Eigenthums; ein zur völligen politiſchen Nichtigkeit verurtheilter Bürgerſtand; ein wachſendes induſtrielles Proletariat; ein verwilderter, von Schulden und Roboten niedergedrückter Bauernſtand, der ſeine Stimmung in wiederholten Meutereien und Widerſetzlichkeiten kund gethan, dem man die Ausſicht auf Beſſerung ſeines Looſes eröffnet hat, ohne ihm die Mittel der Beſſerung gewähren zu können; der in offenen Aufruhr ausgebrochene Haß ganzer Völkerſchaften innerhalb der Gränzen der Monarchie: dies ſind die amtlichen und zum Theil ſchon mit blutiger Schrift beglaubigten Zeugniſſe, welche die Bureaukratie gegen ſich ſelbſt ausgeſtellt hat. Fürwahr! nicht die kleine Schweiz iſt das Land, von dem aus Europa mit den Gefahren des Zerwürfniſſes und der Anarchie bedroht wird. Wenn irgend wohin, ſo dürften ſich die Großmächte mit ihren freundſchaftlichen Rathſchlägen nach Wien und an einen Staat wenden, der ſich weniger als alle anderen deutſchen Staaten durch die Warnungen der Revolution zu zeitigen friedlichen Reformen beſtimmen ließ, deſſen eigenthümliche Lage trotz mancher Verſchiedenheiten doch ſo große Aehnlichkeit mit der des feudaliſtiſchen Frankreichs gegen Ende des 18. Jahrhunderts hat.

In der Auffaſſung und Schilderung des Beſtehenden ſtimmen die Stände mit der geſammten unabhängigen Preſſe Oeſterreichs weſentlich überein. Die gleiche Uebereinſtimmung läßt ſich in den Hauptmitteln zur Abhilfe gewahren. Wohl aber wird darüber geſtritten, von welcher Seite die Anregung zu förderlichen Reformen kommen könne oder kommen müſſe. Hauptſächlich iſt der Verfaſſer von „Oeſterreichs innerer Politik“ mit harten, nicht durchaus unſcheinbaren Beſchuldigungen gegen den in den Ständen vertretenen Adel aufgetreten. Er nennt die Schrift „Oeſterreich und deſſen Zukunft“ ein aufrühreriſches Manifeſt des öſterreichiſchen Adels gegen die Regierung und gegen die Volksſache. Die ariſtokratiſche Partei, die über den Tod des Grafen Clam-Martinitz trauere, auf dem die Hoffnungen ihrer Zukunft beruht, habe mit dem revolutionären Adel in Galizien ſympathiſirt. Die Tendenz dieſer Partei ſei, alle Macht an ſich zu reißen. Sie wolle Unantaſtbarkeit der adeligen Vorrechte für alle Zeiten. Die Vaſallen wollten alle anordnende Gewalt im Staate, ſie wollten als Provinzial- und Reichsſtände die Geſetze machen, der Regent aber ſolle nur die vollziehende Gewalt beſitzen.

Wichtiger als dieſe mehr auf Hypotheſen gegründeten Anſchuldigungen ſind die auf Einzelnes gerichteten. Für das Volk wolle die ariſtokratiſche Partei die grundherrlichen Beamten an die Stelle der landesherrlichen treten laſſen; der Rechtszug ſolle künftig von jenen nur an die Regierung gehen und die ſchützende Mittelbehörde der Kreisämter ſolle beſeitigt werden. Das iſt allgemein anerkannt, daß dieſe Behörde gegen die Willkür und Härte grundherrlicher Beamten gute Dienſte leiſtet. Allein gleichwenig wird ſich in Abrede ſtellen laſſen, daß auch die Kreisämter nicht durchweg vom bureaukratiſchen Geiſte der Anmaßung und Vielregiererei verſchont geblieben ſind, und eine hie und da bemerkbare Oppoſition der Grundherren gegen ſie iſt wenigſtens verzeihlich, ohne ſofort zu allzu gewagten Schlüſſen zu berechtigen. Die ariſtokratiſche Partei agitire grundſätzlich gegen die von der Re-

Digitized by Google

gierung beabſichtigte und zum Theil beantragte Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit. Gewiß, das Recht iſt ein Gemeingut Aller, und auch ſeine Verkünderin, die Juſtiz, ſoll nicht die erbunterthänige Magd auf dieſem oder jenem Stücke Boden ſein, ſondern das Allen vernehmbare Organ der lebendigen Geſammtheit ſelbſt, des Staats. Der Widerſtand des Adels gegen dieſe Reform wird von dem Augenblicke an unverantwortlich werden, wo ſich die Regierung für die volle und unverkümmerte Oeffentlichkeit der Juſtiz entſcheidet. Allein bis jetzt ſind es nur die ſteiermärkiſchen Stände geweſen, welche die Oeffentlichkeit der Juſtiz in dem Zweige, wo ſie vor Allem Noth thut, in der Criminalgerichtspflege beantragt haben. Endlich macht der Verfaſſer von „Oeſterreichs innerer Politik" die Bemerkung, daß die Stände nirgends die Zwangsablöſung der gutsunterthänigen Laſten beantragt hätten, obgleich ſie recht gut wüßten, daß mit der facultativen Nichts ausgerichtet ſei. Dieſe Bemerkung iſt jetzt nicht mehr ganz richtig, ſeit in der kärnthiſchen Ständeverſammlung ausdrücklich anerkannt wurde, wie es bereits am Tage liege, daß ohne imperative Verfügung die Ablöſung nicht befördert werden könne. Auch Das ſcheint freilich zu Tage zu liegen, daß nur die Errichtung von Creditanſtalten im Sinne der ſtändiſchen Anträge die Ablöſung nicht weſentlich befördern dürfte; daß man ſich noch außerdem für die Zwangsablöſung, jedoch gleichzeitig auch zu Opfern ſowohl von Seite des Staats als der Grundherren wird entſchließen müſſen. Immer ſind indeſſen die Stände mit ihren Anträgen auf Errichtung von Creditanſtalten um einen Schritt weiter als die Regierung gegangen. Und die ſicherſte Bürgſchaft, daß ſie es mit der Erleichterung und Erhebung des Bauernſtandes ernſtlich meinen müſſen, liegt wohl in dem augenfälligen Intereſſe der Grundherren ſelbſt. Gegenüber der Bureaukratie, die ſich zu jeder Zeit auf das Heer und auf die Unzufriedenheit der gedrückten unterthänigen Bauern gegen ihre Gutsherren und gutsherrlichen Beamten ſtützen kann, brächte ſich die Ariſtokratie in die gefährlichſte Lage, wenn ſie mit der Befreiung des Bauernſtandes von Roboten und Zehnten nur ihr frevelhaftes Spiel treiben wollte. Aehnliche Auftritte, wie früher in Ungarn, wie vor Kurzem in Galizien und anderen Theilen der Monarchie, können ſich zu jeder Stunde in größerem Umfange wiederholen, und die Bureaukratie dürfte nur eine ähnliche Schonung wie in Galizien eintreten laſſen, um Leben und Eigenthum des oppoſitionellen Adels preiszugeben und um gleichwohl in den Augen der Maſſe den Schein der ächt volksfreundlichen Geſinnung für ſich ſelbſt zu retten. Es iſt alſo nur das Gebot der einfachſten Klugheit, daß ſich der Adel zeitig zu freiwilligen Opfern bereit zeige, um nicht in kurzer Friſt zu ſchwereren Opfern gezwungen zu ſein.

In Oeſterreich ſind die beſtehenden Verhältniſſe von der Art, daß es nach der Zuſammenſetzung der Stände faſt ausſchließlich nur dem Adel geſtattet iſt, für den Ausdruck der öffentlichen Meinung ein geſetzliches und verfaſſungsmäßiges Organ zu ſein. Sollten die blutigen Warnungen der Geſchichte ſeit der Revolution bis auf die jüngſte Zeit an allen oder den meiſten Genoſſen dieſes Standes ſpurlos vorübergegangen ſein? Schon einmal hatte die Monarchie dem Adel Ungarns die Abwehr äußerer Gefahr zu verdanken.

Digitized by Google

Warum ſollten nicht aus der Mitte dieſes Standes Männer auftreten können, die ſie aus inneren Gefahren retten? Das iſt eine vom Ziele abirrende Politik, die nach ſchwach beglaubigter Meinung über vielleicht mögliche Abſichten richtet, ohne die offen vorliegenden Handlungen zu ermeſſen. Es waren aber die Stände Böhmens, die ſchon dem Grundſatze der gleichen Beſteuerung freiwillige Opfer gebracht; es waren die Stände Ungarns, Niederöſterreichs und Böhmens, die für die freie Bewegung des Gedankens, für die Oeffentlichkeit in allen Zweigen des Staatshaushalts ihre Stimme erhoben haben. Und wären gleich da und dort die hinterhältigen Gedanken eines engherzigen ariſtokratiſchen Vorurtheils im Spiele geweſen, man darf doch auf die Conſequenz der Geſchichte, man darf vor Allem darauf vertrauen, daß unter dem förderlichen Einfluſſe der Geiſtesfreiheit und Oeffentlichkeit bald auch die anderen Claſſen der Geſellſchaft, Bürger und Bauern, nach dem Maße ihres Fortſchritts zur ſtaatsbürgerlichen Selbſtſtändigkeit die ihnen gebührende Vertretung im Staate finden werden und finden müſſen.

Neben der Eiferſucht von Stand zu Stand ſteht noch die von Nationalität zu Nationalität der für alle Staatsbürger gleich heilſamen und gleich nothwendigen Reform entgegen. Aber was kann es bedeuten, wenn etwa die Regierung bald dem ſlaviſchen, bald dem deutſchen Sprachſtamme eine kleine Conceſſion zu machen ſcheint [38]), ſo lange noch die offene Verkündung der Wahrheit in keiner Sprache geſtattet iſt? Weg alſo mit allem kleinlichen Streite, der nur den großen Kampf für das Heil der Geſammtheit verzögern oder verhindern kann. Die am Rande des Abgrundes ſchweben, mögen nicht ſäumen, die hilfreiche Hand zu ergreifen, woher ſie auch komme. Wer aber ſollte nicht wünſchen, daß die Regierung ſelbſt die Initiative zu allen genügenden Reformen ergriffe; daß in der Mitte der Bureaukratie oder unter den Mitgliedern der Dynaſtie ein Retter erſtände, der den hellen Blick des Staatsmannes hätte und für die Noth des Volks das Herz eines Joſeph II.? D.

Oeſterreichiſche Provinzen[1]). Böhmen. Statiſtik. Zwiſchen dem 29. und 35. Grade öſtlicher Länge, dem 48. und 52. Grade nördlicher Breite umfaßt Böhmen, die wichtigſte Provinz des öſterreichiſch-deutſchen Bundesgebiets, einen Flächenraum von 951 bis 956 Quadratmeilen. Vom Lande unter und ob der Enns, von Baiern, Sachſen, Preußiſch-Schleſien und Mähren begränzt, iſt Böhmen faſt ringsum von mittelhohen, ſtark bewaldeten, erzreichen Gebirgszügen umfaßt, ſo daß ſeine politiſchen Gränzen gegen das übrige Deutſchland mit den natürlichen des Böhmerwalds im S. und SW., des Fichtelgebirgs im W., des Erzgebirgs im NW., des Iſergebirgs,

---

38) Anordnung der Studien-Hofcommiſſion (1846), daß in den Hauptſchulen Böhmens für beſſeren Unterricht im Deutſchen geſorgt werde, und daß die im Deutſchen unvorbereiteten Schüler an den Gymnaſien nicht zugelaſſen werden ſollen.

1) Die übrigen beſonders abzuhandelnden Provinzen ſ. in den Artikeln „Dalmatien", „Lombardiſch-venetianiſches Königreich", „Siebenbürgen", „Ungarn."

Rieſengebirgs und Glazer Sandſteingebirgs im N. und O. faſt durchweg zuſammentreffen. Minder ſcharf iſt es im SO. von Mähren durch das Saarer Gebirge geſchieden, obgleich auch dieſes mit der politiſchen Gränze nahe zuſammenfällt und faſt überall eine Waſſerſcheide zwiſchen dem böhmiſchen Elbgebiete und dem zum Donaugebiet gehörenden Mähren bildet. Nur mit ſehr unbedeutenden Strecken reichen im SO. und NO. die Quellgebiete der Donau und Oder in das böhmiſche Land hinein. Dieſes iſt von Elbe und Moldau, Eger, Iſer, den beiden Adlern, der Wattawa und Beraunka, Luſchnitz und Satzawa und hundert kleineren Flüßchen reichlich bewäſſert und vielfach gegliedert. Auch hat Böhmen viele fiſchreiche Teiche, deren einige Seen gleichen. Sümpfe ſind ſelten; bemerkenswerth nur der Srpina-Moraſt und der Natinaſumpf. Das Klima iſt bei ziemlich veränderlicher Witterung doch geſund und im Ganzen ſehr gemäßigt; in den hohen Gränz- und Gebirgsgegenden rauh; am Mildeſten im Elbthale, zwiſchen den Einflüſſen der Moldau und Eger. Während hier guter Wein (Melnik, Leitmeritz) gewonnen wird, ſetzt der Nußbaum um Hohenfurth im Böhmerwalde keine Blüthen mehr an; im Elbthale ſtehen ſchon die zarteren Obſtbäume in Blüthe, wenn noch im Rieſengebirge die ganze Landſchaft in tiefen Schnee gehüllt iſt. Die mittlere Wärme beträgt 7° 9′ Reaumür (nach Anderen 6° 6′ R.). Die Berge ſind reich an werthvollen Mineralien, an zum Theil koſtbaren Steinen und Steinkohlen. Weltberühmt ſind die böhmiſchen Mineralwaſſer. Im Ganzen iſt der Boden mittelmäßig fruchtbar, ſo daß man im Durchſchnitt nur das vierte Korn erntet. Unter den 16 Kreiſen, in welche das Land getheilt iſt, ſind der Saazer und Leitmeritzer, die als Böhmens Kornkammern gelten, am fruchtbarſten; einen undankbaren Boden haben dagegen die höheren Gegenden des Erz- und Rieſengebirgs, die Flugſandſtriche im mittleren Elbgebiete, Theile des Böhmerwalds und des böhmiſch-mähriſchen Gränzgebirgs. Uebrigens iſt Böhmen ein hochcultivirtes Land. Noch höher aber als in landwirthſchaftlicher ſteht es in induſtrieller und commercieller Beziehung. Ein ſeiner Vollendung nahes Eiſenbahnnetz, das in Prag ſeinen Mittelpunkt hat, läßt für den Handel im Innern und mit dem Auslande einen fortſchreitenden Aufſchwung erwarten [2]). Der Geſammtwerth der jährlichen Production hat zumal in den letzten Jahrzehenten beträchtlich zugenommen. Doch zeigt ſich auch hier, wie in allen Ländern Europas auf hoher induſtrieller Stufe, der immer ſchärfer hervortretende Gegenſatz eines wachſenden Proletariats mit einer übermächtigen und überreichen Ariſtokratie der Grund- und Fabrikherren [3]). Darum vernimmt

---

2) Doch wurden Klagen laut über den durch die Eiſenbahnen geſteigerten Holzverbrauch. Die Locomotiven zwiſchen Prag und Wien verzehren jährlich 45,000 Klafter, $\frac{1}{13}$ des geſammten jährlichen Holzertrags in Böhmen. Daher Vertheuerung des Brennmaterials und Einſtellung mehrerer Glasfabriken. Die von Dr. Kreuzberger im Prager Gewerbverein über dieſen Gegenſtand angeregte Debatte veranlaßte eine Bitte an die Regierung, daß ſie auf Staatskoſten Verſuche mit der Vercoakſung der in großen Maſſen vorhandenen böhmiſchen Steinkohle machen laſſe.

3) Näheres über die materielle Production Böhmens ſ. in „Oeſterreich.“

man wiederholte Klagen über die geſunkene Moralität des Landvolks und die ſteigende Zahl der Diebſtähle.

Im Zuſammenhange mit der Zunahme ſeiner landwirthſchaftlichen und mehr noch ſeiner induſtriellen Production iſt die Bevölkerung Böhmens, das im Jahre 1786 erſt 2,813,075 Einwohner zählte, bis zum Jahre 1844 auf 4,467,129 geſtiegen; wovon 2,131,727 dem männlichen und 2,325, 393 dem weiblichen Geſchlechte angehörten. Die jährliche durchſchnittliche Zunahme in den letzten drei Jahren war nicht weniger als 53,301, alſo etwa 13,000 auf die Million. Das Verhältniß der Geburten zur Population iſt 1 : 26. Die mittlere Dichtigkeit war 1818 erſt 3444, 1837 ſchon 4602 und 1839 4676. Am ſtärkſten bevölkert ſind der Bidczower und Königgrätzer Kreis mit nahe 6000, am ſchwächſten der Budweiſer Kreis mit nicht ganz 3000 Einwohnern auf der Quadratmeile. Böhmen, deſſen Hauptſtadt Prag gegenwärtig 120,000 Einwohner zählt, hat die größte ſtädtiſche Bevölkerung in der öſterreichiſchen Monarchie; und zugleich die meiſten Flecken. Im Durchſchnitt durch ganz Oeſterreich kommt eine Stadt erſt auf 14,₄₄, in Böhmen ſchon auf 3,₁ Quadratmeilen [4]).

Nach Abſtammung und Sprache beträgt die deutſche Bevölkerung Böhmens nicht gar viel über eine Million (1,146,000 nach Schafarik's ſlaviſcher Sprachenkarte), die der ſlaviſchen Czechen (Tſchechen) etwas über 3 Millionen; doch dehnt ſich der weſtſlaviſche Sprachſtamm auch über den größeren Theil von Mähren und einen Theil von Nordungarn aus und mag in dieſen Gebieten wohl gegen 7 Millionen umfaſſen. Die früheren Bewohner des Landes, die keltiſchen Bojer, von denen der Name Bojerheim, Böheim ſtammt, waren zu Anfang unſerer Zeitrechnung durch den Deutſchen Marobod und ſeine Markomannen vertrieben worden. Als nun die Markomannen, unter dem Namen der Bajowaren, um das Jahr 400 über die römiſchen Provinzen Noricum und Rhätien ſich ausgebreitet hatten, brachen gegen Ende des 6. Jahrhunderts von Oſten her die Czechen (Czechowé) in das wohl theilweiſe entvölkerte Land. Dieſer Stamm ließ ſich in der fruchtbaren Ebene der Mitte Böhmens nieder, und drängte höchſt wahrſcheinlich die Deutſchen nach allen Richtungen in die rauhen und unfruchtbaren Gränzgebirge, wo ſich die Nachkommen der Markomannen und Quaden zu behaupten und wohl auch in der Folge wieder größeren Boden zu gewinnen vermochten. Hier geſchah alſo Aehnliches wie in Ungarn, als die Magyaren die Donauebenen in Beſitz nahmen und die ſlaviſchen Stämme nach Norden und Süden in die Gebirge trieben. Darum mochte in Böhmen ſchon im 6. Jahrhunderte der Grund zu der jetzigen deutſchczechiſchen Sprachgränze gelegt worden ſein, nach welcher „die Deutſchen rundherum in das Czechenland hineinſehen"; während die in das germaniſche Volksgebiet eingedrungenen Slaven die Deutſchen des Erzherzogthums Oeſterreich und Niederbaierns von denen Schleſiens ſondern. Dieſe Sprachgränze [5])

4) Becher, „Statiſt. Ueberſicht der Bevölkerung der öſterreich. Monarchie, nach den Ergebniſſen der Jahre 1834—1840."

5) Vergl. „Die deutſche Sprachgränze" in der „Deutſchen Vierteljahrsſchrift" Nr. 27. 1844.

Digitized by Google

ſteigt von Mähren her bei Königseck und Neuhaus in das Flußgebiet der Moldau herab, die mit ihren Nebenflüſſen im oberen Laufe deutſch iſt. Zu letzteren gehören an der Seite gegen Baiern die Quellen der Wottawa, in deren Nähe im Prachiner Kreis, wo er an den Klattauer ſtößt — zwiſchen ungeheuren Waldungen der Gerichtsbezirk der im Mittelalter zur Bewachung der böhmiſchen Gränze angeſiedelten deutſchen Freibauern liegt. Die Gränze hält ſich immer in einiger Entfernung vom Böhmerwalde und berührt ihn nur einmal an den Quellen der Radbuza, des einzigen böhmiſchen Fluſſes, der bis zu ſeinem Urſprunge ſlaviſch iſt. Dagegen ſind alle Waſſer, die vom Fichtel-, Erz- und Rieſengebirge herabkommen, auf größere oder geringere Strecken deutſch, wie die Mies bis Pilſen, die Eger bis Poſtelberg unter Saaz, die Iſer bis Rochlitz, die Elbe bis Hohenelbe und Schurz und dann wieder bei ihrem Ausfluſſe aus Böhmen von Leitmeritz an, die beiden Adlern bis Reckenitz und Grulich. Selbſt in dem Gebirgszuge zwiſchen Böhmen und Mähren herrſcht auf ziemlichen Strecken die deutſche Sprache, zumal von der ſchleſiſchen Seite her bei den Quellen der March, und auf böhmiſch-öſterreichiſcher Seite bei den Quellen der Taya und Moldau. Ueberdies liegt zwiſchen dieſen beiden Vorſprüngen des deutſchen Sprachgebiets noch eine deutſche Sprachinſel, das Ländchen der Schönhengſtler um Iglau her. Sodann bilden Budweis mit einer Umgebung von 21 deutſchen Ortſchaften an beiden Ufern der Moldau ſowie ein Bezirk um Brodeck ſolche deutſche Sprachinſeln im Czechenlande; wie denn auch größere Städte und ihre Umgebung, namentlich Prag ſelbſt, eine ſtarke deutſche Bevölkerung haben. Eine Vergleichung der Sprachgränze mit der Landesgränze ergiebt, daß der ſüdweſtliche Saum des böhmiſchen Landes gegen Baiern hin auf eine geringe, der nordweſtliche aber, gegen die baieriſche Oberpfalz und gegen Sachſen, auf eine bedeutende Strecke deutſch iſt. Gegen Schleſien fallen in der Gegend von Glatz beide Gränzen auf eine kurze Strecke zuſammen; ſonſt greift überall das Deutſche wohl herüber nach Böhmen, nie aber das Czechiſche nach Schleſien. Man will bemerkt haben, daß das Czechiſche dem Deutſchen gegenüber fort und fort abnehme[6]); doch iſt zu bezweifeln, ob dies auch für die neueſte Zeit gilt, da eine lebhaftere Reaction des Slaventhums gegen das deutſche Element erwacht iſt. Noch zur Zeit herrſcht indeß das Deutſche in vielen Städten vor, wie denn auch der hohe Adel und ein großer Theil der Geiſtlichkeit in Böhmen entſchieden deutſch ſind.

Böhmen, das Geburtsland der religiöſen Märtyrer Huß und Hieronymus, wo ſich die erſte und lange Zeit ſiegreiche Oppoſition gegen den geiſtlichen Deſpotismus der römiſchen Päpſte erhob; wo auch in den Zeiten der Reformation der Proteſtantismus in ſo großem Umfange Wurzel gefaßt hatte, daß zeitweiſe die Mehrzahl der böhmiſchen Stände der neuen Lehre huldigte, iſt ſeit der Schlacht am weißen Berge (8. Nov. 1620) wieder der Herrſchaft der römiſch-katholiſchen Kirche unterworfen. Bei dieſer Reaction waren zumal die Jeſuiten thätig und wirkſam. Daher zeigt ſich noch jetzt unter

6) So Kohl in den „Hundert Tage auf Reiſen in den öſterreichiſchen Staaten. 1842."

den Czechen gegen dieſen Orden eine entſchiedene Abneigung, wie denn das neue Jeſuiteninſtitut in Linz zwar meiſt von Deutſchen, aber von keinen oder nur ſehr wenigen ſlaviſchen Böhmen beſucht wird. Dennoch ſollen ſich ſeit 1846 die Jeſuiten auch wieder in Prag eingeniſtet haben und Fortſchritte machen. Die Zahl der Reformirten und Lutheraner beträgt gegenwärtig nicht viel über 60,000. Etwas ſtärker iſt die Zahl der Juden mit nahe 70,000.

Der hin und her ſchwankende Kampf des ſlaviſchen und deutſchen Elements ſowie die blutigen confeſſionellen Zerwürfniſſe, deren Schauplatz Böhmen war, haben dem ſonſt gutmüthigen Charakter der Czechen ein finſteres Gepräge gegeben und einen Geiſt des Mistrauens genährt, der ſie nach unglücklichen Neuerungsverſuchen mit Zähigkeit auf Erhaltung des Hergebrachten bedacht ſein läßt. Wohl mögen Viele den Gedanken einer politiſchen Wiedergeburt und Selbſtſtändigkeit träumen, ohne ſich jedoch im Hinblicke auf eine Geſchichte, die ſie mit ſchwerlich noch zerreißbaren Fäden an die deutſche Nation geknüpft hat, dem ſanguiniſchen Glauben an die Verwirklichung jenes Gedankens hinzugeben. Doch iſt immerhin die Stimmung und Richtung des Volksgeiſtes der Art, daß es bei Verwickelungen im Oſten unſeres Welttheils, etwa bei einer allgemeineren Erhebung der benachbarten ſtammverwandten Völker, wohl auch in Böhmen zu Verſuchen kommen könnte, deren bloße Möglichkeit ſchon geeignet iſt, die beſondere Achtſamkeit der Politik Oeſterreichs in Anſpruch zu nehmen. Der Deutſche in Böhmen iſt arbeitſamer und zweckmäßig thätiger als der Czeche; und es ſind zumal Deutſche, beſonders in den nördlichen Kreiſen, die ſich durch induſtrielle Rührigkeit und durch Unternehmungsgeiſt vor den anderen Völkern der öſterreichiſchen Monarchie auszeichnen. Doch iſt der Czeche lebhaft, aufgeweckt und poetiſch, wie ſchon ſein Talent und ſeine Liebe zur Muſik beweiſen. Ueberhaupt ſtehen die ſlaviſchen Böhmen vor allen Nationen ihres Stammes auf einer verhältnißmäßig hohen Stufe und ragen ſelbſt in politiſcher Bildung über die meiſten Völker des öſterreichiſchen Kaiſerſtaats hervor. Es iſt bekannt, daß viele der erſten Notabilitäten des gelehrten Standes czechiſchen Urſprungs ſind; daß das mathematiſche Talent, wodurch die öſterreichiſche Artillerie eine hohe Stellung einnimmt, zumal in Böhmen einheimiſch iſt; daß gerade Böhmen der Verwaltung in allen Zweigen, von den Hofſtellen bis zu den unterſten Dikaſterien, zahlreiche Beamten liefert.

Dieſer höhere Grad der Cultur ſpiegelt ſich auch in der czechiſchen Sprache und Literatur, die einen mächtigeren Aufſchwung als ſelbſt die polniſche genommen hat, wie denn auch vor allen ſlaviſchen Literaturen ihre älteſten Denkmale am weiteſten, bis in das zehnte Jahrhundert, hinaufreichen. Die erſt 1817 entdeckten Reſte epiſcher und lyriſcher Geſänge der Königinhofer Handſchrift aus dem 13. Jahrhunderte gehören zu den ausgezeichnetſten Werken des Mittelalters. Eine neue Periode begann mit Joh. Huß und der böhmiſchen Reformation. Vor Allem war aber die Periode von 1526—1620 die goldene Zeit der czechiſchen Literatur, wo zugleich die in allen Verhandlungen herrſchende czechiſche Sprache den höchſten Gipfel ihrer grammatiſchen und geſellſchaftlichen Ausbildung erreichte. Um ſo jäher war der

Sturz in neue Barbarei durch den dreißigjährigen Krieg, als jeſuitiſche Sendlinge ganz Böhmen durchzogen, um alle czechiſchen Schriften den Flammen zu opfern; eine Verfolgung, die tief bis ins 18. Jahrhundert dauerte, wo noch ein Jeſuit ſich rühmte, 60,000 böhmiſche Bücher verbrannt zu haben. Erſt gegen Ende des 18. Jahrhunderts begann wieder das Studium der czechiſchen Sprache, bis nach den Kriegen gegen Frankreich, wo überhaupt in Europa die lange unterdrückten und verletzten Nationalgefühle lebhafter ſich regten, auch die czechiſche Literatur in neuem Aufſchwunge einen reicheren Inhalt und wachſende Ausdehnung gewann [7]).

Geſchichte. Nach der Eroberung durch die Czechen bildete Böhmen, ſchon unter den heidniſchen Herzogen aus dem Hauſe Przemyſl's und der in den Landesſagen berühmten Libuſcha oder Libuſſa, einen mächtigen Staat, gegen den die Feldzüge Karl's des Großen (805 und 806) ohne dauernden Erfolg waren. Nur von dem mächtigen großmähriſchen Könige Swatopluk wurde es auf kurze Zeit abhängig. Zu Anfang des 9. Jahrhunderts (822) trat es in den deutſchen Reichsverband und bekräftigte dieſe Vereinigung durch freiwillige Erklärung zu Regensburg am 15. Juli 895. Böhmen blieb nun Mitglied des deutſchen Reichs bis zu deſſen Auflöſung, auf deſſen Geſchicke nicht wenige ſeiner Regenten einen bedeutenden Einfluß äußerten. Unter Herzog Borziwoj I. wurde das Volk durch die byzantiniſchen Mönche Cyrillus und Methodius für das Chriſtenthum gewonnen, das indeß nicht ohne ſchwere Kämpfe Wurzel faßte und erſt unter Boleslaw II., der zu Prag ein Bisthum gründete (973), größere Fortſchritte machte. Inzwiſchen hatte ſchon Boleslaw I. die kleineren czechiſchen Fürſten von ſich abhängig gemacht und ſein Sohn, Boleslaw II., ſeine Herrſchaft über Mähren bis an die Weichſel und den Bug ausgedehnt. Doch gingen dieſe Eroberungen unter ſeinen uneinigen Söhnen wieder verloren, bis es Brzetiſlaw I. (1037 — 55) gelang, Mähren wiederzugewinnen und mit Böhmen dauernd zu vereinigen. Schon früher hatten mehrere Fürſten des Landes, darunter Udalrich (1013—1037), das Recht des Mitſtimmens bei der deutſchen Kaiſerwahl erhalten; Wratislaw II. (1075) und Wladiſlaw II. (1158) wurden von den Kaiſern mit dem Königstitel beehrt. Von 1173—94, da nicht weniger als zehn Prinzen des alten Herrſcherhauſes um den Beſitz des ſchwankenden Throns ſtritten, war Böhmens Macht in tiefem Verfall; bis Przemyſl Ottokar I. (1197—1230) die alte Senioratserbfolge änderte und die nun erbliche Königskrone durch Politik und Schwert ſicherte. Wenzel I. († 1253), mit der Nichte des letzten Babenbergers, Friedrich's des Streitbaren, vermählt, ein Fürſt aus Czechenblut, ſtand in der Reihe der deutſchen Minneſänger. Seinem Sohne, Ottokar II. (1253—78), gelang es, ſeine Herrſchaft über alle deutſchen Länder der öſterreichiſchen Monarchie, außer Tyrol und Salzburg, auszudehnen. Er entriß den Baiern Eger und Waldſaſſen, trug ſein ſiegreiches Schwert bis Königsberg, das ihm zu Ehren erbaut wurde, und herrſchte zugleich, nicht ſelten mit tyranniſcher Strenge,

7) Ueber das Unterrichtsweſen ſ. „Oeſterreich."

über Lauſitz und Schleſien, über einen Theil Polens und Preußens, alſo vom adriatiſchen Meere bis zu den Dünen der Oſtſee. Seine Grauſamkeit und ſein Stolz, der es verſchmähte, die öſterreichiſchen Lande vom Grafen von Habsburg zu Lehen zu empfangen, brachten ihn in der Schlacht auf dem Marchfelde um Krone und Leben und das Königreich um die meiſten neu erworbenen Beſitzungen. Für Böhmen war jedoch Ottokar's Regierung höchſt wohlthätig: er hatte die Willkür und Macht der Großen gebrochen, die öffentliche Sicherheit kräftig gehandhabt, Wiſſenſchaften, Künſte und den Volksunterricht gefördert, die neuangelegte Stadt Budweis (1256) mit Deutſchen bevölkert und in Prag den Deutſchen einen eigenen Stadttheil angewieſen. Während der Minderjährigkeit ſeines Sohns Wenzel II. (1283—1305) litt das Land viel durch Krieg und innere Unruhen. Wenzel's Vermählung mit Judith, der Tochter Kaiſer Rudolf's I., brachte aber ihm und dem Lande mancherlei Vortheile; er erhielt die Kurwürde und das Erzmundſchenkenamt, die Beſtätigung der Erbverbrüderung mit Breslau, ſpäter Krakau und Sendomir durch Erbſchaft. Bald darauf wählten ihn die Polen, und nach dem Erlöſchen des Arpad'ſchen Mannsſtamms auch die Ungarn zu ihrem Könige. Mit der Ermordung von Ottokar's Enkel, Wenzel III., zu Olmütz am 4. Aug. 1306 erloſch der Mannsſtamm der Przemyſliden, der den Böhmen 23 Herzoge und 7 Könige gegeben hatte. Rohe Willkürherrſchaft der Fürſten, Anmaßungen des Adels, der Prieſter und Mönche; die Wechſelfälle eines ſtets ſich erneuernden Kampfes der Regenten mit dem Adel; Bedrückung und Armuth der leibeigenen Landleute, eine barbariſche Rechtsverfaſſung und ein ſklaviſches Unterthanenverhältniß, auch wiederholte Ausbrüche des Haſſes gegen die Deutſchen bilden die Grundzüge im düſteren Bilde jener Zeit.

Nach dem Erlöſchen der Przemyſliden wählten die böhmiſchen Großen ihre Regenten einige Zeit bald aus dieſem, bald aus jenem Geſchlechte, bis Johann von Luxemburg (1311—1846), Kaiſer Heinrich's VII. Sohn, zum Könige ernannt wurde und die Reihe der bis 1437 herrſchenden lützelburger Dynaſtie eröffnete. Unter den deutſchen Fürſten dieſes Hauſes erreichte Böhmen ſeinen höchſten Glanz. Vor Allen war es Karl I. (als deutſcher Kaiſer Karl IV.), der Böhmen als ſeinen Augapfel pflegte; ihm das politiſche Uebergewicht in Mitteleuropa verſchaffte; Handel, Gewerbe und Ackerbau förderte; ein blühendes Zeitalter der böhmiſchen Wiſſenſchaft und Kunſt hervorrief und zu Prag (1348) die erſte Univerſität in Deutſchland ſtiftete. Indem er Böhmen zum Mittelpunkte der Bildung in Deutſchland machte, legte er zugleich den Grund zu jenem hohen geiſtigen Aufſchwung, der ſich unter ſeinen Nachfolgern Wenzel IV. und Sigismund in den Lehren des Huß und Hieronymus, in den Beſtrebungen der Calixtiner, Taboriten, Ziska's und anderer ſeiner Zeitgenoſſen offenbarte. Mit Sigismund ſtarb der Mannsſtamm der Lützelburger aus. In dieſer Periode hatte ſich das Ständeweſen ſelbſtſtändiger ausgebildet, und der Geiſt der freieren Forſchung hatte Religion und Kirchenthum durchdrungen. Aber die unſeligen reactionären Maßregeln des Kaiſers Sigismund, vor Allem die an J. Huß verübte Schandthat und ſein Flammentod im J. 1415,

Digitized by Google

hatten die Böhmen zu gerechter Rache aufgeſtachelt. Der Fanatismus ſchwang ſeine Fackel, die wilden ſechszehnjährigen Huſſitenkriege verwandelten die blühendſten Landſtriche in Einöden und ergoſſen ſich zerſtörend auch über die Nachbarländer. Nur langſam erholte ſich Böhmen von den Uebeln, die unter Albrecht von Oeſterreich, der ſich durch die Vermählung mit Sigismund's Tochter den Weg zur böhmiſchen Königskrone gebahnt hatte, und unter deſſen früh verſtorbenem Sohne Ladislaus fortdauerten. Dann beſtieg der Statthalter Georg Podiebrad (1458—71), ein einfacher, aber durch Weisheit und Charakterſtärke ausgezeichneter Edelmann, durch das vom Ungarkönig Matthias und Kaiſer Friedrich IV. vergebens beſtrittene Wahlrecht der Stände den böhmiſchen Königsthron und wußte das allgemeine Elend durch manche weiſe Maßregel einigermaßen zu mildern. Indeſſen ſetzten ſich noch unter den beiden Jagellonen, Ladislaus V. und Ludwig I. (1471—1526), die Ausbrüche des Fanatismus, die Verwirrung und Unſicherheit fort. Dem weiſen Ladislaus aber gebührt das Verdienſt, die Geſetzgebung und Rechtspflege gebeſſert, die Wiſſenſchaften begünſtigt und den Religionsfrieden zu Kuttenberg (1484) zu Stande gebracht zu haben.

Nach Ludwig's I. Tod gelangte wieder ein Habsburg, Ferdinand I., Bruder Kaiſer Karl's V., durch die Wahl der Stände auf den Thron. Als aber die böhmiſchen Stände ſeinem Bruder in der Bekriegung des ſchmalkaldiſchen Bundes nicht beiſtehen wollten, führte er im J. 1547, auf dem ſogenannten blutigen Landtage, ſtatt des Wahlrechts wieder die Erbfolge ein. Unter ihm und ſeinen Nachfolgern, dem weiſen duldſamen Maximilian II. und unter Rudolf II., der mehr in den Sternen als im Reiche zu Hauſe war, unter dem ſich jedoch czechiſche Sprache und Dichtung eines beſonderen Schutzes erfreuten und zu hoher Blüthe gelangten, bereiteten ſich die Stürme des dreißigjährigen Kriegs vor, der unter Matthias (1618) zum Ausbruche kam. Schon bei ſeinen Lebzeiten war ſein Vetter, Ferdinand II. (1619—37), zum Könige von Böhmen gekrönt worden. Vergebens ſetzten ihm die böhmiſchen Stände den Kurfürſten Friedrich V. von der Pfalz entgegen; die Schlacht am weißen Berge entſchied zu Gunſten des Hauſes Habsburg, mit dem nun die 1619 vertriebenen Jeſuiten wieder einzogen, und die Unterdrückung des Proteſtantismus begann.

In den Glaubenskämpfen von 1409—1620 hatte ſich der alte Haß der Czechen gegen die Deutſchen von Neuem geregt; damit waren die eifrigſten Beſtrebungen für czechiſches Volksthum und Sprache verbunden. Noch 1615 ward auf einem Landtage zu Prag beſchloſſen, daß mit der Zeit in allen Kirchen und Schulen czechiſch gepredigt und gelehrt werden ſolle; daß Niemand das Bürgerrecht erwerben könne, der nicht dieſer Sprache mächtig ſei, daß die Verächter der Czechenſprache aus dem Lande geſchafft werden ſollten. Mit der Schlacht am weißen Berge trat aber eine ſo vollſtändige Wendung der Dinge ein, daß fortan, während zwei Jahrhunderten, ſelbſt jeder Gedanke an eine ſelbſtſtändige Entwickelung Böhmens, im Widerſpruch mit Deutſchland und mit der Herrſchaft der katholiſchen Kirche, erloſchen ſchien. Ferdinand II. brach die Macht der Oppoſition durch Hinrichtungen, Ver-

Digitized by Google

bannung und Gütereinziehung. Die proteſtantiſche Kirche, zu der ſich über drei Viertheile der Bewohner bekannten, ward unterdrückt; und an 36,000 Familien, darunter alle proteſtantiſchen Prediger und Lehrer, viele Künſtler, Kaufleute und Handwerker, die nicht katholiſch werden wollten, wanderten nach Sachſen, Brandenburg, Polen, Schweden, Holland aus. Von der Auswanderung von mehr als der Hälfte der altböhmiſchen Geſchlechter und der Verleihung oder dem Verkauf ihrer heimgefallenen Güter meiſtens an Deutſche ſtammt der große Grundbeſitz deutſcher Adeligen in Böhmen und Mähren. Der Krieg und ſeine Folgen hatten das Land in ſolchem Maße verödet, daß die Bevölkerung im J. 1638 auf 780.000 zuſammengeſchmolzen war. Außerdem hatte Ferdinand den von Rudolf II. den Ständen bewilligten und volle Religionsfreiheit zuſichernden Majeſtätsbrief vernichtet und durch die erneuerte Landesordnung vom 10. Mai 1627 die Verfaſſung weſentlich verändert, indem nun Böhmen in ein rein katholiſches Erbreich verwandelt wurde. Zwar erklärte noch Ferdinand II., daß er „die teutſche und böhmiſche Sprach zugleich wolle gehalten und fort gepflanzet wiſſen.“ Allein doch wich jetzt die czechiſche vor der deutſchen Sprache zurück, welche letztere zur amtlichen und kirchlichen gemacht wurde; und wie bis 1620 kein bedeutendes deutſches Werk in Böhmen erſchienen war, ſo verſchwand jetzt das Czechiſche für längere Zeit aus der Reihe der Schriftſprachen.

Ferdinand III. (1637—57) war bemüht, das entvölkerte Land wieder zu bevölkern, die noch blutenden Wunden möglichſt zu heilen und ſich die Liebe der Böhmen zu gewinnen. Er regelte die Verfaſſung durch die Declarationen und Novellen vom 1. Febr. 1640 und ſuchte die Univerſität Prag, welche daher die Karl-Ferdinandeiſche heißt, durch Beſeitigung mancher Beſchränkungen wieder zu heben. Die Regierung Leopold's I. (1657—1705) wurde durch den Aufſtand der die harte Robot verweigernden Bauern im leitmeritzer, pilſener und czaſlauer Kreiſe und durch die furchtbaren Verheerungen der Peſt getrübt. Unter ihm und ſeinem edlen Sohne Joſeph I. (1705—11), der mit Einſicht und Thatkraft für ſein Reich ſorgte, erholte ſich Böhmen langſam wieder: beſonders durch die Einführung deutſcher Coloniſten, durch größere religiöſe Duldung und durch Herabſetzung der Frohntage der leibeigenen Bauern. Karl VI. (1711—40), in faſt ununterbrochene Kriege verflochten, konnte nicht viel für die Wohlfahrt des Landes thun. Eben ſo wenig ſeine große Tochter Maria Thereſia (1740—80) in ihren erſten Regierungsjahren, in denen Böhmen wiederholt und lange der Schauplatz des öſterreichiſchen Erbfolgekriegs und des ſiebenjährigen Kriegs war. Erſt ſpäter vermochte ſie für des Landes Wohlfahrt thätig zu ſein. Sie erleichterte das Loos der leibeigenen Bauern, ſorgte für Beſeitigung mancher Hinderniſſe des Ackerbaus, that der weiteren Vermehrung der Klöſter Einhalt, ordnete Maße und Gewichte, ſorgte für beſſere Juſtiz und ſchaffte viele arge Misbräuche ab. Die ſo begonnenen Reformen ſuchte ihr Sohn, der unſterbliche Kaiſer Joſeph II. (1765—90), zu vollenden. Ihm verdankt Böhmen die Aufhebung der Leibeigenſchaft, die Belebung der Induſtrie und Gewerbe, die Entfeſſelung der Geiſter und die Beförderung der Volksbildung. Er war bemüht, dem Steuerſyſtem

eine vernünftigere Grundlage zu geben, ſorgte für neue Geſetzbücher, übte Duldung in Glaubensſachen, verbeſſerte das Schulweſen, ordnete das Kirchenweſen und ſteuerte kräftig der Bedrückung und jeder Art von Unfug. Während der Regierung Karl's VI. und in den erſten Regierungsjahren der Kaiſerin Maria Thereſia waren in Böhmen erneuerte, aber noch ſchwache Verſuche zur Wiederbelebung und Emancipirung des Czechenthums gemacht worden, die ſpurlos wieder verſchwunden ſchienen, als Joſeph II. den Thron beſtieg. Dieſem geiſteskühnen kaiſerlichen Reformator ſchwebte die große, aber ſchwerlich in ihrem vollen Umfange je zu verwirklichende Idee vor, die aus den verſchiedenartigſten Beſtandtheilen zuſammengeſetzte Bevölkerung des öſterreichiſchen Reichs mehr und mehr zu einem großen deutſchen Volke zuſammenzuſchmelzen. Wie er ſelbſt in Ungarn dahin trachtete, die deutſche Sprache zur herrſchenden zu machen, ſo konnte er noch weniger in Böhmen zögern, wo die ſlaviſche Sprache der Mehrheit im Verfalle war und als Schriftſprache für immer verſchwunden ſchien. Er gab alſo Verordnungen, wodurch das Deutſche zumal zur Sprache alles höheren Unterrichts gemacht wurde. Wie aber Joſeph in ſeinem reinen Eifer für das Gute die Macht der Natur, der Geſchichte und des eingewurzelten Herkommens nicht ſelten allzu gering achtete; ſo erweckte er auch in Böhmen eine Oppoſition, zumal bei den Ständen, die bei ſeinem Nachfolger Leopold II. (1790—92), gleich nach deſſen Regierungsantritt, ihre Beſchwerden gegen viele ſeiner beſtgemeinten Anordnungen überreichten. Sie bewirkten bei ihm und bei deſſen Sohn, Franz I. (1792—1835), die Zurücknahme mancher Verfügungen, und die Aufhebung mancher Anſtalten aus der joſephiniſchen Reformperiode. So gewährte Leopold II. im J. 1791 auf die Bitte der Stände die Errichtung einer Lehrkanzel der böhmiſchen Sprache. Bis zum J. 1808 verfaßten ſodann die Magiſtrate und Juſtizämter in den czechiſchen Städten alle Urtheile ſammt den Entſcheidungsgründen nur in czechiſcher Sprache, die auch jetzt noch bei denſelben die Geſchäftsſprache iſt. Ein Hofdecret von 1808 befahl jedoch mit Rückſicht auf die Appellationsgerichte und den oberſten Gerichtshof, daß dem Urtheil und den Entſcheidungsgründen zugleich eine deutſche Ueberſetzung beigefügt werden ſolle.

Seitdem iſt in Böhmen, und dies gilt auch von der Regierung des jetzigen Kaiſers von Oeſterreich, Ferdinand I., keine weſentliche Veränderung in den politiſchen und rechtlichen Zuſtänden des Landes eingetreten. Deſto mehr haben ſich die factiſchen Zuſtände verändert, mit denen ſich Politik und Geſetzgebung in Einklang zu ſetzen haben. Von den Kriegen ſeit der Revolution iſt Böhmen nur wenig unmittelbar berührt worden. Um ſo raſcher konnte es ſeine Bevölkerung vermehren und im lebhafteren Aufſchwung der intellectuellen Thätigkeit wie der materiellen Production größere Bedeutung gewinnen. Zugleich aber hat es Elemente entwickelt, die zu Elementen der Zwietracht und des Zerwürfniſſes werden können und müſſen, wenn ſie nicht zeitige und umſichtige Beachtung finden ſollten. Denn in natürlicher Verbindung mit dieſem Bildungsgange ſind Intereſſen und Anſichten zum Vorſchein gekommen, welche zugleich auf die baldige Nothwendigkeit neuer Reformen und einer unumwundenen Anerkennung lange

beſtehender, aber auch lange misachteter und verkümmerter politiſcher Rechte hinweiſen.

Die wichtigſten Momente, die für Beurtheilung der politiſchen und ſocialen Zuſtände Böhmens in Betracht kommen, ſind die ſeit dreizehn Jahrhunderten vorhandenen, aber in den letzten Jahrzehnten wieder zu größerer Schärfe gelangten Gegenſätze der Nationalität und Sprache; die religiöſen und kirchlichen Verhältniſſe; das erſt der jüngſten Zeit angehörende raſchere Wachsthum des Proletariats in den Städten und auf dem Lande, welches mehr und mehr, wie darauf neuere Vorgänge hinweiſen, zum Bewußtſein ſeiner Intereſſen und Anſprüche zu erwachen ſcheint; endlich die Stellung der politiſch berechtigten Stände gegenüber der Regierung.

Die Wiedererhebung des Czechenthums begann damit, daß man die Erinnerungen aus der Zeit ſeiner Blüthe mit Vorliebe auffriſchte; daß zumal die „böhmiſche Geſellſchaft" die reichen Denkmäler der Landesgeſchichte emſig ſammelte. Wie Böhmen überhaupt an Vereinen mancher Art reich iſt, obgleich die bisherige öſterreichiſche Politik nicht gerade die freieſte Entwickelung des Aſſociationsgeiſtes zu entwickeln ſtrebt, ſo bildeten ſich namentlich Geſellſchaften für die Förderung czechiſcher Literatur und Sprache; ſowie ein Verein „patriotiſcher Kunſtfreunde", der zu Prag Fresken aus der Geſchichte Böhmens malen läßt. Ein reicher Böhme faßte ſogar den Gedanken zur Gründung einer Walhalla bei Prag, um ſie mit den Bildſäulen der Helden des Czechenthums, eines Ottokar, Huß, Ziska, zieren zu laſſen. Eine czechiſche Bühne ward errichtet und Preiſe für czechiſche Originaldramen wurden ausgeſetzt. Noch wichtiger iſt die vom Gewerbverein beſchloſſene, durch Beiträge von allen Seiten unterſtützte Gründung einer czechiſchen Muſtergewerbſchule, die zugleich eine eigentliche Volksſchule für die czechiſche Jugend ſein ſoll. Beſondere Sorgfalt wird der Preſſe gewidmet. Obgleich im Jahre 1846 in der öſterreichiſchen Monarchie nur drei periodiſche Blätter in czechiſcher Sprache erſchienen [8]), ſo hat doch die Zahl und der Gehalt der Werke bedeutend zugenommen, welche nicht blos in Böhmen ſelbſt, ſondern auch bei den 4—5 Millionen Sprachverwandten in Mähren, Nordungarn und Schleſien verbreitet werden. Mit Eifer werden zugleich die verwandten Sprachen, Illyriſch, Polniſch und Ruſſiſch, betrieben. Allerdings hat der gemeine Czeche keinen Anlaß und keine Zeit für czechiſche Begeiſterung; oder er weiß, daß ihm zum Fortkommen das Deutſche nöthig iſt, und greift darum wohl nach deutſchen Büchern. Auch iſt es noch gewöhnlich, daß zwiſchen rein ſlaviſchen und rein deutſchen Orten die Kinder von 6—7 Jahren für eine Zeit lang umgetauſcht werden, um ſie auf dieſe Weiſe beide Sprachen erlernen zu laſſen. Indeſſen kann es bei jenen czechiſchen Beſtrebungen nicht fehlen, daß neben manchem blos Lächerlichen auch manche verletzende Ungerechtigkeit gegen die deutſche Bevölkerung unterläuft. Ueberdies iſt es ein nicht unbeträchtlicher Theil der gebildeteren mittleren Claſſe,

8) Nach andern Nachrichten erſchienen 1846 in Prag 9 czechiſche Zeitſchriften.

Digitized by Google

wovon jene Beſtrebungen ausgehen und von welcher überhaupt das Volksleben in wachſenden Kreiſen ſeine Impulſe zu empfangen pflegt. Es iſt alſo keineswegs unmöglich, daß von da aus, unter beſonders aufregenden oder verlockenden Umſtänden, der noch glimmende Zunder des Nationalhaſſes auch von Neuem unter die Maſſe geworfen werde.

Wie verhält ſich nun die Geſetzgebung dieſer Bewegung gegenüber? Die Geſetze werden auch in ſlaviſcher Sprache verkündet; die Verhandlungen der Behörden, ſo weit ſie Slaven betreffen, ſollen in dieſer vorgenommen werden. Neuere Decrete haben den Studirenden der Theologie, Medicin und Rechte das Erlernen des Czechiſchen zur Pflicht gemacht; und wiederholte Verordnungen ſeit dreißig Jahren dringen darauf, daß kein Beamter angeſtellt werde, er ſei denn der czechiſchen Sprache mächtig. Allein gleichwohl ſoll es viele Beamten geben, die nicht czechiſch verſtehen, und nur Wenige, die des Czechiſchen in gleichem Grade wie des Deutſchen mächtig ſind. Jeder böhmiſche Landtag wird durch einen czechiſchen Erlaß einberufen, mit czechiſchen Reden und Gegenreden eröffnet, auch wer ſonſt noch auf dem Landtage czechiſch ſprechen will, wird daran nicht verhindert, wenngleich von der Mehrzahl nicht verſtanden. Den Kreishauptleuten wird ihr Amt mittelſt einer czechiſchen Urkunde verliehen; die Behörden nehmen Berichte von Gemeindevorſtehern in dieſer Sprache an, wenn die Verfaſſer des Deutſchen unkundig ſind. Auch jeder Geiſtliche kann ſeine Bücher nach Belieben deutſch oder czechiſch führen; und wenn ein ſtrenges Verbot gegen czechiſche Bibeln beſteht, ſo hängt dies mit dem ausſchließenden Syſtem der römiſch-katholiſchen Kirche zuſammen. Endlich haben alle ſlaviſchen Bezirke ſlaviſche Volksſchulen, und alle höheren Unterrichtsanſtalten Lehrſtühle für ſlaviſche Literatur und Sprache. Nach dem Allen haben die Vorfechter des Czechenthums, unter denen Graf Leo von Thun aus deutſchem Stamme Einer der eifrigſten iſt, nur die eine gegründete Beſchwerde, daß die ſlaviſche Landesſprache nicht auch in den mittleren Lehranſtalten Berückſichtigung finde. Dieſe Beſchwerde iſt aber allerdings wichtig genug, da gerade in den Mittelſchulen der ganze Beamten- und Lehrerſtand ſeine Vorbildung erhält und hiernach die Verpflichtung der Studirenden zur Erlernung des Czechiſchen nicht ſelten eine unerfüllte Hoffnung bleiben mag. Die Schilderung der factiſchen Verhältniſſe, wie ſie Graf Thun gegeben, mag alſo in der Hauptſache ganz richtig ſein. Wer ſeit Joſeph II. mehr als blos Schreiben und Leſen lernen wolle, werde etwa vom 10. Jahre an, verſtehe er gleich kein Wort deutſch, in den ſtädtiſchen (Haupt-) Schulen, in den Gymnaſien und an der Univerſität in Hörſäle verſetzt, wo er nur deutſch reden höre, nur deutſch antworten dürfe, neben etwas Latein nur deutſch leſe, ſchreibe und denke. Lange genug fortfahrend lerne der Schüler ordentlich deutſch; ſonſt erhaſche er nur einige deutſche Worte, bilde ſich aber jedenfalls nicht in der czechiſchen Sprache aus. Darum ſei vor etwa dreißig Jahren faſt kein Gebildeter in Böhmen, mit Ausnahme einiger Philologen, dieſer Sprache mächtig geweſen; den Vornehmen ſei das Czechiſche großentheils ganz fremd geworden, und ſelbſt der Bauersſohn, wenn er ausſtudirt, habe ſtets ſchlechter als ſein Vater czechiſch geſprochen. Hiernach ſei das Deutſche in der Unterhaltung der

Digitized by Google

Gebildeten wie in allen Kreiſen des Geſchäftslebens herrſchend geworden, bis zum Wiederaufblühen einer czechiſchen Literatur in der jüngſten Zeit. Auf der andern Seite iſt indeß nicht zu verkennen, daß in einem Lande, wo ſolche Zuſtände ſeit Jahrzehnten beſtanden und hiernach die zum Lehramte an den Mittelſchulen Befähigten eine weſentlich deutſche Bildung erhalten haben, der ſlaviſchen Sprache der Mehrheit nur ſehr allmälig, vorerſt nur in einzelnen Mittelſchulen rein czechiſcher Bezirke, einige weitere Conceſſionen gemacht werden können. Darum iſt auch der Regierung, welche die neueren Beſtrebungen einiger ſlaviſchen Schriftſteller nicht blos nicht gehindert, ſondern unterſtützt hat, aus den in Böhmen noch beſtehenden Verhältniſſen des Unterrichts in Beziehung auf Sprache nicht geradezu ein Vorwurf zu machen, wohl aber haben deutſche und ſlaviſche Böhmen in gleicher Weiſe Urſache zu gerechter Beſchwerde über das von der Regierung überhaupt befolgte Syſtem der geiſtigen Abſperrung und Hemmung.

Seit dem Wiedererwachen des czechiſchen Volksgefühls mußten ſich gerade die Gebildeteren, von denen dieſe Bewegung ausging, mit lebhafteren Sympathieen allen Regungen des ſlaviſchen Volkslebens auch bei den ſprachverwandten Stämmen zuwenden. Freilich iſt es erklärlich genug, wenn die Czechenfreunde jede Andeutung auf eine mögliche Neigung zu einem Panſlavismus unter ruſſiſcher Aegide ernſtlich zurückweiſen. Indeſſen iſt in Prag nach ruſſiſcher Literatur viel Begehr; viele junge Leute ſind des Ruſſiſchen mächtig und ziemlich zahlreich ſind die Auswanderungen der jungen Doctoren der Medicin nach Rußland, wo ſie als Slaven beſonders willkommen ſind. Bei einem Beſuche des Kaiſers Nicolaus I. in Prag überreichten ihm einige Bewohner der Stadt eine Denkmünze mit ſlaviſcher Inſchrift, eigens für dieſes ſlaviſch wichtige Ereigniß geprägt[9]). Einige czechiſche Gelehrte, wie wenige es ſeien, haben dem ruſſiſchen Autokraten ihre Werke gewidmet und dafür die ſichtbaren Zeichen ſeiner Huld empfangen. Auch iſt bekannt genug, wie die in allen auswärtigen Beziehungen ſo feine und ſo raſtlos thätige Politik des Petersburger Cabinets, während ſie alles vorzeitig Auffallende zu vermeiden ſucht, doch jede ihr entgegenkommende Sympathie zu nähren und ſich anzuketten weiß. Dennoch darf man der Verſicherung vollen Glauben ſchenken, daß bis zur Stunde im katholiſchen Böhmerlande keine Partei beſteht, welche das Gelüſte hätte, ſich von Deutſchland und der höheren weſteuropäiſchen Cultur loszureißen, um ſich unter irgend einer Form, ſei es auch die einer ſcheinbaren Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit, der ruſſiſchen Barbarei in die Arme zu werfen. Aber bei veränderter Sachenlage könnten wohl auch in Böhmen unter dem leicht entzündlichen und zu Illuſionen geneigten Slavenvolke, ſolche Gelüſte erwachen. Wohl iſt die neue unglückliche Schilderhebung, die ein Theil der Polen im Frühjahre 1846 verſuchte, mit leichter Mühe niedergeſchlagen worden. Aber ſo ſehr rächt ſich fort und fort jene unſelige, unkluge und unſittliche Politik, die den deutſchen Großmächten das Schwert zur Vernichtung des unglücklichen Polens in die Hand gegeben hatte, daß ſelbſt

9) Kohl a. a. O. I. 208. 224.

die Unterdrückung jeder neuen Aufwallung des polniſchen Nationalgefühls nur der ruſſiſchen Uebermacht zu gut kommt. Denn nicht die polniſche Nationalität in den Provinzen unter deutſcher Herrſchaft wird dadurch vernichtet, ſondern nur unter den Polen ſelbſt wird jene ſchon vorhandene Partei vergrößert werden, die nicht mehr im Kampfe, ſondern nur in Verbindung mit Rußland auf die Herſtellung einer wenigſtens relativen Unabhängigkeit ihres Vaterlandes hofft. Dann werden ſich auch alle weſtſlaviſchen Sympathieen für Polen mehr und mehr mit Rußland ausſöhnen. Und wenn erſt Dieſes den vielleicht ſchon lange gehegten Plan einer großartigen Politik auszuführen ſuchte; wenn es, ſeiner Suprematie über die kleinen, mannigfach verſchiedenen und geſonderten Slavenvölker verſichert, die Initiative zur Gründung eines panſlaviſchen Staatenbunds ergriffe, worin die katholiſche Confeſſion der Weſtſlaven wenigſtens ihre zeitweiſe Anerkennung fände — dann könnte ſich nur allzu leicht eine gewaltige Bewegung bis zu dem vorgeſchobenen Volke der Czechen, bis in die Mitte des öſtlichen Deutſchlands fortpflanzen.

Gegen dieſe drohende Gefahr giebt es nur ein Mittel, die in einem freien öffentlichen Leben dem böhmiſchen Volke fort und fort zum Bewußtſein gebrachte Ueberzeugung, daß es die volle Befriedigung ſeiner Intereſſen in einer bleibenden Verbindung mit Deutſchland finde und nur in dieſer Verbindung finden könne. Auf dieſe Politik weiſt auch die nähere Betrachtung des böhmiſchen Sprachenkampfs hin. Die eifrigſten Vertreter des Czechenthums ſind bei Weitem nicht Alle geborne Slaven, ſie gehören zu großem Theile dem deutſchen Stamme oder doch in dem Maße der deutſchen Bildung an, daß Viele von ihnen der ſlaviſchen Landesſprache nicht einmal mächtig ſind. Dies iſt wohl Beweis genug, daß die ſlaviſche Bewegung in Böhmen keine rein nationale iſt, daß ſich vielmehr hinter den Klagen über angebliche Zurückſetzung des Slaventhums eine allgemein böhmiſche Oppoſition gegen ein jetzt noch herrſchendes politiſches Syſtem verbirgt, das der freieren Entwickelung aller Glieder der öſterreichiſchen Monarchie vielfach hemmend entgegentritt.

Durch die gewaltſamen Maßregeln nach der Schlacht am weißen Berge war es gelungen, das böhmiſche Volk, welches ſchon zu Anfang des 15. Jahrhunderts einer neuen Zeit die Fahne der Reformation vorangetragen und ſich ſpäter in ſeiner Mehrheit dem Proteſtantismus zugeneigt hatte, wieder zu einem ſtreng katholiſchen Volke zu machen. Allein die Mittel zur Wiederherſtellung der Herrſchaft der römiſch-katholiſchen Kirche können in dieſem Lande nicht vergeſſen und trotz allen Wandlungen der Zeit kann jener mächtige Geiſt, der einſt die Huſſitenkriege entflammte, nicht ganz erloſchen ſein. Von dieſer Ueberzeugung ſcheint auch die Politik der dem Jeſuitismus doch ſchon ſo ſehr verfallenen öſterreichiſchen Regierung auszugehen. Wenn nach der Reſtauration des Jeſuitenordens Böhmen noch zu den Provinzen der öſterreichiſchen Monarchie gehört, in denen die Geſellſchaft Jeſu wenigſtens keine öffentliche Anerkennung gefunden hat, ſo will man wohl hiſtoriſche Erinnerungen ſchonen und nicht von Neuem die endlich vernarbten Wunden gewaltſam aufreißen. Würde doch die ausdrückliche oder die ſtill-

Digitized by Google

ſchweigend geduldete Einführung der Jeſuiten, dieſer erbitterten Gegner einer der ruhmvollſten Perioden der czechiſchen Geſchichte, dieſer vandaliſchen Zerſtörer der glänzendſten Denkmale der czechiſchen Literatur, gerade mit den neuerwachten Regungen des Volksgefühls im ſchneidenden Widerſpruche ſtehen. Auch weiſen noch Symptome aus jüngſter Zeit darauf hin, daß die alte Neigung der Böhmen für Reformen im Gebiete der Religion und Kirche nicht völlig verſchwunden iſt. Der Stifter einer ſchwärmeriſchen Secte im J. 1815, Thomas Pöſchel, ſtammte aus dem böhmiſchen Orte Horicz. Noch vor Kurzem vernahm man, daß trotz aller Wachſamkeit die Schriften der deutſch-katholiſchen Diſſidenten bei der böhmiſchen Gränzbevölkerung Verbreitung fanden und daß Anhänger der religiöſen und kirchlichen Reform aus Böhmen nach Schleſien ausgewandert ſind. Auch die Erneuerung einer Verordnung, wodurch allen katholiſchen Diſſidenten der Eintritt in die öſterreichiſche Monarchie aufs Strengſte unterſagt wird, während die Diſſidenten in Oeſterreich zur Auswanderung gezwungen werden ſollen, mag mit beſonderer Rückſicht auf das in beträchtlichen Strecken proteſtantiſch umgränzte Böhmen erfolgt ſein. Nach anderer Seite hin bemerkt Kohl, wie ſchon das Huſſitenthum in ſeinem Haß gegen die römiſche Kirche auf einen alten Zuſammenhang mit dem Oſten deute, woher den Böhmen die chriſtliche Lehre zuerſt gekommen iſt. „Das älteſte böhmiſche Crucifix iſt von byzantiniſcher Arbeit; der Löffel, mit welchem die Huſſiten das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt nahmen, iſt ganz derſelbe, mit dem die griechiſchen Ruſſen die mit Wein vermiſchten Brodſtückchen nehmen; das allgemein geſungene Kyrie iſt nicht czechiſch, wie andere Kirchenlieder, ſondern im altſlavoniſchen Kirchendialekt, in dem es auch bei den übrigen griechiſch-katholiſchen Slaven vorkommt, ſo daß ein Ruſſe, der in eine böhmiſche Kirche käme, gleich mit einſtimmen könnte.“ Gewiß darf man daraus auf keine Stimmung ſchließen, die einen Rückſchritt in das ſtarre Dogma und den todten Cultus der griechiſchen Kirche möglich machen könnte, aber freilich läßt ſich noch weniger eine ſo lebhafte Antipathie gegen dieſe Kirche vorausſetzen, daß dadurch unter allen Verhältniſſen eine politiſche Hinneigung zu den ſtammverwandten Ruſſen ausgeſchloſſen werden ſollte. Dagegen iſt klar genug, daß das etwaige Eindringen des Deutſchkatholicismus in Böhmen dieſes nur feſter mit Deutſchland verbinden könnte, denn es würde ſich dadurch entſchiedener abſchließen gegen das römiſch-katholiſche Polen und noch weiter von der griechiſchen Kirche entfernen. Eine ſolche Bewegung möchte nach manchen Anzeichen bei dem Volke in Böhmen auf geringeren Widerſtand als in mancher anderen Provinz der Monarchie ſtoßen. Um ſo mehr liegt es im Intereſſe einer in die Zukunft blickenden Politik, der freieſten religiöſen Entwicklung, wenn auch nicht auf augenfällige Weiſe Vorſchub zu thun, doch ihr ebenſo wenig Hinderniſſe in den Weg zu legen, die mit dem Geiſte allſeitiger Duldung im Widerſpruche ſtehen.

Im geſegneten Böhmen iſt gleichwohl der Pauperismus einheimiſch und ſchon lange iſt die Bettelei daſelbſt, zumal auf dem Lande, faſt ſprüchwörtlich geworden. Dazu kam, hauptſächlich in den letzten Jahrzehnten, ſeit der fortſchreitenden Verdrängung der kleinen Induſtrie durch die große,

Digitized by Google

ein wachſendes Proletariat in der induſtriellen Bevölkerung. Solche lobenswerthe Anſtalten, wie die Errichtung von Sparcaſſen, von Hilfsvereinen zur Unterſtützung nothleidender Spinner oder von Spinnſchulen für Handſpinnerei im Rieſengebirge, können das Uebel wohl einigermaßen lindern, ohne ihm jedoch Einhalt zu thun. Ohnehin verwaltete im J. 1846 die ſchon vor länger als 20 Jahren begründete böhmiſche Sparcaſſe, ob ſie gleich in der neueſten Zeit größere Theilnahme gefunden, zwar das ziemlich beträchtliche Vermögen von etwa 14½ Mill. Gulden C.-M., aber nur in nicht ganz 40,000 Einlagen, alſo für ein noch ſehr unbedeutendes Bruchſtück der arbeitenden und dienenden Bevölkerung. Ein kleines Zeichen der Mißſtimmung in den unteren Claſſen waren ſchon die Exceſſe zu Prag am 2. und 3. Juli 1842. Wichtiger, wenn auch nicht als Gefahr drohend für die Gegenwart, doch als warnendes Zeichen für die Zukunft, waren die Vorfälle im J. 1844, die ſich unmittelbar an den Aufſtand der ſchleſiſchen Weber in den an Böhmen gränzenden Bezirken anſchloſſen. Die Unruhen begannen zu Ende Juni bei und in Prag mit Arbeitsverweigerung und Zerſtörung von Maſchinen (Perrotinen) von Seiten der Kattundrucker. Sie beſchwerten ſich über Verringerung des Arbeitslohns und manche Bedrückungen durch die Fabrikherren, zumal durch einige Juden, in deren Händen ſich ein verhältnißmäßig beträchtlicher Theil der großen Induſtrie in Böhmen befindet. Die Druckereien ſind ein wichtiger Zweig der böhmiſchen Induſtrie, da die ganze Monarchie etwa 2 Millionen Stück Kattun zu 30 bis 50 Ellen producirt, wovon auf Böhmen allein 1½ Millionen und davon auf Prag 800,000 Stück kommen, etwa ſo viel als auf das Departement Oberrhein mit der bedeutenden Fabrikſtadt Mühlhauſen. Der Abſatz dieſer Waare findet meiſt in Böhmen ſelbſt, in Mähren, Galizien und Ungarn ſtatt, und es giebt einzelne Fabrikanten, die jährlich nicht weniger als 120—140,000 Stück in den Handel bringen. Zu weiteren Unruhen kam es unter den Fabrikarbeitern in Deutſch-Brood, und zumal in der gewerbfleißigſten Gegend Böhmens, in der von Reichenberg, wo die Tuchmacher und andere Arbeiter mehrere der vom Volke „Broddiebe" genannten Vorſpinn- und Klarſpinnmaſchinen vernichteten. Doch gelang hier den Bürgern ſelbſt die Unterdrückung des Tumults. In Prag dagegen kam es am 8. Juli zu neuen tumultuariſchen Auftritten, da einige Hunderte der bei den Eiſenbahnbauten beſchäftigten Maurer mit dem Rufe: „Brod oder Tod!" gegen das verſchloſſene Stadtthor drängten, wo ſie durch das Feuer des Militärs, dem mehrere Unſchuldige als Opfer fielen, zerſprengt wurden. Damit waren Ruheſtörungen in der Stadt, namentlich gegen die Juden, verbunden, und auch auf dem Lande, bei Collin, machten die Bauern Miene, den jüdiſchen Grundbeſitzern keine Frohnen mehr zu leiſten, und fingen an, Eigenthum zu zerſtören. Nach Unterdrückung der Bewegung erkannte man doch, daß die Beſchwerden der Fabrikarbeiter vielfach begründet waren. Den Kattundruckern ward proviſoriſch eine Erhöhung des Lohns zugeſtanden. Viele Prager Bürger aus dem Gewerb- und Handelsſtande gaben eine auch die Behörden tadelnde Beſchwerdeſchrift gegen die Juden ein und gingen in ihrem Eifer über einzelne Bedrückungen ſo weit, daß ſie auf Her-

Digitized by Google

ſtellung aller mittelalterlichen Beſchränkungen gegen die Juden drangen. Auch der böhmiſche Gewerbsverein brachte die Verbeſſerung der ſittlichen und materiellen Lage der Fabrikarbeiter zur Sprache ſowie das Creditweſen und die Errichtung von Realhypothekenbanken zur Unterſtützung der Gewerbleute.

Von Regierungswegen ward eine Commiſſion niedergeſetzt, welche zwar auf die von den Arbeitern beantragte Beſeitigung der Perrotine nicht einging, allein bis zur Erlaſſung eines in Ausſicht geſtellten umfaſſenden Fabrik-Polizeigeſetzes durch eine einſtweilige „Hausordnung" den Arbeitern Schutz zu verſchaffen ſuchte gegen willkürliche Lohnſchmälerung ſo wie gegen unziemliche Behandlung und Verkürzung durch wucheriſche Vorſchüſſe, durch Waarenverſchacherung u. dgl. von Seite der Fabrikherren, ihrer Buchhalter und Arbeitsaufſeher. Dieſe zunächſt für die Kattundruckereien erlaſſene Hausordnung berührt doch einen ſo allgemein fühlbar gewordenen Schaden unſerer modernen Geſellſchaft, daß ihre wichtigſten Beſtimmungen hier mitgetheilt werden mögen. In einem Stammbuche jeder Fabrik ſoll über Aufnahme, Verhalten und Beſchäftigungsdauer der Arbeiter Verzeichniß geführt werden. Beide Theile haben eine Aufkündigungsfriſt von 8 Tagen (in anderen Fabrikgegenden ſind 14 Tage herkömmlich), nur Samſtags ſollen die Fabrikherren einſeitig und nie mehr als 10 Proc. ihrer Arbeiter entlaſſen und in gleichem Verhältniſſe auch nur die Arbeiter aufkündigen dürfen, außer bei Entlaſſung zur Strafe wegen Uebertretung der Hausordnung. Jede zuwiderlaufende Arbeitseinſtellung auf beiden Seiten iſt ſtraffällig, ebenſo der Fabrikant, der anderswo Arbeitende verlockt und ihnen während dieſer Zeit Vorſchüſſe verabreicht. Der Arbeitslohn wird durch freiwillige Uebereinkunft zwiſchen Fabrikherrn und Drucker feſtgeſetzt. Bei Meinungsverſchiedenheit über Lohnänderungen ſind der Druckermeiſter und zwei andere Drucker beizuziehen. Sind dieſe in ihrer Anſicht abweichend, ſo iſt die Durchſchnittsſumme anzunehmen, und führt auch dies zu keiner Einigung, ſo ſoll die Ortsbehörde entſcheiden. Doch iſt der frühere Lohn noch acht Tage nach erhobener Beſchwerde beizubehalten. Buchhalter und Druckermeiſter ſind ſtraffällig, wenn ſie ſich mit den Druckern in eine Abfindung, einen Handel oder ſonſtiges Geldgeſchäft einlaſſen. Bei Arbeitsmangel in einer Fabrik ſind die nach wöchentlicher Entlaſſung von 10 Proc. noch bleibenden Drucker doch ſtets mit ſo viel Arbeit zu verſehen, daß Jeder wenigſtens den Nettobetrag von 3 Gulden C.-M. wöchentlich verdienen könne, außer wenn Elementarzufälle jede Arbeit hindern. Abzüge und Strafe für verdorbene Waare hat nur der Fabrikherr mit Zuziehung von zwei aus der Geſammtheit der Drucker Gewählten zu beſtimmen. Dagegen ſteht dem Betroffenen Recurs an die Ortsbehörde frei. Störung der Arbeit Anderer, Wegbleiben von der Arbeit, Trinkgelage in der Fabrik ſind ſtrafbar. Der Fabrikherr oder ſein Bevollmächtigter, der weder Buchhalter noch Druckermeiſter ſein darf, hat gewiſſe Tage zur Anhörung der Beſchwerden der Drucker zu beſtimmen und binnen 3 Tagen abzuhelfen oder in Gegenwart von Zeugen Beſcheid zu ertheilen, wogegen wieder Klage bei der Ortsbehörde zuläſſig iſt. Für Beſchwerden aller oder vieler Drucker einer

Fabrik iſt die Wahl geeigneter Ausſchußmänner (für 100 zwei und von jedem weiteren Hundert noch Einer) zu treffen. Nur Dieſe ſowie die von den Druckern gleichfalls gewählten Stellvertreter ſind berufen, das betreffende Anliegen mit Zuziehung des Druckermeiſters und zweier Zeugen, die nicht Drucker ſind, dem Fabrikherrn in der auch für einzelne Beſchwerdeführer beſtimmten Weiſe vorzutragen. Die Uebereinkunft zwiſchen Ausſchuß und Fabrikherrn iſt für alle Drucker verbindlich. Auch ſind die Ausſchüſſe für Erhaltung der Ordnung in der Fabrik verantwortlich und zur Anzeige von Geſetzwidrigkeiten verbunden. Dieſe Hausordnung, deren Annahme facultativ war, iſt nicht überall von den Fabrikherren und Arbeitern angenommen worden. Gleichwohl iſt darin ein Fortſchritt zu erkennen, indem nach dem Princip der rechtlichen Gleichheit das noch ſo vielfach der Willkür und Laune überlaſſene Verhältniß geregelt werden ſollte, und es iſt nicht zu leugnen, daß in der Hauptſache geleiſtet war, was auf blos polizeilichem Wege geleiſtet werden konnte. Aber freilich liegt der tiefere Grund des Uebels im tyranniſchen Uebergewicht des großen Capitals über die Beſitzloſigkeit, welcher ſich nur durch eingreifende Maßregeln der höheren Politik und allgemeinen Geſetzgebung beſeitigen läßt.

Wie wenig durch alles Flickwerk kleinlicher Reformen, das nur äußerlich den Schaden überdeckt, ohne ihn innerlich zu heilen, auf die Dauer geholfen ſei, zeigte ſich ſchon im Jahr 1846 auch in Böhmen, in jener Zeit der Theurung und der Noth, die den Machthabern ſo ernſte und in ihren Ohren ſo bald wieder verklungene Mahnungen gegeben hat. Von Neuem traten die Zeichen der bei dem Volke herrſchenden gefährlichen Misſtimmung in den Arbeiterunfugen bei Prag hervor, ſowie auf Anlaß einiger Getreideausfuhren in den Gährungen und Unruhen von Kommotau, Budweis und anderen Orten der Gränze. Auch Brandſchriften, gegen die Juden und überhaupt gegen die Reichen gerichtet, kamen wieder zum Vorſchein. Unter dieſen Umſtänden wußte die Regierung nichts Beſſeres zu thun, als erſt den Ausfuhrzoll auf Getreide zu erhöhen und dann für einige Zeit die Ausfuhr gänzlich zu verbieten; wodurch im Volke nur der Geiſt der Widerſpenſtigkeit genährt wurde, ohne daß es die geringſte Ausſicht auf dauernde Befriedigung gerechter Anſprüche erhalten hätte. Noch bedenklicher erſcheinen die auch in Böhmen wieder hervorgetretenen Symptome der Unzufriedenheit und des Ungehorſams unter jenen robotpflichtigen Bauern, die, wie bekannt, nicht nur in dieſer Provinz, ſondern im größten Theile der Monarchie den zahlreichſten, aber zugleich den roheſten, zu Gewaltthätigkeiten und Exceſſen aller Art geneigteſten Theil der Bevölkerung bilden, wie das bei der ſo lange fortgeſetzten ſyſtematiſchen Verdumpfung des Volks nicht anders möglich iſt. Hatte ſchon vor mehreren Jahren die Zerſtörungswuth und Barbarei nordungariſcher Bauern gezeigt, zu welchen Ausſchweifungen dieſe Maſſen fähig ſind, wenn die endlich erſchöpfte Geduld und ſklaviſche Unterwürfigkeit an ihren Ketten reißt und in wilde Leidenſchaft umſchlägt; ſo mußten die neueren Vorgänge in Galizien und die zeitweiſe Begünſtigung zügelloſer Haufen von Mördern und Plünderern durch Behörden und Beamten der Regierung, mit noch gefährlicherem Beiſpiele auch in die anderen Provinzen der

Monarchie hineinwirken. Wohl hat ſich endlich die Regierung zu einem von der Noth abgedrungenen Geſetz über Ablöſung der Robote entſchloſſen[10]. (S. „Oeſterreich ſeit 1841, Nachtrag.") Aber wenn dieſes Geſetz die Gährung eine Zeitlang beſchwichtigen mag, ſo iſt doch jetzt ſchon deutlich genug, daß es nur neue Täuſchungen und geſteigerte Erbitterung zur Folge haben wird, wenn nicht jene ſtarre und verknöcherte Politik, die unter dem erlogenen Namen eines Syſtems der Erhaltung die öſterreichiſche Monarchie vor allen europäiſchen Staaten den Gefahren der Anarchie preisgegeben hat, dem eine beſſere Zukunft verbürgenden Syſtem durchgreifender Reformen Platz macht.

Die Schwierigkeiten der Lage werden noch durch die Spannung vergrößert, die zwiſchen der Regierung und einem Theil jener höheren Claſſen der Geſellſchaft herrſcht, die in den Ständen vertreten ſind und die ſich, der Beamtengewalt gegenüber, noch die Trümmer eines kümmerlichen activen Staatsbürgerrechts gerettet haben. Aber ſelbſt die zeither noch unangetaſteten Rechte der einſt ſo mächtigen böhmiſchen Stände erſchienen noch allzu bedeutend in den Augen der auf den äußerſten Abſolutismus hinſteuernden Bureaukratie. Von jeher hatte ſich die Politik des öſterreichiſchen Staatskanzlers ihrer gewiſſenhaften Wahrung der hiſtoriſchen und althergebrachten Gerechtſame gerühmt und damit jeden Wunſch der Reform niederzuſchlagen geſucht, auch ſelbſt wenn dieſer durch den veränderten Gehalt des Volkslebens noch ſo dringend geboten war. Aber die böhmiſchen Stände durften nur einmal, im Widerſpruche mit der miniſteriellen Willkür, von einem ihrer unzweideutigſten hiſtoriſchen und verbrieften Befugniſſe Gebrauch machen wollen, als ſie den Zorn der miniſteriellen Gewalthaber bis zu einem Grad auf ſich luden, daß dieſe vor einer offenbaren Verletzung ihrer Rechte nicht mehr zurückſcheuten. Was auch der nächſte Ausgang des Kampfes zwiſchen der Regierung und der Mehrheit der böhmiſchen Stände ſein möge, ſchon Das iſt ein Erfolg, daß die berechtigte Oppoſition der Letzteren die miniſterielle Gewalt veranlaßt hat, die Maske abzuwerfen und, wie ſchon oft genug in Sachen der auswärtigen, ſo nun auch der inneren Politik, dem gefliſſentlich zur Schau getragenen Princip der Legitimität augenfällig untreu zu werden. Berückſichtigt man gar alle jene Cautelen des öſterreichiſchen Staatsrechts, wodurch im Voraus jede Möglichkeit eines ſelbſtſtändigen Auftretens der Stände im Keime erſtickt werden ſollte; faßt man die Zuſammenſetzung der einer privilegirten Minderheit angehörigen Stände und den Einfluß der Regierung auf dieſe Zuſammenſetzung ins Auge: ſo gewinnt die Bewegung, wozu die böhmiſchen Stände den Anſtoß gegeben, um ſo größere Bedeutung. Denn unter ſolchen Umſtänden weiſen die im Einklang mit den Ständen anderer Provinzen von Prag aus gethanen Schritte nur um ſo beſtimmter darauf hin, bis zu welchem übervollen Maße

---

10) Von Dr. Brauner, der ſchon früher ein dem Erzherzog Stephan gewidmetes Werk über die böhmiſchen Bauernzuſtände verfaßte, erwartet man eine ausführliche Darſtellung der Robotverhältniſſe in Böhmen, die zugleich eine Geſchichte ihrer Entſtehung und Ablöſungsvorſchläge enthalten ſoll.

man bereits in Oeſterreich die Uebelſtände aller Art hat anwachſen laſſen. Iſt indeſſen, den Ständen gegenüber, das Syſtem der Regierung rechtlich und — ſo darf man hoffen — bald auch factiſch unhaltbar geworden, ſo iſt es zugleich die bisherige Zuſammenſetzung der Stände, gegenüber den Forderungen und Intereſſen des Volks. Soll nicht dennoch der um ſich freſſende und alles gedeihliche Leben tödtende Beamtendeſpotismus die letzten Reſte der ſtändiſchen Befugniſſe vernichten; ja ſollen nicht endlich die höheren Claſſen der Geſellſchaft ſelbſt in ihrem rechtlichen Eigenthum und Beſitzthum durch die anſchwellende Unzufriedenheit der unteren beſitzloſen Claſſen gefährdet werden: ſo müſſen ſie ſich in ihrem eigenſten Intereſſe in der geſammten Mittelclaſſe Bundesgenoſſen ſuchen; ſo müſſen ſie zu einer wahren Volksvertretung, zur Ausdehnung der politiſchen Befugniſſe auf den ganzen Kern der Nation bei Zeiten die Hand bieten.

Der Kaiſer, als König von Böhmen, ſchreibt allein die jährlich wenigſtens einmal zu berufenden Landtage aus; er verleiht die Würde des Herren- und Ritterſtandes und ertheilt die Landtagsfähigkeit. Dieſe iſt weſentlich auf adeligen Grundbeſitz gegründet, und ſolche landtagsfähige Güter können in Böhmen nur beſitzen: der Adel, einige höhere Würden der Geiſtlichkeit, einige geiſtliche Corporationen, die k. k. Univerſität, der Rector und die Profeſſoren an den beiden weltlichen Facultäten der Univerſität, die königlichen Städte als Corporationen. Doch beſitzen die k. k. privilegirten Städte und die k. Städte Kaaden, Kommotau und Saaz auch die Landtafelfähigkeit für alle ihre eingeborenen Bürger im Einzelnen. Die Sitzungen der Stände ſind geheim: alle Beſchlüſſe müſſen protokollirt und durch das königliche Gubernium an den König geſchickt werden. Das Haupt der Stände, das alle Verhandlungen auf dem Landtage leitet und insbeſondere dem Herrenſtande vorſteht, iſt der Oberſtburggraf. Derſelbe königliche Staatsbeamte präſidirt auch dem permanenten oder ordentlichen Landesausſchuſſe, der aus zwei Gliedern jedes Standes gebildet iſt, ſowie dem in außerordentlichen Fällen verdoppelten verſtärkten Landesausſchuſſe. Zugleich ſteht aber dieſer Oberſtburggraf an der Spitze der politiſchen Verwaltung, im engeren Sinne für Cenſur-, Studien- und Schulſachen, für gewiſſe Finanz- und Handelsangelegenheiten, auch hat er die Leitung der Polizei im ganzen Lande. Den Ständen iſt alſo nicht die geringſte Theilnahme bei der Wahl ihres Präſidenten eingeräumt. Unter den vier Ständen beſteht der Prälatenſtand aus dem Erzbiſchof von Prag, als Primas des Reichs und Haupt dieſes Standes, den drei Biſchöfen und 12 Prioren, Pröpſten und Aebten. Bei der in Oeſterreich ſchon ſo weit gediehenen Ultramontaniſirung des höheren Clerus; ſodann einer Seits bei dem Einfluſſe der Regierung auf die Ernennung der Geiſtlichen, und anderer Seits bei der in den letzten Jahren ſo ſichtbar hervorgetretenen Abhängigkeit der Politik des Wiener Cabinets von den verderblichen Einflüſſen des Jeſuitismus, iſt es erklärlich genug, daß ſich vom Prälatenſtande aus eine politiſche Oppoſition ſelbſt dann nicht erhob, als das wichtigſte Recht der Stände verletzend angetaſtet wurde. Zum Herrenſtande gehören alle mündigen, mit dem böhmiſchen Incolate verſehenen Herzoge, Fürſten, Grafen und Freiherren;

Digitized by Google

zum Ritterſtande alle Ritter, die landtäfliche Güter beſitzen, den Beweis eines alten Adels mittelſt vier Ahnen liefern und bei den Landtagen eingeführt worden ſind. Beide Abtheilungen des Adels zählen in Böhmen wohl über 300 Individuen [11]). Endlich bilden im ſtädtereichen Böhmen den Bürgerſtand nur die vier privilegirten Städte Prag, Pilſen, Budweis und Kuttenberg, und dieſe erſcheinen zwar durch Deputirte auf dem Landtage, die aber zuſammen nur eine, vom Bürgermeiſter von Prag vorgetragene Stimme führen. Bekannt iſt, daß in allen Provinzen mit ſtändiſcher Vertretung die den Bürgerſtand vertretenden Mitglieder der ſtädtiſchen Magiſtrate von der Regierung völlig abhängig ſind [12]).

Faßt man alle dieſe Beſchränkungen der ſtändiſchen Wirkſamkeit ins Auge, wie ſie nicht blos in Böhmen, ſondern auch in den anderen Provinzen der nicht ungariſchen Hälfte des Reichs misbräuchlich durchgeſetzt wurden, ſo ſcheint ſich damit die Kunſt des miniſteriellen Deſpotismus erſchöpft zu haben, um ſeine Wirkſamkeit zum völlig weſenloſen Schattenſpiele zu machen. Aber gleichwohl wurde in den wichtigſten Provinzen des zum deutſchen Bunde gehörigen Theils der Monarchie von der Mitte des grundbegüterten Adels, oder von dem einzigen Stande aus, der noch nicht völlig unter das Joch der Bureaukratie gebeugt werden konnte, der Anſtoß zu einer Bewegung gegeben, welche — ſo hoffen alle aufrichtigen und beſonnenen Freunde Oeſterreichs und Deutſchlands — das baldige Ende des lähmenden Syſtems verkündet, das ſeither den Aufſchwung ſo vieler Millionen niedergehalten hat. Mögen die nächſten Erfolge der kaum erſt begonnenen Bewegung noch ſo unwichtig erſcheinen; mag ſelbſt der miniſterielle Abſolutismus noch einige ſcheinbare Siege feiern: betrachtet man die jüngſten Regungen unter den öſterreichiſchen Ständen im Zuſammenhange mit allen Symptomen des überall zum endlichen Bewußtſein ſeiner Rechte und Intereſſen erwachenden Volksgeiſtes, ſo zweifelt man nicht länger, daß die öſterreichiſche Politik an einem unvermeidlichen entſcheidenden Wendepunkte angelangt iſt, daß ihr ein ſelbſtverſchuldetes Schickſal ſchon jetzt die Bahn unabänderlich vorgeſchrieben hat, die ſie einſchlagen muß, um zugleich der Gefahr der inneren Auflöſung und der Zertrümmerung von Außen her bei dem erſten Zuſammenſtoße europäiſcher Mächte zu widerſtehen.

Kamen bei den Ständen Böhmens die Zeichen der Unzufriedenheit mit dem bisherigen Gange der Dinge ſchon früher zum Vorſchein, ſo gelangte doch zumal erſt ſeit 1845 ihre Oppoſition zu einer entſchiednerern Haltung und zu einem freieren Ueberblick über alle Hauptſchäden der Monarchie. Seit fünfzig Jahren wieder zum erſten Male ordneten ſie eine beſondere, am 7. Mai 1845 vom Kaiſer empfangene Deputation von 14

---

11) So hoch giebt Springer (Statiſtik des öſterreich. Kaiſerſtaats Bd. I. S. 260) ihre Zahl an. In den letzten Jahren erſchienen indeſſen nur höchſtens 69 Mitglieder auf den Landtagen; ausnahmsweiſe in der Maiſitzung von 1847: 91.

12) Eine vom ſtändiſchen Canzleidirector Falk verfaßte Schrift ſetzt das ſtändiſche Repräſentationsrecht des 4. Standes in Böhmen näher auseinander. (Prag 1847.)

Digitized by Google

Mitgliedern nach Wien ab. Neben einigen Wünſchen in Beziehung auf die czechiſche Sprache und für Trennung des Amts des Oberſtburggrafen, als Haupts der Stände, von dem Gubernium des Landes, hatten die Stände zumal die traurigen Verhältniſſe der gutsherrlichen wie der bäuerlichen Grundbeſitzer ins Auge gefaßt und zu ihrer Erleichterung die Errichtung einer Hypothekenbank in Prag beantragt. Unter dem Vorwande, daß durch Leihbanken und andere bereits beſtehende Anſtalten hinlänglich geſorgt ſei, wurde ihr Geſuch abgeſchlagen. Inzwiſchen ward 1846, auf den Antrieb des Erzherzogs Stephan, zum dürftigen Surrogat für die verlangte Hypothekenbank, eine Bank in Prag als Filiale derjenigen von Wien errichtet. Damit war dem Bedürfniſſe nicht genügt. Indem alſo die Stände für das Ablöſungsgeſetz vom 12. Dec. 1846 ihren Dank ausſprachen, wiederholten ſie 1847 das Verlangen der Errichtung einer Hypothekenbank und machten darauf aufmerkſam, daß ohne dieſes Inſtitut auch die Ausſicht auf Ablöſung der Robote und Zehnten nur auf Täuſchung hinauslaufen werde. Sie beſchloſſen ſogar bis zur endlichen Erledigung der Sache, im Einverſtändniſſe mit den niederöſterreichiſchen Ständen, die Errichtung einer permanent in Wien bleibenden Deputation. Da auch ihre erneuerten Bemühungen bisher ohne Erfolg geblieben, ſo ſchrieb dies eine weit verbreitete Meinung dem in Oeſterreich ſo beſonders mächtigen Einfluſſe einer Clique von Bankiers und Geldwucherern zu, die ſich hier, wie anderwärts, ein Monopol der Ausſaugung des Volks zu erhalten ſuchen. Von nicht geringerem Intereſſe war der Antrag der Stände auf Abſchaffung der auf die augenſcheinlichſte Uebervortheilung berechneten und das Volk tief entſittlichenden Staatslotterie, mit der Erklärung, daß ſie die Mittel und Wege zur Deckung des Ausfalls mit allem Eifer und aller Beförderlichkeit berathen würden. Ihrem 1847 erneuerten Geſuche war eine höchſt intereſſante Denkſchrift beigegeben, welche den zum Aeußerſten getriebenen ſchamloſen Volksbetrug nachweiſt und zugleich darlegt, wie das arme Volk von den Lottobeamten zum Spielen verführt wird. Es wird darin nachgewieſen, daß in einer einzigen böhmiſchen Herrſchaft die Einnahmen der Localcollecturen in einem einzigen Monate mehr betrugen als die ganzjährige Ruſticalſteuer; daß ſich die kreuzerweiſen Einlagen in das Lotto auf einer Beſitzung von $2\frac{1}{2}$ Quadratmeilen auf nicht weniger als 26,863 Gulden C.-M. beliefen; und daß, nach einer ſchon von früher her bekannten Erfahrung, auch wieder im letzten Hungerjahre ſogar noch ſtärker als je vorher eingeſetzt wurde [13]). Die ſtändiſche Deputation, die unter Anderem dieſe im heiligſten Intereſſe der öffentlichen Moral ſo unabweisliche Forderung zu bevorworten hatte, ward zwar nach längerem Harren angenommen, erhielt jedoch auch im Jahr 1847 den Beſcheid, daß es bei der Zurückweiſung des ſtändiſchen Antrags bleibe.

---

13) Eine Berechnung wies nach, daß ſich die Wahrſcheinlichkeit des Gewinnes zum Verluſte bei dem Beſatz von Ternen wie 1:11,748 verhält; von Quaternen wie 1:511,038; und daß es bei dem Beſatz von Quinternen, ſelbſt wenn alle Einwohner der Monarchie in derſelben Ziehung einſetzen würden, kaum wahrſcheinlich iſt, daß auch nur ein Einziger gewinne.

Digitized by Google

Nicht einmal auf eine baldige Gewährung deſſelben wurde Ausſicht eröffnet. Die Zurückweiſung erfolgte vielmehr auf ſo ſchnöde Weiſe, daß die Stände eine gleichfalls unbeachtet gebliebene Beſchwerde gegen die kaiſerliche Behörde erhoben, welche die beſtmotivirte Vorſtellung wegfallen ließe, ohne ſich nur irgendwie auf Gründe einzulaſſen. Die traurige Beſchaffenheit des Gemeindeweſens, ja der völlige Mangel einer eigentlichen Gemeindeverfaſſung in allen Provinzen Oeſterreichs, mit Ausnahme der Lombardei, beſtimmten auch die böhmiſchen Stände, wie ſchon früher diejenigen von Niederöſterreich, zur Ernennung einer Commiſſion für Berathung einer Gemeindeordnung ſowohl für Städte als Landgemeinden. An dieſer Commiſſion nahmen die Bürgermeiſter von Prag und Kuttenberg Theil. Damit wurde ein beſonders wichtiger Gegenſtand in Behandlung genommen, weil erſt mit der Herſtellung einer freieren und zeitgemäßen Gemeindeverfaſſung die Grundlage einer wahren Volksvertretung und zugleich für die Landgemeinden die erleichterte Möglichkeit einer allmäligen Entlaſtung von Roboten und Zehnten gewonnen wird.

Inzwiſchen hatten die Stände in ihren Anträgen für Oeffentlichkeit und für die Förderung der geiſtigen Intereſſen gegenüber der Regierung kein beſſeres Glück als mit ihrer Sorge für das materielle Wohl. Sie beantragten die Veröffentlichung der ſtändiſchen Verhandlungen und beſchloſſen einſtweilen die Ernennung von ſechs ſtändiſchen Stenographen ſowie die Abfaſſung ſummariſcher Berichte über jede Sitzung für Aufnahme in die Prager Zeitung nach vorgängiger Einigung mit dem Gubernium. Einen weiter gehenden Antrag, die Staatsverwaltung um genaue Vorlagen über den Activ- und Paſſivſtand des geſammten Staatshaushalts zu erſuchen, ließen die Stände ſelbſt mit Rückſicht auf die bei der Oeffentlichkeitsſcheu der Regierung zu erwartende Erfolgloſigkeit fallen. Dagegen wurde unter Hinweiſung auf die bisherige vexatoriſche Handhabung der Cenſur mit 80 Stimmen gegen 4 eine ſehr dringende Petition an den Kaiſer um Reviſion der Cenſurvorſchriften beſchloſſen, ſowie um Geſtattung einer freimüthigen beſcheidenen Beſprechung der inneren Landesangelegenheiten und einer freieren Bewegung in der Wiſſenſchaft. Der Antragſteller auf dieſe Petition erwarb ſich dadurch die ebenſo entſchiedene Misbilligung des Miniſteriums als die entſchiedene Billigung der Nation.

Die Stände Böhmens hatten wohl erkannt, daß ſie nicht blos mit Worten ausreichen würden, daß es von ihrer Seite in Darbringung von Opfern für das Gemeinwohl auch eines löblichen Beiſpiels bedürfe, damit ſie ſich der nothwendigen Bedingung künftiger Wirkſamkeit, des Vertrauens der Nation, verſichern möchten. Bisher waren alle adeligen Mitglieder des Landtags mit $\frac{1}{5}$ der Steuern, im Ganzen mit jährlich 350,000 Gulden gegen die bürgerlichen Gutsbeſitzer bevorzugt. Nach einem Beſchluſſe ſämmtlicher adeligen Mitglieder des Landtags von 1845 verzichteten dieſelben auf dieſes $\frac{1}{5}$, wonach manche der Gutsherren 15—25,000 Gulden jährlich mehr zu bezahlen hatten. Dieſes Fünftheil ſollte unter Controle einer ſtändiſchen Commiſſion mit Zuziehung kaiſerlicher Commiſſäre unter die höher beſteuerten Ruſticalbeſitzer vertheilt werden. Im Hinblicke auf den herrſchenden

Nothſtand konnte dieſer Antrag nicht wohl zurückgewieſen werden; allein in ſichtlicher Eiferſucht auf den möglichen Einfluß, den die Stände dadurch gewinnen könnten, ertheilte die Hofkanzlei ihre Genehmigung auch jetzt nur proviſoriſch auf ein Jahr. Auch im Jahr 1847 erneuerten indeſſen die Stände ihre frühere Bewilligung und zwar ohne weiteren Vorbehalt, mit ausdrücklicher Berufung auf den Grundſatz der hierdurch bewirkten Steuergleichheit.

Schon die Deputation vom Jahr 1845 hatte einige Deſiderien zur Aufrechthaltung der ſtändiſchen Gerechtſame und Freiheiten geſtellt, mit dem Bemerken, daß die Stände von dem heißeſten Wunſche beſeelt ſeien, ihren Beruf zu erfüllen, „ohne daß Incidenz- und Principienfragen ihre Berathungen in Anſpruch nehmen". Auf ihre Bitten um Wahrung der ſtändiſchen Rechte wies ſie jedoch ein Reſcript der Hofkanzlei auf das angeblich dem Könige von Böhmen zuſtehende Recht, „die Landesordnung zu ändern, zu mehren und zu beſſern." Dieſer Vorbehalt, unter welchem, nach der von der Hofkanzlei leichtweg hingeworfenen Behauptung, „die urſprüngliche Verleihung der ſtändiſchen Rechte und Freiheiten erfolgt ſein ſollte", veranlaßte die Stände im Dec. 1845 zur Niederſetzung einer Commiſſion, von der ein 1847 bekannt gewordener höchſt merkwürdiger Bericht verfaßt wurde. Darin wird aus hiſtoriſchen Thatſachen, Urkunden und Verträgen der Beweis geführt, daß die ſtändiſchen Rechte ihren Urſprung und ihre Grundlage nicht in der von der Hofkanzlei betonten Landesordnung vom 10. Mai 1627 haben, ſondern in der uralten Verfaſſung des Landes und in der feierlichen Confirmation Kaiſer Ferdinand's II. vom 29. Mai 1627, worin die früheren ſtändiſchen Rechte im Weſentlichen beſtätigt wurden. Dieſe Confirmation iſt denn auch ſeither von ſämmtlichen böhmiſchen Königen bei Ablegung des Krönungseids ausdrücklich erneuert worden. Die ſtändiſche Deduction gründet ſich in ihrem geſchichtlichen Theile auf die reichhaltigen Urkunden des ſtändiſchen Archivs und iſt unter Mitwirkung des ſtändiſchen Hiſtoriographen, F. Palezky, verfaßt. Sie weiſt darauf hin, daß auch in Böhmen, wie überhaupt bei allen ſlaviſchen (und germaniſchen) Stämmen, das ganze Volks- und Staatsweſen demokratiſch war; daß ſich hiernach das Volk Böhmens gleich beim erſten Auftreten des monarchiſchen Princips im Beſitz großer politiſchen Freiheiten befand; daß daher dieſes Princip ſelbſt ſeinen Urſprung in der freien Wahl der Landesfürſten durch das Volk hat. Dieſes Volk oder die aus der Geſammtheit aller freien Grundbeſitzer beſtehende Landsgemeinde hatte ſich ſtets ſeine wichtigſten Rechte vorbehalten. Die heutigen böhmiſchen Stände ſind aber nach dem unbeſtrittenen Ergebniß der neueſten Geſchichtsforſchung die Nachfolger jener freien Grundbeſitzer; und ihre Stammrechte ſind im Weſentlichen noch dieſelben wie früher. Iſt gleich der Landesgemeinde im Drange der Zeit das eine oder andere von ihren Rechten — Theilnahme an der Geſetzgebung, Recht der Biſchofswahl, Wahlrecht der Landesfürſten nach dem Ableben jedes einzelnen Regenten — verloren gegangen, ſo hatte ſie doch die Mitwirkung bei allen Acten der Geſetzgebung, namentlich bei der Steuerbewilligung, unverrückt feſtgehalten. Dieſe ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe wurden von der

Mitte des 14. Jahrhunderts an unter Karl I. (als deutſcher Kaiſer K. IV.) in geſchriebenen Urkunden und Fundamentalgeſetzen niedergelegt. Das Recht des Herren- und Ritterſtandes, ſeine Geſetze zu mehren und zu mindern; das des Bürgerſtandes, daß das ihn betreffende ohne ſeine Zuſtimmung nicht gemehrt oder gemindert werden könne: wurde in der erſten Landesordnung von 1500 anerkannt ſowie in der Hauptſache auch ſpäter und zumal in der Landesordnung von 1564, der letzten vor der Schlacht am weißen Berge (1620). Dieſe Landesordnung von 1564 iſt nach ihrem beſtimmten Wortlaute als ein Vertrag zwiſchen dem Könige und den Ständen Böhmens zu betrachten, der auch nach Unterdrückung des böhmiſchen Aufſtandes nicht einſeitig abgeändert werden konnte, ſondern bei Vertragsbruch des einen Theils nur den andern Theil ermächtigte, ſelbſt zwangsweiſe die Erfüllung durchzuſetzen. Auf eine nähere Erörterung dieſer Frage gingen jedoch die Stände nicht ein, da ſie ſich zur Begründung ihrer Rechte auf den ausdrücklichen Inhalt ſpäterer Urkunden berufen konnten.

Nach der Schlacht am weißen Berge erließ zwar Ferdinand II. ohne Befragen der Stände eine „verneuerte Landesordnung vom 10. Mai 1627", worin er ſich ausſchließlich das Geſetzgebungsrecht und die Befugniß vorbehielt, „gegenwärtige Landesordnung zu mehren, zu beſſern und zu ändern." Allein dieſe Landesordnung enthielt nur privat- und ſtrafrechtliche, polizeiliche und adminiſtrative Anordnungen; während ſie alle Beſtimmungen über Böhmens ſtaatsrechtliche Verhältniſſe ausdrücklich ausſchied und deren Feſtſetzung einer eigens zu erlaſſenden Verordnung vorbehielt. Dieſe wichtige Verordnung erfolgte denn auch ſchon am 29. Mai 1627 und beſtätigte — mit einziger Ausnahme zweier die Religion, ſodann allerlei Strafen und Confiscationen betreffenden Majeſtätsbriefe Rudolph's II. — alle den Ständen früher zugeſtandenen Rechte, Privilegien und Freiheiten, inſofern ſie der erneuerten Landesordnung nicht widerſprachen. Namentlich aber wird mit Anderem in dieſem Majeſtätsbriefe Ferdinand's II. den Ständen ohne irgend einen Vorbehalt zugeſichert, daß von ihnen keine Contribution oder Steuer (ohne Unterſchied, ob directe oder andere Steuern) anders als auf denen Landtagen begehrt und **über** das, was ſie ſelbſten bewilligen, ihnen keine Contribution auferlegt werden ſolle.[14]) Zum Ueberfluſſe erklärte noch

14) Die factiſche, aber noch keineswegs rechtliche Folge der Schlacht am weißen Berge war alſo zwar die Beſchränkung einiger ſtändiſcher Befugniſſe; jedoch keineswegs in dem Umfange, wie dies die Vertreter des miniſteriellen Deſpotismus glauben machen wollen. Springer a. a. O. S. 247 thut die Sache mit der naiven Aeußerung ab: „Doch die Schlacht auf dem weißen Berge ... ſetzte die landesherrliche Gewalt in ihre vollen Rechte wieder (!) ein." So wird in Oeſterreich, abſichtlich oder gedankenlos, ſelbſt die Geſchichte entſtellt; ſo arbeitet ſeit Jahrzehnten ein Syſtem der Täuſchung und Unterdrückung dahin, ſelbſt die Erinnerung an die urſprüngliche Freiheit im Gedächtniſſe des Volks zu verwiſchen und ihm die Misbräuche und Sünden des modernen Abſolutismus unter dem falſchen Titel des hiſtoriſchen Rechts genehm zu machen.

Digitized by Google

Leopold II. in einem Reſcript vom 12. Aug. 1791, „daß die Stände in allen Fällen, wo es ſich um die Abänderung der Conſtitution oder um die Erlaſſung allgemeiner Landesgeſetze handeln werde, vorläufig vernommen werden ſollten." Und dieſe ſtändiſchen Rechte erhalten jährlich ihre Beſtätigung in den verfaſſungsmäßig feſtgeſetzten Reverſen, gegen welche allein die jährlichen Steuerpoſtulate von den Ständen bewilligt werden. Sie erhalten ihre Beſtätigung in jedem verfaſſungsmäßig vorgeſchriebenen Krönungseide, den die Könige von Böhmen vor ihrer Krönung zu leiſten haben und den auch der jetzige Kaiſer Ferdinand I. wirklich geleiſtet hat.

Nach der ſtändiſchen Deduction bilden alſo die Grundlage der böhmiſchen Verfaſſung: 1) Die Confirmationsurkunde Ferdinand's II. vom 29. Mai 1627; 2) der Krönungseid und die jährlichen Reverſe; 3) die Novella declaratoria Aa. 9. vom Jahr 1640, die den Ständen das Recht einräumt, über die dem fürſtlichen Hoheitsrechte nicht zuwiderlaufenden Angelegenheiten zu berathen und gegen nachherige Genehmigung Beſchlüſſe zu faſſen; 4) das k. Reſcript vom 12. Auguſt 1791. Dazu kommen als weitere Garantieen Art. 13 der deutſchen Bundesacte und Art. 54—56 der Wiener Schlußacte, wonach die in anerkannter Wirkſamkeit beſtehenden landſtändiſchen Verfaſſungen nur auf verfaſſungsmäßigem Wege abgeändert werden ſollen. Mit Rückſicht auf den klaren Inhalt dieſer Urkunden forderte der Schluß des Commiſſionsberichts die Stände auf, zur Kenntniß des Königs zu bringen: 1) daß ſie ſich vom Gewicht und Umfang ihrer und des Landes Gerechtſame vollkommen Rechenſchaft zu geben vermögen; 2) daß ſie ſich gegen jede einſeitige Abänderung ihrer Rechte und Freiheiten und der Conſtitution des Landes feierlichſt verwahren, und 3) den ernſten Entſchluß hätten, ihre und des Landes Gerechtſame in vorkommenden Fällen pflichtgetreu durch jedes verfaſſungsmäßige Mittel zu ſchützen und aufrecht zu erhalten.

Die 1845 ausgeſprochene Hoffnung der Stände, daß keine Principienfragen ihre Berathungen in Anſpruch nehmen möchten, war alſo keineswegs in Erfüllung gegangen, durch die rückſichtsloſeſten Eingriffe in unzweideutige Rechte hatte ihnen vielmehr die Bureaukratie den Fehdehandſchuh hingeworfen. Das war noch eine der geringſten Beſchwerden der Stände, daß ſie auf „den traurigen Conflict der ſtändiſchen Gerechtſame mit der ausnahmsweiſen Ernennung von in Böhmen nicht begüterten Individuen zu Oberſtlandesofficieren" hinzuweiſen hatten. Es geſchah ſogar, daß die Regierung dem ſtändiſchen Ausſchuſſe die Ausſchreibung der Steuern ſelbſt vor dem Landtagsſchluſſe 1847 zumuthete; alſo vor jeder Vereinbarung zwiſchen Regierung und Ständen über Betrag und Modalitäten der zu leiſtenden Steuern. Hienach ſahen ſich die Stände zu der Erklärung gezwungen, daß kein Steuercontribuent vor der verfaſſungsmäßigen Ausſchreibung zu ſolcher Zahlung verpflichtet ſei. Den materiell ſehr unbedeutenden, aber grundſätzlich höchſt wichtig gewordenen Anlaß zu einem verhängnißvollen Streite gab aber die Regierung durch ihre Forderung einer Steuervermehrung von 50,000 Gulden für die Uebernahme der Criminalgerichtskoſten auf den Staatsſchatz. Auf den Grund ihres guten Rechts hatten die Stände, unter Hinweiſung auf das Ungenügende der politiſchen Zuſtände überhaupt, die angeſonnene

Abgabenerhöhung ſo lange abgelehnt, als man ſie nicht über die Art der Verwendung belehre und von deren Zweckmäßigkeit überzeuge. Ohnehin ſei die dem Poſtulat zu Grunde liegende Uebernahme auf den Staatsſchatz noch nicht erfolgt und nirgends ein Nachweis gegeben, in welchem Stadium der Behandlung ſich der betreffende Geſetzentwurf befinde. In der herkömmlich bureaukratiſchen Sprache erklärte nun die Regierung das Benehmen der Stände für „befremdend" und „unſtatthaft"; wollte ihnen zwar über die Vertheilung des Geldes „Anträge" geſtatten, erwartete jedoch, „daß ohne Verzug die Geldforderung bereitwillig angenommen und ſomit zum Schluſſe des Landtags geſchritten werde." In der Sitzung vom 30. und 31. Aug. 1847 kam dieſe Antwort der Regierung zur Verhandlung. Die Debatte wurde um ſo hitziger, als ſich der Landtagsdirector, vermuthlich nach miniſterieller Anweiſung, den Verſuch einer Einſchüchterung und die vor Männern, die im Bewußtſein klar erkannter Rechte handeln, eigentlich kindiſche Drohung beifallen ließ: „die Herren Stände würden es ſich ſelbſt zuzuſchreiben haben, wenn ſich die Warnung des Vaters in die Ungnade des Herrn verwandele." (!) Da hörte man die Worte: dieſe Drohung werde auch dann, wenn augenblicklich die Thüren ſich öffneten und die bewaffnete Macht ſich zeige, in der Ueberzeugung und Abſtimmung Nichts ändern. Am 31. Auguſt wurde die Forderung der Regierung an dem freilich ſchwach beſuchten Landtage mit 26 gegen 10 Stimmen wiederholt abgelehnt und beſchloſſen, in einer neuen Denkſchrift die Hauptbeſchwerden der Stände vor den Thron zu bringen. Jetzt erließ die vereinigte k. k. Hofkanzlei zu Ende Septembers ein Reſcript an den Landtagsdirector und Gubernialpräſidenten, Grafen von Salm-Reifferſcheid, mit dem Befehle, die von den Ständen nicht bewilligte Summe durch den ſtändiſchen Ausſchuß oder ſonſt auf geeignete Weiſe ausſchreiben zu laſſen; im Weigerungsfalle ſeien die k. k. Behörden mit dieſer Ausſchreibung zu beauftragen und zur unnachſichtlichen Erhebung nöthigenfalls alle erforderlichen Zwangsmittel anzuwenden.

So ſuchte das Miniſterium den Knoten mit Gewalt zu durchhauen. Der gegen die böhmiſchen Stände geführte Schlag ſteht nicht vereinzelt da: die letzten Reſte politiſcher Selbſtſtändigkeit ſollen vor der bureaukratiſchen Allgewalt verſchwinden. Doch wie es auch komme und ob ſelbſt gegen Hoffen und Erwarten die Mehrheit der Stände, ihrer Pflichten gegen das Vaterland vergeſſend, eine unmännliche Schwäche zeigen ſollte, dennoch hat eine ſolche miniſterielle Politik ſich ſelbſt eine unheilbare Wunde geſchlagen. Nicht ungeſtraft wird ſie mit dem Grundſatze der Unantaſtbarkeit hiſtoriſch begründeter Rechte geſpielt haben. Hat ſie doch nicht blos die Rechte der Stände verletzt, ſondern zugleich die Stellung des Monarchen misachtet, indem ſie leichtweg einen Schritt gewagt, der mit dem klaren Inhalte des feierlich geſchworenen Krönungseides im Widerſpruch ſteht. D.

Digitized by Google

P.

Papiergeld. Außer Nebenius haben wir noch einen zweiten Deutſchen den competenteſten Ausländern an die Seite zu ſtellen, und dieſer iſt Friedrich von Gentz. Sein tiefes Studium der engliſchen und franzöſiſchen Erfahrungen und ſeine Theilnahme an den öſterreichiſchen Finanzoperationen ſeit 1811 hatten ihn mit dem Gegenſtande vollkommen vertraut gemacht und zu einem Urtheile geführt, welches heute allgemeinere Anerkennung finden wird als damals, wo es den durch entſetzlichen Misbrauch entſtandenen und herrſchend gewordenen Vorurtheilen ſcharf entgegentrat. Die oben erwähnte Schrift von Sismondi iſt ihm eine Schrift, „die außer ihrer declamatoriſchen Seichtigkeit auch von einer abſoluten Unkenntniß des inneren Zuſtandes der Monarchie und aller und jeder ökonomiſchen und finanziellen Verhältniſſe zeugt.“ In einem Aufſatze vom Jahre 1817 über die öſterreichiſche Bank ſagt v. Gentz: „Die Feinde des Papiergeldes ſind in den neueren Zeiten ſehr zahlreich und ſehr heftig geworden; man hat die Schuldenverhältniſſe, die Creditſyſteme und das Papiergeld als reine Uebel angeſehen, ohne, einen Schritt weiter, zu erkennen, daß nur der Ueberbrauch in Zeiten der Noth, die unrichtige Anwendung, dieſe höchſt natürlichen Dinge erſt zu Uebeln gemacht hat. Man unterwerfe ſich ihnen mit Freiheit, man erkenne ihre Unentbehrlichkeit, man verſöhne ſich mit ihnen, man inoculire ſie, man zähme ſie, und dieſe ſogenannten Uebel werden die kräftigſten Bindungsmittel des Staates und die ſicherſten Bürgſchaften für das Glück jedes Einzelnen werden. Wenn die Unterrichteten aus jenen Widerſachern das politiſche und ökonomiſche Leben der Nationen in ſeiner dermaligen Ausdehnung und Ausbildung näher betrachten wollen, ſo werden ſie ſich überzeugen, daß man in einem ordentlichen größeren Staatshaushalt, beſonders auf einer höheren Stufe der Nationalcultur, des Creditgeldes nicht mehr entbehren kann. . . . Es iſt übrigens offenkundig, daß in den neueren Zeiten bei der großen Theilung der Arbeit, bei dem raſcheren Bewegen alles ökonomiſchen und politiſchen Lebens, die Metalle nicht mehr ausreichen können, die Functionen eines Ausgleichungsmittels allein zu verrichten. Was man alſo auch jetzt noch gegen das Creditgeld declamirt, iſt ein Reſt der ſklaviſchen Anhängigkeit an dem handgreiflichen ſächlichen Werth und deſſen Repräſentanten, dem Metallgelde u. ſ. w.“ — Von dieſem Creditgeld (Banknoten) unterſcheidet aber v. Gentz ausdrücklich das Staatspapiergeld, das ohne Unterpfand oder Verſprechen der Einlöſung zeitweiſe allein oder neben der Metallmünze die Functionen eines Geldzeichens verſieht. Dieſes Papiergeld, im engeren Sinne, bezeichnet er als eines jener Zwangsmittel, deren ſich die Staaten bedienen, um große außerordentliche Ausgaben, insbeſondere die Bedürfniſſe eines langwierigen Krieges zu beſtreiten. Hierzu greife man, wenn Kriegsſteuern und Anleihen nicht mehr ausreichen, und

das Papiergeld habe die Natur einer indirecten Steuer, deren Größe dem Unterſchied zwiſchen dem Nennwerthe, zu dem es ausgegeben, und dem geſunkenen Preiſe, zu dem es ſpäter eingelöſt wird, gleich iſt. Das Opfer, welches die Nation auf dieſe Weiſe bringe, ſei minder hart als manche andere Mittel, weil es allmälig und von der ganzen Maſſe getragen werde. (S. Kleinere Schriften von Fr. v. Gentz, herausgegeben von Guſtav Schleſier, Mannheim bei H. Hoff, 1839. Zweiter Theil. Seite 280 u. ff.) — Karl Mathy.

Paraguay. (An den Schluß des Artikels.) Es wurden darauf zwei Conſuln, Carlos Antonio Lopez und Mariano Roque Alonzo ernannt, welche bis Anfang 1844 gemeinſam, unter Mitwirkung eines Congreſſes, regierten, der nur Eine Verſammlung bildet. Im Jahr 1844 ward Lopez auf zehn Jahre zum alleinigen Präſidenten erwählt. Das Abſperrungsſyſtem iſt etwas gemildert worden und Paraguay hat ſich, weil es immer von der argentiniſchen Republik bedroht ward, in nähere Freundſchaft mit den Gegnern der Letztern, namentlich mit Braſilien zu ſetzen geſucht. — Viel Intereſſantes über das merkwürdige Land findet ſich in des jüngern Rengger Reiſe in Paraguay. Aarau 1837. 8. Bülau.

Parteien im Staatsleben, nach ihren charakteriſtiſchen Merkmalen dargeſtellt, im Gegenſatz zu der Theorie von Friedrich Rohmer. — Wenn wir das Staatsleben in ſeine einzelnen Beſtandtheile, in ſeine Gegenſätze, Kämpfe und Bewegungen zerlegen, ſo ſehen wir dieſe Aeußerungen einer maſſenhaften Thätigkeit hervorgehen aus dem Schooße der Parteien, als den eigentlichen Organen der politiſchen Bewegung, des öffentlichen Lebens außerhalb des Staatsmechanismus. In ſofern bildet die Lehre von den Parteien einen der wichtigſten Abſchnitte in der Politik, denn der Kampf der Parteien iſt, nach dem Ausſpruche des Schriftſtellers, auf deſſen Behandlung dieſes Gegenſtandes ich ſogleich zurückkommen werde, er iſt, „wie der Boden, auf dem wir ſtehen, wie die Luft, die uns umgiebt, uns Allen gemein geworden. Wo die politiſche Freiheit zu wenig entwickelt iſt, um einer äußern Darſtellung der Parteien Raum zu geſtatten, da ſind ſie innerlich, auf dem geiſtigen Gebiete vorhanden. Wenn nicht in öffentlichen Kammern, treten ſie doch im Innern des Staats; wenn nicht im Staat, in der Kirche; wenn nicht in der Kirche, in der Wiſſenſchaft hervor. Sie ſind ungreifbar und unverwüſtlich; von einem Gebiete gewaltſam vertrieben, tauchen ſie im andern um ſo heftiger auf: der Staat kann ihnen das offene Licht verſchließen, ſo wirken ſie fort im Dunkel der Köpfe und Herzen; in tauſendfacher Verwandlung bleiben ſie immer dieſelben. Sie ſind; und keine Macht der Welt kann ſie unterdrücken". Dieſes Citat iſt entnommen der Schrift eines Mannes, der unter der Herrſchaft des ſ. g. Septemberregiments in Zürich (1839—45) durch ſein berechnendes Auftreten als eine Art politiſcher Caglioſtro abenteuerlich ſich bekannt gemacht hat. Friedrich Rohmer hat die Lehre von den Parteien (Die vier Parteien durch Theodor Rohmer. Zürich und Frauenfeld, Druck und Verlag von Ch. Beyel, 1844) auf eine ſo originelle, beſonders der Form nach geiſtvolle, in ihren Reſultaten

auffallende, in der Behandlung kecke Weiſe bearbeitet, daß ſeine Schrift Epoche machen würde, wäre ſie weniger Parteiſchrift. Sie kann indeſſen um ſo weniger umgangen werden, als durch das ſplendide Auftreten, durch die Gewandtheit und Claſſicität in der Form, durch die Prägnanz in der Sprache und Meiſterhaftigkeit in der Behandlung des Stoffs die unter dieſem ſchimmernden Aeußeren verborgene abſichtliche Begriffsverwirrung für Manchen verdeckt bleiben dürfte. Ich werde deshalb, ehe ich zu meiner Darſtellung übergehe, die Rohmer'ſche Theorie einige Augenblicke näher beleuchten. Rohmer deducirt folgendermaßen:

Zuerſt wendet er ſich gegen die herrſchenden Begriffe über Parteien, welche, in den bekannten Stichwörtern „radical", „liberal" „conſervativ" (auch „ariſtokratiſch"), „abſolutiſtiſch" (oder „reactionär") und „Juſtemilieu" ſich bewegend, von der Anſicht ausgehen, daß wir „in einer Periode des Uebergangs von der alten zur neuen Zeit leben"; die eine Partei will die neue Zeit — Partei des „Fortſchritts" (liberale), die andere hängt an der alten, Partei des „Rückſchritts" (conſervative). Dazwiſchen ſtehen Die, welche Vermittlung wollen — das Juſtemilieu, von den Einen als Tendenz der Verſöhnung geliebt, von den Andern als Tendenz der Schwäche gehaßt oder verachtet. Jene beiden Hauptparteien tragen nun allerdings ihre Abſtufungen in ſich und ihre Abarten. Was am Alten hängt, kann entweder ſtill ſtehen (conſervativ im engeren Sinn), oder geradezu rückwärts gehen (reactionär oder abſolutiſtiſch). Die Freunde des Neuen wollen den Fortſchritt entweder mit Schonung der beſtehenden Verhältniſſe (Liberale im engeren Sinn), oder ohne Rückſicht auf die letztern, ſchonungslos und von Grund aus (Radicale). In den Grundſätzen ſind Liberale und Radicale gleich, in der Ausführung verſchieden. Radicalismus iſt den Einen das irrige Extrem, den Andern die höchſte Conſequenz des liberalen Princips. Nach Jenen iſt man radical, wenn man die Grundſätze des „Fortſchritts" unbeſonnen und ohne Kenntniß der Zuſtände anwendet, nach Dieſen, wenn man ſie ſchroff und energiſch durchzuführen weiß. Dies ſind die herrſchenden Begriffe, ſagt Rohmer, deren Haltloſigkeit ſich jedoch offenbart, ſowie ſie zergliedert werden. Was iſt alte und was iſt neue Zeit? — Dieſe Frage müßte mir gelöſt werden, wenn ich wiſſen ſollte, was Rückſchritt und was Fortſchritt iſt, und ſie wird hier nicht einmal aufgeworfen. Denn es liegt am Tage, daß ein Maßſtab*) für das Weſen alter und neuer Zeit, eine Beſtimmung der guten und ſchlechten Beſtandtheile in Beiden, allen Parteien gleich unumgänglich iſt, wenn ſie nicht ohne Sinn und Ziel ſich überſtürzen wollen. Die Vergangenheit liegt in zahlloſen Geſtalten hinter uns, die Zukunft in tauſendfach möglichen vor uns: wo findet ſich Geſetz und Maß und Einheit? Soll ich das Neue lieben, weil es das Neue iſt, das Alte haſſen, weil es das Alte iſt? Eine unwürdige Zumuthung, die mir gleichwohl in der obigen Anſchauung ſehr nahe gelegt wird. Um liberal zu ſein, müßte ich dem Zeitgeiſt folgen, und wo ſitzt der Geiſt der Zeit? —

*) Auf dieſen Maßſtab iſt, wie weiter unten gezeigt werden wird, Alles geſtellt. D. V.

Digitized by Google

der wahrhaftige nehmlich, dem ich folgen ſoll. In der Maſſe? Mit Nichten. Im Mittelſtand? Nur bedingt. In den Erleuchtetſten? Wo ſind ſie, wenn man nicht gutmüthig genug iſt, ſie in den Berühmteſten zu finden? Sind ſie einig unter ſich, dieſe Erleuchtetſten, und weiß man nicht, daß gerade ſie zu allen Zeiten gegen den Zeitgeiſt gekämpft oder ſich über ihn erhoben haben? Welchen Grund hat man für die Behauptung, der Fortſchritt der Zeit ſei der Liberalismus, und mit welchem, auch nur entfernten, geiſtigen oder moraliſchen Titel ſtellt man überhaupt an einen ſelbſtſtändigen Menſchen die jetzt allgemein gewordene alberne Anforderung, „ſich dem Zeitgeiſt anzuſchließen"? Der Zeitgeiſt iſt der Wille der Majorität meiner Zeitgenoſſen. — Und dieſer Wille ſollte mich irgend, auch nur annähernd, verbinden? Verbinden, weil er die Mehrheit iſt? Seit wann liegt die Wahrheit auf der Seite der Mehrheit? Oder wie? Vor jetzt hundert Jahren war ganz Europa von franzöſiſch-monarchiſcher Denkart, Politik und Sitte beherrſcht: wenn ich damals dem Zeitgeiſt huldigte, that ich Unrecht, weil er falſch war? Jetzt wird der Continent von den Ideen bewegt, welche die franzöſiſche Revolution erzeugt hat, und ich ſoll dieſen Ideen vertrauen, weil ſie den Zeitgeiſt ausdrücken?

Man ſieht, indem die Menge den Satz aufſtellt: „wer mit der Zeit geht, geht vorwärts", hat ſie ſich ſelbſt zum Geiſt der Zeit geſetzt und verſpricht alle Diejenigen mit ihrem Ruhm und ihrer Liebe zu belohnen, welche mit ihr gehen. Wer etwas weiter ſieht, wird freilich entgegnen: „du ſollſt dem jetzigen Zeitgeiſte folgen, nicht als ſolchem, ſondern weil er der wahre, liberale iſt, wie der verwichene ein falſcher, ſerviler war"; aber er ſpricht eben damit aus, daß er dies zu beweiſen hat, und daß der Beweis und damit die innere Bedeutung jener Parteinamen auf einem ganz andern und tieferen Gebiete liegt, als es den Anſchein hat."

Man ſieht, Rohmer durchſchaut die Trivialität, das Ungenügende, Unklare der gewöhnlichen Auffaſſung und er wird daher in ſeiner „Wiſſenſchaft" wohl ganz anders verfahren und ohne Zweifel einen richtigen Maßſtab, d. h. dasjenige Allgemeine, Nothwendige nachweiſen, das die Parteien durch einen Cauſalzuſammenhang mit ſich verbindet und eine directe Hinweiſung auf ihr eigentliches Weſen, auf ihre Unterſchiede und Verwandtſchaft enthält? Wenn er daher einige Seiten nach obigem Citat fortfährt: „alſo nicht um äußere Kennzeichen handelt es ſich, ſondern um die natürliche Weſenheit der Parteien — d. h. um das Allgemein-Menſchliche, woraus der Trieb und mit dem Triebe die Form der Parteien hervorgeht", ſo könnte man ihn auf der rechten Fährte vermuthen und von ihm nunmehr einen Aufſchluß über jenes unbekannte „tiefere Gebiet", auf welchem die „innere Bedeutung jener Parteinamen" beruht, füglich erwarten. Folgen wir ihm daher auf dieſes tiefere Gebiet:

„Die höchſte Erſcheinung des menſchlichen Geiſtes in der Zeitlichkeit, fährt er fort, iſt der Staat; der Staat muß deshalb im menſchlichen Geiſte enthalten ſein. Die Gründe und die Ordnung des Staates können nur in dem Bau und der Anlage des menſchlichen Geiſtes geſucht werden. Im Organismus der menſchlichen Seele liegt folglich der ganze

Digitized by Google

Organismus des Staates. Aus ihren Beſtandtheilen und Geſetzen hat er ſich mit Nothwendigkeit gebildet, und Alles, was ihm angehört, und ſomit auch die Parteien, kann nur hierin ſeine Erklärung und Rechtfertigung finden. Der Staatskörper an ſich betrachtet, blos in ſeinen Beſtandtheilen, kennt noch keine Parteien. Er kann gedacht werden in allen ſeinen Gliedern, fertig in ſeiner ganzen Mechanik, nach den Elementen der Bevölkerung, der Ordnung der Stände, der Einrichtung ſeiner Inſtitute — und mit alle Dem ſind noch keine Parteien gedacht. Dieſe treten erſt in dem Augenblicke hervor, wo die Entwicklung des Staates gedacht wird, ſie ſind ſonach, ohne Beſtandtheile des Staatskörpers zu ſein, unzertrennlich verbunden mit dem Staatsleben. Um den Staatskörper zu erkennen, muß ich die Beſtandtheile der menſchlichen Seele — um das Staatsleben zu begreifen, die Geſetze ihrer Entwicklung ſuchen. Die verſchiedenſten Individualitäten unterliegen, obwohl jede in ihrer Art, doch im Weſentlichen nur einer und der nehmlichen allgemeinen Entwicklung. Die verſchiedenſten Staaten unterliegen, obwohl in ſehr mannigfacher Färbung, doch im Weſentlichen nur einer und derſelben Bewegung des Lebens in den Parteien. Der Urſprung der Parteien geht ſomit aus der organiſchen Entwicklung des Menſchen, d. h. aus den Lebensſtufen des menſchlichen Geiſtes hervor. Dieſe Lebensſtufen ſind ausgedrückt in den Lebensaltern. Die Entwicklung ſelbſt, wie ſie in der Aufeinanderfolge der verſchiedenen Stufen ſich abſpinnt, iſt die Geſchichte. Die Stufen aber, als ſelbſtſtändige Geſtaltungen für ſich und neben einander beſtehend, ſind die Parteien."

Sehen wir uns die ſpecielle Ausführung etwas näher an, ehe wir an die Prüfung dieſer unſtreitig ſehr paradoxen allgemeinen Darſtellung gehen. „Zu allen Zeiten ſind, wie Rohmer weiter bemerkt, vier Stufen der menſchlichen Entwicklung angenommen worden, entſprechend dem Geſetz, welches die Natur in ihren geſammten Schöpfungen eingegraben hat: der Knabe, der Jüngling, der Mann und der Greis. Jenem Geſetz iſt der Körper und der Geiſt gleichmäßig unterworfen. Hierher gehört nur die Entwicklung des Geiſtes: der Knabe, der Jüngling, der Mann, der Greis im geiſtigen Sinn. Das ganze Leben des Menſchen gleicht zur einen Hälfte einer aufſteigenden, zur andern einer abſteigenden Linie. Bis zur Mitte des Lebens geht in unaufhörlicher Steigerung die Zeit des Wachsthums; hat das Wachsthum ſeine Spitze erreicht, ſo folgt Stillſtand und allmälig Abnahme. Alles iſt Thätigkeit, Bewegung, ſchaffende Kraft in der aufſteigenden Linie; Alles gemeſſen, gehalten, ruhende Kraft in der abſteigenden Linie.

In die aufſteigende Linie fällt der Knabe und der Jüngling (jüngere Mann), in die abſteigende der Mann und der Greis. — Der Augenblick, in dem der Jüngling zum Mann ausgewachſen iſt, bezeichnet die Spitze des Wachsthums, den Gipfel, von dem aus die Entwicklung ſich bricht. In der Knaben- und Jünglingszeit werden die thätigen (activen, productiven), in der Mannes- und Greiſenzeit die verarbeitenden (reproductiven, paſſiven) Kräfte den Organismus beherrſchen. Das ſchaffende

Digitized by Google

Princip repräſentirt der Jüngling, das erhaltende der Mann, das anregende der Knabe, das abſchließende der Greis. Der Jüngling iſt liberal, der Mann conſervativ, der Knabe radical, der Greis abſolut. (Rohmer ſagt ſtets abſolut, ſtatt abſolutiſtiſch.) *)

Das Verhältniß der Parteien unter ſich geſtaltet ſich nach ihrer inneren und äußerlichen Verwandtſchaft und Abneigung folgendermaßen:

Aeußerlich verwandt, aber innerlich fern iſt der Liberalismus dem Radicalismus; der Conſervatismus dem Abſolutismus.

Der Liberalismus dem Radicalismus, denn wenn Knabe und Jüngling in der Art der Thätigkeit ſich gleichen, ſo ſind ſie deſto geſchiedener in dem Gehalte derſelben.

Der Conſervatismus dem Abſolutismus, denn der Greis und der Mann haben zwar die Paſſivität der Seelenkräfte gemein, um ſo weniger aber den Stoff.

Aeußerlich geſchieden, aber innerlich nahe ſteht der Liberalismus dem Conſervatismus, der Radicalismus dem Abſolutismus. (!!!)

Der Liberalismus dem Conſervatismus, denn in Beziehung auf jenen Stoff ſind ſich die beiden Mittelſtufen (Jüngling und Mann) viel ähnlicher als Mann und Greis es ſind. Im Jüngling wirkt vor Allem die zeugende Kraft, mit der Mannigfaltigkeit ihrer Triebe, der Muth und das Feuer der Thatkraft, ſodann gemäßigter der Geiſt in ſeiner höheren Blüthe, der ſichtende, organiſirende Verſtand und mit ihm die Gewalt der Sprache. Der ältere Mann verarbeitet das Geſchaffene mit bewahrender Kraft, im Geiſt wie im Gemüth. Der Umfang der Forſchung und die Klarheit des Wiſſens iſt ſein, und wie der Jüngling den glühendſten Muth, ſo trägt er das edelſte Herz und die tiefſte Ahnung des Mannes in ſich.

Aeußerlich geſchieden, aber innerlich nahe ſteht der Radicalismus dem Abſolutismus. Der Knabe trägt alles Das im Keime in ſich, was die ſpätere Zeit hervorbringt: aber ſein Leben iſt nur Vorbereitung, nur Andeutung, nur Unterlage fürs kommende. Der Greis im Gegentheil hat die Fülle des Lebens durchlaufen; aber die Lebenskraft iſt verſiecht. Seine Ruhe iſt nicht die Ruhe der Kraft, ſie iſt die Ruhe der Vollendung; und wie der Knabe noch kein ſelbſtſtändiges Leben lebt, ſondern nur ein werdendes, ſo lebt der Greis ein vollendetes, aber ein losgelöſtes (abſolutes). Sein Leben iſt ein Scheinleben, wie die Kraft des Knaben eine Scheinkraft iſt: der Knabe lebt im Streben ohne Können — in der Zukunft; der Greis in der Erinnerung ohne Schöpfung — in der Vergangenheit. Der Knabe und der Greis ſind verhältnißmäßig weiblich geartet. Beim Knaben ſowie beim Weibe wiegt Phantaſie und Gefühl über die ſtrengeren Seelenkräfte vor.

*) Tiefer zurückgeführt auf Weſenheit und Grundgeſetz des Lebens ſind ie Perioden und ihre Charakteriſirung oben im Artikel „Natürliche Grundagen.“

I

Der Geiſt des Knaben, wie der weibliche Geiſt, lebt in der Anſchauung, ſein Gemüth, wie das weibliche, hat mehr Empfänglichkeit als Stärke. Von Logik ſind Beide gleich weit entfernt und es iſt ebenſo unmöglich einen Knaben als ein Weib durch Gründe zu überzeugen, gleich leicht ſie durch Thatſachen zu belehren. Der alte Mann hat mit dem Weibe die Reizbarkeit ſeines Weſens, die Fertigkeit ſeines Verfahrens, die Sicherheit und Kälte der Berechnung (!!), die Schnelligkeit und Güte der Auffaſſung, den Mangel an Production gemein. Gleich den Weibern iſt er voll Feinheit und Kunſt, voll Anſtand und Haltung; gleich ihnen wirkt und gebietet er durch ſein Erſcheinen und handhabt die Schranken der Sitte und der Etikette. Seine Weisheit iſt, wie die der Weiber, aus dem Leben und der Erfahrung geſchöpft, und ſein Rath wie der der Weiber unſchätzbar, während unmittelbares Handeln ihnen wenig mehr gedeiht. Schlau und gewandt wie die Weiber liebt er die Intrigue, wie ſie verſteht er unbemerkt Andere zu lenken und mit ihnen theilt er die Launen und Schwächen des Gemüths.

So ſpielt im Knaben die active weibliche Seite des Organismus. Ihre Kehrſeite, die paſſive, zeigt ſich im Alter. Knabe und Greis, weil beide weiblich gebildet ſind, berühren ſich innerlich, trotz der äußeren Entfernung. Der Knabe iſt altklug, der Greis wird knabenhaft gereizt.

Unverſöhnlich nach außen und nach innen iſt der Radicalismus dem Conſervatismus, der Liberalismus dem Abſolutismus entgegengeſetzt.

Der Radicalismus dem Conſervatismus, denn dem Knaben fehlt jedes Verſtändniß für den Mann, weil die Form ſowohl als der Inhalt ihres Geiſtes verſchieden iſt.

Der Liberalismus dem Abſolutismus, denn die Glut der Jugend zerſtößt ſich an der Kälte des Alters; im Streben und im Thun ſind ſie durch die tiefſte Kluft getrennt.

Im organiſchen Laufe der Natur durchläuft jeder Einzelne dieſe Entwicklung durch die vier Lebensſtufen, ſie iſt aber auch in der urſprünglichen Natur der Individuen ausgeprägt. Es giebt Menſchen, die als Knaben geboren ſind, an Geiſt und Charakter, und ihr Leben lang Knaben bleiben. Andere ſind wieder Jünglings-, Andere Männernaturen; und noch Andere ſind alt und greiſenhaft von Geburt an. So z. B. war Perikles ein Jüngling, Cäſar ein Mann von Natur, Alcibiades ein Knabe, Auguſtus ein Alter von Geburt. Die Maſſe der Menſchen iſt knabenhaft von Natur oder alt geboren. Nur Wenige ſind Männer an Gemüth, noch Wenigere Männer an Geiſt, und die Wenigſten ſind Männer ganz und gar.

Es giebt nur zwei wahre Principien, das liberale und das conſervative; das radicale Princip iſt gehaltlos wie der Knabe, das abſolute leblos wie der Greis; beide können nur als dienende (jener, wenn er den Liberalismus, dieſer, wenn er den Conſervatismus unterſtützt), niemals als ſelbſtſtändige Elemente vorhanden ſein. — Somit auch nur eine große Politik, die männliche, ſei ſie liberal oder conſervativ (alle andere iſt weibiſch und klein — Politik der Inſolenz oder der Intrigue [radical oder abſolut]);

Digitized by Google

und nur zwei Parteien, in welchen wahrhaftiges Leben für die Menſchheit liegt.

Die Kämpfe der Parteien ſind: Der Kampf der aufſteigenden Linie gegen die abſteigende, des Liberalismus gegen den Conſervatismus — Plebejer und Patricier in Roms blühender Zeit; des Radicalismus gegen den Liberalismus — der engliſchen Radicalen gegen die Whigs; des Abſolutismus gegen den Conſervatismus — Carliſten und Moderantiſten in Spanien, Hochtories und Gemäßigte in England; des Conſervatismus und des Radicalismus — der Weltkrieg der Tories unter Pitt gegen die franzöſiſche Revolution.

Des Liberalismus gegen den Abſolutismus — Luther gegen die Päpſte ſeiner Zeit; O'Connell gegen die Orangiſten.

Des Radicalismus und Abſolutismus — der Kampf der franzöſiſchen Revolution mit den Monarchieen des vorigen Jahrhunderts.

Ihre Allianzen: Vereinigung des Radicalismus mit dem Liberalismus gegen die anderen Parteien — Ghibellinen im Mittelalter; Demokraten in Athen.

Des Abſolutismus mit dem Conſervatismus — die Guelfen; Ariſtokraten und Oligarchen in Griechenland.

Des Liberalismus und Conſervatismus — Whigs und Tories gegen die Radicalen; das deutſche Volk gegen Napoleon.

Des Radicalismus mit dem Abſolutismus — Republikaner und Legitimiſten; die monarchiſchen Revolutionen im 18. Jahrhundert; die belgiſche Revolution.

Radical oder abſolut, oder gemiſcht aus beiden iſt die Maſſe der Menſchen; verſetzt mit liberalen und conſervativen Beſtandtheilen der Mittelſtand; vorwiegend liberal oder conſervativ ſind Wenige und nur die Höchſten ſind es durchaus.

Das heißt, die Majorität liegt immer auf Seite der falſchen Principien. Die wahren ſind nur ſehr ſpärlich, oft ſcheinbar gar nicht vertreten; und ihre Herrſchaft beruht entweder nur auf der Tradition und dem traditionellen Inſtinct, der ſich durch gewiſſe Stände oder Körperſchaften, d. h. durch die Racen fortpflanzt, ohne den Individuen klar zu ſein; oder ſie iſt, als individuell bewußt, die Herrſchaft des Geiſtes über die Maſſe — eine Herrſchaft, deren Herbeiführung die erſte Aufgabe unſerer Zeit iſt." —

In dieſen allgemeinen Sätzen haben wir ſo ziemlich die Quinteſſenz der Rohmer'ſchen Theorie, die, in das myſteriöſe Dunkel des „gewiſſen Etwas" ſich hüllend, als ein politiſches Evangelium ſich ankündigte und mit eigentlicher Wichtigthuerei den Ruhm einer ganz neuen Wiſſenſchaft vor ſich hertragen ließ, einer Wiſſenſchaft, welche „weder als ſchriftſtelleriſches Werk noch als philoſophiſches Syſtem, ſondern als fortlaufende That in dem Volke wirken will, aus dem ſie hervorgegangen iſt." Für die Beurtheilung dieſer Wiſſenſchaft drängt ſich zunächſt die Frage auf, in welchem Cauſalzuſammenhange ſtehen ihre Reſultate mit den vorgeſchobenen Urſachen? Iſt es wirklich eine innere Nothwendigkeit, aus welcher jene outrirte Analogie einer gegebe-

nen Erſcheinung im Staatsleben, der Parteien, mit den Entwicklungsſtufen der Menſchheit hervorgeht, oder iſt es nicht vielleicht eher ein Spiel der Phantaſie, das, unwillkürlich ſich ſelbſt täuſchend oder tendentiös auf das Publicum zu influiren verſuchend, die Producte eines geiſtreichen Dilettantismus uns vor Augen führt?

Unterſuchen wir, welcher von dieſen Fällen hier vorliegt. Das ganze Gebäude der Rohmer'ſchen Lehre von den Parteien beruht auf dem als Prämiſſe vorgeſchobenen Lehrſatz, daß der Staat im menſchlichen Geiſt enthalten ſein müſſe, weil er die höchſte Erſcheinung des menſchlichen Geiſtes in der Zeit ſei. Die Parteien ſind unzertrennlich mit dem Staatsleben verbunden, ſie müſſen deshalb ebenfalls aus denſelben Geſetzen hervorgehen, welche den Staat erzeugen, nehmlich aus der organiſchen Entwicklung des Menſchen, aus den „Lebensſtufen des menſchlichen Geiſtes". Je nachdem daher die verſchiedenen Individuen ihrem Charakter nach eine der „Lebensſtufen des menſchlichen Geiſtes" darſtellen, müſſen ſie ſich der entſprechenden Partei anſchließen, je nachdem ſie „knabenhaft oder greiſenhaft geboren", oder Jünglings- oder Männernaturen ſind, müſſen ſie entweder radical oder abſolutiſtiſch, liberal oder conſervativ geſinnt ſein, mit dem Unterſchied jedoch, daß die „Maſſe der Menſchen ſtets knabenhaft von Natur oder alt geboren", alſo entweder radical oder abſolutiſtiſch iſt. Die pſychologiſche Dispoſition der Menſchen unmittelbar, und mittelbar die Einflüſſe, welche dieſe Dispoſition entwickeln und zur Reife bringen, werden ſomit von Rohmer als die letzte Quelle, als die Mutter der Parteien dargeſtellt.

Könnte man nun aber nicht mit derſelben Wahrſcheinlichkeit auch ſo ſchließen: Dem Organismus der Natur entſpricht der Organismus des Geiſtes, die Natur bewegt ſich in den vier Phaſen der Jahreszeiten, der Geiſt in ſeiner Bethätigung auf dem Gebiete des Staats in den jenen natürlichen Phaſen entſprechenden Parteien; den Frühling repräſentirt daher der Liberalismus, den Sommer der Radicalismus, den Herbſt der Conſervatismus, den Winter der Abſolutismus. Oder, wie der Boden, auf dem das phyſiſche Leben ſich bewegt, in die vier Himmelsgegenden eingetheilt iſt, ſo theilt ſich die Politik in die vier entſprechenden Parteien: der Liberalismus iſt öſtlicher, der Radicalismus ſüdlicher, der Conſervatismus weſtlicher, der Abſolutismus nördlicher Natur. Oder der Charakter des Menſchen iſt bedingt durch die Form der Naſen: den vier Hauptnaſenformen entſprechen die vier Parteien im Staatsleben; je nachdem das Individuum einer dieſer Naſenformen angehört, iſt es liberal, radical, conſervativ, abſolutiſtiſch. — Der Liberalismus entſpricht den geraden, der Radicalismus den Adler-, der Conſervatismus den dicken, der Abſolutismus den (ſlaviſchen) Stumpfnaſen.

Könnte man nicht auch ſo ſchließen, ja hat man nicht ſogar ſchon ſo geſchloſſen? Bluntſchli, der conſequente Schüler Rohmer's, hat er nicht zuletzt in ſeiner berühmten Nabeltheorie das ganze Staatsleben in einen Cauſalzuſammenhang mit dem phyſiſchen Leben und ſeinem Organismus in der Weiſe gebracht, daß er den Nabel zum Mittelpunkt der ganzen Politik erhoben? Es bedarf ja weiter Nichts als eines gewiſſen Grades von

Digitized by Google

Gewandtheit und Witz, um die ſcheinbare Analogie zu begründen, denn Witz iſt ja gerade diejenige Fähigkeit, welche auch an den unähnlichſten Dingen Aehnlichkeit entdeckt und die Fauſt auf das Auge zu paſſen verſteht.

In der Wirklichkeit werden, wie ich unten zeigen werde, die Parteien durch ganz andere Gründe und Einflüſſe bedingt und zuſammengeſetzt als durch pſychologiſche; jene Charaktere, die nun einmal nicht anders können, denken und fühlen, als wie ſie von Natur disponirt ſind, deren innerſtes Leben auch in ihrem politiſchen Auftreten ſich abſpiegelt, jene Charaktere ſind ſo ſelten, daß ſie viel mehr nur Ausnahmen als die Regel darſtellen. Die Maſſe der Menſchen iſt nicht deshalb entweder radical oder abſolutiſtiſch, weil ſie „knabenhaft oder alt geboren" iſt, ſondern weil ſie entweder ein dunkler Drang nach Freiheit zum Anſchluß an radicale Führer treibt, oder weil ſie als Pöbel zum Werkzeug für fremde Intereſſen ſich brauchen läßt.

Dieſelbe geiſtreiche Willkür herrſcht in der Rohmer'ſchen Darſtellung auch in Beziehung auf die Charakteriſirung der einzelnen Parteien und ihren pſychologiſchen Zuſammenhang mit den „Entwicklungsſtufen des menſchlichen Geiſtes." Dem Knaben werden Merkmale beigelegt, die in aller Welt noch niemals dem Typus des Knaben angehörten, und dem Radicalismus eine Aehnlichkeit mit dieſen „knabenhaften" Elementen zugeſchrieben, die in der Wirklichkeit auf ganz anderen Gründen beruht. Der Liberalismus iſt nicht mehr generell verſchieden von dem Conſervatismus, ſondern nur inſoweit als das Weſen des jüngeren Mannes von dem des älteren differirt, während der Abſolutismus wieder innerlich verwandt iſt mit dem Radicalismus, weil auch der Greis wieder dem Kinde ſich nähert. Dieſe Art zu philoſophiren, welche, ſtatt analytiſch die Erſcheinungen zu zergliedern und auf ihre letzten Gründe zurückzuführen, ſie in das Syſtem einer willkürlichen Synthetik hineinzwängt, taſchenſpielerartig den Thatſachen ſcheinbare Gründe unterſchiebt, mit kecker Hand in die ganze Weltgeſchichte hineingreift, um ihre Perſonen auf dem Puppentheater eines künſtlich verfertigten Syſtems als Marionetten auffſpazieren zu laſſen; welche Thatſachen, Charaktere und Zuſtände auf dem Prokruſtesbette der Willkür mit dialektiſcher Kunſtfertigkeit ſo lange hin und her zerrt, bis man ſie in die gewünſchte Form paſſen kann, welche mit einem Worte ein Syſtem aufſtellt, in welchem die gegebenen Erſcheinungen nicht mit den untergeſchobenen Geſetzen und die willkürlich gemachten Geſetze nicht mit der Wirklichkeit ſich vereinigen laſſen, dieſe Art zu philoſophiren verhält ſich zur wahren Philoſophie wie der hiſtoriſche Roman zur Geſchichte, wie die Aſtrologie zur Aſtronomie, wie die Belletriſtik zur Logik. Die anthropologiſche Bearbeitung der Parteien durch Rohmer, alſo rein empiriſcher Thatſachen, iſt, wenn vielleicht auch der Form nach gleich brillant, ſo doch in ihren Reſultaten nur eine Traveſtie des anthropologiſchen Standpunktes, den Feuerbach in der Behandlung rein ideeller Thatſachen einnimmt, und zwar mit Recht, eben weil dieſe nur Gegenſtände der Vorſtellung ſind. Wer übrigens die Geſchichte des Cantons Zürich ſeit dem Jahre 1839 und namentlich den politiſchen Hocus Pocus kennt, der unmittelbar nach jener Zeit dort aufgeführt wurde, der hat auch den Schlüſſel zu den

Digitized by Google

geheimen Motiven, welche der Rohmer'ſchen Tendenz- und Parteiſchrift eigentlich zu Grunde liegen.

Im September 1839 wurde nehmlich durch einen von Pfaffen und „Ariſtokraten" zuſammengetriebenen fanatiſirten Pöbelhaufen die damalige „liberale" Regierung geſtürzt, weil ſie es gewagt hatte, einen Mann als Docenten an die theologiſche Facultät zu berufen, der einige Zeit zuvor durch ſein kritiſches Werk über das „Leben Jeſu" Aufſehen erregt hatte. Die Tendenz der nach dem Septemberputſch eingeſetzten Regierung gehörte zu denjenigen, die man allgemein als reactionär bezeichnet und auch wirklich ſo reactionär ſich äußerte, daß 6 Jahre hernach die Majorität des Volkes in der Abſtimmung ſie für unwürdig erklärte, fernerhin als Staatsprincip an der Spitze der Verwaltung zu ſtehen. Der Held dieſer Periode war Bluntſchli, ein Profeſſor, der wohl auf den Einfall gerathen konnte, das herrſchende Regierungsſyſtem zur Theorie zu erheben und einen neuen, einen „liberal-conſervativen" Doctrinarismus in dem Schweizer-Athen zu gründen. Friedrich Rohmer, der alle Eigenſchaften eines literariſchen Parteigängers beſitzt, war der rechte Mann zu dieſem Unternehmen, er verſtand es wie Keiner, aus den beſtehenden Zuſtänden eine Wiſſenſchaft zu machen. Dieſe „Wiſſenſchaft" hatte vor Allem zwei Aufgaben zu löſen: einmal mußte ſie den Hauptgegner des herrſchenden Regiments, den Radicalismus, zerſchmettern, ſodann aber kam es darauf an, die in Zürich factiſch herrſchenden Regierungstendenzen auf eine innere Nothwendigkeit zurückzuführen, als ein politiſches Poſtulat wiſſenſchaftlich ſie zu begründen. Rohmer hat ſeine Aufgabe gelöſt, die Schrift über die 4 Parteien konnte von ihrem Standpunkte aus nicht beſſer ausfallen, denn Rohmer iſt Meiſter in der Kunſt, das vorhandene Material für ſeine Zwecke zu benutzen. Seine Schrift iſt die geiſtreichſte Apologie jenes gewiſſen Etwas, das ſich in der Politik „liberal-conſervativ" nennt.

Die Beſtätigung dieſes Urtheils über die Rohmer'ſche Theorie im Allgemeinen enthält ihre ſpecielle Charakteriſirung der einzelnen Parteien. Ein gedrängter Ueberblick über dieſelbe mag dies beweiſen. Rohmer beginnt mit dem Radicalismus, indem er ihn und die Lebensſtufe des Knaben paralleliſirt. Der Knabe iſt vor Allem ausgezeichnet durch den Geiſt des Widerſpruchs, er opponirt mit oder ohne Grund; dieſer Geiſt, „der ſtets verneint", dieſe Oppoſition um der Oppoſition willen, iſt in Glaube und Wiſſenſchaft, in Kirche und Staat der Grundzug des Radicalismus. — (Dagegen iſt vor Allem zu bemerken, daß jener Geiſt des Widerſpruchs, ein Sohn der Kritik, der Skepſis, keineswegs dem Knabenalter, ſondern dem Jünglingsalter angehört und Nichts weiter bezeichnet als das Mistrauen des erwachten Selbſtbewußtſeins gegen die Autorität der Traditionen. In der Politik iſt der Vorwurf der Oppoſition um der Oppoſition willen, der ſyſtematiſchen Oppoſition, Nichts weiter als ein Stichwort im Parteikampf, denn eine Partei kann ſchon in ihrem eigenen Intereſſe nicht ohne Grund opponiren, ſo lange aber ein Grund vorhanden, iſt ſie zur Oppoſition berechtigt.)

Der Knabe iſt ferner beweglich, liebt Wechſel und Veränderung bis zur Leidenſchaft und hat eine krankhafte Sehnſucht, erwachſen zu ſein. „Neue-

rung und Fortſchritt" ſind auch die Looſungsworte des Radicalismus, allein die Neuerung iſt nicht Reform, ſie kommt aus dem Triebe des Wechſels und der „Fortſchritt" iſt nur der Drang des Fortſchritts, indem das Kind laufen oder fliegen möchte, ohne erſt wirklich gehen zu können. Alle Formen des Radicalismus ſind unreif in ſich, ungehalten und auf lockeren Grund gebaut; alle wollen ernten, ehe ſie recht geſäet; alle haben ſich überſtürzt in ſich ſelbſt, wie die franzöſiſche Revolution, oder ſie haben ſich aufgegeben, wie Joſeph II. ſich aufgeben mußte. (Rohmer hätte indeß erfahren können, daß z. B. der Radicalismus in Bern in Jahresfriſt reifere und wirkſamere Reformen nur allein in der Geſetzgebung gemacht hat als der Conſervatismus vor ihm in mehreren Jahrhunderten; Rohmer wird auch zugeſtehen, daß ferner derſelbe Radicalismus in Bern auf viel feſterem Grund gebaut iſt als der Conſervatismus im ganzen übrigen Europa. Rohmer weiß endlich recht gut ſelbſt, daß nach der franzöſiſchen Revolution nicht der Radicalismus, d. h. ſein Princip, ſich überſtürzt hat, ſondern daß der von der Deſpotie ſo lange aufgeſtaute Strom der Demokratie, als er die Dämme durchbrach, nothwendig ſeine Ufer überſchwemmen mußte, und Joſeph II. mußte ſich aufgeben, nicht weil er „radical", ſondern weil er „radicaler" Autokrat war, weil er durch „radicale" Reformen mit abſolutiſtiſchen Staatsformen in Colliſion kam.) — Der Knabe iſt ferner, ſo lange er in ſeinem Kreiſe bleibt, ſehr brauchbar; am rechten Platz, wo es gilt, die Schranke der Convenienz zu durchbrechen, den Gang zu beſchleunigen, zu reizen, zu ſtacheln, zu rühren, zu kritiſiren; ſo iſt auch der Radicalismus trefflich geeignet, zu opponiren, wenn er vom Kreiſe einer untergeordneten Kritik aus die Sünden des Abſolutismus verfolgt, den Gang des Conſervatismus beſchleunigt, den Weg des Liberalismus erleichtert; aber unfähig zu regieren, unheilbringend und zerſtörend im furchtbarſten Grad, ſobald er ſelbſt die Zügel ergreift; darum dulden die Völker Jahrhunderte lang das Regiment des drückendſten Abſolutismus, aber die Herrſchaft des Knaben ſtoßen ſie nach Jahrzehnten zurück. Die Reactionen, die das Volk in der Schweiz gegen den Radicalismus erhebt, ſobald er, an der Spitze der Regierung, ohne Rückhalt ſeine Principien zu verwirklichen ſtrebt, und ſelbſt dann erhebt, wenn es ihm theilweiſe anhängt, beſonders die Septemberrevolution in Zürich ſind hiefür ein merkwürdiger Beleg.

(Dieſe Stelle kann als einer der merkwürdigſten Belege von der Rohmer'ſchen Manier gelten, die Thatſachen und Zuſtände in ſeinem Sinn zu interpretiren und allgemeine Grundſätze an concreten Fällen nachzuweiſen, die gar nicht oder wenigſtens nicht ſo exiſtiren, wie ſie exiſtiren müßten, ſollten ſie jenen allgemeinen Grundſätzen zur Folie dienen. Die September„revolution" in Zürich war nichts Anderes als ein von einem Pöbelhaufen, der durch Pfaffen und „Ariſtokraten" zuſammengehetzt und fanatiſirt war, erregter Straßencrawall, der nur deshalb den Sturz der Regierung veranlaßte, weil ein Zufall ſie ihn nicht für Das erkennen ließ, was er war, und in einem Anfall von Muthloſigkeit „abzugeben" ſie veranlaßte, nachdem der Sieg ſogar bereits für die auf ihrer Seite ſtehenden Kämpfer ſich erklärt hatte. Dieſe September„revolution" ſoll nun ein Beleg dafür ſein, daß das Volk die Herr-

Digitized by Google

ſchaft des Radicalismus ſich nicht lange gefallen laſſe, weil der Radicalismus knabenhaft und der Knabe zum Regieren durchaus untauglich ſei, jenes Volk, das 6 Jahre nach obigem Zufall abſichtlich und mit Ueberlegung den Liberal-Conſervatismus der Regierung wieder abſchüttelte, jenes Volk, das vor Kurzem erſt in Maſſe ſich erhob, um die Grundſätze des Radicalismus jenen Regierungen gegenüber durchzukämpfen, welche in liberal-conſervativem Sinne regierten. —)

Der Radicalismus, fährt Rohmer fort, iſt leer an Erfahrung, gering an Inhalt. Die ganze Geſchichte, vor Allem die neuere, iſt dieſes Uebels voll. Es iſt der Grundfehler, der wie ein Fluch an allen liberalen Inſtitutionen Europas ſeit 1789 haftet; die Wurzel der Unbefriedigung, woran die Generationen des 19. Jahrhunderts leiden; die Quelle des Wechſels, der Haltloſigkeit und Hinfälligkeit, woran die modernen Einrichtungen kranken und ſo lange kranken werden, bis eine tiefere Erfahrung ihnen jene Grundlage verleiht, auf welcher allein die Geſchlechter der Menſchen ſich in feſter Sicherheit einzuleben vermögen. Als Cola Rienzi mit dem Namen des Tribunats und der Form des alten Roms deſſen Kraft, als die deutſche Burſchenſchaft mit den Titeln des deutſchen Reichs ſeinen Geiſt herzuſtellen gedachte, träumten ſie wie Knaben, inhalts- und erfahrungslos. Hätten Joſeph II. in Oeſterreich, Pombal in Portugal, Struenſee in Dänemark die Erfahrung zu Rathe gezogen, ſo hätten ſie gewußt, daß es unmöglich iſt, durch eine Unzahl von Decreten im Nu eine lange Vergangenheit auszutilgen.

(Auch darin vergißt Rohmer wieder oder übergeht es abſichtlich, daß nicht die Inhaltsloſigkeit, der Mangel an poſitivem Gehalt es war, welcher die Reformen der angeführten hiſtoriſchen Perſonen unhaltbar machten, ſondern Gründe, die, mögen ſie nun in dem Uebergewicht der conſervativen, durch den gemeinſchaftlichen Haß gegen das Neue vereinigten Elemente über die Reformen, oder in Einflüſſen der äußeren Politik beſtehen, jedenfalls außerhalb der gemachten „radicalen" Neuerungen lagen. Es heißt doch in der That weit gegangen, wenn man den Untergang des Guten ſchlechthin zum Präjudiz für deſſen Verwerflichkeit macht.)

Der Radicalismus iſt nach Rohmer ferner beſchränkt, intolerant, ausſchließend; ſo z. B. konnte Rotteck, ein wackerer Mann und nicht ohne Verdienſt, niemals faſſen, wie man das „Recht, das Licht, die Freiheit" in andern Dingen ſuchen könne als er; niemals begreifen, wie ein Menſch eine andere Monarchie lieben könne, als ſeine conſtitutionelle; niemals eine andere Anſchauung der Geſchichte nur entfernt verſtehen, als die in ſeinem Buche ſteht. — (Es iſt allerdings ein Zeichen von großer Beſchränktheit, Intoleranz und Ausſchließlichkeit, wenn man das Recht nicht im Unrecht, das Licht nicht im Obſcurantismus, die Freiheit nicht in dem Druck finden kann, wenn man der conſtitutionellen Monarchie mehr Geſchmack abgewinnt als der abſoluten oder in Stände gegliederten, wenn man die Geſchichte ſeiner eigenen und nicht fremder Individualität gemäß auffaßt, und es iſt eben deshalb ſehr auffallend, daß Friedrich Rohmer, der dieſen Fehler erkannt hat, überhaupt eine eigene Meinung ausſpricht und ihr Wahrheit vindicirt, der entgegengeſetzten aber ſie abſpricht.)

Digitized by Google

Ein charakteriſtiſches Merkmal, das Knaben und Radicalismus mit einander gemein haben, liegt nach Rohmer namentlich auch darin, daß, wie der Knabe auf der einen Seite wißbegierig, aber ſchon in dem äußeren Stoff, den er ſich angeeignet, einen realen Gehalt zu beſitzen glaubt, und auf der andern Seite eine Scheu vor regelmäßigem Unterrichte hat, ſo der Radicalismus von jeher entweder eine barbariſche Unwiſſenheit oder aber ein übertriebenes Bedürfniß nach formaler Bildung, nach Aufklärung entfaltete. Daher die Wiſſenſchaftsverachtung der Jakobiner, daher heut zu Tage das radicale Geſchrei nach Unterricht und Volksbildung, nach Umwandlung der alten Schulmeiſter in modernen Seminarien zu „Volkslehrern", welche dem Volke einen Wuſt moderner Forſchung und allerlei formale Afterbildung beibringen ſollen. (Um dieſen Vorwurf zu verſtehen, muß man ſich daran erinnern, daß die im Septemberputſch geſtürzte liberale Regierung in Zürich das Schulweſen mit großer Sorgfalt gepflegt und verbeſſert hatte, und zwar im Gegenſatz zum früheren Patricierregiment, das, von Rohmer eigentlich zum Gegenſtand eines Cultus gemacht, die Vernachläſſigung des Schulweſens und Volksunterrichts zur Staatsraiſon erhoben hatte. Unter der liberalen Regierung war im Canton Zürich der Schullehrerſtand eigentlich der Träger liberaler Grundſätze über Staat und Kirche und als ſolcher eine politiſche Macht geworden. Dieſe Macht wurde von der „liberal-conſervativen" Septemberregierung ernſtlich bekämpft. Rohmer mußte daher auch dieſe Bekämpfung des Princips der Freiheit und Aufklärung durch ſeinen Gegenſatz theoretiſch entwickeln und den Ruf des Radicalismus nach Volksbildung als einen „knabenhaften" darſtellen.)

Der Radicalismus hat übrigens noch ganz andere Schattenſeiten. Er iſt formal, mathematiſch, abſtract, denn der Geiſt des Knaben kann den ungeheuerſten Formalismus ertragen. Voll Formalismus iſt die radicale Bildung und Geſetzgebung, abſtract die radicale Auffaſſung des Lebens und der Geſchichte; mechaniſch, ohne eine Ahnung von Organismus (den Rohmer ganz eigenthümlich definirt) iſt der radicale Staat, welcher die Menſchen und Verhältniſſe als mathematiſche Größen addirt, ſubtrahirt, zuſammenſetzt, vertheilt. Alles dies kommt daher, daß der Knabe, deſſen Phantaſie in Märchen und Heldengeſchichten ſchwärmt, abſtracte Theorieen ſich ſchafft, ſo kalt und dürr, wie der Mann es niemals vermag, daß der Knabe es liebt, mit mathematiſcher Conſequenz jeden Gedanken auf die Spitze zu treiben, von einem Punkte ausgehend, ſich ein Syſtem zu ſchaffen. (Iſt dieſer Rohmer'ſche Knabe nicht in der That ein wahres Naturwunder, ein Phänomen, wie die Knabenwelt wenige aufzuweiſen vermag?) Dieſer wunderbare Knabe hat ferner die merkwürdige Eigenſchaft, daß ein Vorſatz, eine Anſicht, ein Gedanke bei ihm leicht zur fixen Idee ſich verengt, daß er gewiſſe Schlagwörter auf die abgeſchmackteſte Weiſe ſo lange im Munde führt, bis ſie verbraucht ſind, um dann wieder andern Platz zu machen, darum wird auch Europa ſeit 60 Jahren vom Radicalismus mit den ewig gleichen Worten „Licht, Aufklärung, Fortſchritt, Gleichheit, Schule" überſchüttet. Namentlich tritt in der Schweiz dieſe knabenhafte Idioſynkraſie in

Digitized by Google

der komiſchſten Weiſe hervor und hat z. B. den Jeſuiten eine weit größere Bedeutung verſchafft, als ſie von Natur hätten kriegen können.

Das höchſte Feld, auf welchem ſich endlich der Geiſt des Knaben bewegt, und zwar mit Originalität bewegt, iſt die Speculation: der Knabe denkt über die Entſtehung der Welt, über die Gründe des Seins, über das Räthſel der Thatſache der Exiſtenz. Sein Intereſſe iſt jedoch nur Befriedigung der Neugierde, er forſcht nicht um eines höheren Zweckes willen, ſondern weil die Forſchung ſelbſt ihm Vergnügen macht. Die Abſtraction füllt ihn aus. Und dieſe iſt das eigenthümliche Merkmal aller radicalen Philoſophie, oder vielmehr: jede Philoſophie iſt in ihren Ausgängen radical, welche bei der Abſtraction ſtehen bleibt, im formalen Begriff als ſolchem, nicht im Zweck des Lebens ihre Befriedigung findet, d. h. wenn der Begriff aufs Leben übergetragen, wenn das Leben „nach dem geſunden ſpeculativen Begriff conſtruirt werden ſoll", ſo müſſen die beſtehenden Verhältniſſe von Grund aus umgewälzt werden. Die Urſache iſt ſehr einfach. Das Kind beſchäftigt ſich nicht mit den Leiſtungen, ſondern mit Dem, was dem Daſein der Leiſtungen vorausgeht, nicht mit der Welt ſelbſt und dem Gegenſatz der Welt zu Gott, ſondern mit der Unterlage der Welt. Die zwei Kennzeichen aller radicalen Speculation ſind ſonach folgende:

Ideell: Vermiſchung des Grundes der Welt mit der Welt ſelbſt.

Praktiſch: Herrſchaft der Abſtraction über das Leben, d. h. (wenn das Leben ſich nicht beugt) Umwälzung des Beſtehenden zum Einklang mit der Theorie.

Der Radicalismus iſt in ſeiner richtigen Stellung gleich der Kindheit gut und ſegensreich, ihr entrückt, wird er entartet und verworfen, der Knabe wird zum Buben, und der Bube iſt unverſchämt, roh, heftig, balg- und zankſüchtig, frech, lügenhaft, gewaltthätig, zum Zerſtören geneigt. Der Radicalismus reißt nur nieder, er baut nicht auf. Wo hat er Etwas geſtiftet? Europa hatte früher einen Adel — der Radicalismus hat ihn aufgehoben (braucht man einen Adel?). Es hatte Verſchiedenheiten der Rechte, der Rechtsfähigkeit, der rechtlichen Behandlung — der Radicalismus hat ſie ausgeſtrichen (braucht man dieſe privilegirenden Unterſchiede?). Es hatte Zünfte, Innungen, Corporationen — der Radicalismus hat ſie getilgt (waren ſie vernünftig berechtigt?). Das heißt mit andern Worten: die Gleichheit der Stände, die Gleichheit des Rechts, die Befreiung der Gewerbe ſind noch keine Schöpfungen, ſie ſind nur Negationen früherer poſitiver Verhältniſſe. — (Dieſe Negation iſt allerdings nicht zu beſtreiten, allein gegenüber dem poſitiven Unrecht und Unſinn iſt nur die nackte Negation am rechten Platz, Unkraut wird einfach ausgerodet, wenn dagegen an die Stelle der entwicklungsfähigen Zünfte bis jetzt auch nur die reine Negation als freie Concurrenz getreten iſt, ſo iſt es gerade der ſociale Radicalismus, der ſie durch poſitive Schöpfungen ausfüllen will (ſ. den Art. „Handwerkervereine").

Die Welt betrachtet der Knabe als ein Conglomerat neben einander liegender Dinge, deren Verkettung ihm ebenſo unbekannt iſt als ihre Stufenreihe. Nur der Verſtand ſondert die Dinge, die Abſtraction macht

ſie gleich. Dieſe Gleichheit iſt das Grundaxiom alles Radicalismus, ſein Grundcharakter beſteht in der Beugung des organiſchen Lebens unter die unumſchränkte Allmacht der Abſtraction.

Damit hat Rohmer ſeinen Groll gegen den Radicalismus erſchöpft und wendet ſich nun mit Vorliebe zu ſeinen beiden Schooßkindern, dem Liberalismus und dem Conſervatismus.

Der Liberalismus iſt, weil er allein mit der Gediegenheit der Kräfte die Activität verbindet, das bildende Princip alles Daſeins in Wiſſenſchaft und Glauben, in Kirche und Staat; und nur was Keime der Schöpfung von poſitivem Kern in ſich enthält, verdient den Namen liberal. Ueberall, auch da, wo er Zerſtörung vor ſich her trägt, verfährt der Liberalismus organiſatoriſch. —

Demnach wäre z. B. der Radicalismus in Bern ſehr liberal, denn er hat neben der Zerſtörung vieler unbrauchbar gewordenen Staatseinrichtungen in ganz kurzer Zeit eine Maſſe neuer Schöpfungen producirt, und zwar Schöpfungen, die ſehr poſitiven Gehalts und bald organiſch mit dem Volksleben ſich verbinden müſſen.

Der Liberalismus erkennt vor Allem in der Welt eine tauſendfach abgeſtufte Mannigfaltigkeit. Er ſieht, wie die Natur vom Stein zur Pflanze, von der Pflanze zum Thier, vom Thier zum Menſchen ſchreitet; wie die Menſchheit ſelbſt vom Papu zum Neger, vom Neger zum Aſiaten, vom Aſiaten zum Europäer aufſteigt; er ſieht überall das Geſetz der Ueber- und Unterordnung, eine ungeheure Stufenleiter auf einander — nicht neben einander — wirkender, in Art und Weſenheit verſchiedener Kräfte. Er gewahrt bald, daß dieſe Verſchiedenheit es iſt, worauf das Räderwerk der Schöpfung beruht, daß ſie erſt vertilgt werden müßte, ehe es möglich wäre, die gleiche Freiheit für Alle herbeizuführen (!); daß vermöge eines ewigen Naturgeſetzes der Stärkere dem Schwächeren, der Geiſtige dem Geiſtloſen immer überlegen ſein würde, ſo oft man auch die Gleichheit decretirte, und daß die Abſtufung der Stände, die ungleiche Vertheilung der Macht und des Beſitzes, die ganze Hierarchie der Geſellſchaft nur die äußeren Abdrücke dieſes Geſetzes ſind. — Weit entfernt alſo, nach ſelbſtgeſchaffenen Rechten des Menſchen die Natur des Menſchen zu verdrehen, ſucht er vielmehr aus der letzteren die erſteren kennen zu lernen (!!!) — wie der Liberalismus keine Gleichheit kennt, ſo iſt ihm auch keine Herrſchaft gerechtfertigt, wenn ſie nicht dem Triebe des Beherrſchten entgegenkommt und denſelben erfüllt. Der Höhere ſoll herrſchen über den Niedrigen, aber nur um dem Dienenden wieder in Dem zu dienen, was dieſer ſich ſelbſt nicht leiſten kann. Der Liberalismus denkt ſich den Staat als einen Körper, in dem kein Glied ohne Zuſammenhang mit dem Ganzen, kein Glied aber auch ohne Antheil an dem Ganzen iſt; in welchem dem Demos, dem Mittelſtand, dem Adel, jedem ſeine Berechtigung zugewieſen iſt, an deſſen Spitze als höchſter Ausdruck des Geſammtlebens eine Herrſcher-Gewalt ſteht, welche — wie die Sprache im Körper — gleich unfähig ſein ſoll, die Functionen der anderen zu zerſtören, aber auch gleich geſchützt, von den andern in ihrer Freiheit beraubt zu werden. Das Geſetz be-

Digitized by Google

trachtet er als das Erzeugniß des geſammten Nationalwillens — das jedoch nicht kurzweg durch Decrete vorgeſchrieben, ſondern nur, wenn es ſich aus den Zuſtänden entwickelt hat und zum Ausdruck reif geworden iſt, in der höchſten Gewalt dieſen letztern finden ſoll. In der Anwendung aller dieſer Principien verfährt er nicht nach dem Zwang der Theorie, ſondern nach den Verſchiedenheiten des Nationalcharakters. Er wird keinem von Natur republikaniſchen Volke die Monarchie aufdrängen, keinem mit Erbadel und Erbfürſten verwachſenen die Erblichkeit nehmen wollen. Er geht auch hier, wie immer, an der Hand der Natur von Stufe zu Stufe. Wo nur ein Demos, wie in den Urcantonen, oder wie in den übrigen Theilen der Schweiz, nur ein Bürgerthum vorhanden iſt, wird er niemals die höheren Stufen dazu ſchaffen, wo aber daneben noch Ariſtokratie beſteht, wird er eine Spitze der Ariſtokratie am Orte finden; wo endlich alle 4 Elemente vorhanden ſind — ein Zuſtand, der ihm als der geiſtigſte erſcheint — da giebt er jedem Element ſeine Geltung, nicht jedem die gleiche, ſondern in langſamer Steigerung von Stufe zu Stufe, bis in der letzten Stufe, der Monarchie, ſich die Staatsgewalt concentrirt. Der Staat des Liberalismus iſt ein ſtändiſch-organiſcher Staat, d. h. ein Staat, in dem die Markzeichen der verſchiedenen Stände in Würden und Rechten bewahrt ſind, der aber das Recht des Geiſtes als das höchſte Kriterium des Standes verehrt; Stände, die in ihrem Charakter als ſolche feſt und unbeweglich ſtehen, in den Perſonen aber lebensvoll und ungehindert auf- und abwogen, ſo daß der ärmſte Bauer in den höchſten Adel heraufzuſteigen, der Sohn des Adels in den niedrigſten Stand herunterzuſinken fähig iſt, wenn vollendeter Werth und Unwerth ſie bezeichnen. Die Reform des Liberalismus ſteht der Revolution entgegen. Allein es kann Zuſtände geben, in denen auch die männlichſte Reform ſich in unaufhörlichem Widerſpruch mit der Staatsgewalt ſieht und daher genöthigt iſt, zur wirklichen Revolution zu werden. — (Die liberal-conſervative Zürcher Septemberputſchregierung ging nehmlich aus einer „Revolution" hervor und dieſe muß deshalb nicht nur gerechtfertigt, ſondern auch zur Wiſſenſchaft erhoben werden.) — Der Liberalismus erkennt aber nur diejenigen Revolutionen an, die durch einen fremdartigen Gegenſatz der Herrſchenden zu den Beherrſchten erzeugt werden. Die weſentlichſten Exiſtenzrechte einer Nation ſind ihre Nationalität und Religion. Jede Revolution, welche davon ausgeht, dieſe zwei Bedingungen des Daſeins gegen fremde Einwirkung zu retten, beruht auf einer organiſchen Baſis, ſelbſt dann, wenn ſie nebenbei radicale Färbung hat. Der Aufſtand der Holländer gegen die Spanier, der chriſtlichen Griechen gegen die muhamedaniſchen Türken, der katholiſchen Polen gegen die griechiſchen Ruſſen war damit in der Natur begründet. Ganz anders, wenn eine Nation, die lange Zeit im Einklang mit ihren Herrſchern gelebt und ſich ſelbſt ihr Schickſal gebildet hat, plötzlich ihre eigenen Schwächen an der Regierung rächt, welchen ſie lange vorher im geſetzlichen Wege hätte widerſtehen können. Der franzöſiſche Abſolutismus z. B. hatte ſich zwei Jahrhunderte lang im höchſten Einklang (?!!) mit dem Nationalgeiſt entwickelt (nein, er hatte ihn unterdrückt); Herrſcher und Beherrſchte ſtanden in keinerlei fremdartigen Gegenſätzen, und als die Nation zu einer

neuen Entwickelung erwachte, hatte ſie in den Reichsſtänden ein legales Mittel der Umgeſtaltung in der Hand; — es war keine Unmöglichkeit der Zukunft vorhanden.

Um nun dem Radicalismus gegenüber den Grundcharakter des Liberalismus zu bezeichnen, ſo iſt es, Alles in Allem gefaßt, wie dort die Abſtraction, ſo hier die Herrſchaft der Individualität — im Sinn des Einzelnen wie im Sinne der Geſammtheit.

Sache des älteren Mannes (des Conſervatismus) iſt es, nicht Neues anzuſtreben, ſondern feſt zu halten, was er hat; nicht zu erwerben, ſondern zu mehren; nicht eine unbekannte Welt zu bezwingen, ſondern die bekannte zu ordnen. Nur er iſt allein unter allen Lebensſtufen unbedingt zum Regiment berechtigt. Es iſt daher Nichts als die Natur der Dinge, daß die meiſten Regierungen, wenn ſie nicht dem Extrem des Radicalismus oder dem äußerſten Abſolutismus verfallen ſind, ſobald ſie die Zügel ergreifen, unwillkürlich von dem conſervativen Inſtinct ergriffen werden, der mehr oder weniger die Staatsmaſchine an ſich beſeelt und jeden neuen Gewalthaber ſich unterwürfig macht.

Das richtige Verhältniß der Parteien, wie der Zuſtand der Menſchheit es im Durchſchnitt mit ſich bringt, iſt daher folgendes: Der Liberalismus führt gewöhnlich die Welt, der Conſervatismus regiert ſie, während an den Flanken der Radicalismus opponirt, der Abſolutismus intriguirt. —

Neigung zum Erhalten und Geſchicklichkeit im Verbeſſern — ſind die vorwiegenden Züge des Conſervatismus. Ohne gleichgültig oder beſchränkt zu ſein, nimmt er die Welt, wie ſie iſt, mit ihren Vorzügen und Gebrechen; und ſeine Art, ſie erträglicher zu machen, beſteht mehr darin, die guten Elemente, die ſich vorhanden finden, herauszubilden und zu bewahren, als in Schöpfungen, für deren zweifelhaften Erfolg er ſich nicht mehr berufen fühlt, ſie umzuwandeln. Statt einer Vollkommenheit nachzuſtreben, deren Ziel ihm zu fern liegt, ſucht er das Nächſte zu erreichen und ergreift es mit einer Hand, unter deren Berührung ſich jedes gute Element erhöht, befeſtigt und verdichtet. Seine erſte Liebe iſt: das Mögliche ganz und nach allen Seiten zu vollenden, dem Liberalismus überläßt er es, das Unmögliche zu verſuchen, das Ungewiſſe zu erzwingen.

Ein Beiſpiel der Gegenwart kann Dies erläutern. Die jetzigen Verhältniſſe in Deutſchland werden von allen Parteien ohne Ausnahme als mangelhaft aufgefaßt. Der Radicale findet das jetzige Deutſchland ſchlechthin unbrauchbar und würde, wenn es in ſeiner Macht ſtände, ein neues auf die Trümmer des alten ſetzen. Der Abſolutiſt verwirft ebenſo unbedingt die Entwickelung, in der es gegenwärtig begriffen iſt, und führt es, ſo viel an ihm liegt, in die Gränzen der alten Monarchie zurück. Der Liberalismus dringt auf die Nothwendigkeit umfaſſender Reformen, unbeſchadet des vollen Anſchluſſes an die tüchtigen Elemente, welche vorhanden ſind.

Der Conſervatismus dagegen würde zunächſt nur auf Ausbildung und Vollendung dieſer letztern bedacht ſein. Er würde ſagen: Es iſt wahr, daß

Digitized by Google

ihr beſchränkte Verfaſſungen und gebundene Kammern habt, und nicht unnatürlich, daß ihr mehr verlangt. Aber wer hätte euch verhindert, die vorhandenen Rechte ſtärker zu benutzen, zu entwickeln und jede Kammer in ihrem Kreis männlicher und ſegensreicher zu wirken, als ihr wirklich gethan habt? (Wer dies verhindert habe? Ganz einfach die herrſchende Gewalt und der Mangel an bildungsfähigen poſitiven Elementen, die Unmöglichkeit, auf der Baſis des Gegebenen weiter zu bauen, weil dieſe Baſis mit dem Bau nie und nimmermehr ſich vereinigen läßt.) Es iſt wahr, daß ihr keine Freiheit der Preſſe habt; aber könntet ihr nicht trotzdem eine ganz andere, durch ihre Tüchtigkeit viel einflußreichere Preſſe haben, als ihr ſie habt? (Unter den gegebenen Verhältniſſen ſchlechterdings nicht.) Ihr wollt eine ſichtbare Einheit, einen kräftigern Mittelpunkt. Aber konntet ihr nicht wenigſtens den Bund, den ihr habt, in ſo langen Jahren zu einer kraftvollen Inſtitution heranbilden? (War nicht möglich, weil das Volk gar keinen Einfluß, gar keine bundesrechtlichen Organe für ſeinen Willen beſitzt und weil dieſer Bund die feudale Souveränetät als Baſis hat, auf welcher auch nur das geringſte volksthümliche Inſtitut vollſtändig unmöglich iſt — .) — — Ihr verlangt öffentliche und mündliche Gerichtsbarkeit und das mit Recht, aber Niemand hätte euch gewehrt, eure nicht öffentlichen und nicht mündlichen Gerichte mittlerweile beſſer zu machen als ſie ſind. (Freilich wurde dies gewehrt und mußte gewehrt werden, denn das herrſchende Syſtem hat eine ſeiner Hauptſtützen in der corrumpirten Rechtspflege. Vergl. die vor Kurzem veröffentlichten Verhandlungen des Bundestags.) Ihr beklagt euch über eure Bureaukratie; aber wer ſind dieſe Bureaukraten? Sind ſie euere gebornen Feinde, iſt es eine Kaſte, deren Privilegien nicht zu durchbrechen ſind — oder ſeid ihr es nicht ſelbſt? Sind ſie nicht eure Nächſten und Verwandten, nicht aus dem innerſten Kern eures Mittelſtandes, nicht von eurem eigenſten Fleiſch und Blute? Wer hat euch verboten, ihnen ein höheres Streben als das der Lohn- und Stellenſucht einzuflößen und der Verwaltung ſtatt des überladenen, vielſchreiberiſchen Weſens einen einfachen praktiſchen Organismus beizubringen? (Dieſe Bureaukraten ſind zwar allerdings unſere gebornen Anverwandten, allein als Werkzeuge des herrſchenden Syſtems werden ſie von uns, dem Volke, losgeriſſen, künſtlich zu einer dieſem gegenüberſtehenden Kaſte gemacht, und die herrſchende Gewalt hat es verboten, d. h. ſie macht es durch die Zuſammenwirkung ſämmtlicher Mittel ihres Syſtems unmöglich, daß wir ihnen ein höheres Streben als das der Lohn- und Stellenſucht einflößen, — dieſe Einflößung würde ſie ohnehin zurückweiſen — und daß wir der Verwaltung einen einfachen Organismus beibringen. — Es iſt dieſe ganze Stelle wohl eine der wenigen trivialen in der Rohmer'ſchen Schrift; als ob poſitive Einrichtungen, als ob die Gewalt durch theoretiſche Propaganda wegzudemonſtriren wäre, und als ob von Natur, ihrem Urſprung, ihrem ganzen Weſen nach corrupte Zuſtände einer Verbeſſerung fähig wären, die als Aequivalent für ihre Vernichtung gelten könnte!)

Ein Grundzug des Conſervatismus beſteht ferner darin, daß er die Principien niemals dem poſitiven Leben gegenüber ſetzt,

Digitized by Google

ſondern ſie ſtets durch die Geſchichte und das Recht ermäßigt. Es liegt in dieſem Rechtsbewußtſein, daß er ſchon vom geiſtigen Standpunkt aus den Zwang der Geſetze, die Macht der Sitten und Gewohnheit und die Schranken der Convention viel ſtrenger achtet als der Liberalismus. Auch der Conſervatismus will, daß das äußere Recht ein Spiegel des innern ſei, aber er opfert es niemals um des letztern willen, weil die Erfahrung ihn von der Gefährlichkeit ſolcher Verſuche zurückſchreckt. Die Unverletzlichkeit des Eigenthums und der Privatrechte überhaupt iſt deshalb ein Erzzug alles Conſervatismus — (d. h. er läßt in den Rechten das Recht, in den Privilegien das Geſammtintereſſe aufgehen). Grundcharakter des Conſervatismus iſt die Herrſchaft des traditionellen Rechts, vermittelt durch Raçe (angeborne und „anerzogene" Vorzüge) und den Beſitz.

Der Abſolutismus endlich repräſentirt, gleich dem alten Mann, die Unfähigkeit der Weiterbildung, ein Syſtem der Uebertragung, das vom Himmel auf die Erde herabreicht, mit arithmetiſcher einfacher Conſequenz, aber dieſe Einfachheit iſt die Einfachheit des Todes. Weil das Alter den Zug der Auflöſung in ſich trägt, kann der Abſolutismus nur durch die ſtrengſte Wahrung der Formen zuſammengehalten werden; dies iſt das Weſen der legitimiſtiſchen Monarchie. — Hier iſt Alles Form, von der Verfaſſung bis zu den Sitten, von der Literatur bis zum Ceremoniel. Der Nerv dieſer Selbſtherrſchaft iſt die Bureaukratie, das Bezeichnende dieſes Staatsweſens iſt: daß ſtatt des Stoffes der Bedienung die Bedienung ſelbſt ſich zum Zweck ſetzt. Man adminiſtrirt nicht um Deſſen willen und auf Das hin, was verwaltet werden ſoll, ſondern man adminiſtrirt, um zu adminiſtriren; ſtatt die Beamten auf die Stellen zu ſetzen, ſchafft man die Stellen für die Beamten; und ſtatt des Geſetzes machen die Inſtrumente, durch die das Geſetz gehandhabt wird, ſich ſelbſt zum Geſetz. Statt der öffentlichen Wohlfahrt, welche durch die Finanzen erreicht werden ſoll, ſetzt man die Finanzen ſelbſt, ſtatt der öffentlichen Sicherheit, wozu die Armee nothwendig iſt, die Armee ſelbſt zum Zweck; die künſtliche Steigerung der Einnahmen, die künſtliche Vergrößerung des Militärs iſt das Ziel, wonach man ſtrebt, mag es für oder gegen das innere Bedürfniß des Staats gehen. Statt der natürlichen Stärke jagt man dem mechaniſchen Länderbeſitz, ſtatt des natürlichen Menſchenglücks der künſtlichen Vermehrung der Menſchen nach. (Paſſen alle dieſe Merkmale nicht vollſtändig auf diejenigen Staaten, wo nach Rohmer's Theorie der Conſervatismus herrſcht?)

Die vier Grundrichtungen der Menſchheit prägen ſich in der Bildung der Staaten aus als vier allgemeine Charaktere der Staatsverfaſſung.

Der Radicalismus (als Herrſchaft der Abſtraction) erzeugt den Idolſtaat.

Der Liberalismus den Individualſtaat.

Der Conſervatismus den Raçeſtaat.

Der Abſolutismus den Formenſtaat.

Der Radicalismus verehrt in ſeinem Herrſcher das Idol: d. h. in der

Digitized by Google

conſtitutionellen Monarchie die abſtracte Heiligkeit, welche der Herrſcher durch die Verfaſſung erhält, deren leitendes Organ er iſt, eine Heiligkeit, welche lediglich auf der Würde und dem Amt, nicht auf dem Individuum beruht (das im Gegentheil je unbedeutender deſto geeigneter iſt); in der Republik den abſtracten Begriff des ſouveränen Volks, als deſſen Ausfluß jede Gewalt im Staate gedacht wird.

Im Individualſtaat iſt es die Perſönlichkeit — Größe des Geiſtes und Charakters, innere und äußere Vorzüge — welcher man Verehrung zollt.

Im Raçeſtaat liegt die Berechtigung im Geſchlecht.

Trägt auch das Oberhaupt die Quelle ſeiner Macht nicht blos in ſeiner Perſon, ſo iſt es doch keine durch Fiction oder von Außen herein ihm zugelegte, ſondern eine wirkliche, menſchliche Macht. Der Regent herrſcht, weil er pſychiſcher und materieller Erbe des Geſchlechts iſt, das dieſe Macht durch natürliche Ueberlegenheit ſich erworben hat.

Im Formenſtaat wird nur die Geburt des Oberhauptes geehrt. Sie iſt die einzige Quelle ſeiner Macht und ſeines Rechts (eben deshalb nicht abzuſehen, worin der Unterſchied zwiſchen „Formenſtaat" und „Raçeſtaat" liegt).

So weit Rohmer. Ich glaube in dem Bisherigen dem Leſer die richtige Auffaſſung der Rohmer'ſchen Theorie, dieſer geiſtreichen, originellen Paraphraſe des Beſtehenden, dieſer politiſchen Deſtillirungsmethode, die auch dem unfruchtbarſten Material noch eine geiſtige Seite abzugewinnen weiß, erleichtert zu haben; ſie als Syſtem hier kritiſch beleuchten zu wollen, würde die Gränze einer Darſtellung im Staats-Lexikon überſchreiten, ich beſchränke mich daher, die Unhaltbarkeit ihrer Reſultate in meiner eigenen Darſtellung hervortreten zu laſſen. Dabei handelt es ſich vor Allem um Gewinnung eines richtigen Maßſtabes, eines Allgemeinen, aus welchem durch eine innere Nothwendigkeit das Weſen der Parteien hervorgeht, denn darin muß ich mich mit Rohmer vollſtändig einverſtanden erklären, daß mit den gewöhnlichen Stichwörtern und Parteinamen, mit der gewöhnlichen Definition der Parteien nicht auszureichen iſt, ſo wenig als mit einer Theorie, die, wie die Rohmer'ſche, Allgemeines und Beſonderes, Geſetz und Erſcheinung, Urſache und Wirkung, mehr witzelnd als logiſch, mehr ſpielend als philoſophiſch, willkürlich aneinanderreiht, ſtatt analytiſch ihren Cauſalzuſammenhang nachzuweiſen. Dieſen Maßſtab für die richtige Beurtheilung der Parteien gewinnen wir durch die Antwort auf die Frage: was iſt unmittelbar der Zweck der Parteikämpfe, was will zunächſt jede Partei ſich erringen? Gewiß nichts Anderes als die Möglichkeit, den Staat ihren Begriffen und Wünſchen gemäß zu organiſiren. Und wenn dieſe Möglichkeit erkämpft iſt, welcher Grundſatz, welches Princip, welcher leitende Gedanke bedingt dieſe Organiſation? Einfach nichts Anderes als das Intereſſe. Jede Partei will den Staat in ihrem Intereſſe organiſiren, jede Partei, zur Herrſchaft gelangt, giebt der Geſellſchaft eine Form, die ihren Intereſſen am entſprechendſten iſt. — Die Intereſſen ſind es, die verſchiedenen Intereſſen, um welche ſich alle Parteikämpfe drehen, welche den Mittelpunkt für alle Regungen und Bewegungen auf dem Gebiete des Staats bilden. Die Natur dieſer In-

tereſſen bedingt auch die Natur der Parteien, giebt ihnen ihren Inhalt, ihr Princip, ſtempelt ſie zu Dem, was ſie ſind, bedingt ihre charakteriſtiſchen Merkmale, unterſcheidet ſie von einander.

Es giebt zwei Arten von Intereſſen, Sonderintereſſen und allgemeine Menſchheits-Intereſſen. Jenes ſind Rechte, Privilegien, Dieſes das Recht. Weſentliches Merkmal der Privilegien iſt die Benachtheiligung der Geſammtheit zu Gunſten Einzelner. Weſentliches Merkmal des Rechts: die Achtung der Rechte, der Bedürfniſſe jedes Einzelnen.

Es giebt, entſprechend dieſen zwei Arten von Intereſſen, zwei Arten von Parteien, Vertreter der Privilegien und Vertreter der Menſchheits-Intereſſen.

Dem Inhalte nach ſind die Parteien der erſteren Art einander gleich, ſie haben ein gemeinſchaftliches Princip, dieſelben Zwecke und Intereſſen; der Form nach ſpalten ſie ſich in drei Hauptclaſſen, deren Unterſchied durch die Mittel bedingt iſt, welcher jede einzelne zur Realiſirung ihrer Zwecke ſich bedient. Da die Privilegien nichts Anderes darſtellen als eine Bevorzugung Einzelner auf Koſten der Geſammtheit, eine Unterordnung der allgemeinen Intereſſen unter die Sonderintereſſen, eine Herabwürdigung der Geſammtheit zum Mittel und Werkzeug für Einzelne, ſo gehören die Parteien der Privilegien einer dieſer Claſſen an, je nach der Art und Weiſe, wodurch ſie die Geſammtheit für ihre Zwecke ausbeuten, als Mittel benutzen, in ihrem Intereſſe thätig ſein laſſen.

Die erſte Claſſe vertritt diejenige Partei, welche unmittelbar die Staatsgewalt benutzt, um die Geſammtheit zu zwingen, in ihrem Intereſſe thätig zu ſein, zu arbeiten, zu produciren, einen Theil ihrer Producte an die Inhaber der Staatsgewalt unter irgend welchen Formen und Vorwänden abzugeben. Dieſe Partei repräſentirt den politiſchen Abſolutismus. Der politiſche Abſolutismus vindicirt dem Vertreter dieſer Partei das Recht, den Staat ſo zu organiſiren, d. h. die Art und Weiſe der Anwendung der Staatsgewalt ſo zu formuliren, daß dadurch das Privatintereſſe des Eigenthümers dieſer Gewalt und Derjenigen, die er in ſein Intereſſe hineinzieht, die er, um ſie als Werkzeuge zu benutzen, zu ſeinen Mitſchuldigen macht, über die Intereſſen der Geſammtheit geſtellt wird.

Die zweite Claſſe vertritt diejenige Partei, welche das religiöſe Gefühl der Menſchen benutzt, um dieſe in einem Zuſtande zu erhalten, in welchem ſie geneigt ſind, im Intereſſe dieſer Art von Privilegienbeſitzern zu arbeiten, zu produciren, ihnen einen Theil der Früchte ihrer Arbeit abzutreten. Es ſind Dies die Prieſter, die Vertreter der Kirche, ſowie dieſe im Gegenſatze zu den Laien im Verlaufe der Zeit entwickelt und namentlich durch Gregor VII. und die Innocenze ausgebildet wurde.

Die dritte Claſſe vertritt endlich diejenige Partei, welche die Anſtalten der Production und des Verkehrs benutzt, um die Geſammtheit in ihrem Dienſte arbeiten zu laſſen, ſie zur Abtretung eines Theiles der Früchte ihrer Arbeit zu nöthigen. Es ſind Dies die Vertreter des Capitals, die ſogenannten Bourgeois.

Gemeinſames Merkmal dieſer Parteien iſt ſomit die Vertretung von

Digitized by Google

Intereſſen, die den Intereſſen der Geſammtheit entgegengeſetzt ſind, Benutzung der Geſammtheit als Mittel für außer ihr liegende Zwecke. Sie unterſcheiden ſich nur durch die Mittel, welche ſie zur Erreichung ihrer Zwecke anwenden. Die Vertreter des politiſchen Abſolutismus zwingen unmittelbar durch die verſchiedenartig ſich aufſtufenden Mittel der Gewalt. Die Vertreter der „Kirche“ erreichen ihre Zwecke durch eine eigenthümliche Bearbeitung des menſchlichen Gemüths, und die Vertreter des Capitals benutzen das allgemeine Verkehrsmittel, das Geld, um die Nichtbeſitzenden ihrem Intereſſe dienen zu laſſen. Dieſe Parteien ſind ſämmtlich conſervativer Natur, d. h. ſie ſuchen mit allen Mitteln dahin zu wirken, daß der ihren Intereſſen entſprechende Zuſtand des Beſtehenden, den ſie entweder vorgefunden oder geſchaffen haben, aufrecht erhalten werde, ſie ſuchen daher um jeden Preis zu verhindern, daß die Geſammtheit, das Volk, in eine Lage komme, in welcher es die Privilegien vernichtet und der Geſellſchaft eine dem Intereſſe der Geſammtheit entſprechende Form giebt; dieſe Parteien ſind unbedingt conſervativ, d. h. ſie ſuchen das Beſtehende zu erhalten, auch wenn es noch ſo widerſinnig, corrupt und unnatürlich, dem Intereſſe der Geſammtheit widerſprechend wäre; für ſie iſt nicht die Vernünftigkeit, die Zweckdienlichkeit, das Weſen, der Kern maßgebend für die Erhaltung des Beſtehenden, ſondern die Thatſache allein, daß Etwas beſteht, daß es geworden iſt, alſo die leere Form, die Aeußerlichkeit, Inhaltsloſigkeit, d. h. ſie „ermäßigen, wie Rohmer ſagt, die Principien durch die Geſchichte und das Recht“, ſie machen den Cultus der Form, des formellen, des poſitiven Rechts zum höchſten Zweck.

Dieſen Parteien, den Vertretern der Privilegien gegenüber, ſteht die Partei, welche die allgemeinen Intereſſen vertritt. Es iſt Dies die demokratiſche Partei, denn weil ſie jedem Einzelnen ſein Recht wahren will, ſucht ſie die Geſammtheit dieſer Einzelnen, das Volk, in die Lage zu bringen, die Form des Staates ſeinen, d. h. den Volksintereſſen, den Intereſſen der Geſammtheit anzupaſſen. Wie die Parteien der Privilegien weſentlich conſervativer Natur ſind, ſo charakteriſirt ſich die demokratiſche Partei als eine reformatoriſche, eine ſchöpferiſche. Jenen geht die Productivität, die Bildungsfähigkeit ab, ihr Intereſſen bewegen ſich in fertigen, abgeſchloſſenen Formen, ihre Thätigkeit beſchränkt ſich ſomit auf die Erhaltung dieſer Formen, als ihrer Lebensbedingungen. Dieſe, die demokratiſche Partei repräſentirt die organiſche Entwickelung vom Alten zum Neuen, vom Unbrauchbar-Gewordenen zum Beſſeren, denn ihre Intereſſen ſind die der Menſchheit, die Menſchheit aber befindet ſich in einem ewigen Verjüngungsproceß der Abſtreifung obſolet gewordener Formen. Die Parteien der Privilegien ſind ſtabil, ihre Bewegung iſt nur eine ſcheinbare, mechaniſche, ewig in demſelben Kreiſe ſich beſchränkende, der die einmal beſtehenden Formen umfaßt. Die demokratiſche Partei iſt fortſchreitend, von innen heraus ſich entwickelnd, organiſch ſich ausbildend, lebendig. Jene vertheidigen offenbare Gebrechen des öffentlichen Lebens, auch wenn ſie dem allgemeinen Intereſſe nachtheilig, wenn ſie nur den Privilegien förderlich ſind; dieſe kennt als höchſten Zweck nur das Wohl aller Einzelnen, und was dieſem entgegenſteht, das vernichtet ſie, und wäre es durch tauſendjährigen Beſtand, durch den dickſten Roſt der

Jahrhunderte ſanctionirt, poſitiv gemacht; was dagegen mit jenem höchſten Zweck ſich verträgt, das reſpectirt auch die demokratiſche Partei, ſie iſt alſo ebenfalls conſervativ, aber nicht unbedingt, ſondern kritiſirend, erwägend, prüfend, ſie conſervirt nur das Gute, das Wahre, das dem allgemeinen Zwecke Dienliche, aber nicht das Schlechte, das Falſche, das Unbrauchbare, ſie conſervirt mit einem Wort, nicht weil Etwas beſteht, ſondern weil es vernünftig und gut iſt, ſie betrachtet nicht blos die Form, ſondern das Weſen, den Kern, den Inhalt.

Die demokratiſche Partei bildet das dirigirende Princip in den politiſchen Kämpfen, ſie iſt es namentlich, welche den übrigen Parteien ihre Stellung zu einander und ihr ſelbſt gegenüber anweiſt, und die übrigen Parteien richten ſich nach ihr. —

So lange die demokratiſche Partei noch ſchlummert, kämpfen die übrigen um die Suprematie, d. h. jede ſucht die von ihr vertretenen Privilegien zu den herrſchenden zu machen. So ſtritten anfangs politiſcher Abſolutismus und Kirche mit einander um die Herrſchaft, die demokratiſche Partei zwang ſie, Frieden zu ſchließen und ſich mit einander zu verbinden, denn die Parteien der Privilegien bekämpfen ſich niemals principiell, weil ſie ein gemeinſchaftliches Princip vertreten, während das Princip der demokratiſchen Partei dem ihrigen weſentlich entgegengeſetzt iſt. So bekämpften in Frankreich die Vertreter des Capitals den politiſchen Abſolutismus, die demokratiſche Partei oder vielmehr ihr Princip führte beide Gegner einander in die Arme und ein gemeinſchaftliches Regiment, die Herrſchaft der Bourgeoiſie herbei. Die politiſche Entwickelung der Schweiz ſeit dem Sturze des Patriciats bis auf die neueſten Zeiten bietet den überzeugendſten Beleg von der durch die demokratiſche Partei nach und nach herbeigeführten Verſöhnung der anfangs ſich gegenſeitig bekämpfenden und ſpäter in eine Partei verſchwimmenden Vertreter der Privilegien.

Ebenſo iſt es die demokratiſche Partei, welche, als den übrigen principiell gegenüberſtehend, dieſen ihr eigenes Princip zum Bewußtſein bringt und ſie auf deſſen Conſequenzen hindrängt.

So war es die demokratiſche Partei auf kirchlichem Gebiete, welche aus der katholiſchen Kirche gewiſſermaßen das Princip des Katholicismus herauspreßte und in dem Jeſuitismus ſich zu verkörpern zwang. Denn der Jeſuitismus wurde hervorgerufen durch den Proteſtantismus und iſt Nichts weiter als conſequenter Katholicismus, Vertreter des Princips der katholiſchen Kirche, ſowie dieſes ihrer ganzen Wirkſamkeit und ihren poſitiven Satzungen zu Grunde liegt. Und im weiteren Sinne des Worts ſtellt der Jeſuitismus überhaupt das zum Bewußtſein gekommene Princip der Unterordnung der Menſchheitsintereſſen unter die Sonderintereſſen dar, welches den Parteien der Privilegien unwillkürlich zu Grunde liegt, d. h. Jeder iſt Jeſuit, der abſichtlich und im Bewußtſein der menſchheitsfeindlichen Natur einer Intereſſen die rechten Mittel für ſeine Zwecke, d. h. für die Erhaltung ſeiner Privilegien anwendet. Der Diplomat, der mit ſataniſcher Raffinirtheit das Syſtem der Unfreiheit durchführt, iſt ebenſo gut Jeſuit als der Vertreter der katholiſchen Kirche, der die Volksverdummung abſichtlich betreibt,

oder der ſelbſtſüchtige Bourgeois, der die Erhaltung ſeiner Privilegien zum leitenden Gedanken für ſeine Wirkſamkeit als Staatsmann und Menſch macht.

Aus dem Bisherigen wird ſomit klar geworden ſein, daß der wahre, der richtige Maßſtab für die Beurtheilung der Parteien nach ihrem Princip und ihren charakteriſtiſchen Merkmalen nicht etwas in gar keiner unmittelbaren Cauſalbeziehung zu ihnen Stehendes ſein kann, ſondern in dem Verhältniß liegen muß, in welches ſie in ihren Beſtrebungen und Tendenzen zu dem „allgemeinen Menſchlichen", zu den Intereſſen der Menſchheit ſich ſetzen. Dieſer Maßſtab, eben weil er das Höchſte, das Allgemeine bezeichnet, kann vernünftiger Weiſe allein an das Untergeordnete, an das Beſondere gelegt werden, und gegenüber der Geſammtheit ſind die einzelnen Parteien untergeordneten Grades. Dieſer Maßſtab, wie er der Unbeſtimmtheit der herrſchenden Begriffe ein Ende machte und die Parteinamen radical, liberal, conſervativ, abſolutiſtiſch, Juſtemilieu auf ihre wahre Bedeutung zurückführt, ſo muß er auch eine Theorie in ihrer Blöße zeigen, die auf einer rein willkürlichen Spielerei mit Redensarten beruht. Der Radicale, wenn er Sonderintereſſen zum letzten Zweck ſeiner Beſtrebungen macht, hat ebenſo wenig Werth als der Liberale, der demſelben Fehler verfallen iſt, oder der Conſervative, oder der Abſolutiſt, die dieſem Fehler verfallen ſein müſſen. Jener Maßſtab iſt der allein richtige Prüfſtein der Parteien; des Radicalismus, des Liberalismus, des Conſervatismus, des Abſolutismus, des Juſtemilieu, denn er weiſt an jeder Partei die Aechtheit nach, zeigt, in wie weit ſie mit falſchen Beſtandtheilen legirt iſt. Jener Maßſtab enthält auch allein für jede einzelne Partei die Berechtigung zur Herrſchaft. Nicht darauf kommt es an, ob ſie liberal oder conſervativ, radical oder vermittelnd ſich nennt, ob ſie die Minorität oder die Majorität für ſich hat, ſondern es kommt allein darauf an, ob ſie Privilegien oder allgemein menſchliche Intereſſen, ob ſie die Vortheile einzelner Claſſen oder das Wohl des Ganzen, ob ſie Rechte Einzelner oder das Recht aller Einzelnen verficht. Factiſch kann jede Partei herrſchen, rechtlich nur die demokratiſche. Abt.

Périer, Caſemir, wurde am 12. October 1777 in Grenoble geboren. Sein Großvater und ſein Vater waren Fabrikanten und Kaufleute geweſen und hatten ſich durch Umſicht und Ausdauer ein ſehr bedeutendes Vermögen erworben. Claude Périer, ſein Vater, nahm einen ſehr thätigen Antheil an der Bewegung des tiers état, die zur Revolution von 1789 führte, und war ſpäter Mitglied des Corps législatif unter Napoleon und einer der Begründer der Banc de France.

Caſemir Périer, der vierte Sohn unter zehn Kindern ſeines Vaters, ſtudirte im Colleg der Oratoriens zu Lyon, wurde 1798 Soldat und machte als Adjoint du Génie mehrere Feldzüge in Italien mit, bis 1801 der Tod ſeines Vaters ihn nach Paris zurückberief, wo er dann den Soldatenſtand mit dem des Kaufmanns vertauſchte und mit ſeinem Bruder Scipion Périer ein Bankhaus gründete, das nach und nach eines der erſten in Europa wurde und ſich beſonders durch die Art, wie es ſeine Capitalien zugleich in der Induſtrie zu verwenden wußte, auszeichnete.

Digitized by Google

Der Sturz Napoleon's führte in Frankreich durch die Verleihung der Charte in gewiſſer Beziehung dennoch eine Reſtauration der Grundſätze der Revolution herbei. Caſemir Périer gehörte zu den Leuten des reicheren Mittelſtandes, die ſich in die neu geöffnete Bahn der politiſchen Thätigkeit hineinwarfen. Gleich in den erſten Jahren der Reſtauration veröffentlichte er zwei Brochüren über Finanzunternehmungen der Regierung, worin er insbeſondere dagegen ankämpfte, daß dieſe ihre Anleihen im Auslande mache. Der Pariſer Handelsſtand war hier natürlich mit C. Périer einverſtanden und lohnte ihm ſeinen patriotiſchen Eifer dadurch, daß er ihn bereits 1817 zum Deputirten wählte.

Eine Zeit lang beſchränkte ſich Caſemir Périer auch in der Kammer auf die finanziellen Fragen, in denen er die Regierung bald unterſtützte, bald bekämpfte, bis zuletzt das Miniſterium Villèle der Politik des wiederhergeſtellten Königthums eine feſte rückſchreitende Richtung gab. Die Preſſe wurde von Neuem unter Cenſur gelegt; die Geſetze zum Schutze der perſönlichen Freiheit aufgehoben; das Vorrecht eines doppelten Votums in den Departements-Collegien eingeführt. — Von da an drängten ſich die Menſchen und die Grundſätze der vorrevolutionären Zeiten wieder überall vor und riefen nach und nach in der ganzen franzöſiſchen Nation den Geiſt der Oppoſition gegen die für Frankreich zugleich veralteten und doch wieder neuen Familien und Verhältniſſe ins Leben. Der alte Adel, die alte Geiſtlichkeit mit allen ihren verjährten Eitelkeiten, Anſprüchen und Grundſätzen, zwangen alle lebendigen Beſtandtheile der Nation, in das Lager der Oppoſition überzutreten.

Von nun an galt es nicht mehr, einzelne Maßregeln der Regierung, ſondern den Geiſt und die ganze Richtung derſelben zu bekämpfen; und ſo trat denn auch Caſemir Périer ſehr bald aus ſeiner Sonderthätigkeit als Finanzmann heraus und zeigte ſich jetzt immer mehr als der unermüdliche Gegner der Geſammtrichtung, die die Reſtauration mit Villèle eingeſchlagen hatte. — Aber dieſer Kampf Périer's und der ganzen Oppoſition war eine Weile in der Kammer und auch den Wählern gegenüber Nichts weniger als glücklich. Das Miniſterium Villèle wußte das Doppelvotum in den Bauern-Collegien, die unter dem Einfluſſe des reſtaurirten Landadels ſtanden, und die leichten Siege der franzöſiſchen Armee in Spanien ſo gut auszubeuten, daß die allgemeine Wahl im Jahr 1824 ihm eine ſehr große Majorität gab. Dieſe parlamentariſche Uebermacht entmuthigte auch ſelbſt den größten Theil der Oppoſition in der Kammer, ſo daß es eine Weile ſchien, als ob ihre Sache eine vollkommen verlorene ſei.

Während dieſer Zeit aber wurden die Angriffe C. Périer's gegen Villèle und ſein Syſtem alle Tage heftiger und durchdringender. Das war ſeine Natur; der Widerſtand reizte ihn zu immer größerem Kraftaufwande; je verzweifelter die Lage der Oppoſition wurde, deſto rückſichtsloſer ſtürzte ſich C. Périer in den Kampf hinein. Schritt für Schritt vertheidigte er die Anſichten dee Oppoſition gegen die Angriffe der Regierung. — Die freie Preſſe, Geſchwornengericht, eine wirkliche Repräſentativ-Regierung, la Charte vérité, waren die Hauptgrundſätze der Oppoſition, für die Caſemir Périer

alle Tage eintrat. Der Geiſt der alten Ariſtokratie, der dem des höheren Mittelſtandes ſeine in der Revolution errungene Stellung und Bedeutung ſtreitig machen wollte — war im Weſen mehr als jene Grundſätze ſelbſt die Urſache des Kampfes; und wenn Villèle der erkaufte Advocat des erſtern war, ſo war Caſemir Périer dagegen der freiwillige Kämpfer des letztern.

Erſt nach und nach fühlte die ganze Maſſe der Nation, daß es ſich zwiſchen den Kämpfern um Sein oder Nichtſein der alten Ariſtokratie oder der Mittelſtände, um die Herrſchaft eines privilegirten Geburtsadels oder die Möglichkeit einer demokratiſchen Gleichheit handelte. Die Uebermacht, die das Miniſterium Villèle erlangt hatte, gab ſeinen Freunden ein ſolches Vertrauen, daß dieſe oft ſehr klar ihre Abſichten ausſprachen, und gerade hierin lag denn die Urſache des Erwachens und Erſtarkens der Volksmeinung. So trat nach und nach ein Widerſpruch zwiſchen der Kammer und der öffentlichen Meinung ein — ein Widerſpruch, der überall in conſtitutionellen Staaten, wo er lange genug dauert, zum Bruche führen muß. Die Kammer ſtimmte ſtets für die Miniſter — das Land wendete ſich immer mehr von ihnen ab; ja die Zahl der Oppoſitionsmitglieder ſchrumpfte immer mehr zuſammen, während ſich der Geiſt der Oppoſition bereits im ganzen Lande regte. Ein Wort Caſemir Périer's verewigte dieſes Verhältniß. Bei Gelegenheit einer Petition, die er unterſtützte, erhoben ſich nur ſechs Mitglieder mit ihm. Höhnend rief die Maſſe: „Seht Ihr, es ſind Euer nur ſechs!" Caſemir Périer antwortete mit ſeiner Donnerſtimme: „Es giebt in Frankreich dreißig Millionen Menſchen, die mit uns aufſtehen würden."

Man könnte aus dieſer Aeußerung faſt ſchließen, daß Caſemir Périer mit vielen Anderen an einen ſolchen „Aufſtand" des Volkes gedacht, ja vielleicht ihn mit vorbereiten geholfen habe. Im Gegentheile, Caſemir Périer fürchtete einen „Aufſtand", fürchtete Alles von einer neuen Revolution und hoffte Nichts von ihr. — Und gerade deswegen bekämpfte er die Regierung, weil er vorausſah, daß, wenn ſie nicht bei Zeiten und im Parlamente beſiegt werde, ſie eine Revolution nothwendig herbeiführen werde. Eine Revolution wollte überhaupt damals nur ein ſehr geringer Theil der Nation, nur einzelne Reſte der Republik und die jungen Leute, denen das Kaiſerthum noch im Kopfe ſpukte. Der ganze Mittelſtand und insbeſondere Handel und Induſtrie ſahen mit Schrecken einer möglichen neuen Revolution entgegen.

C. Périer war der Vertreter dieſer Richtung im Mittelſtande. Und dennoch ſtimmte jenes Wort vollkommen in den Ton Derjenigen ein, die auf eine Revolution hinaus arbeiteten; und dennoch half dies Wort ſelbſt den revolutionären Gedanken fördern. Und natürlich und nothwendig — denn die Revolution lag eben in dem Widerſpruche, der zwiſchen einer Kammer und einer Regierung beſtand, die dem Strome der öffentlichen Meinung widerſtehen zu können glaubten, und einer Nation, die in dieſem Strome ſelbſt den ſchwachen Damm der Regierung alle Tage mit ihren aufgewogten Wellen unterwühlte. Die Partei der Orleans, die der Napoleoniden ſowie die der Republik halfen in dieſer Richtung nach; Caſemir Périer aber ſtand als Vertreter des höheren, wohlhabenden, reichen und mächtigen Mittelſtandes

Digitized by Google

dieſen Beſtrebungen fern und glaubte ihnen durch ſeine Oppoſition am kräftigſten entgegenzuwirken.

Die neuen Wahlen 1827 bekundeten, daß die Mehrzahl ſelbſt der Wähler die Anſichten der Oppoſition theile. Villèle ſtürzte, und Martignac ſchien berufen, die Wunden zu heilen, die ſeine Vorgänger geſchlagen hatten. Caſemir Périer trat während der Verwaltung Martignac's vollkommen in den Hintergrund und ſah ruhig zu, bis dann das Miniſterium Polignac wieder Alles in Frage ſtellte und endlich die Revolution herbeiführte.

Die Juliordonnanzen riefen das ganze franzöſiſche Volk in die Schranken. Aber nicht alle Theile des Volkes waren darüber einverſtanden, auf welche Weiſe und mit welchen Waffen die Gewaltordonnanzen, die das Geſetz übers Knie brachen, zu bekämpfen ſeien. Caſemir Périer und die höheren Mittelſtände, die keine Revolution wollten, glaubten auch jetzt noch an die Macht des Wortes. Die Mehrzahl der Deputirten der Oppoſition verſammelte ſich ſchon am 27. Juli in dem Hôtel Caſemir Périer's und proteſtirte gegen die Ungeſetzlichkeit der Ordonnanzen. Wir können hier ununterſucht laſſen, ob eine ſolche Proteſtation mit dem gehörigen Nachdruck und der durchgreifenden und ausdauernden Anwendung aller geſetzlichen Mittel des Widerſtandes nicht am Ende die Regierung dennoch gezwungen haben würde, den Rechtszuſtand wieder herzuſtellen; — ob nicht dann ein ſolcher Sieg des Wortes und des Geſetzes, ein Sieg des Bürgermuthes, am Ende den unheilſchweren Folgen des ſiegreichen Straßenkampfes vorgebeugt haben würde. Wir glauben dies. Aber es iſt dies ein leerer Streit. Wenn eine Regierung die Verhältniſſe ſo auf die Spitze getrieben hat, daß die ganze Maſſe des Volkes paſſiv oder activ gegen ſie iſt, ſo genügt eine ſehr geringe Minderzahl, ſie zu ſtürzen. Es iſt nicht das Verdienſt dieſer Minderzahl, aber ſtets die Schuld der Regierung. Und wo ſolche Verhältniſſe eingetreten ſind, würde der Sieg der Regierung ebenfalls nur ein Sieg der Minderzahl ſein, der dahin führen müßte, den Rechtszuſtand der Mehrzahl zu zernichten. Man kann daher bedauern, daß die Männer des geſetzlichen Widerſtands nicht Einfluß genug hatten, den Straßenkampf fern zu halten. Aber nachdem er unvermeidlich geworden war, nachdem er einmal begonnen hatte, galt es Sein oder Nichtſein zwiſchen einer Hand voll Privilegirter und einem ganzen Volke. Die Wahl darf hier nicht zweifelhaft ſein.

Am dritten Kampftage entſchloß ſich Karl X., Caſemir Périer das Miniſterium anzutragen. Dieſer ließ dem beſiegten Könige antworten: „Es iſt zu ſpät!“ Und wir müßten uns ſehr irren, wenn Caſemir Périer ſelbſt dies: „c'est trop tard!“ nicht mit mehr innerem Kummer ausgeſprochen, als es in dem ſtumpfen Herzen des letzten Bourbonenkönigs älterer Linie hervorzurufen vermochte. In dieſem: „Zu ſpät!“ lag in gewiſſer Beziehung ein doppeltes Todesurtheil, das über den geſetzlichen Widerſtand und das über das reſtaurirte Bourbonenkönigthum zugleich.

Caſemir Périer hatte einen Augenblick gehofft, dies Königthum ſelbſt noch in dem Kinde, das am Fuße ſeines Thrones ſtand, retten zu können; aber das Geſchick der Schlacht hatte anders entſchieden, und ſo ſchloß ſich

Digitized by Google

denn auch Caſemir Périer ſehr bald dem zum Generallieutenant ernannten Herzog von Orleans feſter an. Er wurde zum Präſidenten der Kammer gewählt und war am 9. Auguſt in dieſer Stellung damit beauftragt, den Eid des neuen Königs hinzunehmen. Louis Philipp ernannte ihn neben Dupont de l'Eure, Lafitte, Guizot, Molé, Dupin und Bignon zum Miniſter.

Wenn wir heute dieſe Reihe von Namen ſehen, ſo erweckt die buntſcheckige Verſchiedenheit der Anſichten der genannten Männer unſer Erſtaunen, ſie hier neben einander ſtehend zu finden. Von dem einfachen Republikanismus Dupont's herab bis zu dem feinen Hofmann Molé, und von dieſem wieder bis zu der mürriſchen Bedientenart Dupin's, ſind hier faſt alle Farbenſpielungen politiſcher Meinung vertreten. Caſemir Périer aber wird vor dem Gerichte der Zukunft unbedingt als einer der achtbarſten, jedenfalls als der folgerechteſten, ſelbſtbewußteſten und auch unabhängigſten von allen äußern Eindrücken erſcheinen.

Es giebt wahrlich kaum ein Ereigniß, was die Anſicht und die Abſichten eines Menſchen ſo zu erſchüttern im Stande ſein muß wie eine Revolution. Wir glauben, daß mit Ausnahme ſehr weniger Leute alle Welt am 30. Juli anders dachte als am 24. Juli. Caſemir Périer gehörte zu dieſen Ausnahmen. Er ſagte ſich ſelbſt: „Ich bin heute, was ich geſtern war, und ein Straßenſieg ſollte nicht geeignet ſein, das Geſchick Frankreichs zu ändern, die Grundlage ſeiner politiſchen und geſellſchaftlichen Zuſtände zu zerſtören." Das war ſeine Anſicht, und wenn er ſie noch nicht auf der Tribune ausſprach, ſo ſagte er ſie in vertrauteren Kreiſen laut genug, um ſehr bald das Augenmerk der Freunde wie der Gegner dieſer Anſicht zu ſein. Sie verdient in Périer um ſo mehr Anerkennung, als er dem ſiegreichen Karl X. gegenüber ganz ebenſo gedacht und gehandelt haben würde. Unter Villèle, wo ihrer nur „ſechs" in der Kammer waren, hatte er zum Voraus die Bürgſchaft für dieſe Behauptung geleiſtet.

Eine Weile folgte alle Welt dem Anſtoße, den die Julirevolution gegeben hatte, und die Miniſter thaten, was ſie nicht laſſen konnten. Sehr bald aber trat Zwieſpalt ein. Der Miniſterproceß wurde die Veranlaſſung. Die Leute, die faſt wie Périer dachten, traten aus dem Miniſterium aus, und Lafitte, Dupont de l'Eure, Lafayette und Odilon Barrot, die in der Revolution von 1830 den Anfang einer neuen Epoche der Freiheit für Frankreich ſahen, behielten die Oberhand.

Lafitte wurde erſter Miniſter. Es iſt hier nicht der Ort, zu ſchildern, wie er eine Art Juſtemilieu zwiſchen dem Königthum und der Republik, zwiſchen dem Fortſchritt und dem Widerſtande, zwiſchen Ordnung und Geſetzloſigkeit zu bilden ſuchte — und ſo beiden gegenüber ohnmächtig erſchien. Wir glauben, daß Louis Philipp dieſe Ohnmacht, ſo viel in ſeinen Kräften lag, zu fördern ſuchte und ſehr nachdrücklich förderte. Durch Herrn v. Montalivet, Miniſter des Innern, lenkte Louis Philipp alle inneren Verhältniſſe und arbeitete hier den Beſtrebungen Lafitte's und ſeiner Freunde entgegen. Wir glauben, daß Louis Philipp Alles dazu gethan, um dieſen „Verſuch" eines Miniſteriums im Sinne des program de l'hôtel de ville, im Sinne der

Digitized by Google

„Monarchie mit republikaniſchen Inſtitutionen“, ſobald als möglich **abzunutzen**. In **vier** Monaten war dies vollſtändig der Fall. Anarchie im Innern — und die Drohung eines bevorſtehenden Krieges mit dem Auslande waren die letzten Ergebniſſe des Miniſteriums Lafitte im Kampfe mit den geheimen Beſtrebungen des neuen Königthums. Die Emeute vom 14. Febr. gegen den erzbiſchöflichen Palaſt ſtürzte dies Miniſterium — und dann ſchien die Stunde Caſemir Périer's geſchlagen zu haben.

Er mochte das ganze Gewicht der Bürde fühlen, die er übernahm. Einen Monat lang wählte er ſeine Gehilfen im Miniſterium, beſprach er ſich mit ihnen, machte er ſeine Bedingungen der Krone gegenüber. Endlich trat er als Miniſterpräſident hervor.

Caſemir Périer war ſein ganzes Leben hindurch der Vertreter des höheren Mittelſtandes, der ſeit 1789 die Mehrzahl aller geſetzgebenden Verſammlungen in Frankreich bildete. Aber dieſer Mittelſtand hat nur ſelten in Maſſe den Muth ſeiner Ueberzeugung bekundet. Als der „Sumpf“ (le marais) in den geſetzgebenden Verſammlungen der Revolution gehorchte er zitternd und gegen ſeine Ueberzeugung dem Machtſpruche muthiger und kecker Minoritäten; unter dem Kaiſerthum ließ er ſich unbedingtes Schweigen auflegen; unter Villèle gehorchte er von Neuem eine Zeit lang und wurde theilweiſe durch das Benehmen Caſemir Périer's wieder zu Bewußtſein ſeiner Würde und ſeiner Kraft gebracht. Nach der Julirevolution wurde der „Bauch“ (ventre) der Kammer eine Zeit lang wiedervon blinder Angſt beherrſcht, bis jetzt Caſemir Périer für ihn in die Schranken trat.

Caſemir Périer hatte den Muth, der ſeiner Partei oft abgeht, den Stolz, der dieſen Muth oft zeugt, den Enthuſiasmus, der zu ſeiner augenblicklichen Bethätigung nothwendig iſt. Seine Anhänger aber hatten **Angſt vor dem Schrecken** der Revolution, und in dieſer Angſt ſchloſſen ſie ſich ihrem muthigen Führer, wieder oft an Arm und Bein zitternd, an. Caſemir Périer's Sieg über die Republikaner iſt die vom Geſchicke verhängte Rache des „Sumpfes“ an dem „Berge“ der Revolution.

Im Weſentlichen ſagte Périer als Präſident des Miniſteriums: „Wir wollen heute, nach der Julirevolution, was wir vor ihr wollten, die **conſtitutionelle Monarchie**, **Freiheit mit Ordnung** im Innern, und **Friede mit Anſtand** nach Außen.“ Das war ſein Programm, und hätte er es vollführen können, ſo würde er vor der Nachwelt ungetheilten Beifall erlangt haben.

Aber der Gedanke: „Wir ſind heute nach der Revolution, was wir geſtern vor ihr waren“, iſt in Wahrheit dennoch ein grundtiefer Irrthum. Dieſer dreitägige Kampf hatte Verhältniſſe und Zuſtände geſchaffen, die überall mit in Anſchlag gebracht ſein wollten — und die Caſemir Périer bei den nächſten Schritten auf ſeiner Bahn als Miniſter zwangen, den Grundſatz: la charte-vérité!, für den er ſein Leben gekämpft und für den er jetzt wieder zu kämpfen glaubte — zu brechen und für lange — für immer, — zu zernichten.

Eine Weile noch konnte er glauben, daß er ſelbſt **Derſelbe** geblieben, der er vorher geweſen war. Er ſagte der Kammer: „der Grundſatz der

Julirevolution und der Regierung, die aus ihr hervorgegangen, iſt nicht die Inſurrection, ſondern der Widerſtand gegen den Misbrauch der Macht. Man hat Frankreich herausgefordert; es hat ſich vertheidigt; und der Sieg iſt ein Sieg des ſchnöde verletzten guten Rechts. Achtung vor dem geſchwornen Worte, Achtung vor dem Geſetze — das ſind die Grundſätze der Julirevolution und der Regierung, die ſie geſchaffen hat. Denn ſie hat eine Regierung geſchaffen und keine Anarchie; ſie hat den geſellſchaftlichen Zuſtand nicht umgeſtoßen; ſie hat nur die politiſche Organiſation berührt; ſie hatte die Abſicht, eine freie, aber zugleich regelmäßige Regierung zu begründen. So darf Gewalt der Charakter unſerer Regierung weder nach Außen noch nach Innen ſein. Im Innern iſt jede Berufung an Gewalt, dem Auslande gegenüber jede Herausforderung zur Inſurrection eine Verletzung ihres Grundſatzes. — — — Die Ordnung muß erhalten, die Geſetze ausgeführt, die Staatsgewalt geachtet werden.“ —

Auf dieſer Bahn wanderte er, bis eine neue Kriſis ihn ſehr bald in eine andere hineinwarf. Im Monat Juli 1831 fanden die allgemeinen Wahlen ſtatt. Caſemir Périer hatte ſeine Anſicht offen ausgeſprochen und wartete ruhig das Ergebniß der Wahlen ab. Dies Ergebniß fiel aber ſehr zweifelhaft für ihn aus. Bei der Wahl des Präſidenten der neuen Kammer erhielt Lafitte, der Candidat der Oppoſition, nur eine Stimme weniger als der Candidat der Regierung.

Caſemir Périer war augenblicklich bereit, ſich von der Regierung zurückzuziehen. Vor der Julirevolution wäre dies nicht nur logiſch, ſondern auch das Klügſte geweſen; — nach der Julirevolution würde dies der Partei und den Grundſätzen Caſemir Périer's den Gnadenſtoß gegeben haben. Man zeigte ihm die Folgen, man laſtete ihm zum Voraus die Verantwortung auf. Andere, äußere Ereigniſſe, Folgen der Revolution, kamen den Gegnern ſeines Entſchluſſes zu Hilfe. Die Holländer drangen in dieſem Augenblicke in Belgien ein; raſcher Entſchluß und durchgreifendes Handeln wurden unerläßlich; und die Gefahren ſelbſt, die hier Frankreich und der Revolution drohten, waren für den tapfern Geiſt Périer's eine Aufforderung mehr, eine faſt unabweisbare, ſeinen Platz jetzt nicht zu verlaſſen.

So blieb er Miniſter, aber — in dieſem ihm durch die Verhältniſſe und die Folgen der Julirevolution aufgezwungenen Entſchluſſe ſelbſt keimt die Urſache, daß er ſich nun veranlaßt ſah, ſeinen Grundſatz zum Theil opfern zu müſſen. Die Kammer war in zwei gleiche Theile geſpalten. Sollte die conſtitutionelle Regierung aufrecht ſtehen bleiben, ſollte die Charte eine „Wahrheit“ ſein, ſo mußte man das Mittel finden, die Zahl der Anhänger der Regierung zu vermehren. Man fand es — und es hieß Beſtechung. Wenigſtens iſt gewiß, daß die Oppoſition ſtets im offenen Kampfe die Hälfte der Deputirten zählte, während von nun an ſich in der Stimm-Urne ſtets ein Dutzend Kugeln mehr als die Hälfte der Kammer für die Miniſter fanden. Die öffentliche Meinung nannte dieſe Stimmen: l'opposition „Bennier“ (wenn uns unſer Gedächtniß nicht trügt), nach dem Namen des Caſſenführers der geheimen Fonds.

Wir wiſſen nicht, ob Caſemir Périer hier thätig mit eingriff oder nur die Augen ſchloß und geſchehen ließ. Wir glauben Letzteres lieber als Erſteres. Doch iſt nicht zweifelhaft, daß von da an die Majorität der Kammer immer mehr und mehr Gegenſtand kluger Berechnung, immer weniger Gegenſtand feſter Grundſätze wurde. Man erzählt ſich wohlgefällig in den Reihen der miniſteriellen Majorität, daß Caſemir Périer einſt einem Mitglied der Kammer geſagt habe: „Le beau mérite, de voter pour le ministère, quand il a raison; il faut le soutenir, quand il a tort!“ Wir müßten uns ſehr täuſchen über das Weſen Périer's, wenn je dieſe offene Lüge gegen ſein ganzes Leben über die Zunge gekommen, die ſo oft mit glühendem Eifer das Gegentheil vertheidigt hatte.

Aber daß man ihm dieſe Lüge ſelbſt nur andichten konnte, beweiſt ſchon, wie die Ausnahme, die er halbwegs zulaſſen mochte, zur Regel, zum Syſtem geworden iſt. Er ſelbſt mochte ſich ſtark genug wähnen, zur gelegenen Zeit wieder in die rechte Bahn einzulenken. Wir glauben, daß das Geſchick, als es ihn ſo raſch von der Laufbahn, die er eingeſchlagen hatte, abberief, ihm den Schmerz erſpart hat, zu ſehen, wie er ſelbſt ein Syſtem begründen half, das ſein ganzes Leben und Streben Lügen zu ſtrafen berufen war.

Seine kurze Verwaltung war die Glanzepoche der Juliregierung. Dem Inlande gegenüber ſtand Caſemir Périer wie ein Fels im wogenden Meere der entfeſſelten Leidenſchaften. Er flößte ſeinem ängſtlichen Gefolge den Muth ein, mit dem es die tapfern Nachzügler der Revolution beſiegte, während er zugleich entſchloſſen ſchien, die Anſprüche des Königs ſelbſt in die Schranken der Charte hinein zu verweiſen. Dem Auslande gegenüber forderte er von Frankreich Achtung der Verträge, begründete eine unbedingte Friedenspolitik, während er in Portugal Don Miguel züchtigte, in Ancona dem Fürſten Metternich zeigte, daß Frankreich aufrechtſtehend ſeinen Friedensgrundſatz der Würde und dem Intereſſe des Landes unterordne; in Paris den Geſandten des Kaiſers von Rußland, der von dem „Willen ſeines Herrn" ſprach, mit Stolz und kernhafter Grobheit in die Schranken der Stellung wies, die ihm und ſeinem „Herrn" Frankreich gegenüber gebührt.

Kaum ein Jahr, nachdem er Miniſter geworden, ſtarb er (16. Mai 1832) an der Cholera, die er von einem Krankenbeſuche im Hotel de Dieu davontrug. Seinem Tode folgte eine neue Kriſis, die den Compte rendu der Oppoſition und die Schlachttage der Emeuten vom Juni 1832 hervorrief. In dieſen Tagen erlitt die Julirevolution ihre letzte Niederlage, und von da an entwickelte ſich dann das Syſtem, das Caſemir Périer nur als Ausnahme in Anwendung bringen zu müſſen und zu dürfen glaubte.

Die Reihenfolge der Urſachen und Wirkungen bildet hier eine ſehr klare und ſichtbare Kette. Die Julirevolution rief Zuſtände hervor, die Caſemir Périer ans Staatsruder brachten; aber ſie ſchuf zugleich Zuſtände, die Caſemir Périer zwangen, den Grundſatz, für den er ſein Leben lang gekämpft hatte, an dem Tage zu zernichten, an dem er berufen wurde, ihn zu verwirklichen. Und er zernichtete ihn, weil er glaubte, als Ausnahme ſich auf Beſtechung und Lügen ſtützen zu müſſen. Die Gewalt,

Digitized by Google

der Sieg des Schwertes machten dieſe Lüge und Beſtechung als Ausnahme in Etwas nothwendig, rechtfertigten ſie in den Augen Caſemir Périer's und ſeiner Freunde; und neue Gewalt, ein Sieg des Schwertes zum Vortheile der Regierung erlaubte dieſer, die Ausnahme zur Regel zu erheben.

So wurde Caſemir Périer, der Vertheidiger der Wahrheit, der Freiheit, der Volkswürde — zum Begründer des Syſtems der Corruption. Er wollte das Beſte ſeines Landes; er täuſchte ſich über das Mittel, das Geſchick aber war mild gegen ihn. Heil ihm, daß er ſtarb, als er noch an die Rückkehr glauben konnte, und die Tage nicht ſah, wo Frankreich durch dies Syſtem zum Hohne der Welt wurde und mit ihm einer neuen Kriſis und Gewaltsrevolution entgegenging. — Venedey.

Peru. (S. 443 Z. 14 v. u. ſtatt: Es ſcheint bis geſtört würde Folgendes.) Aus dieſen Vorgängen entſpann ſich zunächſt ein Krieg mit Bolivia, der erſt am 2. Juni 1842, unter Vermittelung Chiles, durch den Frieden von Puno beendigt wurde. Im Laufe dieſes Krieges fiel Gamarra, im November 1841, in der Schlacht bei Ingavi. Nach mancherlei Wechſeln und Erſchütterungen ward im Auguſt 1842 General Vidal proviſoriſcher Präſident, ſchlug auch noch am 17. Oct. den General Terrico, der ſich gegen ihn erhoben, mußte aber doch, nebſt dem Vicepräſidenten Lafuente, ſchon am 15. März 1843 den Föderaliſten weichen und nach Chile ins Exil gehen. Die Föderaliſten ſtellten nun den Don Juſto Figuerola als proviſoriſchen Präſidenten an die Spitze, aber ſchon am 18. März ward derſelbe von den Centraliſten, durch Oberſt Ortiz, wieder geſprengt und Don Manuel Ignacio Vivanco, der obendrein abweſend war, zum Directore supremo de la republica ausgerufen. Dieſe Partei hält ſich im Ganzen, wenn auch die Perſonen wechſelten und mancherlei Kämpfe nach Innen und Außen nicht ausblieben. Am 21. April 1845 trat General Caſtilla unter gleichem Titel an die Spitze und General San Roman wurde Vicepräſident und Präſident des Staatsrathes. Händel mit Bolivia haben immer fortgedauert, neigten ſich aber in der neueſten Zeit zu einer Ausgleichung.

(Zu S. 444 Z. 11 v. o.) Noch im Jahre 1847 mußte der Präſident dem Congreſſe in ſeiner Eröffnungsrede ſehr ernſtlich die Dringlichkeit vorſtellen, darauf zu denken, wie man ſeinen Gläubigern gerecht werden könne.

(An den Schluß des Art.) Vergl.: Arch. Smith, Peru as it is. London 1835. 8. Pöppig, Reiſe in Chile, Peru ꝛc. Leipzig 1836. 4. v. Tſchudi, Peru. St. Gallen 1845. ff. 2 Bde. 8. Bülau.

Philipp, Louis, König der Franzoſen. 1. In der königlichen Bibliothek des Schloſſes zu St. Cloud iſt ein Gefach, das eine wunderliche Sammlung ſeltener Werke enthält. Dort ſtehen acht große Foliobände: „Formules générales des Révolutions à l'usage de tous les siècles.“ — Neben dieſen in zwei Bänden: „Accord parfait des peuples et des gouvernements.“ — Weiter folgen ſechs Foliobände: „Opinions désinteressées des divers partis“ und dann kommen zwei Bände: „Sur le secret de contenter tout le monde.“ — Neben dieſen ſtehen endlich drei gewaltig

dicke Bände in Schweinsleder: „Essai sur l'art de faire impunement le bien“ und neben dieſen wieder drei Bände: Préservatives infallibles contre la calomnie.“

Ich ſtreckte ſchon die Hand nach dem erſten Buche aus, als der zweite Titel mich von jenem abzog; aber der dritte, vierte, fünfte und ſechste übten alle denſelben Zauber über ihre Vorgänger aus. Beim letzten blieb ich ſtehen. Préservatives contre la calomnie! — „Das will ich ſehen.“

Als ich den großen Band beim Kopf und Schopf faßte und raſch herausziehen wollte, wich das ganze Gefach; und es eröffnete ſich eine kleine Thür, die in das Arbeitszimmerchen des Königs führte. Es war nur eine Neckbibliothek. Unſer Führer lächelte und erzählte uns, daß, als die Thür fertig und die Bände hinaufgemalt geweſen, eines Abends man im Kreiſe der königlichen Familie die Titel erſonnen und der König, herzlich mitlachend, die feinſten ſelbſt angegeben hätte.

Alle Anweſenden laſen die Titel noch einmal und lachten bei jedem einzelnen von Herzen. Ich weiß nicht warum, aber mir wurde bei jedem neuen Lachen der Geſellſchaft immer ernſter zu Muthe. — Humor, Humor — bei einem Könige! — Es ſchien mir, als ob Mephiſtopheles, der Geiſt des Hohns, dieſe Titel erfunden haben müßte. Es war mir bei dem Lachen meiner Freunde, als ob ich die Schafe mit in den Jubel ihrer Scheerer einſtimmen hörte.

Bei jedem einzelnen Titel flüſterte mir ein luſtiger Bote der Unterwelt ins Ohr: „den hat der König der Franzoſen erfunden!“ Accord parfait des peuples et des gouvernements! „Hörſt du, Das iſt's, Das war das Programm des Hotel de Ville, dort ſteht's in drei Foliobänden an die Wand gemalt!“ — Opinions disinteressées des divers partis. „Ha! Ha! Ha! disinteressées — in dem Buche ſteht, wie viel die Gewiſſen in Frankreich koſten.“ — De contenter tout le monde! „Dummköpfe, was liegt an Eurem Misvergnügen, ſo lange Ihr zahlt und gehorcht.“ — — l'art de faire impunement le bien! — „Wahrlich, es iſt viel leichter, de faire impunement le mal; merk Dir das, du ehrliche Seele! Und dann brauchſt du nicht für Deinen Ruf zu ſorgen, denn dort in Schweinsleder ſteht das Mittel: préservatives infallibles contre la calomnie — — und es heißt: Calomnie! Gift gegen Gift, wir ſind Homöopathen, Ihr ehrlichen Tröpfe.“ —

2. Die Familie der Orleans ſtand ſeit einem Jahrhundert am Fuße des Thrones der Bourbonen; die Krone Frankreichs, die ſchönſte Europas, hing mehrmals nur an dem Faden eines einzigen Lebens über ihrem Haupte. Das Geſchick ſchien jedem Orleans bei ſeiner Geburt zu ſagen: „Nimm dich zuſammen, du biſt berufen und, wenn die Verhältniſſe dir günſtig ſind, auch auserwählt.“

Es iſt nicht zweifelhaft, daß dieſer Gedanke ſehr tiefe Wurzeln in dem Herzen jedes Orleans ſchlagen mußte. Eine Krone muß für einen Prinzen der Mittelpunkt aller ſeiner Hoffnungen, aller ſeiner Träume ſein; und wenn das Geſchick dann dieſe Krone ein Jahrhundert lang über dem Haupte einer Prinzenfamilie ſchwebend erhält, ſie von einem Menſchenleben zum

Digitized by Google

andern gleichſam in das Bereich ihrer Hand legt, ſo wird aus dieſen Möglichkeiten, die ſtets wieder zurücktreten, wenn ſie ſich verwirklichen ſollen, eine wahre Tantalusqual. Die Orleans hatten die glänzende Frucht, die das Geſchick ihnen zeigte, ein paarmal mit heißhungrigen Lippen berührt. „Du kannſt dereinſt König werden!" war ſo der geheimnißvolle Lebensgedanke vom Vater auf den Sohn, vom Sohne auf den Enkel. —

Die Revolution von 1789 fand abermals einen Orleans am Fuße des Thrones, den ſie ſehr bald in ſeinen Grundfeſten erſchüttern und dann zerſtören ſollte. Eine Weile hatte es das Anſehn, als ob die Revolution dem Königthume nichts weniger als feindlich ſei. Man ſchien noch nicht zu fühlen, daß die entartete Königsfamilie der älteren Bourbonenlinie, belaſtet mit dem Fluche mehrhundertjähriger Gewaltherrſchaft, Verſchwendungen und Ausſchweifungen aller Art, nicht mehr die Kraft habe, das Scepter Frankreichs mit rüſtiger und ſtarker Hand zu führen. Mit jedem Fortſchritte, den die Revolution machte, ſank das Anſehn Ludwig's XVI. immer tiefer hinab. Die Hellerſehenden konnten ſehr bald nicht mehr darüber in Zweifel ſein, daß ſein endlicher Sturz unausbleiblich.

Neben dieſem unglücklichen Fürſten, deſſen Macht alle Tage mehr unter dem Gewalts- und Laſtererbe ſeiner Vorgänger zuſammenſchrumpfte, ſtand Louis Joſeph Philipp, Herzog von Orleans, der Sohn des „Regenten", der Vater des Königs Louis Philipp. Er hatte von dem „Regenten" die Neigung zu Laſter und Ausſchweifungen und von ſeinen Vorgängern die dunkle Anweiſung auf die Königskrone Frankreichs geerbt. In dieſer Doppelrichtung, Genußſucht und Herrſchgier, lag die innere Verwandtſchaft des Herzogs von Orleans mit einer bedeutenden Partei, die beſonders zu Anfang der Revolution ſehr thätig in die öffentlichen Verhältniſſe eingriff. Ein großer Theil des alten Adels und der entarteten Geiſtlichkeit ſchloß ſich der revolutionären Bewegung an, weil ſie in ihr das Mittel ſahen, ihren Leidenſchaften ein neues Feld zu eröffnen, ſich auf Koſten des Königthums, des hohen Adels und der hohen Geiſtlichkeit zu bereichern und ihre eigene Herrſchaft durch den Sturz ihrer „Erſtgebornen" zu ſichern. Mirabeau und Talleyrand waren die Führer dieſer ganzen Claſſe und Richtung; der Herzog von Orleans aber wurde der Treiber derſelben.

Wir wollen hiermit nicht ſagen, daß Mirabeau und Talleyrand beim Anfange der Revolution nur in kalter Berechnung ihrem Eigennutze fröhnten. Im Gegentheile, ſie ſtanden, wie die ganze Welt damals, unter dem Einfluſſe des Geiſtes, der die franzöſiſche Revolution in die Bahn der Staatsverbeſſerung und der volksthümlichen Regierung hineintrieb. Aber dieſe allgemeine Richtung war in gewiſſer Beziehung nur der Samen, der je nach der Verſchiedenheit des Bodens, in den er fiel, dennoch andere Früchte treiben mußte. Die Herzen aller Derer, die in der von Zucht- und Gewiſſenloſigkeit moraliſch verpeſteten Luft der höheren Geſellſchaft aufgewachſen, waren doch nur Miſtbeete, die zwar raſchere Reife, aber auch wieder raſchere Fäulniß zeugten. Die Mirabeau's, die Talleyrand's waren die erſten Vorkämpfer der Revolution, aber auch die erſten Verräther und Verſchacherer

Digitized by Google

der Sache, die ſie eine Weile, von dem allgemeinen Rauſche mit fortgeriſſen, ſelbſt für heilig halten konnten.

Und wenn wir den Herzog von Orleans den **Treiber** dieſer Claſſe, dieſer Partei, dieſer Richtung in einem Theile der franzöſiſchen Geſellſchaft beim Anfange der Revolution nannten, ſo will dies abermals nicht ſagen, daß er Leute wie Mirabeau und Talleyrand gelenkt und vorwärts getrieben habe, ja nicht einmal, daß er ſelbſt ſich klar bewußt, wohin er ſie hätte treiben ſollen. — Es lag eine tiefe innere Verwandtſchaft in den Neigungen, Richtungen und Beſtrebungen dieſes Theiles der franzöſiſchen Geſellſchaft, und in dieſen Beſtrebungen ſelbſt traten Mirabeau und Talleyrand eine Weile an die Spitze der Bewegung, während der Herzog von Orleans hintenanſtand und nachſchob.

Der **Hof** fühlte dieſe Verhältniſſe ſehr wohl heraus, und deswegen ſuchte er insbeſondere Mirabeau und Andere neben ihm zu **kaufen**. Aber der Herzog von Orleans war nicht feil — weil er ſelbſt zu reich war, reich genug, um allen ſeinen Leidenſchaften freien Zügel zu laſſen, ja ſogar reich genug, um ſelbſt den Hof überbieten und oft mehr geben zu können, als dieſer aufzutreiben vermochte. Deswegen hatten der Hof und ſeine Anhänger nur ein Gefühl gegen ihn, das des unbedingteſten Haſſes. Dieſer trat ſehr bald ſo klar hervor, daß er zu einem offenen Bruche führte.

Man hat ſehr oft darüber geſtritten, ob der Herzog von Orleans während der Revolution Abſichten auf die Krone gehabt habe. Es ſcheint uns dieſer Streit gerade ſo vernünftig, als wenn man darüber hadert, ob die Jungfrau daran denke, einſt Gattin und Mutter zu werden. Der Gedanke an die Krone lag in der Natur der Orleans, der erſte und der letzte ſogen ihn mit der Muttermilch ein. Eine andere Frage iſt, ob der Herzog von Orleans, um zu ſeinem Ziele zu gelangen, abſichtlich und kalt berechnend den Sturz Ludwig's XVI. befördert habe. Man mag dieſe **kalte Abſicht** leugnen, ſie iſt nicht bewieſen, ſo lange der Herzog von Orleans ſelbſt zurechnungsfähig iſt für ſein Thun und Laſſen und nicht unter dem Zwange der Angſt und des Schreckens für ſein eigenes Ich handelt. Aber Das verhindert nicht, daß jeder ſeiner Schritte, jede ſeiner Handlungen, die abſichtliche oder unabſichtliche Hilfe, die er der Bewegung leiſtete, den Untergang Ludwig's XVI. immer unausbleiblicher machten.

Sehr bald aber riß ihn der Strudel ſo mit ſich fort, daß er ſelbſt einſehen mußte, wie er die Barke, in der er ſaß, nicht mehr lenke. Lange bevor er in thatſächlicher Gefahr erſchien, ſuchte er ſeine Kinder der Gefahr, die er ahnete, zu entziehen, und als ſein Haupt der verdienten und gerechten Rache des Geſchickes fiel, war ſeine ganze Familie im Auslande geſichert. —

3. Die ſtillen und geheimnißvollen Hoffnungen des Hauſes Orleans gingen abermals von dem Vater auf den Sohn über. Ja, der Sohn griff nach der Schattenkrone ſeines Vaters, ſchon ehe dieſer noch mit ſeinem Kopfe auch ſeine Krone niedergelegt hatte.

Louis Philipp muß ſehr jung ſchon ſeinen Charakter bekundet haben, denn ſein Vater nannte ihn ſchon bei ſeinen Spielen: Louis Philipp, „**Jamais-pressé**.“ Er war fein und klug und wußte ſtets ſeine Zeit abzu-

Digitized by Google

warten. Nur die über ſeinem Haupte ſchwebende Krone verlockte ihn jung ein paarmal zu übereilten Griffen nach ihr. Ein ausgezeichneter und ſehr ehrenhafter Officier und Schriftſteller, le Chevalier Bonard, war ſein erſter Erzieher, eine in allen Weiberkünſten hocherfahrene, die Entartung der Zeit und zugleich ihre philoſophiſche und ſtaatsrechtliche Aufklärung theilende Frau, Mad. de Genlis (Marquiſe de Sillery), legte die letzte Hand an das von ihrem Vorgänger begründete Werk. Jener hatte die Leidenſchaften des Knaben gezügelt, ihm eine ſehr kräftige und einfache Körpererziehung gegeben; dieſe glättete die ſcharfen Ecken, die er gelaſſen hatte. Männlicher Muth und weibliche Klugheit, Kraft und Elaſticität wurden die Folgen einer Erziehung, die ſcheinbar alle Regeln über den Haufen ſtieß, indem ſie das Kind und den Knaben einem Manne, und den Jüngling einem Weibe überließ. Mad. de Genlis war aber nicht nur die Erzieherin des Sohnes — ſondern auch die Maitreſſe des Vaters. Wir wollen hier nicht unterſuchen, welchen Eindruck dies Verhältniß zwiſchen dem Vater und der Erzieherin auf den Sohn und Schüler machen mußte. Aber wir denken, daß ein tiefes Moralgefühl nicht die Folge ſolcher Eindrücke ſein konnte.

Beim Ausbruche der Revolution war Louis Philipp, damals Herzog von Chartres, ein ſechszehnjähriger Jüngling, der in jeder Beziehung viel verſprach. Wie ſein Vater zeigte er die unbedingteſte Zuſtimmung zu den Grundſätzen, die 1789 ſiegten. Er hatte ſchon vorher bei Gelegenheit einer Reiſe zu einer Anekdote Veranlaſſung gegeben, die die Freunde ſeines Hauſes jetzt noch öfterer erzählten. Auf dem Mont St. Michel wurde vor der Revolution ein Käfig gezeigt, in dem Ludwig XIV. einen unglücklichen holländiſchen Zeitungsſchreiber, weil er gewagt hatte, gegen ihn ſeine Stimme zu erheben, Jahrelang aufbewahren und zuletzt verkümmern ließ. Als man dieſen Käfig auch dem jungen Orleans zeigte, gerieth er in Zorn und ließ ihn in Stücken zerhauen. Natürlich wurde ihm dieſe erſte That von den Freunden der Revolution hoch angeſchrieben. — Wir können ſchon hier den Gegenſatz nicht von der Hand weiſen. Wo Louis Philipp als dreizehnjähriger Knabe den Käfig eines Zeitungsſchreibers brach — ſchmachtet heute Dupoty, ein Zeitungsſchreiber, weil die Miniſter Louis Philipp's eine moraliſche — Theilnahme an einem wilden Volksaufſtande aus einem Zeitungsartikel herausklauben konnten.

Louis Philipp bekundete ſeine Zuſtimmung zu den Grundſätzen der Revolution durch ſeine regelmäßige Anweſenheit auf der Tribüne der Nationalverſammlung und ſpäter ſeine thätige Theilnahme als Mitglied der Geſellſchaft der Jakobiner. Die Feinde der Orleans behaupteten oft, daß an dem Tage, wo der Vater, damals genannt Egalité — das Todesurtheil über Ludwig XVI. ausſprach, der Sohn ſeinen Beifall auf der Tribüne offen zu erkennen gegeben und ſo ſelbſt den Ekel der keckſten Feinde des Königs und des Königthums erregt habe. Wie viele Zeugen auch für dieſe Behauptung ſprechen, ſo iſt ſie dennoch nichts weniger als bewieſen, da die Zeugen ſelbſt nichts weniger als leidenſchaftslos und unverdächtig ſind. Nur ſo viel iſt gewiß, daß Louis Philipp, ſo oft er in Paris war, die Tribüne des Convents ſehr fleißig — und einſt in Begleitung ſeines weiblichen „Gouverneurs"

Digitized by Google

beſuchte; und jedenfalls bekundet jene Sage über ſeine Beifallbezeigungen zu dem Todesurtheile des Königs, weſſen die Anhänger Ludwig's XVI. ſich von den Orleans verſahen.

Ludwig Philipp, zu Anfang der Revolution Herzog von Chartres und ſpäter Egalité genannt, fand übrigens ſehr bald Gelegenheit, ſich auf einem anderen Felde auszuzeichnen. Die Nationalverſammlung beſchloß, daß alle Inhaber von Regimentern dieſelben perſönlich befehligen ſollten, wodurch der junge Herzog von Chartres veranlaßt wurde, nach Vendome zu ſeinem Regimente zu gehen. In den erſten Tagen ſeiner Anweſenheit war er hier Zeuge eines Volksaufſtandes gegen einen unvereideten Prieſter, den er nicht ohne Gefahr für ſich ſelbſt mit Hilfe von ein paar Huſaren ſeines Regiments aus den Händen der empörten Maſſe riß und vom ſicheren Tode rettete. Kurze Zeit nachher bot ſich ihm Gelegenheit zu einer noch ſchöneren That, indem er einen Erſaufenden aus den Fluthen herauszog.

Als der Kampf des Auslandes gegen die Revolution begann, öffnete ſich ein neues Feld für den ſtrebenden Geiſt des jungen Fürſten. Er nahm Theil an allen Waffenthaten der erſten Feldzüge und zeichnete ſich ſowohl durch Führerblick als perſönliche Tapferkeit aus. Valmy und Jemappes verkünden ſeinen Namen mit Ruhm, und die Annalen der Republik ſprechen mit Achtung von dem „General-Citoyen Egalité."

Aber er fand nicht nur die Gelegenheit, ſich als Soldat und General auszuzeichnen, ſondern bald auch welche, ſeine Anſprüche auf die Krone Frankreichs geltend zu machen. Dieſer Gedanke war der leitende ſeines Lebens, Das wußte und ahnete Freund und Feind. Die Gegner der Orleans hoben ihn hervor als Anklage, die Anhänger derſelben ſuchten in ihm den Hoffnungen und den Eitelkeiten dieſer „Prätendentenfamilie" zu ſchmeicheln; die Vorſichtigen wollten ſich zum Voraus den zukünftigen Herrſcher geneigt machen. Danton, dieſer trotzige und doch ſo feige Vertreter der rohen Kraft und der feinen Liſt des Plebejers, ſagte Louis Philipp bei einem Beſuche: „Frankreich liebt die Republik nicht, es hat die Gewohnheiten, die Schwächen und die Bedürfniſſe der Monarchie. Nach unſern Stürmen wird es durch ſeine Laſter und ſeine Nothwendigkeiten zu ihr zurückgeführt werden. Sie werden dereinſt König ſein!" An demſelben Abende ſprach Danton in dem Jacobinerclub über die Ewigkeit und Unvergänglichkeit der Republik. Er ſchmeichelte Beiden — dem gegenwärtigen und dem zukünftigen Herrſcher.

Im Heere ſelbſt aber fand Louis Philipp den Mann, deſſen er vor Allen bedurfte. Wir haben geſehen, wie zwiſchen Mirabeau, Talleyrand und Egalité, dem Vater, eine gewiſſe innere Wahlverwandtſchaft ſtattfand. Dumouriez gehörte zu derſelben Claſſe Leute; aufgewachſen in der verpeſteten Hofluft des achtzehnten Jahrhunderts, hatte ihn der Geiſt der Zeit ergriffen; die innere Entartung trieb ihn ſelbſt und die äußere Verwirrung half ihm, die Verhältniſſe zum Beſten ſeiner Leidenſchaften, ſeiner Eitelkeiten, ſeiner Ruhm- und Genußſucht auszubeuten. Er war im Heere, was Mirabeau und Talleyrand und in einer andern Stellung auch Danton in der

Digitized by Google

Nationalverſammlung waren, das Genie der neuen, im Bunde mit der Verderbniß und den Leidenſchaften der alten Zeit.

Sehr bald trat ein innigeres Verhältniß zwiſchen Dumouriez und Louis Philipp Egalité ein. Dumouriez, der in Polen Abenteuer geſucht hatte, war alt genug, bei der Stimmung ſeiner Gefühle in dem Kriege gegen die Verbündeten, die in Frankreich einrückten, um die Revolution zu bekämpfen, etwas Haltbareres für ſich zu erſtreben als Ruhm und Ehre. Er dachte ſehr bald daran, ſich in dem eroberten Belgien eine Herrſchaft, eine Krone zu erwerben. Mit den Erfolgen ſeines Heeres ſtieg auch ſeine Ehrbegierde und dann leuchtete ihm die Rolle eines Dictators Frankreichs vor. Aber wie ſeine Anſprüche mit ſeinen Siegen und Fortſchritten dem Auslande gegenüber wuchſen, ſo nahmen ſie mit ſeiner erſten Niederlage wieder ab. Nach der Schlacht bei Nerwinden gab er den Gedanken auf, in Frankreich ſelbſt die erſte Rolle für ſich in Anſpruch zu nehmen; und begnügte ſich jetzt mit der zweiten.

Dieſe erſte dachte er nun ſeinem Freunde und Kriegsgefährten Louis Philipp Egalité zu. Beide, Louis Philipp und Dumouriez, verſtändigten ſich jetzt mit dem Feinde und Sieger, überließen dieſem das Feld, traten ihm die Feſtungen ab und kehrten ſich gemeinſchaftlich mit dem Fremden, der ſich unberufen in die Angelegenheiten Frankreichs miſchte, gegen ihr Vaterland und ſeine geſetzlichen Vertreter. Louis Philipp hoffte dafür, mit Hilfe des Auslandes auf die Gefahr des blutigſten Bürgerkrieges hin — König von Frankreich, Dumouriez Feldmarſchall des neuen Königs und Proconſul von Belgien zu werden.

Das Heer aber war zu gut, zu ſehr Volk zu dergleichen. Es liebte ſeine Feldherren — aber es liebte das Vaterland noch mehr. An dem Tage, wo der Verrath Dumouriez' und Egalité's klar war, fiel das Heer von ihnen ab, und Beide mußten flüchten und in der Fremde Schutz ſuchen.

4. Das Brod des Flüchtlings iſt ſtets ein ſaures, und wir denken, das Louis Philipp's von Orleans, der jetzt den Namen Egalité gegen den weniger bezeichnenden Chabos — ſpäter Corby — austauſchte — muß oft ſaurer geweſen ſein als das anderer Flüchtlinge. Sein unglücklicher und voreiliger Griff nach der Krone Frankreichs und ſeine Flucht waren für ſeinen Vater eine Art Todesurtheil. Louis Philipp mußte bei dieſem Todesurtheil ſelbſt eine neue Demüthigung erleben, denn nur Eine Stimme in der ganzen Welt erhob ſich für ſeinen Vater, und dieſe eine Stimme war die — Marat's. Es erklärt ſich daher einfach genug, daß Louis Philipp eine Zeit lang gezwungen war, ſein Brod ſich ſelbſt zu verdienen. Der Sache des Königs und der Ariſtokratie hatten die Orleans den Gnadenſtoß helfen geben; die Sache der Völker aber hatte Louis Philipp durch ſeine Verſchwörung gegen die Republik verrathen; er durfte ſich nicht an die Ariſtokraten wenden, denn dieſe ſagten, daß er als Jakobiner dem Todesurtheil des Königs ſeinen Beifall gezollt; er hatte kein Recht, Theilnahme bei den Demokraten zu hoffen, denn er hatte die Hand, die dem Todesurtheile des Königs Beifall klatſchte, gegen die Krone ausgeſtreckt.

Damals war das Juſtemilieu noch nicht erfunden. Dennoch wählte Louis Philipp eine Art der rechten Mitte. Er gab eine Zeit lang Unterricht in der Mathematik und Geographie im Collegium zu Reichenau in der Schweiz und wußte ſich ſehr bald bei ſeinen Mitlehrern beliebt zu machen. Später wurde er Adjutant des geflüchteten Generals Montesquiou. Die Siege der Republik trieben ihn aus der Schweiz, und er durchzog dann eine lange Zeit als Reiſender — halb Touriſt, halb Gelehrter — Norddeutſchland, Schweden, Norwegen, Lappland und Finnland; ging endlich nach Amerika, und von dort wieder zurück nach England, wo er viele Jahre zu Twickerham ſehr zurückgezogen lebte.

Im Jahre 1808 ging er nach Malta und von hier aus nach Palermo, wo er ſich 1809 mit Marie Amelie, Tochter Ferdinand's IV., Königs von Sicilien, vermählte. Als die Spanier das Joch Napoleon's abſchüttelten, bot er ihnen ſeine Dienſte gegen Napoleon, gegen Frankreich an. Aber England wies dieſelben auf Veranlaſſung der älteren Bourbonen zurück. Es war natürlich, daß dieſe dem „Prätendenten" der jüngeren Linie keine Gelegenheit geben mochten, neue Lorbeern zu erwerben und ſich an die Spitze des unzufriedenen und ausgewanderten Frankreichs zu drängen.

Die Reſtauration öffnete ihm endlich ſein Vaterland wieder und ſtellte ihn von Neuem dorthin, wo die Revolution die Orleans fand, an den Fuß des Thrones der älteren Bourbonen.

Das Benehmen Louis Philipp's während dieſer ganzen Epoche iſt der Gegenſtand des unbegränzten Lobes ſeiner Freunde, oft des ſtrengen Tadels ſeiner Feinde. Wir glauben, er verdient weder das Eine noch das Andere. Man rechnet ihm zum Guten an, was Nothwendigkeit war, man macht ihm ein Verbrechen aus Handlungen, die ſich in ſeiner Lage als ganz natürlich erklären. Die Tüchtigkeit ſeiner erſten Erziehung und die Kraft ſeiner Natur erlaubte ihm zu arbeiten, und er ſuchte ſein Brod in Arbeit zu erwerben, als er ſonſt keines fand. Er lebte wieder prinzlich, — wenn auch einfach — als er es wieder thun konnte. Er blieb theilnahmlos, ſo lange kein Platz für ihn zum Handeln war, und wollte getroſt gegen Frankreich eintreten, als ſich wieder Gelegenheit bot. Letzteres war damals faſt Mode — faſt eine ziemlich allgemein anerkannte Verfahrungsweiſe. Dumouriez, der Abenteurer, ſchrieb Memoiren für alle Parteien; Louis Philipp, der Kronbewerber, bot ſein Schwert in Spanien gegen Frankreich an; Moreau, der Republicaner, war im Kriegsrathe Rußlands, und Bernadotte, der Freund Napoleon's, mußte nothgezwungen die Schlacht bei Leipzig entſcheiden helfen. Es war Das für Keinen von ihnen edel und großherzig; aber die Zeit war geblendet und in ihr ſahen und fühlten nur Wenige die Unwürdigkeit der Rolle, die ſie übernahmen, als ſie ſich erboten, gegen ihr Vaterland zu kämpfen.

Louis Philipp würde ſie gewiß von der Hand gewieſen haben, wenn er nur entfernt darin etwas Anſtößiges geſehen hätte. Denn es iſt nicht zu bezweifeln, daß die Prophezeihung Danton's nicht einmal nothwendig geweſen wäre, um ihn ſtets daran zu erinnern, wie er dennoch vielleicht dereinſt König ſein werde, er handelte in dem beſtändigen Andenken an dieſe Möglichkeit.

Digitized by Google

Dieſe Möglichkeit ſelbſt war aber nicht wohl mit der alten Ariſtokratie, die ihn zurückſtieß, zu verwirklichen. Und ſo ſchloß er ſich den neuen Ideen und den neuen Menſchen feſter an. Er beſuchte in Nordamerika Washington und wußte ſich ſelbſt bei ihm beliebt zu machen; er trennte ſich in Palermo, wo er eine Zeit lang, ſeine innere Denkweiſe zurückhaltend, der Liebling des Hofes und der königlichen Familie war, ſehr bald wieder von ſeiner neuen Familie, weil nach vollzogener Heirath die politiſchen Grundſätze der Königin, ſeiner Schwiegermutter, vollkommen die der „guten alten Zeit", das heißt des Abſolutismus der Bourbonen älterer Linie, ihm nicht zuſagten. —

5. Die Reſtauration öffnete endlich Louis Philipp ein neues Feld der Thätigkeit. Er kehrte nach Paris zurück und wurde in den größten Theil der Güter und in alle Ehren ſeiner Familie wieder eingeſetzt. Sehr bald aber vertrieb die Landung Napoleon's die Bourbonen noch einmal aus Frankreich. Louis Philipp war mit dem Marſchall Mortier zugleich zum Commandanten des Departements du Nord ernannt worden. Aber er ſah ſehr bald, daß an Widerſtand nicht zu denken, und nahm in einem Briefe, der für die Oeffentlichkeit geſchrieben war und veröffentlicht wurde, von dem Marſchall Mortier Abſchied, indem er dieſem ſelbſt ſowie ſeinen Soldaten das höchſte Lob ertheilte, ſie zugleich in ziemlich unbeſtimmten, aber wohlklingenden Ausdrücken aufforderte, gegen „Frankreich" ihre Pflicht zu thun. Louis Philipp ſelbſt ging wieder nach England und lebte von Neuem als Flüchtling in Twickerham, bis ihn die zweite Reſtauration wieder nach Paris zurückrief.

Der raſche Sieg Napoleon's über die reſtaurirte Bourbonenfamilie hatte aller Welt gezeigt, wie ſchwach die Grundlage des alten Thrones im Herzen der Nation war. Louis Philipp gehörte ſchon nicht zu den Letzten, die dieſe Bemerkung machten. Die Bourbonen ſelbſt aber und ihre Freunde glaubten in einer kräftigeren Durchführung ihrer Anſichten und einem ſchärferen Benehmen gegen ihre Gegner das Mittel zu finden, dieſem Uebelſtande abzuhelfen. Der Herzog von Orleans ſeinerſeits aber ſah in dieſen Mitteln ſelbſt einen Grund mehr ihrer Schwäche und fand zugleich in ihnen eine Gelegenheit, ſeine eigene Grundlage in der öffentlichen Meinung zu befeſtigen.

Ludwig XVIII. hatte nach der zweiten Reſtauration auch die Pairswürde der königlichen Prinzen wieder hergeſtellt. In einer der erſten Sitzungen bekundete ſich der blinde Eifer der Freunde des reſtaurirten Königthums durch einen Paragraph in der Adreſſe, in dem es hieß: „Ohne dem Throne die Mildthat des Gnadenrechts ſchmälern zu wollen, wagen wir in aller Demuth von ſeiner Gerechtigkeitsliebe die nothwendige Vertheilung von Belohnungen und Beſtrafungen und die Reinigung der Verwaltung zu erbitten." Der Herzog von Orleans trat gegen dieſe Stelle auf und ſagte gewiß mit allem Rechte, „daß von dem Standpunkte des Pairshofes, als höchſtes politiſches Gericht, ihm jeder vorzeitige Ausſpruch als eine wahrhafte „prévarication" in der Ausübung ihres richterlichen Berufes erſcheine, indem ſie ſich auf dieſe Weiſe zum Ankläger und zugleich zum Richter aufwürfen."

Digitized by Google

Er nahm auf dieſe Weiſe ſeine Stellung von Neuem — in der Oppoſition gegen die reſtaurirte Königsfamilie. Der Hof ſah hierin eine Fortſetzung des „Hochverraths" der Orleans. Der Zorn und Sturm gegen den Herzog von Orleans war ſo groß, daß dieſer ſelbſt es ſehr bald für klug hielt, ſich in den Hintergrund zurückzuziehen. Er verließ von Neuem Frankreich und wohnte abermals ein paar Jahre in England. Im Jahre 1817 aber ſöhnte er ſich mit Ludwig XVIII. wieder aus, kam nach Frankreich zurück, zeigte ſich ſehr freundlich und empfänglich gegen die königliche Familie, nahm ſeinen Antheil an der Emigrantenmilliarde hin und lebte ruhig und zurückgezogen, theils im Palais Royal, theils auf ſeinem Schloſſe in Neuilly, bis endlich die Julirevolution ihm die langerſehnte Krone aufs Haupt ſetzte.

Während dieſer ganzen Epoche von 1817 bis 1830 ſchien der Herzog ſich vollkommen aller Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten zu enthalten. Er erwarb ſich den Ruf eines klugen und gewandten Eigenthümers, der mit Umſicht und Ordnung ſein unendliches Vermögen zu mehren wiſſe, und unterſtützte dann mit ſeinem Gelde doch wieder manche Schriftſteller und Künſtler, die natürlich dafür ſeine Freigebigkeit bei Gelegenheit geltend machten. — Die galanten Leidenſchaften ſeiner Vorfahren fanden bei ihm keinen Eingang. Er war deswegen nicht gerade ein Kopfhänger und Kirchengänger; im Gegentheil, er ſelbſt war, wie damals alle denkenden Leute in Frankreich, ein eifriger Anhänger Voltaire's — die Herzogin dagegen ſehr ſtreng katholiſch. So that die Familie der Philoſophie und der Kirche zugleich halbweges Genüge. Uebrigens zeigte ſich der Herzog ſtets als ein guter Familienvater, der auf Ordnung und Zucht halte. Dieſer Ruf erwarb ihm die Achtung des franzöſiſchen Mittelſtandes. Er ſuchte den ſchlichten Bürgern durch die Erziehung, die er ſeinen Kindern gab, noch näher zu treten. Seine Söhne wurden in die öffentlichen Schulen, in die Pariſer Colleges geſchickt, und angehalten, in ihnen nicht nur, wie andere ehrliche Bürgersſöhne, ihre Schulpflicht zu thun, ſondern ſich auch mit Söhnen des Volkes auf einem gewiſſen Fuß der Gleichheit, der Schulcameradſchaft zu erhalten. Nichts von Allem, was der Herzog von Orleans je gethan hat, wurde ihm von dem Pariſer Bürgerſtande ſo hoch angeſchrieben.

Ohne den Schein der vollkommenen Theilnahmloſigkeit an dem thätigen Treiben der politiſchen Parteien aufzugeben, ohne irgend öffentlich und thatſächlich in den Kampf einzugreifen, wußte der Herzog von Orleans dennoch ſich die öffentliche Meinung der Mehrzahl der Franzoſen, das heißt ſehr bald der Oppoſition, zu gewinnen. Er ſah Schriftſteller aller Parteien in ſeinem Palaſte, aber die Anhänger der „alten" Zuſtände und Familien fühlten ſich bei ihm, dem Sohne des Orleans=Egalité, dem Philoſophen und Voltairianer, nicht recht geheuer und überließen daher meiſt der „jüngeren" Generation das Feld. Was konnte der Herzog von Orleans dafür, daß man ihn in gewiſſer Beziehung auf die Seite der Oppoſition hindrängte? Er ließ ſichs gefallen — und trat ſo den Lenkern der Oppoſition in der Kammer, der Preſſe, dem Advocatenſtande und ſelbſt unter

Digitized by Google

dem Volke näher, ohne dem Hofe gegenüber den Anſchein zu haben, als ob er ſie ſuche. So ſtand er nach allen Seiten hin gedeckt.

Im Geheimen aber war er der theilnehmende und hingebende Freund aller Fortſchritte, aller Hoffnungen und aller Perſonen der Oppoſitionsparteien. Er fand auch in der Freimaurerei ein Mittel, dieſe Neigungen zu bekunden. Der Herzog von Orleans war Großmeiſter der Loge du Grand Orient zu Paris, ſtand ſo im Mittelpunkte aller Logen von Frankreich, und die ganze Freimaurerei nahm ſehr bald an der Bewegung der Oppoſition den thätigſten Antheil.

So gewann der Herzog von Orleans nach und nach die Stellung, die ſchon ſein Vater während der Revolution einzunehmen ſuchte. Er vermied alle Fehler, die ſein Vater in Folge ſeiner angeerbten Frivolität und Liederlichkeit beging und die die Urſache ſeines Unterganges wurden. Der Sohn wußte nicht nur das Ziel zu erreichen, ſondern auch den Schein zu retten, als ob er gar nicht daran gedacht, es zu erſtreben. Er hatte ſein Benehmen ſo eingerichtet, daß der König Karl X. ihm Nichts anhaben konnte, ſeinen Feſten im Palais-Royal bis am Vorabende der Julirevolution beiwohnte, — während der ſchlichteſte Bürger und der keckſte Feind der Bourbonen in ihm einen Bundesgenoſſen gegen die gehaßte Königsfamilie und ihre Anhänger ſahen *). Das war ein Meiſterſtück — wir beneiden den Künſtler weder um das Verdienſt noch um den Lohn.

6. Die Julirevolution erhob Louis Philipp auf den Thron Frankreichs. Das war das Ziel, nach dem die Orleans faſt von Anfang an ſtrebten. Daß Louis Philipp dies Ziel erreicht hat, iſt ſein Verdienſt; — und deswegen ſtreichen wir von demſelben ab, was nicht zu ihm gehört. Die

---

*) Aus einer Broſchüre des bekannten Oppoſitionspubliciſten Cauchois-Lemaire: Sur la Crise actuelle, lettre à S. A. R. M. le Duc d'Orleans 1817 hier zur Charakteriſtik der Verhältniſſe ein paar bezeichnende Aeußerungen. Der Publiciſt fordert den Prinzen auf, ſich an die Spitze der Oppoſition zu ſtellen. Er ſagt: „Alle, die mein Alter haben, möchten nicht dem Simeon gleichen, ſondern den „Erlöſer", der uns aus der ultramontanen Hölle rettet, ein paar Jahre vor ihrem Tode ſehen." — — „Während unſere Kräfte abnehmen, wachſen der Herzog von Bordeaux, der Herzog von Chartres und ſelbſt der Herzog von Reichsſtadt heran." Die drei Thronprätendenten. Es liegt eine Art Drohung in dieſem guten Rathe. Wie ſehr aber die Ahnung, die Hoffnung des zukünftigen Königthums des Herzogs von Orleans damals ſchon ſeine Anhänger beherrſchte, bekundet eine andere Phraſe des Publiciſten. Er ſagt: „Um klarer zu ſein, will ich eine Unterſtellung machen. Wenn ich unter der Herrſchaft eines Prinzen lebte, der Ihren Titel führte, bevor er den Namen Ludwig XII. erhielt, und dieſe Blätter an ihn gerichtet wären, ſo würde der „König" mir weder Injurien zu verzeihen, noch die Dienſte, die der Herzog erhalten hätte, zu lohnen haben." — Es ſcheint faſt, als ob Letzteres nicht ſo ganz der Fall, Herr Cauchois-Lemaire wurde nach der Julirevolution nicht vergeſſen. Jedenfalls bekunden dieſe ziemlich klaren Anſpielungen die noch klareren Hoffnungen der Freunde des Herzogs. Was aber den Herzog nicht verhinderte, wie uns Walter Scott in ſeiner Geſchichte Napoleon's belehrt, ein paar Jahre vorher, der Polizei eine anonyme Schrift zur Verfolgung zu übergeben, in der dieſe Hoffnungen nur etwas unverdeckter als in den Briefen Herrn Cauchois-Lemaire's ausgeſprochen waren. —

Digitized by Google

Mittel, die er anwendete, waren eben nur Mittel zum Zwecke und verdienen daher nur als ſolche, nicht auch an und für ſich das Lob, das ihnen oft ertheilt wurde. Die Zucht und Ordnung in ſeiner Familie, die freiſinnigen Anſichten, die „gleichheitliche" Erziehung ſeiner Kinder, die Herablaſſung gegen den ſchlichten Bürger — ſind an und für ſich gewiß ſehr lobenswerth und wahrlich ganz andere Mittel als die, die der Vater des „Königs der Franzoſen" anwendete, um zu demſelben Ziele zu gelangen, aber wenn ſie am Ende doch keine andere Abſicht hatten, als eine Krone gewinnen zu helfen, ſo fällt ihr inneres Verdienſt, ihre Moralbedeutung weg; denn es wird dann ſehr klar, daß der ehrbare Familienvater, der bürgerfreundliche Prinz auch zu anderen Mitteln gegriffen haben würde, wenn ihn dieſelben leichter und ſicherer dem Ziele hätten zuführen können. Ja, wir haben angedeutet, daß er auch ruhig zu anderen griff und ſchon unter dem Mantel des ſchlichten Familienvaters ſehr oft der Fuchsſchwanz hervorlugte.

Die Krone war das Ziel der Orleans. Und ſo weit fragt es ſich zur perſönlichen Würdigung des Fürſten, der dies Ziel erreicht hat: „Zu welchem Ende ſtrebte er nach der Krone?" Wir ſehen, wie Zucht, Ordnung, Freiſinnigkeit, Bürgerfreundlichkeit, Gleichheit zum Mittel dienen mußten, um den Orleans auf den Thron zu helfen. Wurde die Macht in der Hand des neuen Königs ein Mittel, um Zucht, Ordnung, Freiſinnigkeit, Bürgerfreundlichkeit und Gleichheit in Frankreich zu begründen; — oder hatte der Herzog von Orleans nur nach der Krone geſtrebt — um der Krone willen? Das iſt die Frage, deren Beantwortung das Urtheil über den Mann und den Menſchen in dem Könige der Franzoſen entſcheidet.

Zucht, Ordnung, Freiſinnigkeit, Bürgerfreundlichkeit, Gleichheit — waren in den Augen der Franzoſen die einzigen Gründe, um derentwillen ſie den Herzog von Orleans auf den Thron Frankreichs beriefen. Und ſie wurden die Urſache ſeiner Berufung, weil die ganze franzöſiſche Nation hoffte, daß der „Familienvater", der ſie im engeren Kreiſe ſeines Hauſes ſo ſchön hervorzukehren gewußt hatte, ſie auch in dem weiten Familienkreiſe der Staatsbürger einzuführen und aufrecht zu erhalten wiſſen werde.

Gingen dieſe Hoffnungen in Erfüllung oder wurden ſie getäuſcht?

In den erſten Tagen nach der Julirevolution war das neue Königthum reich an Verſprechungen aller Art. Man nannte es: „die beſte aller Republiken!" Es ſollte die gerechteſte, billigſte, einfachſte und wohlfeilſte aller Regierungen werden. Der neue König zog zu Fuß mit ſeinem Regenſchirm unterm Arm in den Straßen herum, und jeder ſchlichte Bürger, der ihn anredete, konnte auf eine freundliche Antwort und einen biedern Handſchlag rechnen.

Das war der Anfang, und wie hat ſich dies Alles geändert! Heute iſt die Regierung des Julikönigthums doppelt ſo theuer als die der Reſtauration; ſie hat von Jahr zu Jahr fünfzig Millionen mehr ausgegeben, und noch alle Tage wachſen ihre Bedürfniſſe. Der König, der einſt ſo freigebig

Digitized by Google

mit ſeinem Handſchlage war, darf heute nicht mehr ausgehen, ohne von einer ſpartaniſchen Mauer aus Soldatenleibern umgeben zu ſein; der Fürſt, der ſeine Krone der allgemeinen Zuſtimmung der Nation dankt, hat Paris mit Mauern und Zwingburgen umgeben müſſen und läßt ſich in ſeinem fünfundſiebenzigſten Jahre ein Familienzwangſchlößlein in ſeinem Lieblingsgarten zu St. Cloud bauen. In der ganzen inneren Politik herrſchen Mistrauen und Liſt. Die Wähler werden erkauft, die Deputirten durch perſönliche Vortheile gefeſſelt; — die Feinde beſtochen, die Freunde wie Feinde für jeden Dienſt bezahlt, — Corruption, Corruption iſt das geheime und ſtets thätige Rad der neuen Staatsmaſchine des Julikönigthums; die Freunde der Regierung rechnen auf den Lohn für ihre Dienſte; ihre Feinde machen ihnen denſelben zum Vorwurf und denken doch im Herzen nur daran, wie ihn ſich ſelbſt zu ſichern.

Die Corruption der öffentlichen Sitten hat auch die Familienſitten angegriffen. Generale, Miniſter, Adjutanten und Geſandten des Königs wurden zum Weltgeſpräche durch Verbrechen, die in ihrer grauſigen Nacktheit die tiefſte Entartung ahnen ließen.

Wir glauben nicht, daß dieſe Entartung ganz Frankreich ergriffen hat; aber wir glauben, daß ſie den Kreis, deſſen Mittelpunkt die Regierung und das Julikönigthum bilden, nach allen Gränzen hin durchdringt und vielfach aus dem politiſchen Leben auch in das bürgerliche Leben übergegangen iſt. Man mag die Farben ſo viel als möglich zu decken und zu mäßigen ſuchen, man wird ſie mit dem beſten Willen nicht verdecken und verwiſchen können. Wer Gedächtniß genug hat, bis an die erſten Tage nach der Julirevolution zurückzugreifen, und wer hell genug ſieht, um die Dunkel des heutigen Zwielichts zu durchſchauen, Der wird ſich über den Unterſchied zwiſchen Tag und Nacht, — zwiſchen damals und jetzt nicht täuſchen. Zucht, Ordnung, — Freiſinnigkeit, Bürgerfreundlichkeit und Gleichheit waren die Hoffnungen, die Verſprechungen der Julirevolution, — Corruption iſt die Frucht, die ſie getragen hat. An wem die Schuld?

7. Vielfach an den Zuſtänden, an den Verhältniſſen, — wer will es leugnen? — Aber die Menſchen ſind die Träger dieſer Zuſtände und Verhältniſſe, und Das iſt dann wieder ihr Antheil an der allgemeinen Verantwortung.

Wir glauben, daß nach 1830 für Frankreich, und durch das Beiſpiel Frankreichs für ganz Europa, eine Epoche politiſcher Ehrbarkeit möglich geweſen wäre, und wir hegen die Ueberzeugung, daß die franzöſiſche Regierung, daß das Julikönigthum zum Träger dieſer neuen Politik hätte auserwählt ſein können. Noch einmal, der Herzog von Orleans wurde König der Franzoſen, weil er in dem Rufe ſtand, ein braver, tüchtiger, ehrenhafter, ſparſamer und tugendhafter Familienvater zu ſein. Und gerade hierin bekundet ſich dann auch die öffentliche Meinung, die Stimmung der Nation, die Richtung, nach der hin ſie gelenkt ſein wollte. Sie verlangte eine freiſinnige, eine ehrbare, eine anſtändige Regierung.

Der neue König der Franzoſen aber — das iſt unſere innige Ueber-

Digitized by Google

zeugung — dachte an Freiſinnigkeit, an Ehrbarkeit, an Anſtand vor wie nach nur als an ein Mittel zur Begründung, zur Befeſtigung ſeiner Herrſchaft, zur Sicherung der Herrſchaft ſeiner Familie.

Wir ſahen, wie der Vater des Königs der Franzoſen zu Anfang der franzöſiſchen Revolution zum Treiber des Theiles der Nation geworden war, an deſſen Spitze Mirabeau, Talleyrand und Danton ſtanden. Unglauben und Genußſucht, Philoſophie und moraliſche Entartung, Freiſinnigkeit und Herrſchbegierde waren die inneren Neigungen dieſes Theiles der franzöſiſchen Geſellſchaft. Talleyrand, der Klügſte und Feinſte unter ihnen, hatte die Revolution, das Kaiſerthum und jetzt auch die Reſtauration überlebt. Er hatte ſie alle hohnlächelnd zu Grabe geleitet, nachdem er ſie alle kalten Herzens ausgebeutet hatte, ſo lange ſie ſich ausbeuten ließen, ſo lange dies Ausbeuten ohne irgend eine Gefahr möglich war. Wo man mehr bot, wo die Zukunft mehr verſprach, verrieth er die Sache, der er diente, — oder diente beiden, ſo lange dies ging. Talleyrand war der fleiſchgewordene Gedanke des geiſtreichen Hohnes der alten „roués“ gegen alle edleren Hoffnungen und Neigungen der neueren Zeit.

Und dieſer Menſch wurde am Tage nach der Julirevolution der geheime und innige Rathgeber des neuen Königs der Franzoſen, der ihn ſogar öffentlich zu ſeinem Geſandten in London ernannte. Talleyrand und Louis Philipp! — Das genügt, um ohne Furcht, dem Einen oder dem Anderen Unrecht zu thun, das Urtheil auszuſprechen, daß ein König, der ſich bei Talleyrand Raths erholte, im Innerſten ſeines Herzens politiſche Ehrbarkeit und geſellſchaftliche Gerechtigkeit als ein Spiel für die Klugen und eine Lockſpeiſe für die Einfältigen anſah.

Eine Weile wurde das Spiel noch fortgetrieben, die Lockſpeiſe vor wie nach ausgehängt. Ja, ſie wurde ſogar in vermehrter Menge zum Beſten gegeben. Der König Louis Philipp ſang nach der Julirevolution vor jedem Haufen zuſammengelaufenen Geſindels die Marſeillaiſe, um ſich alle Welt gewogen zu erhalten. Er glaubte allen Leidenſchaften, die die drei Kampftage geweckt hatten, huldigen zu müſſen. Die ſpaniſchen, die italieniſchen, die belgiſchen Patrioten erhielten Aufmunterung und Gelder von der Juliregierung, um die Revolution in ihre Länder zu tragen. Man hatte Furcht in Paris vor dem Auslande, und hielt es für klug, dem Auslande Furcht vor der Revolution einzuflößen. Deswegen unterſtützte man die Revolution des Auslandes in allen Vertretern, die ſie in Paris hatte.

Und es gelang auch bald und durchgreifend, Angſt vor der Revolution zu verbreiten. Und als dies Ziel erreicht war — warf man das Mittel, durch welches man es erreicht hatte, über Bord. Die ſpaniſchen Flüchtlinge, die zur Revolutionirung Spaniens ausgeſchickt wurden, die die Gelder und Waffen hierzu von der Juliregierung erhielten, behaupteten ſpäter, daß dieſelbe Regierung ſie an ihre Feinde verrathen und in deren Hände geliefert habe. So viel iſt gewiß, daß man eine Weile allen Leidenſchaften des Augenblickes ſchmeicheln zu müſſen glaubte und ſchmeichelte.

Digitized by Google

Und uns ſcheint es, als ob hierin der Keim alles folgenden Unheils liege. Die franzöſiſche Nation war am Tage nach der Julirevolution zu den edelſten Entſchlüſſen reif. Und wir glauben, daß ſie an dieſem Tage mehr denn je auf die Stimme der Ordnung, der Ruhe, der öffentlichen Zucht und Ehrbarkeit — um derentwillen ſie ja Louis Philipp auf den Thron berief — gehorcht haben würde. Anſtatt aber vom erſten Tage an der Nation offen und unumwunden gegenüber zu treten, und ihr zu ſagen: „Ihr wollt, ich ſoll Euer König ſein, weil Ihr auf Anſtand und Freiheit, Ordnung und Gleichheit haltet; — wohlan, Ihr ſollt in mir Euren Mann finden; ſtreng, gerecht und offen, ehrlich gegen alle Welt, das Inland und das Ausland. — Die erſte Pflicht des Bürgers aber iſt Ordnung und Geſetz, helft mir vor Allem dieſe aufrecht erhalten, denn der Kampf der Oppoſition gegen die Regierung, der Kampf der Regierung gegen das Geſetz, Euer eigener Kampf gegen die Gewalt haben alle geſetzliche Ordnung erſchüttert!" — Anſtatt ſo des Mannes Sprache den Männern gegenüber zu reden, huldigte das junge Julikönigthum offen den Leidenſchaften des Tages, während es hinterrücks mit Liſt und im Geheimen die Ordnung zu retten trachtete.

Es ſcheint uns dies Benehmen Louis Philipp's die logiſche Folge der Rolle zu ſein, die er während ſeines ganzen Lebens geſpielt hatte. Er hatte ſtets ſein eigentliches Ziel, den Thron, ganz im Geheimen verfolgt. Die unterirdiſchen Gänge, die unmittelbar auf denſelben zuführten, liegen ſo tief, daß ſie ſelbſt jetzt theilweiſe noch unbekannt ſind. Durch die Julirevolution hatte ſich das Ziel geändert; es galt Ruhe und Ordnung herzuſtellen, um die Krone zu ſichern. Der offene, gerade Weg würde hier bei der Stimmung der Nation, die einen „ehrbaren Familienvater, zu ihrem Könige wählte und die ſehr bald für Ruhe und Ordnung ihr Letztes, Leib und Leben, einſetzte, ſicher der beſte und kürzeſte geweſen ſein. Aber die vierzigjährige Gewohnheit war in Louis Philipp zur zweiten Natur geworden. Er glaubte, den Freiſinnigen ſpielen, von der „beſten Republik" reden zu müſſen und unterdeß die Ordnung — jetzt ſein Hauptziel — wie früher die Krone auf geheimen, unterirdiſchen Wegen verfolgen zu müſſen. Der König war bei dem geheimen Kronprätendenten in die Schule gegangen und hat ſich nie von dieſer Schule wieder freiſagen können.

Während man von der „beſten Republik" offen ſprach, während man ein Programm „republikaniſcher" Inſtitutionen durchſchimmern ließ *), wurden die Maßregeln, die allein die Ordnung und Ruhe dauer-

*) Bei dem Beſuche, den L. Ph. am 1. Aug. Lafayette machte, ſagte er dieſem: „Je suis républicain! la constitution républicaine des Etats Unis d'Amérique m'a toujours paru la plus parfaite; cependant la monarchie entourrée d'institutions républicaines me semble mieux convenir à la France." An demſelben Tage ſagte er im Palais-Royal: „Je suis républicain, mais la monarchie républicaine me parait préferable à la république pure." — Später noch hörte man ihn ſagen: „Comment trouvez vous le général Lafayette, qui prétend être plus républicain que moi!" — etc. etc.

Digitized by Google

haft ſichern konnten, in engeren Kreiſen, wie eine Verſchwörung, die das Tageslicht zu ſcheuen habe, betrieben; — während man offen den Anſichten und Hoffnungen der aufgeregten Jugend ſchmeichelte, ſchickte man geheime Agenten unter ſie, die ſie zu Schritten veranlaſſen mußten, von denen man die beſten Erfolge für die zukünftige Sicherſtellung der Ruhe und der Ordnung hoffte. So lange der Herzog von Orleans nach der Krone ſtrebte, waren Ehrbarkeit und Zucht das edle Mittel — zu einem ſchnöden Ziele der Herrſchſucht; von dem Augenblicke an, daß die Krone errungen war, wurden ſchnöde Mittel angewendet, um das edle Ziel der öffentlichen Zucht und Ordnung zu erreichen.

Sehr bald aber ahneten Viele das geheime Treiben, und glaubten dann — nur zu natürlich — in ihr eine Art offenbaren Betrug entdeckt zu haben. Das erklärt die Gereiztheit, die ſich von nun an zwiſchen den Parteien, die am Tage nach der Julirevolution Ein Herz und Eine Seele zu ſein ſchienen, einſtellte; die Jugend, die Kämpfer der Julitage, kamen zuerſt zu dem Schluſſe, daß hinter ihren Rücken ein falſches Spiel mit ihnen vorgenommen werde, und ergriffen dann die nächſte Gelegenheit, in Emeuten ihrem Mismuthe Luft zu machen. Sie glaubten in dem geheimen Treiben ein Streben zu erkennen, die Julirevolution ungeſchehen zu machen und wieder in das Gleis der Reſtauration einzulenken. Die Hauptemeuten der Julikämpfer waren gegen dieſe Abſicht, die man der Regierung unterſtellte, gerichtet. Die erſten bedeutenden Aufſtände fanden bei Gelegenheit des Proceſſes der Miniſter Karl's X. ſtatt. Die Regierung wünſchte die Rathgeber des geſtürzten Königs zu retten, und die unendliche Mehrzahl aller Franzoſen theilte ſicher dieſen Wunſch; das ganze denkende Europa verabſcheute das Blutvergießen für politiſche Verbrechen, die kalte Todesſtrafe gegen den politiſch Beſiegten. Es lag alſo ſehr nahe, daß die Juliregierung hier im Namen Frankreichs und der Menſchlichkeit aufzutreten ſich berufen fühlen mußte, um die Todesſtrafe von den Miniſtern der Reſtauration abzuwenden. Und ſie trat auch wirklich für ſie auf, aber nicht offen und gerade aus, ſondern im Geheimen und auf einem Schleichwege. Anſtatt vor aller Welt keck und laut zu erklären: „Wir wollen kein Blut nach beendigter Schlacht, wir und alle freiſinnigen Männer haben während der ganzen Reſtauration die Todesſtrafe für politiſche Verbrechen bekämpft, und heute, wo wir zur Macht gelangt ſind, ſoll die Welt erfahren, daß wir nicht mit Redensarten, ſondern mit Ueberzeugungen die blutigen Greuel unſerer Feinde angegriffen haben;" anſtatt ſo zugleich ein Beiſpiel politiſchen Bürgermuthes und menſchlichen Edelmuthes zu geben, ließ die Regierung kurz vor dem Proceſſe gegen die Miniſter durch einen ihrer Unterlinge einen Antrag auf Abſchaffung der Todesſtrafe in die Deputirtenkammer bringen. Sie wagte es nicht, einen Geſetzvorſchlag in dieſem Sinne zu machen, ſondern begnügte ſich damit, eine Petition einzuleiten und zu unterſtützen. Es war nur zu klar, daß man auf dieſe Weiſe die Miniſter Karl's X. hinterliſtigerweiſe zu retten ſuchte; und gerade dieſe feine, kluge, liſtige Weiſe war die Haupturſache, daß ſelbſt Leute wie Odilon Barrot,

Digitized by Google

die, wenn man ihnen die Frage offen geſtellt hätte: „Wollt Ihr denn, daß die Miniſter geköpft werden ſollen?“ die bejahende Antwort mit Abſcheu von ſich abgewieſen haben würden, in der Liſt — auch einen Betrug fürchteten und ſich gegen den Antrag auf Abſchaffung der Todesſtrafe ausſprachen. Andere aber ſagten: „Seht Ihr, ſo will man Euch narren; man hat die Todesſtrafe abſchaffen wollen, um die Miniſter Karl's X., die Euch ruhig in den Straßen zu Tauſenden niederſchießen ließen, zu retten.“ Das Julikönigthum hatte nicht gewagt, offen den Grundſatz, der die Hinrichtung des beſiegten politiſchen Feindes für eine Rache und keine Strafe erklärt, zu vertreten, ſondern man verſteckte ſich hinter eine andere allgemeine Maßregel, um die Perſonen zu retten. Es lag in der Natur der Sache, wenn das ſchlichte Volk gerade aus dem Umſtande, daß die Regierung nicht wagte, offen für den Grundſatz einzutreten, den Schluß ziehen mußte, daß die Schuld der Perſonen zu groß ſei, um offen vertheidigt zu werden. Und ſo verurtheilte es ſie im Geiſte zum Tode — weil die Regierung nicht gewagt hatte, ſie offen gegen die Ungerechtigkeit eines ſolchen Todesurtheils, einer ſolchen Rache des Siegers, in Schutz zu nehmen.

Das führte zu der Emeute bei Gelegenheit des Urtheils der Pairskammer über die Miniſter Karl's X., und dieſe ſelbſt zwang dann die Regierung, nachträglich zu thun, was vorher zu thun ihre Pflicht geweſen wäre. Jetzt aber hatte die Kraft, die ſie entwickelte, die Folge, daß ihre neuen Gegner, gewiſſermaßen triumphirend ob ihrer eigenen Niederlage, ſagen konnten: „Seht Ihr, wir haben die Regierung gezwungen, die Maske abzunehmen, ſie war im Geheimen ſtets für die Miniſter Karl's X., ſonſt würde ſie am Ende nicht ſo kräftig für ſie eingetreten ſein.“

So wurden die natürlichen Verhältniſſe zwiſchen der neuen Regierung und dem Volke gefälſcht. Sehr bald gab es eine große Partei in dem letzteren, die die Regierung des Verrathes an der Julirevolution offen anklagte und die dieſe Anklage durch die Art, wie dieſelbe Ruhe und Ordnung auf Schleichwegen durch Liſt, Betrug, geheime Triebfedern und „Agents provocateurs“ herzuſtellen ſuchte, für ſehr Viele unwiderleglich begründete, und dieſe Anſicht trieb dann die wilderen Gemüther ſtets zu neuen gewaltigen Verwahrungen, zum Sturme der Kirche l'Auxeroi St. Germain und des erzbiſchöflichen Palaſtes u. ſ. w., weil man auf dieſe Weiſe die geheimen Neigungen der Regierung zu treffen und zu zernichten hoffte.

Das war die Bahn, auf die die Parteien nach und nach geriethen, Liſt auf der einen, Gewalt auf der anderen Seite. Die Liſt glaubte zum Beſten der Ordnung, die Gewalt zum Beſten der Freiheit zu handeln. Und die Liſt tödtete die Ordnung, weil ſie die Gewalt ſchuf, und die Gewalt die Freiheit, weil ſie der Liſt den Sieg überlaſſen mußte.

8. Wie den Parteien im Volke, ſo handelte Louis Philipp auch ſeinen Anhängern, Freunden und Gehilfen ſelbſt gegenüber. In dem erſten Miniſterium, das er berief, waren alle Abſtufungen der öffentlichen Meinung, von Dupont de l'Eure bis zu Guizot und Talleyrand (als Geſandter zu

Digitized by Google

London), vertreten. Sehr bald aber zeigte ſich, wie wenig die Beſtandtheile, die hier verſammelt waren, zuſammenpaßten. Louis Philipp ſchien theilnahmlos, Allerweltsfreund, zwiſchen den ſich mehr und mehr abſtoßenden Anſichten und Perſönlichkeiten zu ſtehen.

Nach und nach trat die Grundverſchiedenheit, die zwiſchen den verſchiedenen Miniſtern ſtattfand, immer klarer hervor. Die Einen hielten Ordnung, Ruhe, öffentliche Zucht für das Hauptbedürfniß des Augenblicks und ſahen in jeder Neuerung, in jeder Bewegung das Geſpenſt der Revolution von 1793, die am Ende ihre eigenen Kinder verzehrte; — die Andern gaben der öffentlichen Meinung mehr Gehör und glaubten, daß die Julirevolution dem Inlande wie dem Auslande gegenüber in die Bahn der freiſinnigen Fortſchritte und volksthümlichen Verbeſſerungen einlenken müſſe. Sehr bald ſtanden ſich die Männer des Stillſtandes und die Männer des Fortſchrittes offen gegenüber. Caſemir Périer war der Führer der Erſteren, Lafitte in gewiſſer Beziehung der parlamentariſche Führer der Letzteren.

Die Anſicht, daß ein Syſtem freiſinnigen Fortſchrittes dem Inlande wie dem Auslande gegenüber ſeine Gefahr hätte haben, zum Kriege und durch den Krieg zum Untergange der „conſtitutionellen Monarchie" in Frankreich hätte führen können, läßt ſich immerhin vertheidigen, wenn dieſe Anſicht auch ſicher auf einem Irrthum beruhte. Sie aber wurde die eigentliche Grundlage, auf die ſehr bald die Julíregierung ihr ganzes „Syſtem" aufbaute. Es iſt auch nicht einen Augenblick zweifelhaft, daß Louis Philipp dieſe Anſicht von Anfang an theilte und von Anfang an darauf hinarbeitete, ihr den Sieg zu verſchaffen. Aber er that dies abermals Jahr und Tag lang nur im Geheimen, nur auf Schleichwegen.

Als das erſte Miniſterium Louis Philipp's durch den von Dupont de l'Eure, Lafayette und Odilon Barrot eingereichten Abſchied geſprengt wurde, blieb dem Könige die Wahl zwiſchen den beiden Syſtemen, zwiſchen den beiden Leuten, die ſie vertraten, Lafitte und Caſemir Périer. Louis Philipp wählte Jenen, aber er geſellte ihm ſeinen ergebenſten Anhänger Montalivet bei. Das „Syſtem" des Fortſchrittes, wie es von Lafayette, Lafitte, Dupont de l'Eure verſtanden wurde, hatte in Hrn. Montalivet einen beſtändigen geheimen Todesfeind in allen ſeinen Berathungen und bei allen ſeinen Maßregeln — nicht zu beſiegen, denn man beſiegt nur die offenen Feinde — ſondern mit fortzuziehen. Er wurde in gewiſſer Beziehung eine Kette an ihrem Fuße. Nicht ſelten trat er ihnen offen in den Weg, aber nicht als offener Feind, ſondern als beſorgter Freund, der ſie zum Beſten ihrer Abſichten, ihrer Zwecke, ihres Syſtems des Fortſchrittes warnen, hinhalten, zurückziehen zu müſſen glaubte. So entſtanden Spaltungen unter den Führern des Miniſteriums Lafitte und dieſe wurden die Urſache ſeiner Schwäche, und die Schwäche der Regierung wieder die Urſache, daß ſie nicht mehr im Stande war, die öffentliche Bewegung im Geiſte des ruhigen Fortſchrittes zu lenken. Die Regierung gerieth in Stocken; die Parteien merkten ihre Ohnmacht; allgemeines Schwanken, Unordnung und vollkommenes Hinſchwinden jedes Vertrauens waren die Folge.

Digitized by Google

Was Wunder, daß ſehr bald das Miniſterium zuſammenbrach, daß die edleren Männer in ihm an ihrer eigenen Kraft zu verzweifeln begannen und Viele den Verrath ſchon jetzt ahneten, wenn auch erſt ſpäter durchſchauen lernten!

Die **Unordnungen** dieſer Epoche, Folge des Zwieſpaltes, Folge der **geheimen** Neigungen, Richtungen und Maßregeln Montalivet's, das heißt: Louis Philipp's, zernichteten das Anſehen der Partei des Fortſchrittes bei allen ängſtlichen Gemüthern, bei allen Claſſen der Geſellſchaft, die auf Ordnung und Ruhe angewieſen ſind. — Die geheimen Maßregeln und Neigungen, die ſehr Viele durchfühlten, empörten die Freunde des Fortſchrittes und machten ſie ſehr bald zu offenen und erklärten Feinden der Regierung des Julikönigthums, des „Syſtems." In dieſem doppelten Ergebniß bekundet ſich die wachſende Macht der Conſervativen, die ſehr bald unter Caſemir Périer hervortrat, aber ebenſo die Entrüſtung der Freunde des Fortſchrittes, die endlich zu dem entſcheidenden Kampfe der Junitage von 1832 führte.

Caſemir Périer war der **offene**, **muthige**, **kecke** Vertheidiger der Ordnung und öffentlichen Zucht, der Ruhe und des Friedens. Und er trat als ſolcher aller Welt gegenüber. Er blieb vor dem Könige ſtets ein ſelbſtſtändiger Charakter und donnerte die Feinde Frankreichs in der Kammer und im Auslande nieder. Er wagte den **Kampf** für ſeine **friedlichen** Anſichten, er nahm den Handſchuh der Oppoſition im Innern ebenſo keck auf als den des Abſolutismus im Auslande. In Belgien, in Italien, in Portugal zog Caſemir Périer getroſt das Schwert, wagte er den Krieg — um den Frieden zu retten.

Aber die geheimen Maßregeln des jungen Julikönigthums hatten die Verhältniſſe ſchon ſo vergiftet, daß jetzt die offene Sprache Caſemir Périer's faſt zu ſpät kam. Die neugewählte Kammer ſpaltete ſich in zwei gleiche Hälften, und der vom Miniſterium vorgeſchlagene Präſident erhielt nur 1 Stimme mehr als der Präſident der Oppoſition. Caſemir Périer wollte abtreten; Louis Philipp wußte ihn zu bereden, daß er zum Heile des Landes bleiben müſſe. Aber ein conſtitutioneller Miniſter ohne Majorität? Dafür wußte das „Syſtem" Rath. Es war gewohnt, ſeinem „**edeln Ziele**" auf allerlei **ſchlechten Wegen** zuzuſchleichen. Ein Dutzend Deputirte der Oppoſition wurden durch perſönliche Vortheile beſtochen und erkauft. Alles zum beſten Zwecke — für Ruhe, Ordnung, Friede im Innern und nach Außen.

Anfangs kommen dieſe **geheimen Mittel** nur gegen die offenbaren **Feinde** der neuen Regierung in Anwendung. Nach und nach aber änderte ſich der Gegenſtand derſelben. Die erkauften Feinde wurden gute Freunde; aber ſie hatten von der geheimen Frucht gegeſſen, und ſie hatte ihnen wohlgeſchmeckt. Anſtatt die Feinde zu erkaufen, galt es ſpäter, ſich die erkauften Freunde zu ſichern, und ſehr bald fanden die nicht erkauften Freunde, daß ſie am Ende gerade ſo viel werth ſeien als die erkauften Feinde.

So wurde die Beſtechung Mode und bildete ſich nach und nach zum

Digitized by Google

Syſteme aus. Das iſt die breite Bahn, in die die Regierung hineingerieth und aus der ſie nicht wieder herauskonnte. Die Bahn aber heißt „Corruption!“ Sie war anfangs nur ein Mittel zum Ziele geweſen; aber ſie wurde nach und nach ſo allgemein, daß ſie das Ziel ſelbſt zu werden drohte. Man gewöhnte ſich daran, nur um des Lohnes willen der Regierung zu dienen, und dieſer Lohn wurde dann nach und nach der einzige Endzweck des Dienſtes, den man leiſtete. Vaterland, Freiheit, Fortſchritt, Ruhm und Ehre — ach, man lernte einſehen, daß das nur ſchöne Worte ſeien, mit denen man die Einfalt narrt. Talleyrand war bald nicht mehr nöthig, um mit ſeinem Hohne ſich über die „Armen an Geiſt — und an Geld“, die an etwas Höheres als ihr eigenes Ich glaubten, die weiter hinaus als auf ihre Taſche hinarbeiteten, luſtig zu machen.

9. Auf dieſem Wege, durch dieſe Mittel gelangte das Julikönigthum endlich zu einer ziemlich feſten Majorität für ſein „Syſtem.“ Es traten noch miniſterielle Kriſen ein, aber ſie hatten keine Syſtemänderung als Urſache und ebenſo keine zur Folge. Guizot, Thiers, Molé, Soult — waren alle nur die ergebenen Diener des Julikönigthums, die ergebenen Vollſtrecker der Befehle Louis Philipp's. Der Unterſchied zwiſchen ihnen war nur eine äußere hellere oder dunklere Schattirung, das Weſen war daſſelbe.

Die Feinde der Ordnung waren beſiegt, ſie waren beſiegt durch die Gewalt, die ſie ſelbſt herausgefordert, durch die Liſt, die ſie zur Gewalt getrieben hatte. Wir haben die Ueberzeugung, daß dieſe Liſt nicht nöthig zum Siege geweſen wäre, und daß ſie nur den Kampf herbeigeführt hat. Am Ende ſiegte der Geiſt des franzöſiſchen Mittelſtandes, der Louis Philipp zu ſeinem Könige wählte, weil er ein „anſtändiger und ordentlicher Familienvater“ war, des franzöſiſchen Mittelſtandes, der keine Republik wollte, weil er bei dieſem Namen an die Gewalt und das Blut von 1793 dachte und entſchloſſen war, dieſe Herrſchaft des Schreckens nicht zum zweitenmale aufkommen zu laſſen.

Die Liſt, die auf ſeiner Seite ſtand, hat ihn nicht ſtärker gemacht, als er war; wohl aber den Sieg beſudelt und die Sieger ſelbſt nach und nach vielfach an der Gerechtigkeit ihrer Sache zweifeln laſſen. Eine Regierung, die im Sinne eines „anſtändigen, ehrenhaften, ordentlichen, ſparſamen, Freiheit und Gleichheit achtenden Familienvaters“ gehandelt hätte, würde höchſt wahrſcheinlich den Zuſammenſtoß vermieden haben und hätte ſicher, wenn er unvermeidlich durch die entfeſſelten Leidenſchaften der Revolution herbeigeführt worden wäre, in ganz anderer Weiſe auf die Ergebenheit und die Schlagfertigkeit des Mittelſtandes rechnen können.

Doch laſſen wir dieſe Unterſtellungen. Halten wir uns an die Thatſachen. Die Gegner der Ruhe und Ordnung waren beſiegt; die Regierung, das „Syſtem“ konnten auf die Kammern und die Nationalgarde bauen.

Und dann? — Ja, dann als die Ordnung geſichert war, benutzte das Julikönigthum die erſte ruhige Stunde dazu — — etwa die inneren Angelegenheiten Frankreichs beſſer zu geſtalten? laſtende Steuern abzuſchaffen? die Unmaſſe der Beamten zu vermindern? das Heer auf den

Digitized by Google

Friedensfuß herabzuſetzen? Zuſtände zu ſchaffen, die armen Leute gegen die in der Natur liegende Uebermacht des Reichthums in Schutz zu nehmen? — Das Julikönigthum dachte an etwas Anderes — ſeine Miniſter traten jetzt auf einmal vor die erſtaunte Nation und forderten eine neue Dotation für einen Prinzen des Hauſes Orleans.

Der „ſparſame" Familienvater — dachte vorerſt und vor Allem an ſeine Kinder. Als er König wurde — hatte er ſein ganzes unendliches Vermögen auf die Seite gebracht. Dadurch wurde eine Civilliſte, trotz des Reichthums der Orleans, nöthig. Als davon zuerſt die Rede war, ſtutzte die Nation, die ja einen ſo „ſchlichten" Bürgerprinzen gewählt hatte. Anfangs war auch nur von ein paar lumpiger, vier Millionen die Rede. Der freiſinnige Lafitte mußte die Civilliſte durchſchmuggeln helfen, und er dachte zu großmüthig, um hier zu knickern. So wuchſen ihm die Millionen unter der Hand, bis ſie nach und nach zum Doppelten und Dreifachen, zu der artigen Summe von 12 Mill. ſtiegen; nicht zu reden von den domaines de la couronne, den reichſten und ſchönſten Beſitzungen von ganz Frankreich.

Das Alles genügte dem „ſparſamen" Familienvater nicht, er benutzte die erſte Ruhe, die eine große Majorität in der Kammer ſeiner Regierung gab, um eine neue Dotation zu — fordern, in Anſpruch zu nehmen, zu erbitten — „une petite million, s'il vous plait, pour un pauvre père de famille!" ſpotteten die kleinen Witzblätter Frankreichs.

Das war der erſte harte und den Boden erſchütternde Stoß, den das neue Königthum erlitt. Von da an wurde es für ſehr viele Leute klar, daß Louis Philipp dieſelben Leidenſchaften hatte, die er bei Anderen vorausſetzte und auf die er ſein conſtitutionelles Syſtem baute.

Er hatte das Ziel erreicht; Ruhe, Ordnung ſtanden feſt — und er bettelte dann um eine Million für die reichſte Familie der Welt.

Das war das Ende der ſchönen Mittel; ein anderes — volksthümliche Reformen, Sicherung des Wohls der Nation durch thatſächliche Staatsverbeſſerungen, durch öffentliche Erſparungen, Friedensfuß im Heere und Ordnung in der Verwaltung — hat Louis Philipp nie im Ernſte beabſichtigt und jedenfalls von da an nicht wieder zu beantragen Gelegenheit gefunden. Er hat die Zeit verſäumt — er griff nach der Frucht des kleinlichſten Eigennutzes. Die Nachwelt wird ihn richten! —

10. „Das Alles verhindert nicht, daß Louis Philipp den Frieden der Welt rettete", ſagen die Freunde des Königs der Franzoſen, die ſelbſt halbwegs zugeſtehn, daß er im Innern eine andere, eine beſſere Bahn zu ſeinem „edeln" Ziele hätte einſchlagen können.

Den bedrohten Frieden zu retten! — ja das iſt eines großen, eines edeln Herrſchers vollkommen würdig. Das höchſte Verdienſt Louis Philipp's liegt darin, daß er das Syſtem der Friedenspolitik nach und nach zur Anerkennung brachte. Nur fürchten wir, daß auch hier ſeine Mittel und ſeine Zwecke nicht in Einklang waren.

Es iſt nicht zweifelhaft, die unendliche Mehrzahl des franzöſiſchen Volkes wollte 1830 keinen Krieg, war bereit, Alles, was ſich mit der Ehre

eines Volkes verträgt, zu thun, um den Frieden mit den Nachbarn zu ſichern. Wenn Louis Philipp im Namen ſeiner Regierung 1830 offen und vor aller Welt erklärt hätte: „Frankreich fürchtet keinen Feind, keine Nation und alle Nationen zuſammen nicht; — aber es wünſcht in Frieden mit allen ſeinen Nachbarn zu leben, und hofft, daß man es in Frieden laſſen werde": ſo würde die ganze Nation und auch ganz Europa ihm ihren einſtimmigen Beifall gezollt haben. —

Nur ein Theil des franzöſiſchen Volkes wünſchte Krieg, verlangte die Wiederherſtellung Frankreichs in den Gränzen des Kaiſerthums; die Zernichtung der Verträge von 1815.

Welcher von dieſen beiden Parteien neigte ſich der König zu? Beiden! Die Wahl Talleyrand's zum Geſandten in London war eine ſehr klare Bürgſchaft für das Ausland, daß Louis Philipp die Verträge von 1815 nicht anzugreifen gedenke; die geheimen Inſtructionen Talleyrand's und aller andern Geſandten waren in dieſer Beziehung noch viel klarer. Aber während man ſo, dem Auslande gegenüber, der Friedenspolitik huldigte, zeigte man ſich dem Inlande gegenüber ſehr kriegeriſch geſtimmt; ließ man es nicht an öffentlichen Demonſtrationen fehlen, bei denen „Valmy und Jemappes! Jemappes und Valmy!" den Grundton bildeten. Später that zwar Louis Philipp ſelbſt ſo friedliebend als möglich; — während der Herzog von Orleans, jetzt Kronprinz, allen Leidenſchaften der napoleoniſchen Rückerinnerungen ſchmeicheln mußte. So geſtaltete ſich nach und nach dem Auslande gegenüber derſelbe Widerſpruch wie dem Inlande gegenüber; man verfolgte im Geheimen und mit geheimen Mitteln unabläßlich ein Ziel, dem entgegenzuſtreben man ſich öffentlich das Anſehen geben zu müſſen glaubte. Auch in dieſer Beziehung trat unter Caſemir Périer die Kriſis ein. Périer wollte den Frieden, aber mit Ehren und Anſtand. Deswegen wagte er für ihn das Schwert zu ziehen. Wir ſind überzeugt, daß ſein kräftiges Auftreten in Belgien, in Ancona, in Liſſabon den Frieden gerettet hat. Aber ebenſo denken wir, daß Louis Philipp lieber glaubte, durch ſeine geheimen Friedensverſicherungen an die Großmächte allein dem Kriege vorgebeugt zu haben.

Doch iſt Dies zur Charakteriſtik Louis Philipp's Nebenſache; die Hauptſache zu dieſem Ende iſt, daß er dem Frieden „partout et toujours" huldigte und dennoch den Kriegsleidenſchaften eines Theiles des Volkes fröhnte. Dieſes Spiel wurde bald bei Gelegenheit Polens wieder ſehr klar. In der Thronrede vom 23. Juli 1831 ſagte Louis Philipp in Bezug auf das unglückliche Volk: „Ich habe Polen, deſſen Muth die alte Freundſchaft Frankreichs wieder aufgeweckt hat, jene Nationalität ſichern wollen, die der Zeit und ihren Schwankungen zu widerſtehen vermochte." Und während er ſo Frankreich gegenüber öffentlich ſprach, ließ Sebaſtiani die geheimen Gefühle des Königs und auch die geheimen Verſicherungen für die Herrſcher Europas klar durchſchimmern, als er den Sturz Warſchaus mit den entſchlüpften Worten: „Maintenant l'ordre règne à Varsovie!" ankündigte.

Seit dem Untergange Polens und der Niederlage der Republikaner in

Digitized by Google

den Junitagen konnte Louis Philipp offener zu Werke gehen, und von da an wurde dann das Syſtem des Friedens partout et toujours! die aufgeſteckte offene Fahne Louis Philipp's. Und ſiehe — von da an ſtrebt er dann überall auf geheimen Wegen zu erreichen, was Frankreich zu andern Zeiten offen in Anſpruch nahm und wofür es ſein Blut wagte.

Die Friedenspolitik partout et toujours ruht vor Allem auf dem Bündniſſe mit England. Louis Philipp gab ſich Mühe, daſſelbe zu ſichern. Er ſchmeichelte den Eitelkeiten und den Anſichten aller Leute, die in England Macht haben. Aber während er ſo der gute Freund Englands war, ſuchte er England ohne allen Lärm aus allen Stellungen zu verdrängen, wo der Einfluß Frankreichs den guten Freund erreichen konnte. In Belgien, in Spanien, in Portugal, in Griechenland, in Aegypten — war der gute Freund ſehr thätig, den Bundesgenoſſen ganz im Geheimen aus dem Hauſe des Nachbarn werfen zu helfen. Die orientaliſchen Verwickelungen bekundeten dieſe Richtung am klarſten, Frankreich unterſtützte Mehemed Ali gegen England, und dies veranlaßte am Ende England zum Bruche mit ſeinem guten Freunde und Bundesgenoſſen Louis Philipp.

Die Ereigniſſe von 1840 zeigten dann daſſelbe Spiel, das wir ſchon oft beobachtet haben. Im Innerſten denkt Louis Philipp nur an den Frieden, — und alle ſeine äußeren Bethätigungen deuten auf den Krieg hin. Die Marſeillaiſe in den Theatern von Paris ſcheint nur das Vorſpiel eines ernſten Kampfes am Rheine zu ſein; bis dann ganz Deutſchland ſich wie ein Mann erhebt und dem Spiele bald ein Ende macht. Wir laſſen dahingeſtellt, was Louis Philipp dabei im Orient gewonnen hat; aber Frankreich hat dabei im Occident, am Rheine die freundliche Stimmung, die hier für daſſelbe herrſchte, verloren und Deutſchland noch einmal wieder feſter an England als an Frankreich angeſchloſſen. Das iſt für Beide, für Frankreich und Deutſchland, ein Unglück. Jedenfalls aber waren die Ereigniſſe von 1840 eine vollkommene, erſte Niederlage des „Syſtems", das ſeit 1830 in Frankreich herrſcht, eine vollkommene Niederlage ohne Kampf, eine Niederlage, die die politiſche Exiſtenz eines bis dahin geachteten Bundesgenoſſen, Mehemed Ali's, zernichtete und zugleich die Macht und politiſche Bedeutung eines verletzten Nachbarn, Deutſchlands, verdoppelte.

Dieſe Lehre führte Louis Philipp wie den gezüchtigten Schüler wieder in die Arme Englands, ſeines Meiſters, zurück. Und dann beginnt von Neuem das Spiel, das wir ſo oft verfolgt haben. Die Freundſchaft wird immer wärmer, Louis Philipp erklärt ſie öffentlich für ein „herzliches Einverſtändniß" — und unterdeß arbeitet er aus allen Kräften darauf hin, England im Geheimen aus Spanien zu verdrängen. Erſt wird Espartero, der Freund Englands, der Gegner Frankreichs, von Paris aus geſtürzt; aber noch iſt der „cordiale" Freund jenſeits des Canals nicht vollkommen enttäuſcht und auch der Freund dieſſeits noch nicht an ſeinem Ziele. Die ſpaniſchen Heirathen ſind der letzte Act der entente cordiale und zerſtören für immer die Möglichkeit eines Bündniſſes mit England — die Grundlage der franzöſiſchen Friedenspolitik.

Von nun an mußte Frankreich anderswo ſeine Bundesgenoſſen ſuchen.

Es richtete ſich an Oeſterreich, und die Hoffnung, dort einen Freund in der Noth zu finden, führte dann zu den neueſten Bethätigungen Frankreichs in der Schweiz und in Italien. Was hier geſchehen, iſt erſt von Geſtern, und wir würden uns kein Urtheil über die Ereigniſſe anmaßen, wenn das Benehmen des Königs der Franzoſen und ſeines gutgezogenen Miniſters, Hrn. Guizot's, nicht vollkommen zu dem Charakter paßte, den ſeine Politik nie verleugnet hat. In der Schweiz und in Italien trat Frankreich mit Oeſterreich offen als der Beſchützer der Verträge von 1815 und der Zuſtände, die ſie ſchufen und ſichern ſollten, auf. Die Schweizer wurden öffentlich von Seiten Frankreichs mit Intervention bedroht, während Jedermann in Frankreich weiß und Louis Philipp klarer als irgend Jemand dies Bewußtſein im Herzen tragen muß, daß nie und nimmer eine Intervention Frankreichs für Metternich und die Jeſuiten in der Schweiz möglich würde. Die Schweizer ſchritten raſch ihrem Ziele zu, und wir denken, ſie haben es vorerſt erreicht, und Frankreich hier — wie 1840 am Rheine — die gute Stimmung ſeines Nachbarn auf lange hin verloren.

In Italien aber ſcheint die Politik des Julikönigthums auf dem beſten Wege, abermals zu verſuchen, ob es ihr gelingen könnte, wie es ihr in Spanien gelungen, die Braut ihres Freundes und Bundesgenoſſen heimzuführen. Während das franzöſiſche Cabinet öffentlich den Schein annimmt, als ob es mit Oeſterreich gegen die nationale und freiheitliche Bewegung in Italien auftrete, ſucht es in ſeinen geheimen Depeſchen den Schein zu retten, als ob es dem Papſt und den Italienern alles Gute auf der Bahn der nationalen Wiedergeburt wünſche. Das Spiel iſt noch nicht aus, aber ſein Ende ſchon im Anfang angedeutet. Wir denken, es wird wie in Aegypten, wie in Spanien, wie in der Schweiz nicht zu dem gewünſchten Ziele führen. Die Italiener werden ſich durch den Schein der Freundſchaft nicht für Frankreich, das ihrem Gegner die Hand bietet, ſtimmen laſſen, und Oeſterreich ſehr bald einſehen, daß es bei einer ſolchen Freundſchaft mehr einbüßen muß, als es durch ſie gewinnen kann.

10. Die Friedenspolitik Louis Philipp's war zu allen Zeiten eine Lüge. Sie war eine Lüge Frankreich gegenüber, ſo lange man einen Theil der franzöſiſchen Nation mit kriegeriſchem Anſchein feſſeln zu müſſen glaubte; ſie war eine Lüge dem Auslande gegenüber, weil man unter dem Scheine des Friedens allen den Abſichten, Einflüſſen und politiſchen Errungenſchaften zuſtrebte, die nur die Beute des Krieges ſein können, die kein Volk ſich mit ſchönen Phraſen von cordialer Freundſchaft abſchwatzen läßt, ſobald das Gelüſte zur That werden ſoll. Louis Philipp würde ein großer Friedensfürſt, eine Wohlthat für Frankreich und die ganze Menſchheit geweſen ſein, wenn er den Frieden im Herzen und nicht nur im Munde gehabt hätte. Louis XIV. wollte Spanien an ſeine Familie und an Frankreich bringen, Napoleon ſagte: „Das Mittelmeer iſt ein franzöſiſcher See.“ Zu allen Zeiten ſuchte Frankreich ſeine Macht in der Schwäche und den innern Zwiſten ſeiner Nachbarn. Das waren die Urſachen hundertjähriger Kämpfe. Louis Philipp erklärt: er ſei der Fürſt des Friedens, und ſtrebt dann in Aegypten, in Griechenland, in Spanien, am Rhein, in der Schweiz und in

Digitized by Google

Italien nach demſelben Ziele, das Ludwig XIV. und Napoleon ſich ſteckten; ruft die Urſachen wieder ins Leben zurück, die den Krieg unerläßlich machten und unerläßlich wieder herbeiführen werden.

Die Friedenspolitik Louis Philipp's hatte keine andere Abſicht als den Kampf hinauszuſchieben, weil es nicht räthlich für die neue Dynaſtie erſchien, ihn ſchon ſo jung zu wagen. Das iſt überhaupt der Kern des Kernes. So lange Louis Philipp nur Herzog von Orleans war, handelte er ſtets in dem Gedanken: wie König von Frankreich werden; — und ſeit Louis Philipp König der Franzoſen iſt, denkt er nur an das Eine: wie dafür ſorgen, um die Krone auf ſeinem Haupte und dem Haupte ſeiner Nachkommen zu befeſtigen.

Wer ihm daraus keinen Vorwurf macht, der verſchone uns wenigſtens mit den klingenden Redensarten von Volkswohl, von gemäßigtem Fortſchritte, von Freiheit und Ordnung, von allgemeiner Friedenspolitik — es handelt ſich nicht um ſie, ſondern um die Krone Frankreichs. Die Frage iſt nur, ob es gelungen iſt, dieſelbe für die Familie Orleans zu ſichern? Und dieſe Frage muß die Zukunft beantworten; ſo weit wir ſie in der Vergangenheit leſen zu können glauben, ſcheint uns ihre Bejahung Nichts weniger als über allen Zweifel erhaben zu ſein. Die Völker ſind heute auf einen Standpunkt gekommen, wo ihre Achtung, ihre Liebe, ihr Intereſſe allein die Krone ſichern. Louis-Philipp aber war ein zu guter Freund Talleyrand's, um auf Achtung und Liebe viel zu geben. Er hat wenig gethan, um ſich die Frankreichs zu ſichern. So bleibt nur das Intereſſe Frankreichs übrig. Und dieſes hat er vor Allem in ſeiner Friedenspolitik geſehen, und zwar mit Recht. Es fragt ſich alſo: ob dieſer Friede zuletzt wirklich geſichert iſt? Das Gegentheil aber ſcheint kaum zweifelhaft. Die ſpaniſchen Heirathen haben nicht nur die Freundſchaft zwiſchen England und Frankreich unmöglich gemacht, ſondern tragen — wenn ſie nicht zum Hohne der Orleans ausſchlagen ſollen — den Keim des Krieges in ſich. Und für den Fall des Krieges ſelbſt hat Frankreich 1840 die Freundſchaft Aegyptens und Deutſchlands, 1847 die der Schweiz verloren und ſteht auf dem Punkte, gegenwärtig auch Italien für lange von Frankreich zurückzuſtoßen.

Das ſcheint uns das Ergebniß der feinen, klugen Politik Louis Philipp's im Inlande und dem Auslande gegenüber zu ſein. Er iſt einer der gewandteſten Nachfolger, die Macchiavell je gehabt hat. Sein Vorbild war ein Stümper in der Kunſt, ſein jüngſter Schüler ein Meiſter; — aber wir müßten uns ſehr irren, wenn die Zukunft nicht die Lehre aus Beiden ziehen wird, daß die Schlangenliſt ohne Taubenunſchuld, daß Klugheit ohne Ehrlichkeit am Ende doch ſtets den Kürzeren zogen. Venedey.

Polen ſeit dem Jahre 1842. Eines der wichtigſten Hinderniſſe, welche ſich der ruſſiſcher Seits beabſichtigten gänzlichen Einverleibung Polens in den ruſſiſchen Staat entgegenſtellten, bot noch immer die katholiſche Geiſtlichkeit dar, nachdem im Jahr 1841 der polniſche Staatsrath und das Obertribunal zu Warſchau durch ein Ukas des Kaiſers Nikolaus aufgehoben worden waren, an deren Stelle zwei neu errichtete Departements im Senat zu St. Petersburg traten; daher er-

Digitized by Google

öffnete der Kaiſer am 1. September 1842 den um ſich verſammelten katholiſchen Biſchöfen: er wolle ihre Religion ſchützen, gedenke aber keine Jeſuiten zu dulden und verlange von ihnen völlige Unterordnung unter den Staat. Nebenbei hatte auch der polniſche Adel allerlei Demüthigungen zu erleiden, wovon wir nur eine angeordnete Unterſuchung der adeligen Geburtsanſprüche nennen wollen. Hierin haben wir die Haupturſachen der revolutionären Umtriebe des Jahres 1846 zu ſuchen, denn ohne dieſe Umſtände würden die vom Auslande her wirkenden Kräfte ſicher eine noch weit weniger entſprechende Unterſtützung im Lande ſelbſt gefunden haben, als dies der Fall war. In Paris hatte ſich von einem großen Theile der nach dem Auslande geflohenen zehentauſend Polen am 8. December 1831 ein beſtändiger Volksausſchuß gebildet, den man gewiſſermaßen als Gegenregierung des polniſchen Volkes anſehen darf. Durch eine nicht geringe Anzahl von Schriften in der Nationalſprache, welche eingeſchmuggelt und nach Möglichkeit, zum Theil vermittelſt beſonders abgeſandter Emiſſäre verbreitet wurden, regte man das Nationalgefühl an, unterhielt oder mehrte man den Ruſſenhaß und leitete den neueſten Aufſtand ein. Dieſe raſtlos ſtrebenden Männer nannten ſich „Entjocher", zerfielen jedoch nach alter Polenweiſe in mehrere Parteien, wovon im Jahr 1838 die Ariſtokraten den Fürſten Adam Czartoryski zum König von Polen in partibus wählten, wogegen aber 2238 Polen das Verdammungsurtheil dieſes neuen Königs ausſprachen. Der bekannte Profeſſor Lelewel ſtiftete, um dem Zerwürfniſſe ein Ende zu machen, am 25. Mai 1839 die Confederacya (Vereinigung), doch behielt eine andere Verbindung, der demokratiſche Verein, das Uebergewicht; Vorſteher deſſelben waren im Jahr 1845 Joh. Alcyato, Joſ. Wyſotzki, Th. Wisznioffski, L. Mieroslaffski und Heltmann. Dieſer letztangeführte Verein mühete ſich indeß vergeblich ab, das ruſſiſche Polen zum Aufſtand zu bewegen, die Polizei war allzu wachſam und — was als ein Haupthinderungsmittel erſcheint — die größere Maſſe des Volkes war nicht in Aufregung zu bringen! Die Ruſſen brachten allerdings eben auch keine Volksfreiheit, allein — hatten es die einheimiſchen Ariſtokraten-Republikaner nicht ebenfalls bei der alten Leibeigenſchaft und Sklaverei bewenden laſſen? Prieſteraufhetzereien vermögen aber jetzt kein Volk mehr zum Aufſtande zu bewegen, kaum daß ſie noch im Stande ſind, vereinzelte Tumulte hervorzurufen! Unter ſolchen Umſtänden faßte der demokratiſche Verein diejenigen Theile des alten Polens ins Auge, welche unter deutſcher Herrſchaft ſtehen, um hier eine Revolution zu beginnen. In Oberſchleſien und Mähren misglückten die angeſtellten Verſuche gänzlich und auch anderwärts wurden, namentlich aus Mangel an Geldmitteln, nur geringe Fortſchritte gemacht. Die preußiſche Regierung wies zu Anfange des Jahres 1844 die ihr verdächtig gewordenen Polen, welche aus Frankreich kamen und zum großen Theil ein wahres Brandſchatzungsſyſtem auf den Titel der Emigrantenſchaft hin durchführten, von der Gränze bis hinter Magdeburg zurück, worauf der demokratiſche Verein noch in demſelben Jahre einen förmlichen Kriegsplan entwarf. Politiſchen Parteimännern gleich, die ſich von Allem abſchließen, was nicht unter ihrer Fahne fechten will, hatten ſich die Häupter des demokra-

Digitized by Google

tiſchen Vereins in die Idee verrannt: alle Polen theilten ihre Wuth gegen die Feinde der Freiheit, worunter man die ruſſiſche, öſterreichiſche und preußiſche Regierung im engern, im weitern Sinne aber alle Ruſſen und Deutſchen verſtand, ohne zu bedenken, daß eine große Mehrzahl des polniſchen Volkes, die Landbewohner, ſich namentlich unter dem preußiſchen Regimente, das förmlich um die Gunſt ihrer untergebenen Polen buhlte, unendlich beſſer befand, als früher unter dem Drucke der patriarchaliſchen Junkerherrſchaft, unter der Peitſche von Ariſtokraten-Republikanern, die ſich Freiheit nur auf Unkoſten der Knechtſchaft Anderer zu denken vermochten oder aus Eigennutz denken wollten. Die Mehrzahl des Volkes haßte wohl den Ruſſen und liebte keineswegs den Deutſchen, namentlich war Beider Bevormundungsſucht und Schreibſtubenherrſchaft widerwärtig; allein ſelbſt wenn unter ſo langer Knechtſchaft unter der Fauſt eines Junkerthumes, das mit Republikanismus kokettirte, eine politiſche Geſinnung hätte entſtehen können, ſo würde dennoch die Rückſicht auf eine in materieller Hinſicht gebeſſerte Lage im Stande geweſen ſein, ſtarke Dämpfer aufzuſetzen. Kurz man war in den Fehler alles Abſonderungsweſens gerathen, das mit der Unbekanntſchaft im Volke den eigentlichen Boden unter den Füßen verliert. Aber nicht blos die Emigranten im Auslande, denen dies noch am eheſten zu verzeihen geweſen wäre, ſondern auch die Ariſtokraten im Lande ſelbſt und ihr Anhang verfielen in dieſelbe Schiefſtellung, ſie hatten ſeither in zu großer Nichtgemeinſchaft mit dem Volke gelebt, waren zu wenig beſtrebt geweſen, deſſen wahre Geſinnungen kennen zu lernen, um zu begreifen, daß der Bauer wenigſtens inſtinctartig einſehen gelernt, wie man ihn abermals nur als Kanonenfutter und als Katzenpfote vorſchieben würde, um es nach glücklich vollbrachtem Schlage zu machen wie früher. Der Volksboden war durch lange, lange Knechtſchaft verſumpft und verdumpft, ſo daß hauptſächlich die dicht vor Augen liegenden materiellen Intereſſen Berückſichtigung fanden; und während die unzufriedenen Ariſtokraten reinweg Nichts für Heranbildung zur Volksfreiheit gethan, vielmehr nach wie vor nur unter ſich verkehrt hatten, waren wirkliche Schritte zur Beſſerung der Zuſtände des Volkes namentlich von der preußiſchen Regierung geſchehen, die alſo durchſchnittlich nur den allem Slaventhum eigenen Deutſchenhaß gegen ſich hatte, und dieſer war nicht mächtig genug, um materielle Rückſichten zu überwiegen.

Dieſe Einſicht hatte ein Vorſteher des demokratiſchen Vereins, Mieroslaſſski, welcher im März 1845 nach Poſen abgeſandt wurde, nicht gewonnen. Ihm war die Aufregung in Kränzchen, Caſinos, Hetzjagdgeſellſchaften u. ſ. w., denen der beglacéehandſchuhte geiſtreiche Dandy hauptſächlich beiwohnte, hinreichend erſchienen, und er entſchied ſich für ein Losſchlagen binnen Jahresfriſt. Bis dahin traf er Anſtalten zur Herbeiſchaffung von Geldern, zur Einholung genauer Nachrichten über die deutſchen Streitkräfte, und es ſollten zur rechten Zeit Pläne, Anführer und Waffen aus Frankreich zugeführt werden. Den Winter von 1845 auf 1846 brachte man damit zu, der Verſchwörung neue Mitglieder zu gewinnen und ſie durch abgenommene Eide zu feſſeln. Vom 18. bis 26. Januar 1846 fand eine Berathung der Hauptverſchwörer in Krakau Statt und man wählte im

Digitized by Google

Voraus die Mitglieder einer künftigen Nationalregierung. Der Ausbruch des Aufſtandes ſollte in der Nacht vom 21. auf den 22. Februar beginnen und ſich von Oſtpreußen bis nach Galizien erſtrecken. Mit ihren Dienſtleuten ſollten die Gutsbeſitzer die befeſtigten Plätze überfallen, alle deutſchen Soldaten und Beamten todtſchlagen ſowie die Caſſen und Waffenvorräthe wegnehmen. Später ſollte eine Landwehr polniſchen Stammes aufgeboten werden, um ſich den ruſſiſchen Maſſen entgegen zu ſtellen. Man hatte die Deutſchen offenbar für zu ſchläfrig und geringfügig angeſehen, denn ſchon im Herbſte 1845 geſchahen preußiſcher Seits geeignete Schritte, um dem unreifen Unternehmen zu begegnen, und am 13. Januar 1846 begann eine Immediatcommiſſion ihre genauen Unterſuchungen der Umtriebe, was am 12. Februar zur Verhaftung Mieroslaffski's und mehrerer anderer Häupter führte. Dies reichte hin, die ganze Sache zu zerſprengen, denn die Verſchworenen waren dadurch kopf- und rathlos geworden. Ein lächerlich erſcheinender Verſuch zur Ueberrumpelung Poſens am 3. März war faſt Alles, was von der revolutionären Partei unternommen wurde. Auch in Galizien wurden Verhaftungen vorgenommen und nur der Senat von Krakau verweigerte die Feſtnahme einer Anzahl von Perſonen, von denen mit größter Offenheit die revolutionären Abſichten bei Gelagen und dergleichen an den Tag gelegt worden waren. Auf Antrag der Reſidenten der drei Schutzmächte beſetzte am 18. Februar General Collin mit öſterreichiſchen Truppen Krakau, deſſen Senat ſein Anſehen nicht aufrecht halten zu können verſicherte; allein ſchon am 22. Febr. mußte er ſich wieder daraus zurückziehen, genöthigt durch die Angriffe eines um ſich greifenden Aufſtandes. Ein Bürgerausſchuß ſetzte hierauf den Grafen Wodzitzki als Oberbefehlshaber hin, indeſſen erſchienen bald darauf Johann Tyſſoffski, Gorzkeffski und Alexander Grzegorzeffski an der Spitze von dreihundert Krakuſen, um ſich als am 21. Januar zu Paris mit der Regierung Beſtallte zu erklären, wornach der Erſtgenannte als Dictator auftrat. Aber ſchon am 26. Februar zeigte ſich der alte Erbfeind Polens, die Uneinigkeit, indem Profeſſor Wisznieffski ſich als Dictator ankündigte, nachdem er Tyſſoffski mit einer Truppe Studenten des Nachts überfallen und zur Abdankung gezwungen hatte. Letzterer ermannte ſich ſpäter und trat Erſterem als zweiter Dictator gegenüber.

In Galizien nahm jedoch der Aufſtand noch eine andere, für die Revolutionairs gewiß ſehr unerwartete Wendung; denn als das Haupt des galiziſchen Aufſtandes, ein Graf Michael Wirſioloffski, in Liſſa Gura am 19. Februar mit einem Anhange von etwa dreißig Herren erſchien und dem verſammelten Landvolk Robotfreiheit und Gütergemeinſchaft verhieß, wenn es gegen die Oeſterreicher losſchlüge, ſchüttelten die Bauern ungläubig die Köpfe und ein Sprecher erklärte: „ſie würden den Kaiſer nicht verrathen, ihn aber feſtnehmen und nach Tarnoff bringen, wenn er ſich nicht fortmache!“ Der Graf ſchoß den frechen Sprecher nieder, wurde jedoch ſammt ſeinem Anhange ein Opfer der Wuth des Volkes, das von ſeinen Dreſchflegeln Gebrauch machte und dann die Leichen der Erſchlagenen nach Tarnoff führte, wo die erſchrockenen öſterreichiſchen Beamten die Bauern von ſich auf die Edelleute und deren Anhang hetzten. Die Folge war, daß gegen zweitauſend Adelige,

Prieſter, Wirthſchaftsbeamte und Hofbediente umgebracht, das ganze Land aber in Flammen geſetzt wurde. An die Spitze dieſes Bauernaufruhrs trat ein alter Bauer, Jakob Szela, den die patriarchaliſche Herrſchaft der Herren Boguß zum unbarmherzigen Gegner des patriarchaliſchen Princips gemacht hatte. Nur mit großer Mühe wurden die Bauern nach längerer Zeit wieder zur Ruhe gebracht *).

Im ruſſiſchen Polen ſcheiterte das Unternehmen einer Revolution völlig; der dahin geſandte B. Dombroffski fand keinen Boden für ſeine Aufwiegelung und entfloh, während Pantaleon von Potozki bei dem Verſuche, Siedlie mit bewaffneter Hand zu nehmen, ergriffen und gehenkt wurde. Auch hier wetzten die Bauern ſchon ihre Meſſer, aber nicht zum Aufſtande gegen die ruſſiſche Regierung, ſondern gegen ihre Edelleute; der Erfolg ausbrechender Unruhen würde demnach ein ſolcher wie in Galizien geworden ſein. Dahin hatten es die Ariſtokraten-Republikaner überall gebracht, daß das Volk lieber zu den Gegnern der Nationalfreiheit hielt!

Wer von den Unruheſtiftern nicht mit der Flucht davon kam, den traf die Verhaftung, welcher in Rußland ein raſcher Tod durch Henkershand, in Oeſterreich aber und Preußen proceſſualiſche Maßregelungen folgten. Unter den Nichtbetheiligten zeigten ſich urplötzlich ſehr zärtliche Hinneigungen zum Panſlavismus; man verlangte ſehnlichſt unter dem Scepter des Kaiſers Nikolaus zu ſtehen und lieferte damit einen abermaligen Beweis: wie unpraktiſch die Sympathieen der Deutſchen für dieſe Revolutionairs und das Polenthum, welches ſie vertreten, geweſen ſind.

Schon im Jahre 1831 ſollen ſich die drei Schutzmächte Krakaus in geheimem Vertrage dahin geeinigt haben, daß dieſer Freiſtaat aufgehoben werde, ſofern er ſich noch einmal als Heerd des revolutionairen Princips erweiſe.

Dem autokratiſchen Rußland konnte die Nachbarſchaft eines Freiſtaates nimmermehr angenehm ſein, darum drängte daſſelbe jetzt die beiden anderen Mächte zur Aufhebung, in welche — dem Vernehmen nach — Friedrich Wilhelm IV. erſt willigte, als man ihn an die Zuſicherung ſeines Vaters erinnerte. Wenn ſich der bevollmächtigte Miniſter v. Canitz in Wien ohne Weiteres beſtimmen ließ, die Einverleibungsacte Krakaus an Oeſterreich zu unterzeichnen, in Folge welcher die Beſitzergreifung noch 1846 erfolgte, ſo geſchah Dies nur, weil ihm die merkantile Wichtigkeit dieſes Platzes für den Handel und die Induſtrie Schleſiens ſo unbekannt war, daß man ihm ſagen konnte: es habe Nichts als ein Rückſchmuggelhandel beſtanden. Als ſpäter eine Deputation aus Breslau dem Könige in Potsdam das Sachverhältniß im Ruin der Provinz vor Augen legte, blieb die vermittelnde Sendung eines Herren v. Kamptz bei dem öſterreichiſchen Cabinet ſo fruchtlos als — wie man behauptet — das eigenhändige Schreiben des Königs an den Fürſten von Metternich. Krakaus Fall bildet offenbar die letzte Scene der traurigen Theilung Polens, deren Folgen unberechenbar genannt werden müſſen. Die Nemeſis hat die polniſchen Ariſtokraten-Republikaner erreicht,

*) S. H. Wuttke's treffliche Schrift: „Polen und Deutſche." 2. Aufl. Leipz. 1847.

Digitized by Google

welche eine Hauptſchuld am Verfalle ihrer Nation tragen; die Nemeſis wird aber auch alle Diejenigen treffen, welche ſich an ſo traurigen Ergebniſſen menſchlicher Geſunkenheit zu bereichern gedachten. Eduard Pelz.

Portugal. (Zu S. 715 Z. 15 v. u.) Dieſer günſtige Stand der Dinge gab dem Miniſterium, als deſſen Seele hauptſächlich die Brüder Coſta Cabral — bis dahin glückliche Demagogen und Häupter der das Land durchdringenden geheimen Geſellſchaften und politiſchen Clubs — zu betrachten waren, Muth zu noch entſchiedenern Schritten. Ihre Partei, die ſich die moderirte oder auch die chartiſtiſche nannte, erhob am 19. Januar 1842 zu Oporto, ſonſt dem Sitze der liberalen Bewegungen, die Fahne des Aufſtandes. Der anſcheinend zu deſſen Unterdrückung hingeſendete Coſta Cabral ſtellte ſich ſelbſt an deſſen Spitze, die Municipalität von Liſſabon erklärte ſich für dieſe Bewegung und am 11. Februar 1842 ward die Charte des Dom Pedro von 1826 wiederhergeſtellt. Nun herrſchten über vier Jahre lang die Brüder Cabral, deren Aelteſter zum Pair und Grafen von Thomar ernannt wurde, bald öffentlich, bald unter der Firma des Herzogs von Terceira und behaupteten ſich auch gegen den durch eine Steuererhöhung veranlaßten Aufſtand in Oporto im Januar 1843 und die im Februar 1844 ausbrechende ſeptembriſtiſche Militairinſurrection, deren Ausgangspunkt die Feſtung Almeida war, aber am 29. April genommen wurde. Die fortdauernde Finanznoth veranlaßte zwar fortwährende Wechſel im Perſonale der Verwaltung, die Cabrals blieben aber immer obenauf. Es muß zugeſtanden werden, daß ſie, bei wiederholten Wahlen, fortwährend die größte Mehrheit in beiden Kammern hatten. Auch iſt nicht zu leugnen, daß ſie ihre Gewalt benutzten, um, neben dem Hauptzwecke der Behauptung der Herrſchaft, auch manche Landesbedürfniſſe beſſer zu befriedigen, als ſeit langer Zeit in Portugal geſchehen war. Es ward in mehrere Verwaltungszweige Ordnung gebracht; für das Schul- und Unterrichtsweſen geſchah Ernſtliches; Heer und Flotte kamen in leidlichen Stand und einer Hauptbedingung des materiellen Gedeihens in Portugal, dem bis dahin gänzlich vernachläſſigten Straßenweſen, ward große Aufmerkſamkeit zugewendet. Aber Das eben, überhaupt die Beſchwerden, die in ſo verrotteten Zuſtänden auch mit Reformen verbunden zu ſein pflegen, namentlich ein verändertes, vereinfachtes, zuletzt aber doch auf Erhöhung des Einkommens abzielendes Steuergeſetz erregten den Unmuth der Maſſen auf dem platten Lande, in den Provinzen, wo man überdem auch das Beſſere verſchmähte, weil es neu und ungewohnt war. Deshalb im Frühjahr 1846 ein zuerſt von Weibern angefangener Aufſtand in den nördlichen Provinzen. Darein miſchten ſich die Migueliſten, die Septembriſten, die Engländer, denen jede ſtarke und nationale Regierung in Portugal wegen ihrer Handelsintereſſen zuwider war, und die anfangs als unbedeutend betrachtete Sache wuchs den Miniſtern zuletzt doch über den Kopf. Schon am 17. Mai 1846 gab das ganze Miniſterium Coſta Cabral ſeine Entlaſſung und mit Bildung eines neuen ward zunächſt der Graf Villareal beauftragt, deſſen eigner Sohn an der Spitze einer inſurrectionellen Junta in der Provinz Tras os Montes ſtand. Er ſelbſt und ſeine Freunde riethen jedoch, lieber den Herzog von Palmella an die Spitze zu ſtellen, den Talley-

Digitized by Google

rand Portugals, der ſich in neueren Zeiten, aus Eiferſucht auf die Cabrals und wegen ſeiner gänzlichen Ergebenheit an die engliſchen Intereſſen, auf die Seite der Oppoſition geneigt hatte. Der Aufſtand griff inzwiſchen immer weiter um ſich, auch Oporto erklärte ſich dafür und am 24. Mai erfolgten auch in Liſſabon Bewegungen. Palmella bildete anfangs ein Coalitionsminiſterium, deſſen bedeutendſte Mitglieder, außer ihm, der Herzog von Terceira und der damals noch für ſeptembriſtiſch gehaltene Saldanha waren. Man entließ die Cortes und ſuspendirte die im November 1845 eingeführten verhaßten Anordnungen in Betreff der Geſundheitspolizei und des Steuerweſens. Die Brüder Coſta Cabral ſchifften ſich nach Cadix ein. Bald erzwang die Oppoſition auch die Entlaſſung des Herzogs von Terceira und die Entfernung der Cabraliſten aus den wichtigſten Stellen, und das Miniſterium ward am 26. Mai im ſeptembriſtiſchen Sinne zuſammengeſetzt. Die Nationalgarde ward durch Decret vom 2. Juni hergeſtellt. Es ward Amneſtie ertheilt. Die revolutionairen Junten löſten ſich auf und nur die Migueliſten nährten noch in den innern Provinzen die Gährung. Bedenklich war es aber von Haus aus, daß Saldanha, den man in ſeiner Abweſenheit zum Kriegsminiſter bezeichnet hatte, mit der Annahme des Portefeuilles erſt lange zögerte und es endlich (Ende Juni) definitiv ablehnte. Es ſcheint, ihm behagte die entſchiedene Tendenz zur Herrſchaft der Septembriſten nicht, in deren Reihen er nicht die Hauptrolle geſpielt hätte. Die Migueliſten ſetzten, beſonders in der Provinz Tras os Montes, ihren durch Guerillas bethätigten Widerſtand fort und ſelbſt die Septembriſten unterwarfen ſich dem Miniſterium Palmella nicht, und die Junta zu Coimbra, die ſich ſchon aufgelöſt hatte, trat ſchon im Juli wieder zuſammen. Am 20. Juli ward auch das Miniſterium noch entſchiedener ſeptembriſtiſch geſtaltet und trat namentlich ein Haupt dieſer Partei, Sa da Bandeira, in daſſelbe. Um aber den Septembriſten ihr Uebergewicht auch für die Zukunft zu ſichern, octroyirte man ein neues Wahlgeſetz, vielmehr eine Wahlordnung, und verließ damit allerdings den Rechtsboden, wenn von einem ſolchen in Portugal noch die Rede ſein kann, und zeigte offen, daß man auf neue Umgeſtaltung der Charte ausgehe. Von da an ſcheinen die Gegenſtrebungen Derer, deren perſönliche Intereſſen an die Charte und deren Partei geknüpft waren, lebhafter geworden zu ſein und ſchon im Auguſt ward in Liſſabon eine Militairverſchwörung entdeckt. In Folge davon wurden gegen 200 Officiere aus Liſſabon verwieſen. Durch Decret vom 20. Auguſt wurden die Brüder Cabral ihrer Stellen im Staatsrathe enthoben und eine Commiſſion zur Reorganiſation des Heeres niedergeſetzt, an deren Spitze man aber, mit geringer Menſchenkenntniß, Saldanha ſtellte. Im Norden mehrten ſich die migueliſtiſchen Aufſtände wieder merklich, gegen die das Antas zu Felde zog und die Ruhe vorübergehend herſtellte. Am 6. October aber erfolgte plötzlich, und zwar durch unmittelbares Einſchreiten der Königin, unter Umſtänden, welche die Sache als eine Art von Palaſtrevolution erſcheinen ließen, ein Miniſterwechſel. Palmella wurde geſtürzt und der Marſchall da Saldanha mit Bildung eines neuen Cabinets beauftragt. Als Grund wurde die Beſorgniß vor Gefährdung der Charte angegeben. Nicht der nationalen Bewegung, ſondern nur ihren Uebertreibun-

Digitized by Google

gen ſollte Einhalt gethan werden. Die kaum wieder hergeſtellte Nationalgarde und die conſtitutionellen Garantieen wurden ſuspendirt. Der Herzog von Terceira wurde mit außerordentlichen Vollmachten, als Lieutenant der Königin, in die nördlichen Provinzen geſendet. Liſſabon blieb ruhig. In den Provinzen aber brach ſofort der Aufſtand aus. Der Herzog von Terceira, der ſich ohne gehörigen Schutz nach Oporto gewagt hatte, ward daſelbſt am 9. October mit ſeinem Stabe verhaftet und iſt dann während des ganzen Bürgerkrieges in Haft gehalten worden. Oporto erklärte ſich entſchieden gegen das neue Cabinet und der Graf das Antas trat an die Spitze einer leitenden Junta, welche eigentlich mehr den Charakter einer Regentſchaft ambirte. Gleiches that zu Coimbra der Marquis de Loulé, ein naher Verwandter und ehrgeiziger Feind der Königin. Sa da Bandeira und Graf Bomfim traten zu den Inſurgenten. Der Herzog von Palmella verließ das Land. Bald brach offener Bürgerkrieg aus, wobei wieder Liſſabon der Heerd der königlichen, Oporto der der oppoſitionellen Unternehmungen war. Der König ward zum Oberbefehlshaber der Armee ernannt, in welcher Eigenſchaft er zwar einige Thätigkeit entfaltet und Muth gezeigt, etwas Weſentliches aber nicht ausgerichtet hat. In den Gefechten erlangten die königlichen Truppen öfters Vortheile, ſo General Schwalbach am 28. October bei Viana, Baron Cazal am 16. November bei Villareal, Saldanha am 22. December bei Torres Vedras, wo Bomfim und Albuquerque gefangen wurden, konnten aber dieſelben in den inſurgirten Provinzen und bei dem Mangel an Hilfsmitteln meiſtens nicht verfolgen, und die geſchlagenen Inſurgenten zerſtreuten ſich nur, um bald mächtiger wieder dazuſtehen. Die in Oporto befindlichen Regierungsſchiffe hatten ſich ſämmtlich der Bewegung angeſchloſſen, ſo daß auch die Blokade nicht ſtreng behauptet werden konnte. England ſuchte vergebens, namentlich durch Abſendung des Obriſten Wylde, zu vermitteln. England ſtand anfangs im Verdacht, die Inſurrection unterſtützt zu haben. Als aber dieſelbe, je länger ſie ſich hielt, immer offener auf Entthronung der Königin ausging, beſchloß England, dem Kriege möglichſt raſch ein Ende zu machen. Anfangs ſcheint die Regierung der Königin Schwierigkeiten gemacht zu haben. Da aber der Krieg ſich ſo bedenklich in die Länge zog und detaſchirte Corps der Inſurgenten bis in die Nähe von Liſſabon drangen, nahm die Königin (am 17. März 1847) die Intervention von England, Frankreich und Spanien in Anſpruch, wogegen ſofort die Entfernung des Raths Dietz bewirkt ward, ſowie auch im April ein neues, vermittelndes Miniſterium, mit Ausſchließung aller cabraliſtiſchen Elemente, gebildet ward. Die Königin ging alle von England geſtellten Bedingungen ein, aber jetzt übernahmen die Aufſtändiſchen die Rolle der Weigernden. Dazu kam, daß Sa da Bandeira am 1. Mai bei Setubal einen Sieg erfocht und nach und nach alle königlichen Dampfſchiffe zu den Inſurgenten übergingen. Doch kam es am 16. Mai zu einem Waffenſtillſtand und Obriſt Wylde unterhandelte mit der Junta zu Oporto. Am 21. Mai ward zu London von den Repräſentanten der vier Theilnehmer der Quadrupelallianz ein Protokoll unterzeichnet, worin die Intervention beſchloſſen ward, zugleich aber auch die Königin ſich zu Amneſtie, Zurücknahme misliebiger Decrete, Einberufung der Cortes nach

neuen Wahlen und Ausſchließung aller cabraliſtiſchen Elemente von dem Miniſterium verſtand. Die Junta fand dieſe Zugeſtändniſſe nicht hinreichend und am 21. Mai wollte das Antas mit einer Anzahl Dampf- und Transportſchiffe und darauf gelegten Truppen von Oporto auslaufen, ward aber durch das engliſche Geſchwader, unter Sir Thomas Maitland, nicht nur daran verhindert, ſondern auch ohne Weiteres mit Schiffen und Mannſchaften gefangen genommen. Im Juni rückten auch ſpaniſche Truppen vor Oporto. Die Junta unterwarf ſich und die Inſurrection löſte ſich allmälig auf. Die ſeitdem vorgenommenen Corteswahlen haben aber eine ſo entſchiedene Mehrheit für die Cabraliſten geliefert, — die Septembriſten behaupten, in Folge von Wahlumtrieben und Corruption, — daß ein Wiedereintritt der Brüder Cabral in die Verwaltung erwartet wird. Ob aber die Vorgänge in Frankreich nicht auch in Portugal einen Nachhall finden werden, muß die nächſte Zukunft lehren.

(S. 720 Z. 11 v. u. ſtatt: Von dem — Renten Folgendes.) Die conſolidirte einheimiſche Schuld betrug 1846 31,366 Cont., die auswärtige 42,591, die nichtconſolidirte 10,175 Contos. Das hat ſich ſeitdem noch ſehr verſchlimmert. —

(An den Schluß des Artikels.) Wittich, Erinnerungen an Liſſabon (Berlin, 1843, 8.), Kingston, Lusitanian sketches (deutſch von Lindau: „Portugieſiſche Land- und Sittenbilder“, Dresden und Leipzig, 1846, 2 Bde. 8.). Bülau.

Poſt. Seit der Abfaſſung dieſes Artikels hat zwar ein Poſtcongreß der Regierungen große Erwartungen bedeutender Reformen erweckt, dieſelben ſind aber noch nicht in Erfüllung gegangen. Hoffentlich wird das deutſche Parlament durchgreifend helfen.

Proletariat. Dieſes Wort ſtammt aus dem Lateiniſchen. Proletarier (Proletarii) hießen zu Rom diejenigen Bürger, welche weniger als 12,500 Aſſen (266 Thlr.) Vermögen hatten, folgeweiſe keine Abgaben bezahlten und, da bei der Eintheilung des Volkes in Centurien die Höhe der bezahlten Abgaben das Princip der Eintheilung bildete, ſo gut als keinen Einfluß auf die Staatsverwaltung ausübten. Das Wort Proletarier (Proletarius) ſtammt ſeinerſeits wieder her von dem lateiniſchen Worte Proles (Nachkommenſchaft) und bezeichnet, ſeiner Abſtammung nach, einen Menſchen, welcher nur durch die Kinder, welche er dem Staate giebt, Werth und Bedeutung erhält. Das Proletariat, oder der Inbegriff der Proletarier, beſtand daher ſchon unter dieſem Namen zu Rom. Es ſtand eine Stufe höher als die Sklaverei. Denn der Proletarier war, wenn auch arm und gedrückt, doch perſönlich frei und ein römiſcher Bürger. Allein er ſchwebte unausgeſetzt in der Gefahr, aus dem Stande der Freien in denjenigen der Sklaven herabzuſinken. Konnte er ſeine Schulden an die Reichen nicht bezahlen, ſo wurde er in deren Schuldgefängniſſe geworfen, aus welchen er als freier Mann ſelten wieder hervorging. Als in ſpäterer Zeit der römiſche Proletarier nicht mehr wegen geringer Schulden ſeiner Freiheit beraubt werden konnte, ſo blieb er doch in einem ähnlichen Verhältniſſe der Abhängigkeit zu derjenigen Perſon,

Digitized by Google

welcher er ſich, zu ſeiner Sicherheit, als Schutzherrn (als Patron) freiwillig oder gezwungen durch die Macht der Verhältniſſe, angeſchloſſen hatte.

Heutzutage verſteht man unter Proletariat den Stand der beſitzloſen Arbeiter. Dieſer Stand iſt ſo alt als die Geſchichte, und wir finden denſelben unter verſchiedenen Geſtalten bei allen Völkern der Erde. Je roher und unmenſchlicher ein Volk war und iſt, deſto gedrückter war von jeher und iſt noch immer der in ſeinem Schooße lebende Stand der Proletarier. Je gebildeter dagegen und je menſchlicher ein Staat war und iſt, deſto glücklicher war und iſt auch die Lage der beſitzloſen Arbeiter. Der Stand der beſitzloſen Arbeiter iſt, im Verhältniß zu den übrigen Ständen, faſt aller Orten der zahlreichſte. Selbſt in denjenigen Staaten, wie z. B. Nordamerika, woſelbſt ſeine Lage die günſtigſte, iſt er ſehr zahlreich. In gut verwalteten Staaten ſind die Einrichtungen ſo getroffen, daß es jedem Proletarier möglich iſt, ſich im Laufe einiger Jahre ſo viel zu erwerben, um ſich in den Stand der beſitzenden Arbeiter aufſchwingen zu können. In ſchlecht verwalteten Staaten dagegen bringt es der Proletarier oft in ſeinem ganzen Leben nicht dahin, ſich mehr zu verdienen, als er für ſeinen und ſeiner Familie nothdürftigen Unterhalt bedarf.*) Die Wohlfahrt eines Staates beruht weſentlich auf der Leichtigkeit, mit welcher ſich die Mitglieder eines weniger begünſtigten Standes in einen begünſtigteren aufzuſchwingen vermögen. Wie das ſtehende Waſſer ſich zu ungeſunden Sümpfen entwickelt, während das fließende Waſſer die nothwendige Vorausſetzung des Wohlſtandes und der Geſundheit einer Gegend bildet, ſo verhält es ſich auch mit den feſtſtehenden Ständen auf der einen Seite und den durch immer neue Kräfte ſich ergänzenden Ständen auf der andern Seite. In einem gut eingerichteten Staate ſollte jeder Menſch als Proletarier anfangen, allein im Stande ſein, ſich durch ſeine Tüchtigkeit zu den höchſten Ehrenſtellen des Staates aufzuſchwingen. Selbſt die Kinder wohlhabender Eltern ſollten die Mühen der Arbeit kennen lernen und durch eigene Anſtrengung ſich ein beſſeres Loos bereiten. Von einem ſolchen Zuſtande ſind wir in dem alten Europa allerdings noch weit entfernt, allein das friſche Nordamerika iſt demſelben bereits ſehr nahe gerückt. Dort gehört die große Maſſe der Jugend aller Orten dem Stande der beſitzloſen Arbeiter an. Allein im Laufe weniger Jahre erwer-

---

*) Es iſt wohl, wie dieſes auch das vortreffliche Werk von Stein, Der Socialismus und Communismus des heutigen Frankreichs. Zweite Auflage. Leipzig, bei O. Wigand 1848, nachgewieſen hat, das eine erſte große Eigenthümlichkeit unſeres heutigen Proletariats, daß vermöge unſerer Fabrikinduſtrie und unſerer ſonſtigen immer größeren Herrſchaft großer Capitaliſten und Unternehmer über die Arbeit dieſe für die Unbemittelten immer mechaniſcher wird, immer geringeren Lohn abwirft und weniger Ausſicht giebt, daß ſie Capital und ſelbſtſtändiges Gewerbe erwerben. Die zweite gefährliche Eigenthümlichkeit unſeres Proletariats iſt es, daß vorzüglich ſeit der amerikaniſchen und franzöſiſchen Revolution die allgemeine größere Aufklärung auch über die chriſtlichen Wahrheiten, die Forderung gleicher Menſchenrechte, gleicher Anſprüche auf Bildung und Bürgerwürde eine immer gefährlichere Einigung und Waffe gegen unnatürliche bürgerliche Zuſtände und die Beſitzenden begründen. Anmerk. der Redaction.

Digitized by Google

ben ſich die jungen Leute in der Regel ſo viel, daß ſie im Stande ſind, ein ſelbſtſtändiges Geſchäft zu beginnen. Anders iſt die Lage des Proletariers in der alten Welt. In Europa ruht der größte Theil der Abgaben auf dem Stande der Proletarier. Denn nicht die Einnahmen, ſondern die Ausgaben und namentlich diejenigen der erſten Lebensbedürfniſſe werden beſteuert. Außer der Steuerlaſt ruht auf dem Proletarier in Europa auch noch hauptſächlich die Laſt des Kriegsdienſtes und mancherlei gezwungene Arbeiten (Frohnden). In einem Theile von Europa (in Rußland und in Mecklenburg) iſt der Proletarier noch immer leibeigen. In andern Theilen Europas laſten auf demſelben noch immer wenigſtens die aus der Leibeigenſchaft herrührenden Abgaben und Dienſte. So namentlich faſt in unſerm ganzen deutſchen Vaterlande der rechten Rheinſeite. Aller Orten ruht auf dem Proletarier am ſchwerſten das herrſchende Bevormundungs- und Polizei-Syſtem. Schutzlos ſteht der beſitzloſe Arbeiter dem Capitaliſten und den Staatsbehörden gegenüber. Unter dieſen Umſtänden dürfen wir uns nicht wundern, daß die Misſtimmung unter den beſitzloſen Arbeitern im Laufe der letzten Jahrzehnte faſt aller Orten, insbeſondere aber in Großbritannien und Irland, Frankreich und Deutſchland in beunruhigender Weiſe zugenommen hat. In England haben ſich, unter dem Schutze einer freien Verfaſſung, Arbeiter-Vereine gebildet, welche für die Intereſſen des Proletariats thätig ſind. In Frankreich und Deutſchland wurden derartige Vereine, wenn ſie ſich nicht unter die Aufſicht und die Leitung der Polizei ſtellten, von dieſer aufs Nachdrücklichſte verfolgt. Die Misſtimmung der beſitzloſen Arbeiter kann ſich daher in Frankreich und Deutſchland nur durch offene Ausbrüche der Gewalt kund thun. Deren haben wir im Laufe des vergangenen Jahres nicht wenige dieſſeits und jenſeits des Rheines gehabt. Durch dieſe Erſcheinungen wurde die Aufmerkſamkeit der Staatsmänner auf den bisher ſo vernachläſſigten Stand der Proletarier gelenkt.

Es war eine Zeit, und ſie liegt gar nicht ſo weit hinter uns, da man die beſitzloſen Arbeiter kaum eines Blickes würdigte, da man ſie nicht einmal zu einem Ganzen vereinigte, als einen Stand betrachtete. Das Loſungswort der franzöſiſchen Revolution bildete der tiers état (der dritte Stand). Allein unter drittem Stande verſtand man damals keineswegs, was wir unter dem Stande der Arbeiter, der Proletarier verſtehen. Unter dem dritten Stande verſtand man vielmehr nur, was wir hier den Mittelſtand nennen. Doch das Rad der Zeiten iſt nicht ſtill geſtanden ſeit dem Sturme der Baſtille. Wenn die Fürſten Europa's ſich auch bemühten, die Regierungsthätigkeit auf den Standpunkt zurück zu verſetzen, welchen dieſelbe vor der franzöſiſchen Revolution eingenommen hatte, das Volksleben hat ſeit jener Zeit Rieſenſchritte vorwärts gemacht. Trotz den Bemühungen der Polizei des Staates und der Kirche, trotz der Büreaukratie und der Hierarchie, trotz Jeſuiten und Pietiſten, trotz Cenſur und Bücherverboten, trotz Hochverraths- und anderen ähnlichen Proceſſen, trotz allen Bajonetten der ſtehenden Heere Europa's — hat ſich eine Ahnung von den ewigen und unveräußerlichen Rechten der Menſchheit Bahn gebrochen in die Hütten der Armuth und in die Werkſtätten der Handwerker und Fabrikarbeiter. Die

Digitized by Google

Menſchheit iſt erwacht aus dem Schlummer ihrer Kindheit. Die große Frage des Tages bezieht ſich nicht mehr auf die Beluſtigungen der Fürſten und Reichen, ſondern auf die Ernährung, Aufrichtung und Veredelung der großen Maſſe des Volks. Der bisher aller Orten ſo ſehr vernachläſſigte Stand der beſitzloſen Arbeiter, welcher durch die verkehrten Maßregeln unſerer monarchiſch=ariſtokratiſchen Regierungen im Laufe der letzten Jahrzehnte ſo ſehr an Zahl zugenommen hat, fängt an, auch ſeine Stimme zu erheben. Allerdings ſtehen demſelben keine Landtags=Abgeordneten zu Gebote, wohl hat er keine Anwälte, die er reichlich bezahlen kann, auch zählt er in ſeiner Mitte nur wenige Schriftſteller. Allein darum hat er doch ein lebendiges Gefühl für ſeine ewigen und unveräußerlichen Menſchenrechte, und keine Geſetze und Verordnungen, welche Namen dieſe immer haben mögen, ſind im Stande, aus der Bruſt des Proletariers das Geſetzbuch zu verdrängen, welches die ewige Vorſehung hineingelegt hat. Auch der von den Reichen und Großen ſo ſehr verachtete Proletarier ſehnt ſich nach Religionsfreiheit, nach einer gleichmäßigern Vertheilung der politiſchen wie der ſocialen Rechte des Menſchen. Doch die Pflicht, ſich und ſeiner Familie den täglichen Lebensunterhalt zu verſchaffen, laſtet ſo ſchwer auf ihm, daß die Erfüllung aller übrigen Pflichten und die Geltendmachung aller ſeiner nicht auf dieſen Gegenſtand gerichteten Rechte im gewöhnlichen Lauf der Zeit gänzlich in den Hintergrund gedrängt werden. Der Proletarier muß Jahr aus, Jahr ein um ſein tägliches Brod ringen, daher iſt es kein Wunder, daß er in Wuth geräth, wenn er, trotz aller Arbeit, trotz aller Mühe und Anſtrengung, ſich dieſes nicht erwerben kann. Auf dieſem Punkte iſt er in Deutſchland an vielen Orten nunmehr angelangt. Man müßte ſehr kurzſichtig ſein, wenn man behaupten wollte, dieſes ſei die Folge des Miswachſes eines Jahres. Der Mangel an Lebensmitteln, welcher in Deutſchland herrſcht, iſt vielmehr die Folge unſerer politiſchen Verhältniſſe, welche den Anbau von etwa einem Viertheile der ertragsfähigen Oberfläche Deutſchlands zu einer ſchlechten Finanzſpeculation und folgeweiſe unmöglich machen, die Folge unſerer ſocialen Verhältniſſe, welche ein zweites Viertheil der Erdoberfläche Deutſchlands in die Hände der Kirche, des Staats und des Adels drängten, folgeweiſe der allgemeinen Benützung entzogen und deſſen Ertrag zu einem Gegenſtande wucheriſcher Speculationen machten. Die zwei übrigen Viertheile der Oberfläche Deutſchlands reichen nicht aus, ſeinen Bewohnern die erforderlichen Lebensmittel zu verſchaffen. So lange dieſe Verhältniſſe beſtehen, wird der Proletarier hungern müſſen, wenn auch noch ſo viele Wohlthätigkeits=Vereine da und dort für ihn thätig ſein ſollten. Zu dem Mangel an Lebensmitteln tritt übrigens der noch drückendere Mangel an Geld hinzu, welcher gleichfalls die Folge unſerer durch und durch ſchlechten politiſchen, commerciellen, induſtriellen und ſocialen Verhältniſſe iſt.

Wohl iſt es traurig, daß der deutſche Handel und die deutſche Induſtrie ſchutzlos der Concurrenz des Auslandes preisgegeben ſind, wohl üben die Zuſtände der deutſchen Preſſe, des deutſchen Handels und der deutſchen Induſtrie einen mächtigen Einfluß auf das politiſche Leben und den Wohlſtand unſeres Vaterlandes. Allein weit betrübender und weit einflußreicher

ſind doch die Zuſtände unſerer Handwerksgeſellen, Fabrikarbeiter und Tagelöhner. Die Zahl der Handwerksgeſellen überſteigt diejenige der Handwerksmeiſter wohl um das Fünffache, die Zahl der Fabrikarbeiter diejenige der Fabrikherren vielleicht um das Fünfzigfache. Die Zahl der Tagelöhner endlich, welche ſelbſt keine Scholle Landes beſitzen und ſich nur ernähren mit dem ſpärlichen Lohne, welchen ihre Handarbeit ihnen von Tag zu Tag erringt, nimmt mit jedem Jahre zu, indem die Arbeit im Preiſe in demſelben Maße ſinkt, als das Capital im Preiſe ſteigt. Die genannten Claſſen der deutſchen Nation bilden die bei Weitem größere Mehrzahl derſelben, ſie umfaſſen gewiß von 40 Millionen Deutſchen mehr als 30 Millionen. Die Zuſtände dieſer 30 Millionen ſind bisher ſo wenig beachtet worden, und dennoch beruht auf dieſen unſtreitig das Wohl und Wehe des deutſchen Vaterlandes.

Wir können es nicht leugnen, unſere Landſtände, unſere Preſſe und überhaupt unſere Vertreter des Fortſchrittes ſind noch immer außerordentlich vornehm, ſie haben, vielleicht ohne ſich deſſen ſelbſt bewußt zu ſein, ſehr Vieles von ihren Gegnern, den Herren Büreaukraten, angenommen. Der Handwerksmeiſter iſt in irgend einer Gemeinde anſäſſig und genießt den Schutz der Gemeindeordnung und der Gemeindebehörden, wenn ſchon auf ihm der Arm der Büreaukraten ſchwer laſtet. Der Handwerksgeſelle aber zieht umher von Ort zu Ort, um Arbeit zu finden, und überall iſt er vollkommen recht- und ſchutzlos. Jede untergeordnete Polizeibehörde, jeder Gensdarme und Polizeidiener übt Macht und Gewalt über den fremden Handwerksgeſellen aus, weiſt ihn im kalten Winter ohne Reiſegeld und ſchützende Kleider in die Fremde hinaus, unbekümmert, ob er in wenigen Tagen der Noth und dem Elende erliegt oder nicht. Die Fabrikherren leiden wohl unter den Anordnungen einer Büreaukratie, welche ihre Weisheit aus beſtäubten Büchern, verblichenen Univerſitätsheften und den Winken der Machthaber zieht. Allein ſie können ſich doch verſammeln und ihre gemeinſamen Intereſſen berathen. Wenn aber die Fabrikarbeiter dieſes thun wollen, ſo werden ſie mit militäriſcher Macht auseinander getrieben und als Rebellen behandelt.

Die Grundbeſitzer, welche ihre Ländereien verpachten oder durch Tagelöhner bebauen laſſen, haben auch mit mannigfaltigen Hemmniſſen zu kämpfen. Die Zwangsjacke, in welche alle Deutſchen eingekleidet ſind, macht auch ihnen manche Bewegung unmöglich und erſchwert ihnen ihr Fortkommen. Allein ihr Vermögen giebt ihnen die Mittel, ihre Rechte geltend zu machen, Freunde zu werben und ſich auf dieſe Weiſe gegen allzu ſchroffe Eingriffe von Seiten der Gewalt mehr oder weniger zu ſchützen. In einer weit ſchlimmeren Lage befindet ſich aber der Bauer, welcher mit eigener Hand den Boden beſtellt. Auf ihn ſieht der Büreaukrat mit vornehmen Blicken herab, für ihn hat er keine Zeit, für ſeine Klagen kein Ohr. Wird er in Proceſſe verwickelt, ſo iſt er faſt ſicher, zu Grunde zu gehen. Denn er kann dieſelben perſönlich nicht überwachen und hat in der Regel nicht die Mittel, deren Koſten zu erſchwingen. Der Tagelöhner vollends gar iſt allen Launen des Geſchickes und der Behörden preisgegeben. Der Staat ſorgt nicht dafür, daß er Arbeit habe, im Gegentheil führen die Maßregeln deſſelben nicht ſelten Stockungen in der Arbeit und gänzliche Arbeitsloſigkeit herbei. Sinkt dann

Digitized by Google

der Tagelöhner in Noth und Elend, verfällt er gar in Krankheit, ſo darf weder er, noch Frau und Kind für ihn die Mildthätigkeit ſeiner Mitmenſchen nur anflehen. „Das Betteln iſt verboten", der arbeitsloſe Tagelöhner mag mit Frau und Kind des Hungers ſterben, darum kümmert ſich die Polizei wenig oder gar nicht.

Sonſt war die Arbeit von Segen und Wohlſtand begleitet, und das Sprüchwort unſerer Väter: „Bet' und arbeit, ſo hilft Gott allezeit", enthielt für das bürgerliche Leben eine goldene Lehre, welche in der Anwendung ſelten unbelohnt blieb. Jetzt iſt dies anders geworden: die allmälig erfolgten Veränderungen in den bevölkertſten europäiſchen Staaten haben, unter ſchnell vorübergehenden politiſchen Erſchütterungen und leichten Friedensſtörungen, einen Zuſtand der Dinge herbeigeführt, der für zahlreiche Volksclaſſen immer bedrohlicher wird. Es wäre noch ein Glück, wenn die Arbeiter wie ſonſt nach dem bibliſchen Gebot im Schweiße des Angeſichts ihr Brod eſſen könnten; nein! jene Zeit iſt für ſie längſt vorüber; ſie ſind vielmehr durch die Fehler der Regierungen dazu verdammt, bei der ungeheuerſten körperlichen Anſtrengung im Schweiße des Angeſichts für ihre Perſonen und mit ihren Familien zu hungern und dem herbſten Elende zur Beute zu werden. Wir ſind gewöhnt, die Beiſpiele des induſtriellen Elendes aus eigentlichen Fabrik- und Handelsſtaaten, wie England, zu entnehmen und daran unſere Betrachtungen über menſchliches Elend und Entwürdigung der menſchlichen Natur, im Intereſſe einiger weniger fabricirender und handelnder Geldmänner, zu knüpfen. Wir haben aber nicht nöthig, zu dem Behufe ſo weit in die Ferne zu gehen. Der induſtrielle Helotismus, der in ſeinen phyſiſchen und moraliſchen Folgen weit ſchrecklicher iſt als die Leibeigenſchaft, die Frohnden, mit Zehnten, Zinſen, Gülten und ſonſtigen Laſten, hat auch in Deutſchland ſchon längſt ſein blaſſes Panier aufgepflanzt, und an Vorgängen, wie vor zwei Jahren in Schleſien und dieſen Winter in ſo vielen Städten Deutſchlands, können wir ſein alles Lebensglück verpeſtendes und zerſtörendes Daſein nur zu deutlich erkennen.

Ueberall, in der Stadt wie auf dem Lande, zeigt ſich die immer bedenklicher hervortretende Schwierigkeit, von dem Ertrage der Arbeit leben zu können. Der kleine Bauer iſt in dieſem Stücke nicht viel beſſer daran als ſein Nachbar, der todtmüde Weber, der Fabrikarbeiter und Tagelöhner, welche ſämmtlich mit des Lebens herber Noth in dieſen Tagen doppelt ſchwer zu kämpfen haben.

Und dennoch glaubt die Büreaukratie in ihrer Selbſtüberhebung Großes zur Erleichterung des Volkes gethan zu haben. Hat ſie denn nicht die Leibeigenſchaft entfernt und für Ablöſung von Zehnten, Gülten und Frohnden gewirkt?

Will man einen Uebelſtand beſeitigen, ſo muß man deſſen Urſachen vernichten. Mit den Urſachen beherrſcht man die Wirkungen. Beſeitigt man aber blos eine Krankheitserſcheinung, läßt aber die Krankheitsurſache fortbeſtehen, ſo wird dieſe auch fortwirken und verwandte Krankheitserſcheinungen werden da oder dort, oft noch im verſtärkten Maße bekunden, daß die Krankheit ſelbſt noch nicht gehoben iſt. Wie viele krankhafte Erſcheinungen haben un-

Digitized by Google

ſere Staatskünſtler der Neuzeit abgeſchafft, ohne zu bedenken, daß nur die Beſeitigung der Krankheitsurſache dem Volke dauernde Erleichterung gewähren könne. Man hat abgeſchafft die Tortur, allein man hat beibehalten alle Beweggründe, welche zu derſelben hindrängen: den Inquiſitionsproceß, die Heimlichkeit, die von ihren Brodherren abhängigen Richter, welche man noch abhängiger machte, als ſie früher ſchon waren, und hauptſächlich ein grauſames Strafrecht und eine Staatsverwaltung, welche geneigt iſt, überall das Böſe dem Bürger zuzutrauen. Unter dieſen Umſtänden hatten die Geſetze, welche ſich gegen die Tortur ausſprachen, die Folge, daß die ſchützenden Formen wegfielen, unter welchen der Angeklagte gemartert wurde, und daß er jetzt ohne ſolche gemartert wird. Wir erinnern nur an Weidig, Jordan, Schlöſſel und die vielen Andern, welche den Unterſuchungsrichtern unſerer Tage in die Hände fielen.

In ähnlicher Weiſe hat man auch die Leibeigenſchaft beſeitigt, d. h. man hat dieſe Erſcheinung, welche die Folge der Armuth, der Unſelbſtſtändigkeit und der Unterwürfigkeit der Landbebauer war, in Abgang decretirt, allein man hat in vollem Maße fortbeſtehen laſſen alle die Urſachen, welche ſie arm, unſelbſtſtändig und unterwürfig zu machen geeignet waren. Man ſtürzte den Landbebauer in Armuth durch Zehnten, Gülten, Frohnden, Staats-, Gemeinde- und grundherrliche Abgaben, welche man ihm auferlegte. Man ſorgte nicht dafür, daß er ſich frei bewegen, namentlich daß er unter günſtigen Verhältniſſen ſeine Producte verwerthen konnte. Man unterwarf ihn einer künſtlichen Geſetzgebung, die er nicht verſtand und verſtehen konnte, man beſtärkte ihn in ſeinem Aberglauben und machte ihn ſo zum Leibeigenen der Reichen, der Geſchäftskundigen, der Büreaukraten und der Geiſtlichen. Nun kam die Periode der Ablöſungen. Man ließ den Landbebauer einen Theil ſeiner Laſten ablöſen, forderte ihn dazu auf, zwang ihn ſogar theilweiſe dazu, allein man gab ihm nicht die Mittel, das Ablöſungs-Capital zu zahlen, ja, nur es ohne enorme Zinſen aufzubringen, man ſetzte ihn nicht in die Lage, die Ablöſungsſumme aus ſeinen Erſparniſſen abtragen zu können. Die Folge davon war, daß eine große Anzahl früher ſelbſtſtändiger Grundeigenthümer ihren Grund und Boden verkaufen und Tagelöhner oder höchſtens Pächter werden mußten, daß eine große Anzahl anderer Grundeigenthümer Jahr aus, Jahr ein ihr Land zum Vortheil ihrer Gläubiger bebauen müſſen. An die Stelle der früheren Leibeigenſchaft, welche den Landbebauer dem Leibherrn unterthänig machte, trat eine Leibeigenſchaft, welche ihn dem Wucherer und Grundeigenthümer preisgab. Bei dieſem Wechſel gewann er wenig faſt unter allen Umſtänden. Allein er verlor all' den Anſpruch auf Hilfe, Unterſtützung und Vertretung, welchen er gegen den Leibherrn gehabt hatte.

Wir werden fürwahr nicht die Krankheitserſcheinung der Leibeigenſchaft gut heißen, wir verabſcheuen ſie mit der ganzen Kraft unſerer Seele. Allein wir können nicht umhin, offen zu geſtehen, daß, was der Landbebauer bei deren Abſchaffung an perſönlicher Freiheit gewann, er mit ſeinem Eigenthum ſo theuer bezahlen mußte, daß er dadurch in eine oft noch drückendere Abhängigkeit verfiel, als diejenige war, von welcher er befreit werden ſollte.

Thatſächlich wird der Landbebauer erſt frei werden, wenn man die auf

ihm ruhenden Laſten wirklich vermindert, nicht dadurch, daß man ſie gegen andere austauſcht. Ob der Landbebauer dem Adeligen oder dem Bürgerlichen zinspflichtig iſt, gilt Dieſem gleichviel und iſt auch für Denjenigen, welcher es mit dem Landbebauer ohne Nebenrückſichten gut meint, gleichgültig. Allein das haben unſere Büreaukraten und auch viele unſerer liberalen Schreier nicht in Erwägung gezogen. Dieſen beiden war es oft mehr darum zu thun, den Adel zu kränken, als den Bauern zu erleichtern. An den Früchten erkennt man den Baum. Die Früchte ſo mancher Geſetze, welche für liberal ausgegeben wurden, fangen an zu reifen. Sie beweiſen, daß der Baum, woran ſie gewachſen, nicht wahrhaft freiſinnig war (ſonſt wäre der Landmann wahrhaft erleichtert worden), ſondern nur den Schein der Freiſinnigkeit angenommen hatte.

Der deutſche Landbebauer früherer Zeiten, bevor er von dem Adel und der Geiſtlichkeit geknechtet wurde, war frei in Beziehung auf ſeine Perſon und auf ſein Eigenthum. Unfreiheit in der einen Beziehung führt unwandelbar immer auch zur Unfreiheit in der andern. Bevor er wieder frei iſt in beiden Beziehungen, werden wir an demſelben immer Krankheits-Erſcheinungen wahrnehmen, welche der Leibeigenſchaft ähnlich ſind. Der deutſche Landbebauer ſoll frei werden in ſeiner Perſon wie in ſeinem Eigenthum. Er hat ein Recht, dieſes zu verlangen. Freiheit der Perſon und Freiheit des Eigenthums betrachten wir als die Grundlage aller Rechte des Staatsbürgers, als ein ewiges Menſchenrecht, welches im Sturme der Zeiten ihm zwar entzogen werden kann, allein auf welches er bei jeder günſtigen Gelegenheit zurückzugreifen berufen iſt. Freiſinnig in unſern Augen iſt aber nimmermehr Derjenige, welcher ſich der Wiedererweckung ewiger Menſchenrechte widerſetzt. Freiſinnig im wahren Sinne des Wortes iſt nur Derjenige, welcher die Urrechte des Menſchen höher achtet als die abgeleiteten Rechte privilegirter Kaſten oder bevorzugter Claſſen. Wir wollen keine Leibeigenſchaft, weder im Gewande der Grundherrlichkeit, noch in demjenigen der Capital-Zinspflicht.

Und was wir für den beſitzloſen Landbebauer verlangen, Das nehmen wir auch für den beſitzloſen Handwerker, Fabrikarbeiter und Dienſtboten in Anſpruch. Sie alle ſollen ſich ihres Lebens freuen können, ſie alle ſollen die ihnen angeborenen Kräfte harmoniſch entwickeln.

Doch bei der jetzigen Organiſation des Staates muß der beſitzloſe Arbeiter 12—16 Stunden des Tages arbeiten, damit der Reiche in träger Ruhe ſchwelgen könne, er muß ſich durch übermäßige Anſtrengung aufreiben und verdient häufig nicht ſo viel, als er zu ſeinem und ſeiner Familie nothdürftigen Unterhalte bedarf. Der Keim der Krankheit wird durch zu frühzeitige Anſtrengung und zu ſchlechte Nahrung ſchon in den Körper der Kinder gelegt; ja in den Körper der ungeborenen Leibesfrucht dringt er ein in Folge des Jammers und der Noth, welche an der Geſundheit der Eltern nagen. Wenn Dieſes ſo fort geht, wie es ſich im Laufe der drei letzten Jahrzehnte entwickelt hat, ſo ſteht uns entweder der Ruin des Volkes in dem ganzen monarchiſch-ariſtokratiſchen Europa, oder aber ein gänzlicher Umſturz des jetzt herrſchenden Syſtems bevor. Einer furchtbaren Kataſtrophe läßt ſich nur vorbeugen durch tief eingreifende Maßregeln. Wie Solon ſeine Geſetz-

Digitized by Google

gebung mit der berühmten Seiſachtheia (Laſten-Abſchüttelung) begann, ſo muß der Geſetzgeber unſerer Zeit gleichfalls damit beginnen, die auf der großen Maſſe des Volkes ruhenden Laſten dieſem abzunehmen. Jetzt ruht faſt die ganze Laſt der Abgaben und der Dienſte auf dieſem. Die erſten und unentbehrlichſten Lebensbedürfniſſe ſind gerade am Schwerſten beſteuert. Die Grundſteuer ruht bei ländlichen Grundſtücken auf dem Käufer der Früchte deſſelben, alſo auf den Nahrungsmitteln, und bei Gebäuden auf dem Miether, alſo auf der Wohnung des Menſchen. Der Stand der beſitzloſen Arbeiter hat die ganze Laſt des Militärdienſtes zu tragen, denn die Mitglieder der übrigen Stände kaufen ſich entweder los oder werden Officiere. Wer aber dem Stande der beſitzloſen Arbeiter angehört, Der bringt es höchſtens zum Unterofficier.

Doch wie ſoll es, wie kann es beſſer werden? Durch welche Maßregeln kann die allen unſern europäiſchen ſogenannten Culturſtaaten drohende Gefahr gänzlichen Umſturzes der beſtehenden Verhältniſſe vorgebeugt werden? Dieſe Frage iſt die große Frage des Tages und von deren Löſung wird es abhängen, ob Europa in Barbarei verſinken und die Civiliſation an Amerika übergehen laſſen, oder aber ſich zu neuer Lebenskraft emporſchwingen werde. Je wichtiger, je tiefer in alle Verhältniſſe der Familie, der Gemeinde, der Kirche und des Staats die Löſung dieſer Frage eingreift, deſto mehr müſſen natürlich alle dieſe Elemente des öffentlichen Lebens auch dazu beitragen, dieſelbe zu verwirklichen. Das Uebel, welches dem traurigen Zuſtande unſeres Proletariats zu Grunde liegt, läßt ſich als Kehrſeite desjenigen Uebels bezeichnen, aus welchem die corrupten Zuſtände unſerer bevorzugten Claſſen hervorgehen. Was unſere Fürſten, Grafen und Herren, unſere hohen Würdenträger in Kirche, Staat und Heer zu viel haben, Das haben unſere Proletarier zu wenig. Es kommt nur darauf an, den übermäßigen Reichthümern und der Ueberbildung der bevorzugten Claſſen einen Abfluß zu Gunſten der Proletarier zu verſchaffen, ſo wird ſich bald Alles ausgleichen. Der traurige Zuſtand unſeres Proletariats iſt Nichts weiter als die Folge des geſtörten Gleichmaßes zwiſchen den verſchiedenen Theilen des Staatskörpers. Dieſes wiederherzuſtellen iſt allerdings keine leichte Aufgabe. Allein durch das redliche Zuſammenwirken aller Betheiligten wird ſich daſſelbe dennoch wieder herſtellen laſſen. Um unſerem Proletariate Wohlſtand und Bildung zu verſchaffen, iſt vor allen Dingen die Einführung eines gerechten Steuerſyſtems nothwendig. So lange die ganze Laſt der Abgaben auf den nothwendigſten Lebensbedürfniſſen ruht, kann ſich das Proletariat nicht heben. Sodann iſt die Abſchaffung aller auf dem Grund und Boden ruhenden Laſten, aller perſönlichen Dienſte, welche nicht gleichmäßig unter alle Staatsbürger vertheilt ſind, erforderlich. Die Abſchaffung des mittelalterlichen Zunftzwangs und die Einführung einer auf dem Grundſatze des Aſſociationsrechts ruhenden Gewerbeordnung; die Einführung eines die gleichmäßige Vertheilung der Güter befördernden Erbrechts und die Abſchaffung aller Vorrechte der bevorzugten Claſſen ſind ferner unumgänglich nothwendig. Gleichen Schritt mit dieſen die gleichmäßige Vertheilung der Glücksgüter dieſer Erde befördernden Maßregeln müſſen übrigens auch diejenigen gehen,

welche die Bildung des Volkes in allgemein geiſtiger, in kirchlicher und politiſcher Beziehung zu ihrem Gegenſtand haben. Preßfreiheit, Gewiſſens- und Lehrfreiheit, perſönliche Freiheit, Uebernahme der Koſten des Volksunterrichts auf die Staats- und Gemeindecaſſe, Ueberweiſung des geſammten Unterrichtsweſens an die weltlichen Behörden und Beſeitigung alles Einfluſſes der Geiſtlichkeit auf daſſelbe, Abſchaffung des beſtehenden Bevormundungs-Syſtems, der ſtehenden Heere von Beamten und Soldaten, mit einem Worte Begründung einer das Volkswohl mehr als die Vorrechte der bevorzugten Claſſen berückſichtigenden Staatsverwaltung — dieſes ſind die Mittel, mit deren Hilfe zu gleicher Zeit die corrupten Zuſtände unſerer bevorzugten und die trübſeligen Zuſtände unſerer arbeitenden Claſſen gebeſſert werden können. Wo es ſich darum handelt, auf die Zuſtände von drei Viertheilen eines Volkes einzuwirken, da können natürlich nur großartige Maßregeln eine bedeutungsvolle Wirkung herbeiführen. Mit kleinen Mitteln kann da nicht geholfen werden. Das ſehen freilich die meiſten unſerer Staatslenker nicht ein. Sie wollen an den veralteten Einrichtungen des Staates, der Kirche und der Geſellſchaft Nichts ändern und können ſchon aus dieſem Grunde unſern arbeitenden Claſſen nicht aufhelfen. Die jammervollen Zuſtände unſeres Proletariats, gleichwie die corrupten Zuſtände der bevorzugten Claſſen, ſind lediglich die Folgen eines zu unſern Verhältniſſen nicht mehr paſſenden Organismus des Staats, der Kirche und der Geſellſchaft. So lange die Urſachen fortdauern, können die Folgen nicht ausbleiben. So lange unſere bevorzugten Stände praſſen, ſchwelgen und ihre Schätze vermehren, wird unſer Proletariat hungern, frieren und auch ſeine letzten Sparpfennige zu ſeinem Lebensunterhalte verwenden müſſen. G. v. Struve.

Q.

R.

Religiöſe und kirchliche Bewegungen in Deutſchland. Pietismus, Lichtfreunde, Deutſchkatholiken, Miſſionsvereine, Guſtav-Adolf-Vereine. Es ſcheint ein Grundzug im Charakter des Deutſchen zu ſein, daß er ſeine Blicke mit einer gewiſſen Vorliebe der überſinnlichen Welt zuwendet und darüber oft ſeine irdiſchen Angelegenheiten und ſeine materiellen Intereſſen aus den Augen verliert. Treffend ſagte daher ſchon im Anfang unſeres Jahrhunderts ein gefeierter Schriftſteller: „die drei gebildetſten Nationen Europas hätten ſich in die verſchiedenen Elemente in der Weiſe getheilt, daß den Franzoſen die Erde, den Briten das Waſſer und den Deutſchen die Luft als Erbe zugefallen wäre, und daher komme es, daß die Letztern mit ihren Gedanken ſo oft in den höhern Regionen ſchwebten." Dieſe ideale Richtung und tiefe Innerlichkeit des

Digitized by Google

deutſchen Gemüthes iſt auf der einen Seite ohne Zweifel die Quelle vieles Guten und Schönen geworden. Sie hat jene herrlichen Blüthen der Wiſſenſchaft und Humanität hervorgerufen, welche dem deutſchen Namen ſeine Geltung unter den gebildetſten und edelſten Nationen der Erde ſichern; ſie hat unſerer Poeſie und Philoſophie, unſerer Natur- und Geſchichtforſchung einen eigenthümlichen Schwung gegeben und überhaupt jene reichen Schätze unſerer Literatur erzeugt, welche Deutſchlands Geſchichte in den Zeiträumen vertreten, in denen es keine andere hatte, auf die es ſtolz ſein konnte; ſie iſt endlich der Grund jener tiefen Religioſität und Sittlichkeit, durch welche unſer Volk auch in den Zeiten ſeiner politiſchen Erniedrigung der Achtung würdig war, und aus welcher es jene Kraft zur Selbſtermannung und begeiſternden Erhebung ſchöpfte, durch welche es im entſcheidenden Augenblicke das Joch der Fremdherrſchaft abſchüttelte.

Auf der andern Seite iſt jedoch dieſe Eigenthümlichkeit des deutſchen Volkscharakters auch wieder die Quelle vielfacher Uebel geworden. Denn eben weil der Deutſche ſich mit ſolcher Vorliebe im Reiche der Ideen bewegte und ſo eifrig bemüht war, ſeiner Seele den Himmel zu ſichern, wurde ihm oft die Erde unter den Füßen hinweggezogen und er büßte dadurch eine Menge von Vortheilen und Gütern ein, durch deren frühzeitige Erkämpfung andere Nationen groß, mächtig und politiſch bedeutſam geworden ſind. Vor Allem war es die römiſche Hierarchie, welche die deutſche Innerlichkeit und Frömmigkeit vielfach ausbeutete und zu ihren Zwecken benutzte. Durch das ganze Mittelalter hindurch bis in die neueſten Zeiten ſieht der Geſchichtforſcher, wie die gewaltige Rieſenſpinne ihre langen, zähen und verfänglichen Fäden hauptſächlich über Deutſchland zieht, um Alles zu fangen und ſich anzueignen, was darin hängen bleibt. Selbſt die deutſche Kaiſerkrone war ihr nicht zu hoch und mächtig; ſie wagte es und es gelang ihr, ſie in den Staub zu beugen. Die heldenkräftigen Salier, die gewaltigen Hohenſtaufen ſelbſt erlagen in dieſem Kampfe, und öfter, als es ſich mit ihrer Ehre verträgt, mußte unſere Nation von Rom aus ſich Befehle dictiren oder mit Bann und Interdict drohen laſſen. Deutſchland war es auch, wohin die römiſchen Biſchöfe hauptſächlich ihre Ablaßkrämer ſchickten und das ſie durch jede Art von kirchlicher Gaukelei zu brandſchatzen und von ſich abhängig zu erhalten wußten. Und iſt es nicht bis auf dieſe Stunde noch Deutſchland, auf deſſen Boden mächtige Fürſten Concordate mit Rom unterhalten, wo die Römlinge allenthalben ihre Netze auswerfen, wo die Jeſuiten ihre reichlichſten Ernten halten und wo man in Süd und Nord noch auf den Wind lauſcht, der vom Vaticane her über die Alpen bläſt?

Wären ſolche Anmaßungen von Seiten einer auswärtigen Macht, ſolche Erniedrigungen und Beeinträchtigungen unſeres edeln und intelligenten Volkes möglich geweſen ohne jene eigenthümliche Anlage unſeres Weſens, ohne jene beſtändige Sorge und Bemühung des deutſchen Gemüthes, ſein Schickſal in der Ewigkeit ſicher zu ſtellen? Der Deutſche iſt mehr wie jeder Andere fähig, ſeinen himmliſchen Intereſſen die ſchwerſten Opfer zu bringen; ihm iſt es mit der Religion heiliger Ernſt. Man mag ihn auf alle Weiſe beeinträchtigen, ausſaugen, unterdrücken, mishandeln, ſeine Söhne zu

Digitized by Google

Tauſenden in entfernte Welttheile verkaufen, er wird es vielleicht dulden. Taſtet man ihm aber ſeinen Glauben und ſeine Kirche an, ſo greift man ihm tief ans Herz, und er iſt fähig, für ſeine idealen Güter, für die Freiheit ſeines Gewiſſens ſeinen letzten Blutstropfen zu verſpritzen.

Aus dieſem Grunde ſcheiterten auch Roms Machinationen zuerſt in Deutſchland. Derſelbe Boden, auf dem es von jeher ſeine reichlichſten Ernten hielt, wurde der Schauplatz ſeiner entſchiedenſten Niederlage. Daſſelbe Volk, das ſich, wie eine Heerde frommer Lämmer, Jahrhunderte lang von dem geiſtlichen Oberhirten im Namen Jeſu Chriſti hatte bevormunden, gängeln, knechten und ausbeuten laſſen, erhob ſich, als ihm die Augen über jenen Hirten und ſeine Helfer aufgingen, plötzlich wie ein gewaltiger Racheengel mit dem Flammenſchwerte und trieb in demſelben heiligen Namen die römiſchen Wechsler und Käufer zum Tempel hinaus. Mochten dieſe reformatoriſchen Beſtrebungen auch die gewaltigſten Reactionen hervorrufen, mochte ein dreißigjähriger, beiſpiellos ſchrecklicher Krieg das Vaterland verwüſten und der darauf folgende Friede die laxen Bande des deutſchen Reichskörpers völlig zerreißen und zur gänzlichen Zerſplitterung deſſelben führen, unſere Nation opferte lieber ihre politiſche Einheit als ihre religiöſe Freiheit. Noch bis auf dieſe Stunde haben die mächtigen Fluctuationen, welche die Reformation des 16. Jahrhunderts erregt hat, nicht aufgehört; ja ſie ſind gerade in der neuſten Zeit wieder ſo bedeutſam geworden, daß man ſie wohl als einen zweiten Hauptſtoß gegen Rom betrachten kann. Im Schooße der katholiſchen wie auf dem Gebiete der proteſtantiſchen Kirche treten, Hand in Hand mit den politiſchen Beſtrebungen der Zeit, die ſchroffſten Gegenſätze und mit ihnen eine Menge Erſcheinungen auf, welche darauf hindeuten, daß ſich in Deutſchland eine große Zukunft und eine alle Lebensſphären umfaſſende Wiedergeburt vorbereitet. Der die politiſchen Lebensregungen beachtende Vaterlandsfreund darf darum die kirchlichen Bewegungen nicht außer Acht laſſen; ja er muß beide gleichmäßig und in ihrer gegenſeitigen Beziehung und Durchdringung auffaſſen und würdigen, wenn er ein Urtheil über die Zeit haben will.

Indem wir eine, ſo ſehr als möglich, gedrängte Ueberſicht der kirchlichen Erſcheinungen der neuern Zeit zu entwerfen verſuchen, halten wir uns dabei an die Zeitfolge und betrachten daher zuerſt

I. die Bewegungen auf dem Gebiete der proteſtantiſchen Kirche.

Hier tritt uns zunächſt als eine Hauptphaſe ihrer Entwicklung

1) der moderne Pietismus

entgegen.

Unter allen Erſcheinungen, welche ſeit der Reformation auf dem Gebiete der evangeliſchen Kirche hervortraten, befindet ſich vielleicht keine, welche beachtungswerther und bedeutender wäre als der moderne Pietismus. In einer Zeit, in welcher die menſchliche Vernunft der glänzendſten Siege über Geiſtesbeſchränktheit, Vorurtheil und Wahnglauben ſich rühmt, wo die kühnſten Forſchungen in allen Zweigen der Wiſſenſchaft die geiſtige Bildung unſeres Geſchlechts mit Rieſenſchritten fördern und die großartigſten Erfin-

Digitized by Google

dungen jede neue Idee, jede geiſtige Errungenſchaft mit einer an Zauberei gränzenden Schnelligkeit über Länder und Meere in die entfernteſten Zonen tragen; in einer Zeit, in welcher namentlich im deutſchen Vaterlande der Ruf nach bürgerlicher Freiheit alle Gauen durchhallt und ein ganz neues politiſches Leben erwacht: in einer ſolchen Zeit ſehen wir eine nicht unbeträchtliche Anzahl unſerer Zeitgenoſſen auf dem Gebiete des religiöſen und kirchlichen Lebens eine rückgängige Bewegung machen, das ſo ſchwer errungene Licht einer klaren und vernünftigen Welt= und Gottesanſchauung unter den Scheffel ſtellen und ihren Nacken freiwillig unter das Joch veralteter Kirchendogmen, prieſterlicher Satzungen und eines blinden, ſtarren Buchſtabenglaubens beugen. Es möchte keineswegs eine leichte Aufgabe ſein, über das Weſen, den Urſprung und die verſchiedenen Erſcheinungsformen dieſer ſonderbaren Geiſtesrichtung klare Rechenſchaft zu geben; denn die letztern wechſeln und ſpielen in einander über wie die Farben des Regenbogens. Auch beweiſt der Name, den man den Anhängern derſelben gegeben hat und der bekanntlich in der Kirchengeſchichte etwas ganz Anderes bedeutet, wie wenig man das Charakteriſtiſche des modernen Pietismus aufgefaßt hat. Man verwechſelt ihn nehmlich bald mit der ächten und wahren Frömmigkeit, bald mit dem ältern Pietismus in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, bald mit dem Myſticismus, bald mit dem Orthodoxismus, und daher kommt es, daß er unter unſern Zeitgenoſſen auf der einen Seite ſeine Freunde und Gönner, auf der andern ſeine Feinde und Widerſacher hat. Die Erſtern ſehen in ihm eine der herrlichſten Erſcheinungen der Zeit, eine treffliche Arznei für die Glaubensſchwäche des Jahrhunderts, ein heilſames, wohlthätiges Gegengift gegen die Gottloſigkeit und Selbſtgerechtigkeit der Weltkinder, ja ſogar die feſteſte Stütze des Staates, der Throne, der Kirche und des hiſtoriſchen Rechts; die Andern verwünſchen ihn als das Hauptgebrechen des in vieler Rückſicht kränkelnden Geſchlechts unſerer Tage, als eine entnervende, tödtende Peſt des Jahrhunderts, die alle Sittlichkeit, Thatkraft und Menſchenwürde ſchleichend und gleißneriſch untergräbt, die politiſche Wiedergeburt unſeres Volkes hemmt, den Frieden der Kirche gefährdet und ihre Schlachtopfer dem Jeſuitismus, dem Servilismus, der Geiſtesfinſterniß und dem craſſeſten Aberglauben in die Hände liefert. Bei ſo gänzlich widerſtreitenden Anſichten iſt es nothwendig, parteilos und unbefangen das Weſen, den Urſprung und den Einfluß des modernen Pietismus auf das Leben etwas tiefer zu erforſchen.

Halten wir uns zunächſt an die etymologiſche Bedeutung des Wortes Pietismus, ſo iſt dieſelbe nicht geeignet, ein günſtiges Vorurtheil für dieſe Geiſtesrichtung zu erwecken. Zwar bedeutet das lateiniſche Wort Pietas das Höchſte und Herrlichſte, wozu der menſchliche Geiſt und das menſchliche Herz ſich erheben kann, Ehrfurcht und heilige Scheu vor der Gottheit und Bethätigung dieſer Gefühle durch treue Pflichterfüllung gegen das Vaterland, gegen Eltern, Gatten, Kinder und Freunde. Im Deutſchen wird es gewöhnlich durch „Frömmigkeit" überſetzt, und wir bezeichnen mit dieſem Ausdrucke die Richtung des ganzen inneren Menſchen, ſeines Denkens, Fühlens und Wollens auf die Idee der Gottheit; er umfaßt alſo nicht blos die Ehr=

Digitized by Google

furcht vor dem Heiligen, ſondern auch alle anderen Gefühle, die damit in Verbindung ſtehen, Liebe, Vertrauen, Dankbarkeit, Hingebung, Bewunderung und Anbetung. Inſofern iſt die Frömmigkeit die reinſte und ſchönſte Blüthe des menſchlichen Geiſtes, die erhabenſte Errungenſchaft des Gemüthes, Eins und Daſſelbe mit unſerer ſittlichen Würde, und ein Menſch hat im Grunde nur ſo viel innern Werth, als er von dieſem göttlichen Elemente in ſich trägt.

Eine bedeutende Modification aber erleidet das Wort durch die Endung — ismus. Dieſe bezeichnet nehmlich, wie aus der Analogie der Wörter Moſaismus, Platonismus, Idealismus, Materialismus u. ſ. w. erhellt, eine religiöſe oder philoſophiſche Richtung, ein Syſtem, eine Theorie, oder deren vorherrſchenden Charakter. Pietismus wäre demnach eine Theorie der Frömmigkeit, oder die Anweiſung, ſie ſich entweder zu erwerben oder äußerlich an den Tag zu legen. Beides aber iſt, genau betrachtet, ein Unding. Denn Frömmigkeit kann weder gelehrt noch gelernt werden. Sie iſt das Urſprünglichſte, Tiefſte, Unmittelbarſte im Heiligthume der Menſchenbruſt, die reine Flamme der Veſta, die nur vom Himmel entzündet werden darf. Sie lehren, lernen, produciren wollen heißt ſie mit unheiligen Händen berühren und zerſtören. Das Weſen derſelben würde alsdann zum Schein, zur Oſtentation, zur Scheinheiligkeit, zum Phariſäismus, zum Zerrbilde. In der That leuchtet auch aus vielen andern Wörtern, die ſich durch die Endung ismus auszeichnen, dieſe üble Nebenbedeutung deutlich hervor. Sie behaupten nehmlich entweder einen krankhaften Zuſtand des Körpers oder der Seele, eine Sucht, ein Gebrechen, wie Paroxysmus, Fanatismus, oder eine Carricatur des Heiligen, wie Myſticismus, Orthodoxismus u. ſ. w. In dieſe Kategorie gehört auch der Pietismus. Er iſt nicht mehr reine Frömmigkeit, ſondern Frömmigkeit von Profeſſion, Frömmelei, Kopfhängerei, Betbrüderthum, das ſich zu jener verhält wie die Coquetterie zur Jungfräulichkeit.

Forſchen wir nach dem hiſtoriſchen Urſprung des Pietismus, ſo weiſt uns die Kirchengeſchichte auf einen der ehrwürdigſten Menſchen zurück, die je dem Dienſte Gottes und der Menſchheit ihr Leben geweiht haben. Philipp Jakob Spener, Senior in Frankfurt am Main, war dieſer Edle. Er wurde durch die Hand des Verhängniſſes in eine Zeit geworfen, in welcher uns wenig Erfreuliches auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens begegnet. Das warme, kräftige Leben, welches das Zeitalter der Reformation auszeichnet, der Heldengeiſt und Feuereifer ihrer erſten Urheber war bereits in todten Formeln erſtorben. Beſonders eröffnete die Bergiſche Concordienformel der von Luther und Melanchthon ſo ſiegreich bekämpften und antiquirten Scholaſtik wieder den Eingang. Die Prediger vergaßen das Hauptgebot des Chriſtenthums, die Liebe, und begannen auf der Kanzel zu dogmatiſiren, zu ſchematiſiren, zu polemiſiren und zu anathematiſiren, wie wenn ſie aus ihren Collegienheften predigten. Trotz der ernſten Mahnung des großen Reformators: „Trinkt doch lieber aus dem Brunnen ſelbſt, als aus den Flüßlein, die aus dem Brunnen geleitet ſind", wurde das Volk mehr für Lutherthum als für Chriſtenthum gewonnen und durch unerquickliche, herz- und gehaltloſe Predigten ſeiner Seelenhirten auf dürre Weiden geführt, wo keine lebendige Quelle

Digitized by Google

den Durſt nach Wahrheit und Gemüthsruhe löſchte. Dieſem Unweſen trat nun der gemüthvolle Spener entgegen. Um dem kalten, dürren Orthodoxismus und der liebloſen Streit- und Verketzerungsſucht ſeiner Amtsgenoſſen zu ſteuern und in allen Ständen der menſchlichen Geſellſchaft wieder warmes chriſtliches Leben zu wecken, ſtellte er eine faßliche Unterweiſung in den Hauptwahrheiten der Religion und eine Anleitung zur Befolgung derſelben durch wahre Sinnesänderung als das einzige Ziel des Predigers auf, ſchloß davon aus, was dazu nicht gehörte, und gründete ſowohl hierauf als auf die moraliſche Verbeſſerung des Lehrſtandes die Hoffnung beſſerer Zeiten. Um dieſes Ziel vorerſt in einem kleineren Kreiſe zu erreichen, ſtiftete er im Jahre 1670 zu Frankfurt am Main ſeine Collegia pietatis, Privatverſammlungen zur Beförderung der Erbauung und zur Pflege eines chriſtlichen Sinnes und Lebens. Die heilſame Aufregung der Gemüther, die er durch ſeine Lehren und Ermahnungen hervorbrachte, war ſo groß und bedeutend, daß er mit Recht als ein neuer Reformator der an tiefen Gebrechen leidenden lutheriſchen Kirche betrachtet wurde.

Von Dem, was man heut zu Tage Pietismus nennt, findet ſich in Spener's Charakter auch nicht ein Zug. Im Gegentheil: ſeine Beſtrebungen waren gerade gegen die jetzt ſo genannte Geiſtesrichtung, dieſen ſtarren Buchſtabenglauben, dieſen obligaten Gebrauch frommer Redensarten, gegen dieſe Heuchelei und Unduldſamkeit, die unſere heutigen Pietiſten charakteriſirt, als Reaction gerichtet. „Seine Frömmigkeit war", wie ſein Biograph Hoßbach ſagt, „eine ganz andere Erſcheinung als jenes ängſtliche, trübe, am Einzelnen und Unbedeutenden hängende Weſen, als jenes krampfhafte Abmühen mit Reuegefühlen und Bußübungen, als jener im Gewande äußerlicher Demuth einhergehende geiſtliche Hochmuth, als jenes erzwungene, geiſtloſe, phantaſtiſche Spiel mit einer angelernten Frömmigkeit, in die der Pietismus ſpäter ausartete."

Auch ſeine erſten Freunde und Anhänger entſprechen in ihrem Weſen und Wandel dem ihnen gegebenen trefflichen Vorbilde. Sie waren gutmüthige, ſanfte, wohl ſtill und eingezogen lebende, aber nichts weniger als feindſelig geſinnte Menſchen. Ihr Element war die Liebe zu Gott und zu ihrem Erlöſer, ihr Streben ein reines ſittliches Leben im Sinne jener erſten Gläubigen, die nach dem Berichte der Apoſtelgeſchichte ein Herz und eine Seele waren. Wohl glaubten Einige derſelben den neuen Geiſt, der ſie beſeelte, auch äußerlich in Kleidung, Sprache, Mienen und Geberden an den Tag legen zu müſſen. Sie enthielten ſich mit einer vielleicht übertriebenen Sittenſtrenge vieler an ſich durchaus nicht unerlaubten körperlichen und geiſtigen Genüſſe, des Tanzes, des Theaters, des Scherzes, des Beſuchs von Geſellſchaften, des Kartenſpiels u. ſ. w. und zogen ſich eben dadurch den Spottnamen Pietiſten und Verfolgungen von Seiten der Orthodoxen zu. Aber gewiß thut man ihnen Unrecht, wenn man ſie deshalb mit den heutigen Pietiſten in eine Linie ſtellt. Ihr Weſen war nicht Oſtentation, ſondern Wahrheit und tiefe Innerlichkeit. Kaſtengeiſt, Verfolgungs- und Verdammungsſucht, Proſelytenmacherei, Kabale und Intrigue waren ihnen ganz fremd.

Drei vortreffliche, mit Recht gefeierte Männer ſind aus der Spener'ſchen

Digitized by Google

Schule hervorgegangen: Auguſt Hermann Franke, der berühmte Stifter des Halleſchen Waiſenhauſes, Lavater, der biedere Zürcher, und Jung Stilling, deſſen fromme Träume über das Geiſterreich längſt über den ſchönen Thaten vergeſſen ſind, mit denen er ſein gottvertrauendes Leben verherrlichte. Pietiſten in dieſem Sinne des Wortes giebt es in unſeren Tagen wenige mehr, und gäbe es deren recht viele, ſo wäre der moderne Pietismus gar nicht emporgekommen. Um uns davon zu überzeugen, dürfen wir nur etwas tiefer in das Weſen dieſer Geiſtesrichtung eindringen.

Der moderne Pietismus iſt keineswegs eine einfache, urſprüngliche Glaubensrichtung, die etwa, wie aus einem Guß, dem Gemüthe eines gottbegeiſterten Menſchen entquoll, ſondern das Product verſchiedener Factoren, ein wunderliches Baſtardgeſchöpf von Orthodoxismus, Myſticismus und den ſpäter erſtarrten Formen des Spener'ſchen Pietismus.

Was zunächſt den Orthodoxismus betrifft, ſo beſteht er in dem Beſtreben, über den Gegenſtand des Glaubens eine feſte Regel, norma fidei, aufzuſtellen, von welcher in keinerlei Weiſe abgewichen werden darf. Der Orthodoxiſt geht von dem Grundſatze aus, daß das Chriſtenthum nur eine Lehre, kein Leben ſei, und daß das Feſthalten an dieſer Lehre die einzige Bedingung des Heils, alſo die ausſchließliche Aufgabe des Chriſten ſei. In den Briefen des Apoſtels Paulus finden ſich bekanntlich eine Menge Stellen, welche darauf hindeuten, daß der Menſch nicht durch des Geſetzes Werke, ſondern allein durch den Glauben gerecht und ſelig werde. Der Apoſtel verſteht unter dem Glauben offenbar nur die Glaubensgeſinnung, oder die Geneigtheit des Gemüthes, Alles gern zu glauben, was ſich durch innere Gründe glaublich macht. Der Orthodoxiſt verſteht aber darunter den Gegenſtand des Glaubens oder das Geglaubte. Dieſen ſucht er nun in beſtimmte Formeln zu zwängen und wacht und kämpft mit allem Eifer dafür, daß davon kein Haar breit abgewichen werde. Er hält ſich an die Worte und fragt wenig darnach, ob ihnen klare Begriffe zum Grunde liegen; er ſtreitet mit Worten, conſtruirt mit Worten ganze Syſteme und läßt ſich von dieſen Worten kein Jota rauben. Mag das Gefühl dabei auch leer ausgehen, mag der Verſtand dabei Banquerott machen und die Vernunft ſich nimmermehr damit befreunden können; ſie haben in Glaubensſachen gar keine Stimme. Der Individualität gegenüber ſteht die Kirche mit ihren Symbolen, mit den Decreten und Concilien, mit ihrer Univerſalmacht über die Gewiſſen und mit ihren Bannflüchen, — und ein Ketzer, ein Verdammter iſt, wer ſich nicht unter ihren Gehorſam begiebt, wer da forſchen, prüfen und ſeine eigene Meinung haben will. Rechtgläubig dagegen iſt nur Der, der auf die vorgeſchriebene Glaubensformel ſchwört und auf ſie lebt und ſtirbt.

Verfolgen wir den Orthodoxismus hiſtoriſch, ſo finden wir die erſten Spuren deſſelben ſchon ganz nahe beim apoſtoliſchen Zeitalter. Das apoſtoliſche und athanaſianiſche Symbolum ſind Erzeugniſſe dieſer Glaubensrichtung, und alle theologiſchen Streitigkeiten, die im Laufe der Jahrhunderte im Schooße der chriſtlichen Kirche entſtanden, haben ihn zur erſten Urſache. Er war es, der jene tauſendfachen Verketzerungen und jene Gräuel des Fanatismus erzeugte, vor denen die Menſchheit ſchaudert, der einen Huß, einen

Digitized by Google

Savonarola, einen Servet auf den Scheiterhaufen und einen Galilei in den Kerker ſchleifte; er war es, der die Inquiſitionen, die Bartholomäusnächte, die Dragonaden erzeugte und ſeinen ſelbſtgeſchaffenen Götzen Millionen blutiger Menſchenopfer ſchlachtete.

Es bedarf wohl keines Beweiſes, daß der Orthodoxismus eine verwerfliche, mit dem Geiſte des Chriſtenthums völlig unverträgliche Geſinnung ſei. Eben ſo wenig beſteht er mit der Gewiſſensfreiheit und der unbeſchränkten Schriftforſchung, welche die evangeliſche Kirche als ihr unveräußerliches Recht anſpricht. „Ueber die Seele, ſagt Luther, kann und will Gott Niemanden laſſen regieren", und wer außer der heiligen Schrift eine feſtgeſetzte Glaubensnorm in ſymboliſchen Schriften als bindend für die Gewiſſen erklärt, der will einen „papiernen Papſt" einſetzen und jede lebendige Regung des chriſtlichen Elementes im menſchlichen Gemüthe, jede Entfaltung des chriſtlichen Lebens unterdrücken und niederhalten.

Wer die Erſcheinungsformen und Lebensäußerungen des modernen Pietismus kennt, der wird nicht in Abrede ſtellen wollen, daß der Orthodoxismus einen Hauptfactor deſſelben bildet. Ehe wir aber darauf weiter eingehen, müſſen wir einen zweiten Factor dieſer Geiſtesrichtung ins Auge faſſen. Es iſt dieſes der Myſticismus. Etymologiſch betrachtet ſtammt dieſes Wort her von dem Griechiſchen μύω, den Mund ſchließen und die Lippen zuſammendrücken, 2) die Augen ſchließen, neigen, nicken. Allen dieſen Bedeutungen nach wird es von dem geheimnißvollen Schlafe gewiſſer Blumen gebraucht. Myſticismus iſt demnach die Geneigtheit, vor deutlichen religiöſen Erkenntniſſen die Augen des Geiſtes zu verſchließen, oder die nicht nur eingeſtandene, ſondern ſogar, als wäre ſie etwas Rühmliches, zur Schau getragene geiſtige Kurzſichtigkeit und Blödſinnigkeit in Bezug auf die Religion; die Tendenz, religiöſe Wahrheiten aus dem Gebiete der Vernunft hinauszurücken und dagegen den dunkeln Mächten der Phantaſie und des verworrenen Gefühls unterzuordnen und anheim zu geben. Der Myſtiker geht von der Anſicht aus, daß ſeinem Geiſte das Vermögen inne wohne, mit Gott und höheren Geiſtern unmittelbare Gemeinſchaft zu haben, ja ſie mit leiblichen Augen zu ſchauen, mit dem ſinnlichen Ohre ihre Stimme zu vernehmen und mit ſinnlicher Empfindung ihre Nähe zu fühlen. Er hält die Luftgebilde und Carricaturen, in welche ſeine zügellos ſchwärmende Phantaſie die ihn umgebenden Objecte verwandelt, für die einzig wahre objective Anſicht der Dinge und verſchmäht, ihrem vermeintlich höhern Sinne trauend, alle vernünftigen Belehrungen darüber. Die Religion hat allerdings ihrer Natur nach immer etwas Geheimnißvolles und Myſtiſches in ſich; ſie hat es mit lauter Gegenſtänden zu thun, die kein Sinn erreicht und zu denen der Menſch ſich nur vermittelſt ſeines Denk- und Gefühlsvermögens bis zu einem gewiſſen Grade erheben kann. Allein dieſen Grad, dieſe Schranke will der Myſtiker überſpringen. Er begehrt, ſich in die Gottheit aufzulöſen oder ſich ſo tief in ſie zu verſenken, daß Gott und Menſch im Individuum entzückt zuſammenſchmelzen. Von großem Einfluß auf den Myſticismus iſt beſonders der Geſchlechtstrieb. Kein ſinnlicher Trieb ſteht in ſo enger Wechſelwirkung mit dem Geiſte als dieſer; die Phantaſie vorzüglich iſt es, welche aus ihm ihre ſtärkſte Nahrung empfängt. Das

Digitized by Google

Verhältniß des Menſchen zu Gott wird ſinnlich von dem Myſtiker aufgefaßt und als ein Liebesverhältniß bezeichnet. Er vermählt ſich mit Gott, er liebkoſt, küßt, umarmt ihn. Die heilige Katharina von Siena meinte wirklich, ſich mit ihrem Seelenbräutigam nach tauſend Liebkoſungen zu vermählen; in dieſem Wahne warf ſie ſich in Genua auf öffentlicher Straße zur Erde, einmal über das andere rufend: „Liebe, Liebe! ich kann nicht mehr!" Madame Guyon, eine junge Frau in Frankreich zur Zeit Ludwig's des Vierzehnten, hielt ſich ſogar für das ſchwangere Weib in der Offenbarung Johannis Cap. 12, 2 und ſagt in ihrer eigenen Lebensbeſchreibung von ſich: ſie ſei oft von einem ſolchen Uebermaße der Gnade erfüllt, daß ſie im buchſtäblichen Sinne berſten wolle und ihre Kleider auflöſen laſſen müſſe, worauf denn dieſe Gnadenfülle ſich über Diejenigen ergieße, die ihr dieſen Dienſt leiſteten. Ein gewiſſer Lacombe wurde als ihr Verführer verhaftet und ſtarb 1702 im Gefängniſſe; die Guyon ſelbſt aber kam nach einer kurzen Einſperrung wieder zu der Ehre, an den Betſtunden der Maintenon in St. Cyr Theil zu nehmen.

In der alten Zeit, welche der eigentlichen Geiſtesbildung noch ermangelte, war dieſer traumähnliche Zuſtand religiös begeiſterter Menſchen viel häufiger, als in unſern Tagen, wo die wiſſenſchaftliche Bildung die Herrſchaft des Gefühls und der Phantaſie zurückgedrängt hat. Beſonders häufig tritt der Myſticismus im Mittelalter hervor und hier neigte ſich ganz vorzüglich der deutſche Sinn zu dieſer Richtung hin. Im Großen regt ſich der Myſticismus nur dann, wenn die Lebenskraft einer Nation untergegangen iſt, oder auch, wenn eine große neue Idee die Gemüther ergreift, ohne daß dieſe die Fähigkeit haben, ſich derſelben mit voller Klarheit zu bemächtigen. Eine ſolche Zeit iſt die unſere, und daher tauchen im modernen Pietismus ſo viele myſtiſche Elemente in Verbindung mit dem Orthodoxismus auf.

Von dem alten Spener'ſchen Pietismus, den wir als den dritten Factor des modernen bezeichnet haben, beſitzt dieſer nicht den Geiſt, ſondern die erſtarrten Formen und aſcetiſchen Uebertreibungen, in die er ſpäter ausartete. Hierher gehören die Privatverſammlungen oder Conventikel und die forcirte, oft heuchleriſche Verachtung der Welt und ihrer Freuden und jene ſtolze Demuth, die ſie allenthalben zur Schau tragen und in der ſie ſich weit beſſer dünken als die große Zahl der Weltkinder, welche es nicht mit ihnen halten.

Es fragt ſich nun, wie kommt eine ſo ſeltſame Erſcheinung, ein ſolches wunderliches Gemiſch der verſchiedenſten Beſtandtheile in das lichthelle neunzehnte Jahrhundert? Noch hat uns kein Schriftſteller eine genügende Auskunft über die erſten Anfänge dieſer Geiſtesrichtung gegeben. So viel möchte aber kaum in Abrede zu ſtellen ſein, daß dieſelbe zu den Reactionen gehört, welche die franzöſiſche Revolution und das ihr vorhergehende Zeitalter Friedrich's des Großen hervorgerufen haben. Es war dieſes bekanntlich in unſerm lieben deutſchen Vaterlande die mit Recht ſogenannte „Zopfzeit", die Zeit der Erſchlaffung aller religiöſen, ſittlichen und politiſchen Bande. Franzöſiſcher Leichtſinn, franzöſiſcher Materialismus und franzöſiſche Starkgeiſterei hatte durch die Schriften der Afterphiloſophen jener Nation, namentlich durch Voltaire's, de la Mettrie's und der Encyklopädiſten herzloſe Machwerke in vielen Gemüthern Eingang gefunden, und in Deutſchland ſelbſt arbeitete der

Wachtſtubenrationalismus eines Bahrdt und ſeiner vulgären Nachbeter an der Untergrabung unſerer religiöſen und kirchlichen Hauptfundamente. Dem Volke wurde ſein Glaube hinweggeſpottet und hinwegkritiſirt und hinwegvernünftelt und man gab ihm Nichts, was es an deſſen Stelle zu ſetzen vermochte. Da kam die Zeit der Drangſale. Der in Frankreich losgebrochene Sturm überfluthete verheerend und unheilbringend die deutſchen Lande und ſtürzte Tauſende ihrer Bewohner in Noth und Tod. Ueber zwei Jahrzehnte wüthete mit kurzen Unterbrechungen das immer neu auflodernde Kriegsfeuer; Deutſchland ſank in Schmach und Erniedrigung und unſer Volk ſeufzte unter der Geißel fremder Treiber, ohne Troſt, den die Religion gewährt. „Wenn aber Trübſal da iſt", ſagt jener alte Weiſe, „ſo ſuchet man Dich! und wo du ſie züchtigeſt, ſo rufen ſie ängſtiglich." Man erblickte in dem Elende der Zeit eine warnende, ſtrafende und richtende Stimme Gottes an die Völker des Welttheils, unter denen ſo viele ſeiner ganz vergeſſen zu haben ſchienen, und begann, ſeine Zuflucht wieder zu den verlaſſenen Altären zu nehmen. Schon im Jahre 1811 ſprach Cajetan Weiller das bedeutſame Wort aus: „die Zeit will frömmer werden", und als die deutſche Volkskraft wieder erwachte, mit aufopfernder Begeiſterung ſich zum Sturze der franzöſiſchen Gewaltherrſchaft verband und Sieg und Freiheit erkämpfte, da war und blieb auf das Klarſte und Lebendigſte in dem Bewußtſein der deutſchen Nation die Ueberzeugung zurück, daß Gott ihr geholfen habe, und es erwachte ein größerer, wärmerer Eifer, ihn zu verehren. Schon im Jahre 1817, bei der dritten Jubelfeier des Reformationsfeſtes, ſehen wir die Deutſchen wieder kirchlicher geworden, und allenthalben tauchten in den Gemüthern bei der Erinnerung an jene große Zeit die Ideen der Reformation und mit ihnen ein regeres und wärmeres chriſtliches Leben auf. Auf der einen Seite entwickelte ſich dieſes Leben natur- und vernunftgemäß zu einem erfreulichen Fortſchritt, deſſen Ergebniß in mehreren deutſchen Ländern die Vereinigung der beiden proteſtantiſchen Hauptconfeſſionen zu einer evangeliſch-proteſtantiſchen Kirche war. Auf der andern Seite indeß glaubte man das Heil nur darin zu finden, daß man einen Rückſchritt von Extrem zu Extrem machte. Man kehrte zu dem alten kirchlichen Lehrbegriff und zu den alten kirchlichen Formen zurück und forderte einen unbedingten, blinden Glauben an den Buchſtaben der ſymboliſchen Bücher. Aus der Scylla des Unglaubens taumelte man in die Charybdis der Hyperorthodoxie. Die einfache und erhabene Lehre Jeſu, wie ſie im Neuen Teſtamente enthalten iſt, war den neuen Eiferern für das Poſitive und Handgreifliche viel zu klar und geiſtig; ſie gelüſteten nach der alten Schuldogmatik, nach theoſophiſchen Myſterien und ſcholaſtiſchen Subtilitäten und ſuchten ein Verdienſt darin, ihre Vernunft niederzuzwingen, um ſelbſt das Unglaublichſte zu glauben. Darum ward Alles, wenn es nur irgend die Autorität eines orthodoxen Kirchenlehrers für ſich hatte, aus den Antiquitätenhallen der alten Schuldogmatik hervorgezogen. Die Vernunft war den Zeloten eine vorwitzige, gefährliche Anmaßerin, deren Gebrauch im höchſten Grade ſündlich ſei; ja die heilige Schrift ſelbſt war ihnen noch zu vernünftig. Aus dieſem Grunde wurden vor allen Dingen die Bekenntnißſchriften der alt-lutheriſchen Kirche hervorgeſucht

und ausgebeutet. Aber auch Das genügte noch nicht. Die Kirchenväter Athanaſius und Auguſtinus, die Scholaſtiker Thomas von Aquino und Anſelmus von Canterbury und die rüſtigen Streittheologen des ſiebzehnten Jahrhunderts, Calov, Hollaz, Hutter, Quenſtädt mußten aus ihren Gräbern auferſtehen, um der glaubensſchwachen Zeit ins Gedächtniß zu rufen, was chriſtlicher Glaube ſei. Jetzt hörte man wieder auf Kanzeln und Kathedern die längſt verklungenen Schlag- und Loſungsworte des Orthodoxismus: „Erbſünde, Verderbtheit des Geſchlechts dieſer Zeit, ſtellvertretende Genugthuung, Alles wirkende Gnade, Hölle und Teufel." — Die Lehre von der Verſöhnung der Menſchen mit Gott wurde wieder zur altjüdiſchen Bluttheologie, die Rechtfertigung in einen actus forensis umgewandelt, wobei Gott der Herr wie ein weltlicher Richter losſpricht und verdammt, wie es ihm gerade beliebt, und faſt alle übrigen Glaubenslehren durch willkürliche phariſäiſche Spitzfindigkeiten entſtellt. Dabei wurden Alle, die es mit den neuen Zionswächtern nicht hielten und der Vernunft eine Stimme in Glaubensſachen einräumten, von dieſen als Ungläubige und gottloſe Weltkinder gemieden, verſchrieen, verketzert und verflucht; die „Erweckten", wie ſie ſich nannten, traten in kleinere und größere Häuflein zuſammen, bildeten Conventikeln, kleine Kirchlein in der Kirche, und treiben ſeitdem als die „Stillen im Lande" ihr nichts weniger als geräuſchloſes Weſen. Bald fingen ſie an, mit aller Macht um ſich zu greifen. Sie bemächtigten ſich unter dem Namen der „Evangeliſchen" κατ᾽ ἐξοχήν mehrerer deutſchen Zeitſchriften, knüpften Verbindungen mit den Ueberbleibſeln der alten Pietiſten, mit Herrnhutern, Methodiſten und andern ſchwärmeriſchen Secten an, errichteten an vielen Orten gemeinſchaftliche Caſſen zur Verbreitung von Tractätlein und Ausſendung ihrer Miſſionäre und erſchleichen und erliſten ſich auf alle nur mögliche Weiſe Einfluß bei den Mächtigen, um die erſten Stellen an Kirchen, Schulen, Univerſitäten und Schullehrerſeminarien an ſich zu reißen. Schon iſt die Zeit gekommen, daß ſie nicht nur den Namen, ſondern auch das Recht, Evangeliſche zu ſein, für ſich allein in Anſpruch nehmen, alle Andersdenkenden ſchonungslos verfolgen und eine Spaltung in der Kirche bewirken, welche vielleicht noch auf Jahrhunderte hinaus den Frieden derſelben gefährden und ſtören wird.

Richten wir einen Blick auf ihre dogmatiſche Seite, ſo tritt uns zunächſt die Eigenthümlichkeit entgegen, daß dieſen modernen Zeloten die reine, einfache Schriftlehre, das Urchriſtenthum in ſeiner lichthellen Klarheit und Verſtändlichkeit durchaus nicht genügt. Sie erlauben ſich deswegen bei jedem Dogma willkürliche Erweiterungen und Deutungen, welche aller geſunden Vernunft und Exegeſe zuwiderlaufen, und ſtellen, indem ſie den Buchſtaben urgiren, die chriſtliche Lehre gleichſam auf den Kopf. Die Baſis oder das erſte Fundament ihrer Dogmatik iſt die Auguſtiniſche Theorie von der Verderbtheit der menſchlichen Natur durch die Erbſünde, und zwar in ihrer craſſeſten Geſtalt. Das ganze religiöſe Empfindungsleben des Pietiſten iſt überwiegend auf den einzelnen Punkt fixirt, daß durch Adam's Sündenfall auf dem menſchlichen Geſchlechte im Allgemeinen ſowie auf jedem Individuum insbeſondere eine große, ungeheure Schuld hafte, durch welche Alle ſchon von ihrer Geburt an, ja ſchon im Mutterleibe, dem zeitlichen und

ewigen Verderben verfallen ſeien. Dieſen Fluch der Sünde trägt, außer dem Menſchengeſchlechte, ſogar die ihm untergeordnete lebendige und lebloſe Creatur, die Thierwelt, die Pflanzenwelt, ja der Erdball ſelbſt. So weit iſt dieſe Theorie des modernen Pietismus auguſtiniſch. Allein ſo craß ſie iſt, ſo genügte ſie doch einem der hochwürdigen Wortführer der Pietiſten im Badiſchen noch lange nicht, und er nahm ſich, wahrſcheinlich von ſeinem lumen internum erleuchtet, noch die Freiheit, ausdrücklich „das Eismeer, die Polargegenden, die feuerſpeienden Berge und die Wüſte Sahara“ als die beſonders vom Fluche getroffenen Stellen der Erde zu bezeichnen. Derſelbe Repräſentant der modernen Glaubensrichtung erlaubte ſich, in einem beſondern Dictate die Schulſeminariſten in Karlsruhe, alſo die künftigen Lehrer unſerer Jugend, auf folgende Weiſe über Teufel und Hölle zu belehren.

Frage: „Wo iſt der Teufel?“

Antwort: „Er iſt überall, wie Gott; denn er iſt ein Geiſt, wie Gott; er iſt in der Luft, auf der Erde und unter der Erde; denn die Rotte Korah wurde von der Erde verſchlungen. — — Das Innere des Erdballs iſt nehmlich, aller Wahrſcheinlichkeit nach, hohl und dort der Aufenthalt der Verdammten. Nun aber könnte ein Rationaliſt einwenden: der Durchmeſſer der Erde habe ja nur 1720 Meilen, und wenn, wie die Schrift lehre, nur Wenige ſelig werden, ſo könnten die Verdammten unmöglich Alle Platz haben. Darauf diene zur Antwort: die Seelen könnten ja auch in einander drinn ſtecken (etwa wie die kleinern Schachteln in den größern) und dadurch, nach Gottes Weisheit, ihre wohlverdiente Pein unendlich vergrößern.“

Auf ähnliche Weiſe werden die andern poſitiven Lehren des Chriſtenthums, die Lehre von der Rechtfertigung, Dreieinigkeit, vom jüngſten Gerichte, ganz beſonders aber die Lehre von der Gnade willkürlich zugeſchnitten. Jeder moderne Pietiſt hält ſich nehmlich für einen von Gott und dem Heilande ganz beſonders Begünſtigten und von der Gnade Ergriffenen. Werke der Tugend werden für ganz unnütz, ja ſogar für ſchädlich gehalten und nur dem Glauben an Jeſu überſchwängliches Verdienſt die ſeligmachende Kraft zugeſchrieben. Daher gilt der Grundſatz: „Die größten Sünder ſind uns die liebſten.“ — Man überzeugt ſich aus dieſen wenigen Beiſpielen, daß unſere Zionswächter noch die Orthodoxiſten und theologiſchen Rabuliſten des ſiebzehnten Jahrhunderts übertreffen. Dieſe ließen es doch wenigſtens bei den ſymboliſchen Büchern bewenden, Jene aber malen dieſe noch aus und ſtellen ſich alſo, trotz ihrer vermeintlichen Orthodoxie, außerhalb des Glaubens der evangeliſchen Kirche.

Neben dieſer Hyperorthodoxie findet man aber auch ſehr viele myſtiſche Elemente in dem modernen Pietismus. Seine Anhänger ſind die entſchiedenen Freunde alles Dunkeln, Geheimnißvollen, Ueberſchwänglichen. Darüber zu grübeln und, oft mit Hintanſetzung dringender Pflichten, zu brüten, iſt ihre köſtlichſte Seelenſpeiſe. Mit einer wahren Sucht ſpüren ſie in der Bibel allem Myſteriöſen, Orientaliſirenden nach und das Alte Teſtament iſt ihnen aus eben dieſem Grunde weit lieber als das Neue. Aller Grammatik, aller Exegeſe, aller Geſchichte zum Trotze deuteln ſie die Viſionen Daniel's und die meſſianiſchen Stellen der Propheten und Pſalmen ſowie

die dunkeln und verworrenen Bilder der Apokalypſe nach ihrer Weiſe und ſchwärmen mit wahrem Entzücken in chiliaſtiſchen Träumen. Die Erde iſt ihnen nur ein Jammer- und Thränenthal vom Fluche der Sünde belaſtet, wo ſie und mit ihnen die ganze Creatur nach der „Wiederbringung aller Dinge“, nach einem neuen Himmel und einer neuen Erde ſeufzt. Vor Nichts graut ihnen mehr als vor dem Vergeiſtigen der Begriffe, weil dadurch Alles, was ſie ſo handgreiflich haben, verdunſtet und verflüchtigt wird. Der wahre „Erleuchtete“ muß die ſinnlichſten Ausdrücke von Jeſu Leiden, Alles, was unſere Kirchenlieder von Kreuz, Blut und Wunden ſingen, ohne allen Anſtoß mit tiefſter Herzenserhebung ſich aneignen können. Kann er es nicht, ſo iſt er noch nicht zur ächten Fülle des Lichtes durchgedrungen. Mit dieſen ſinnlichen Vorſtellungen verbinden ſie die ſtärkſten Ausdrücke von Fluch- und Verdammungswürdigkeit der menſchlichen Natur und winſeln in ſüßlichen, herzbrechenden Tönen um Gnade. Wörtlich, buchſtäblich, aller Wiſſenſchaft und Philoſophie zum Trotze wird das hehre Dunkel orientaliſcher Vorſtellungen in das Gedächtniß aufgenommen und in ihrem kranken Gehirn zu einem myſtiſchen Sauerteig zuſammengeknetet, der Alles in Gährung ſetzt, was er erreichen kann. Weit weniger lieb ſind ihnen dagegen diejenigen Theile der heiligen Schrift, welche praktiſche Wahrheiten und moraliſche Lehren enthalten, wie z. B. der Brief Jacobi. Ein Würtemberger erklärte aus dieſem Grunde die Bergpredigt Jeſu für den „ſchwächſten Theil des Neuen Teſtamentes“, und der obenerwähnte Theoſoph, dem wir die geiſtreiche Theorie über Teufel und Hölle verdanken, ſagt mit dürren Worten: „es wäre beſſer, wenn die apokryphiſchen Schriften, beſonders das Buch Sirach, gar nicht in der Sammlung des Kanons ſtänden.“ Wie die Myſtiker der alten Zeit, ſo vertrauen auch unſere Frommen auf ein „inneres Licht“, als die Wirkung der Gnade, von der ſie ergriffen ſeien; daher nennen ſie ſich ſelbſt gern „Erweckte, Erleuchtete, Wiedergeborene“ und wähnen, daß in ihrem jetzigen Gnadenſtande nur das Fleiſch, nicht aber der Geiſt mehr ſündigen könne.

Dieſer abſcheuliche Wahn führte Viele dieſer Schwärmer zu den empörendſten Verirrungen des Geſchlechtstriebes und der Fleiſchesluſt, ja zu entſetzlichen Gräuelſcenen, vor denen die Menſchheit ſchaudert. Man denke an die Orgien der Königsberger Mucker, deren ſchmutzige Myſterien die Polizei zur Ehre der Menſchheit nicht zur öffentlichen Kunde kommen ließ; an den berüchtigten Stundenhalter zu Laichingen in Würtemberg, der in den Conventikeln, denen er vorſtand, im Verlaufe einiger Jahre mehr als zwanzig Mädchen und Frauen ſchwängerte; an die Separatiſten in der Gegend von Pforzheim und Bretten, deren Vorbereitungen auf das nahe geglaubte Weltende an den craſſeſten Götzendienſt Babyloniens und Syriens erinnern; man lerne überhaupt den Geiſt näher kennen, der in den meiſten Conventikeln herrſcht, und man wird ſich überzeugen, daß die Liebe, die dort geübt wird, leider nicht die chriſtliche iſt. So befand ſich z. B. in dem Dorfe Nonnenweier, ohnweit Lahr, ein hyſteriſches Mädchen, welches in den Betſtunden, an welchen ſehr viele Pietiſten der Umgegend Antheil nahmen, eine Zeit lang die Somnambüle ſpielte. Eines Tages rief ſie in einem

Digitized by Google

krankhaften Zuſtande der Entzückung den Umſtehenden zu: „der Geiſt habe ihr geſagt, das Blut Chriſti ſei noch nicht hinlänglich zur Vergebung der Sünden; ſie ſollten ihr eine Ader öffnen, das Blut in ein Gefäß auffangen und ſich damit waſchen, ſo würden ſie von Sünden rein werden." Späterhin ſtellte ſich heraus, aus welcher Dispoſition die hyſteriſchen Krämpfe herrührten; denn der Ortspfarrer mußte der Heiligen ein Kind taufen. Auch die allgemein bekannte Gräuelſcene in dem ſchweizeriſchen Orte Wildenſpuch, wo eine religiöſe Schwärmerin ſich von ihren nächſten Verwandten ans Kreuz ſchlagen ließ und unter unſäglichen Qualen den Geiſt aufgab, iſt ein Auswuchs des modernen Pietismus.

Und nun noch einen Blick auf die ſittliche Seite dieſer Sectirer und auf den Einfluß ihrer Geiſtesrichtung auf das Leben. Es läßt ſich nicht in Abrede ſtellen, daß unter den Anhängern derſelben viele gute und lobenswerthe Menſchen ſind, die es mit dem Glauben und mit der Sittlichkeit ehrlich meinen. Sie halten ſich dazu entweder aus Einfalt und Verblendung, weil ſie nicht wiſſen, was ſie thun, oder weil das myſtiſche und hyperorthodoxe Weſen ihnen zuſagt; wohl auch aus Kränklichkeit und in Folge von allerlei Widerwärtigkeiten des Lebens, die ſie eingeſchüchtert und gebeugt, ihren Verſtand umnebelt und ihnen das Gleichgewicht der Seele geraubt haben. Viele aber, und zwar der größere Theil, halten ſich zu dem Pietismus aus Sittenloſigkeit, aus Selbſtſucht und aus politiſcher Berechnung ihres Vortheils. Die Erfahrung hat gelehrt, daß es meiſtens geiſtig geſchwächte Menſchen ſind, welche ſich dem Pietismus in die Arme werfen, Menſchen von beſchränktem Verſtand oder zerrüttetem Gemüthe, die, eines angeſtrengten Denkens und kräftigen Handelns unfähig, düſterm Gefühlstaumel und weichlichem Quietismus ſich hingeben. Müßige Reiche, arbeitsſcheue Arme, nervenſchwache und hyſteriſche Frauen, erſchlaffte Weichlinge, ſinnlich entnervte Wüſtlinge ſind es, aus denen er die meiſten Anhänger gewinnt. Ohne innere Würde, ohne ſelbſtermannende Kraft flüchten ſich dieſe zerriſſenen Seelen mit ihrem verwüſteten Leben, mit ihrer verſunkenen Gemüthskraft, mit erſchrockenem Gewiſſen zum Kreuze, um in den Wunden Chriſti vor den ſie verfolgenden Erinnyen der Selbſtverachtung, der Angſt und Todesfurcht Ruhe zu ſuchen, und lullen ſich durch die ſtets wiederholten Phraſen von der eigenen Nichtigkeit und Sündhaftigkeit und von der Rechtfertigung aus Gnaden durch den Glauben in eine Art von ſüßem Seelentaumel, in eine gefährliche Sicherheit ein, in welcher ſie ihrer künftigen Seligkeit gewiß zu ſein wähnen. Dabei legen ſie dem Erlöſer allerlei ſchmeichelhafte Namen bei, tändeln mit dem Lämmlein, das der Welt Sünde trägt, machen den Heiland zu ihrem Sündendiener, zum Ruhekiſſen, das ſie ſich wohlgefällig unterlegen, um mit einem Schatten des Guten in die ewige Heimath hinüberzuſchlummern. Treffend ſagt daher der geiſtvolle Jean Paul von ihnen: „Ich habe dieſe verdammte Erhebung der Seele, blos aus Niedrigkeit, öfters mit den engliſchen Pferdeſchwänzen verglichen, die auch immer gen Himmel ſtehen, blos weil ihnen die Sehnen durchſchnitten ſind."

Eine beſondere Eigenthümlichkeit aller Pietiſten iſt es ferner, daß ſie ihr früheres ſündliches Leben, das ſie wohlgefällig eingeſtehen, ſo gern zur

Folie ihres jetzigen Gnadenſtandes machen. Da die Tugend in ihren Augen gar keinen Werth hat und nur der Glaube Alles gilt, ſo ſprechen ſie mit der größten Selbſtgefälligkeit von ihren früher begangenen Sünden, um nur ihre jetzige Wiedergeburt um ſo überraſchender hervorzuheben. Ein Prediger erzählte ſeiner Gemeinde von der Kanzel mit der größten Ausführlichkeit alle ſeine lüderlichen Streiche, die er in der Geſellſchaft von Saufbrüdern und verworfenen Weibern auf der Univerſität begangen hatte, blos um zu zeigen, wie ungeheuer der Contraſt zwiſchen ſeinem frühern und ſeinem jetzigen Zuſtande ſei.

Man glaube aber ja nicht, daß bei ihnen Alles Wahrheit und Aufrichtigkeit ſei, was ſie ſo ſelbſtgefällig zur Schau tragen. Obgleich ſie unter dem Scheine einer großen Demuth einhergehen und ſich äußerlich mit ſeufzender, gebrochener Stimme für arme, verdammungswürdige Sünder erklären, nähren ſie doch in ihrem Herzen einen unerträglichen Hochmuth und ſind die aufgeblaſenſten Menſchen von der Welt. Aus bloßem Hochmuthe bilden ſie ſich ein, daß Gott ſie des hohen Vorzugs beſonderer Gnadenwirkungen gewürdigt habe; aus bloßem Hochmuthe können ſie keinen Widerſpruch leiden, und ſehen von der Höhe ihrer Erleuchtung und Wiedergeburt alle Diejenigen, die es nicht mit ihnen halten, mit einem verächtlichen Mitleiden für Kinder des Teufels an, die noch in ihrem natürlichen Verderben liegen. Wir haben an Spener's Schülern hervorgehoben, daß ſie gutmüthige, harmloſe, friedliche Menſchen waren, die Keinen neben ſich beeinträchtigten, kränkten oder verfolgten. Ihr Weſen war tiefe Innerlichkeit. Unſere heutigen Pietiſten dagegen ſind öfters liebloſe Selbſtſüchtlinge, höchſt verſchmitzte, weltkluge Tartüffe und raffinirte Derwiſche, die ihren zeitlichen Vortheil mit ihrem Seelenheil auf Koſten ihrer Mitmenſchen aufs Vortrefflichſte zu verbinden wiſſen, Leute, deren Zunge ein zweiſchneidiges Schwert, deren Feder ein Giftpfeil und deren Herz eine Rechentafel iſt. Erreichen ſie auch ihr Ziel nicht, wie der Adler, durch Fliegen, ſo erreichen ſie es um ſo ſicherer, wie der Wurm, durch Kriechen und frömmeln und ſchmeicheln ſich von den unterſten Stufen oft bis zu hohen Aemtern empor. Kein Menſch weiß den Mantel ſo vortrefflich nach dem Winde zu hängen und alle Umſtände ſo klug zu ſeinen Zwecken zu benutzen als ein ächter Pietiſt. Ueberall hat er gern die Hände mit im Spiele, überall will er gern rathen und ſchlichten, um ſeinen Einfluß zu erweitern und Proſelyten zu machen. Er ſucht unter dem Scheine chriſtlicher Wohlthätigkeit die Kranken, die Armen, die vom Schickſal Gebeugten, die zerknirſchten Sünder auf, um ſie mit ſeiner trügeriſchen Seelenſpeiſe zu ködern; er nimmt ſich aufs Eifrigſte des Miſſionsweſens, der Bibelverbreitung, der Schulen und Erziehungsanſtalten an, um durch jene große und durch dieſe kleine Kinder für ſeine Zwecke zu angeln.

Nicht mit Unrecht hat man daher die modernen Pietiſten die Jeſuiten der evangeliſchen Kirche genannt. Zwar ſind ſie, wenn man ſie reden hört, die erklärteſten Feinde des römiſchen Stuhles und ſchimpfen am lauteſten gegen Papismus und Hierarchie; aber im Grunde arbeiten ſie doch am thätigſten den Jeſuiten in die Hände, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie ſtatt des lebenden Papſtes zu Rom einen papierenen auf den

Digitized by Google

Thron ſetzen wollen, nehmlich die ſymboliſchen Bücher. Und wem, der nur einen Blick in die Zeit wirft, können insbeſondere die hierarchiſchen Gelüſte und Tendenzen der Geiſtlichen in dieſer Secte entgehen? Man leſe alle pietiſtiſchen Zeitſchriften, namentlich die Evangeliſche Kirchenzeitung von Dr. Hengſtenberg, das Hauptorgan dieſer Geiſtesrichtung, aus allen ſpricht der Geiſt der Unduldſamkeit, der Verketzerungsſucht, der Verfolgung und Unterdrückung der Andersdenkenden. Wie ſie ſich vorzugsweiſe „die Evangeliſchen" nennen, ſo betrachten ſich die Pietiſten auch als die allein im Staate Berechtigten und arbeiten mit aller ihrer Macht dahin, den Staat wieder in den Dienſt ihrer vermeintlichen Orthodoxie zu bringen und ihren beſonderen Anſichten und Intereſſen durch Beihilfe ſeiner Machtwirkung Eingang und Geltung zu verſchaffen. Stellte doch einer ihrer Vertreter in der diesjährigen Berliner Conferenz den Antrag auf „Handhabung der beſtehenden (d. h. längſt obſolet gewordenen) Geſetze, Kirchenzucht und Staatspolizei gegen die immer drohender emporſchlagenden Wogen des unchriſtlichen Zeitgeiſtes". Erfrechte ſich doch der ſchon öfters genannte Dr. Hengſtenberg neuerdings, einen ſeiner Collegen, den Hofprediger Fransdorf zu Halberſtadt, öffentlich in einem Berichte über die Verſammlung der proteſtantiſchen Geiſtlichen in Halle zu injuriiren, ſo daß er als Verleumder von dem Kammergericht zu vierzehntägiger Gefängnißſtrafe verurtheilt wurde.

Das Werk der Verdächtigung iſt dieſen proteſtantiſchen Jeſuiten leider nur zu gut gelungen. Sie haben bei den Großen und Mächtigen und bei den ſervilen Anhängern der Stabilität und des Abſolutismus den Wahn hervorzurufen und zu nähren gewußt, daß die revolutionären Tendenzen und ſtaatsgefährlichen Umtriebe der Zeit hauptſächlich ihren Grund in dem emporgekommenen Rationalismus haben, der „unter der flatternden Fahne der freien Forſchung von aller Mühe und Treue und Frucht ernſter Bibelforſchung ſich frei machen, mit ſtolzer Selbſtberühmung des Geiſtes das poſitive Chriſtenthum vernichten, Religion, Kirche und Thron untergraben und alles Heilige in den Staub treten wolle." Fortan ergingen denn von Seiten der Regierungen geſchärfte Edicte gegen die rationellen Beſtrebungen der Geiſtlichen; man beſetzte die Conſiſtorien mit Individuen, denen ſei es ein wirklicher oder erheuchelter Ruhm der Orthodoxie vorherging, und beſtand mit unnachſichtlicher Strenge auf der bereits längſt antiquirten Verpflichtung der in das Predigtamt eintretenden Geiſtlichen auf den Buchſtaben der ſymboliſchen Bücher. Durch ſolche und ähnliche Maßregeln gegen die kirchliche Denk- und Lehrfreiheit war nun, wie mit einem Schlage, der Geiſt der Liebe und des Friedens, der in der Union der getrennten proteſtantiſchen Kirchen ſo herrlich hervorgetreten war, vernichtet. Die Lutheriſchen wurden wieder lutheriſcher, die Calviniſchen calviniſcher und in dem Schooße der vereinigten Kirchen trat die Spaltung zwiſchen Denk- und Buchſtabengläubigen, Rationaliſten und Pietiſten immer entſchiedener hervor. Ermuthigt durch die Begünſtigung, die ſie von Oben erfuhren, erhoben die Letzteren ihr Haupt immer kühner und höher empor und entwickelten einen unermüdeten Eifer, Proſelyten zu machen. Viele Geiſtlichen, obwohl in ihrem Innern dem Pietismus nichts weniger als zugethan, fingen an, äußerlich zu frömmeln

und zu heucheln, Betſtunden und Conventikeln für Erweckte zu halten, den Kopf zu hängen und zu kriechen, blos um ſich bei dem Conſiſtorium und der Regierung beliebt zu machen. Und ſiehe! ihre Heuchelei, die ſie in den Augen jedes Redlichen zu einem Gegenſtand der tiefſten Verachtung machte, trug ihnen die reichlichſten Früchte. Man bevorzugte ſie auf alle Weiſe, gab ihnen die beſten und einträglichſten Pfründen, beſonders in den Städten, beförderte ſie zu Dekanaten und Superintendentenſtellen und überhäufte ſie mit Beſoldungszulagen und Belobungsſchreiben. Dagegen wurden auf der andern Seite alle Diejenigen, welche ſolche Heuchelei und ſolch ſectiriſches Treiben unter ihrer Würde fanden und in ihren öffentlichen Vorträgen und ihrer Amtswirkſamkeit mehr auf chriſtlichen Geiſt und chriſtliches Leben drangen, auf alle Weiſe gegen Jene zurückgeſetzt, niedergehalten, gedrückt, gehofmeiſtert, getadelt und auf ärmlichen Landpfarreien begraben, bis ihnen Kraft und Muth dahinſchwand. So kam es denn, daß der Pietismus mit reißender Schnelligkeit ſich in Städten und Dörfern verbreitete. An vielen Orten ward es zur förmlichen Modeſache, die Conventikeln zu beſuchen und in Geſellſchaften zu predigen und über die Weltkinder zu läſtern. Wie eine peſtartige Sucht drang das moderne, phariſäiſche Weſen in die Familienkreiſe und entzweite Eltern und Kinder, Brüder und Schweſtern, Gatten und Gattinnen, ſtörte die heitere Geſelligkeit, den unbefangenen ſchuldloſen Frohſinn und erſtickte, wie ein böſer Mehlthau, das Glück des Hauſes. Und wie in engern, ſo wirkte dieſe gefährliche Geiſtesrichtung auch in weitern Kreiſen. Schon erdonnern auf Kanzeln und Kathedern die Flüche gegen die Andersdenkenden, ſchon erſchüttert der Pietismus die Ruhe und den Frieden ganzer Gemeinden, ſchon iſt die evangeliſche Kirche in zwei große, ſich ſchroff gegenüberſtehende Hauptparteien zerſpalten, und es iſt kaum abzuſehen, wohin das nimmer raſtende Unweſen führen wird.

Wir können daher unmöglich in das Wort jenes hochwürdigen Gönners einſtimmen, der den Pietismus „die Selbſthilfe des betrogenen Volkes" nannte. Wenn hier ja von Betrügerei die Rede ſein kann, ſo iſt das Volk wahrlich nicht von Denjenigen betrogen, die ihm das reine unverfälſchte Chriſtenthum verkündigen und dabei an ſeine geſunde Vernunft appelliren, ſondern von Denjenigen, die, um mit Luther zu reden, als „Schleicher und Winkelprediger" ſich in die Kirche Chriſti drängen und den armen Bethörten und Blinden ihre jeſuitiſche Quackſalber- und Schmugglerwaare aus der Rumpelkammer der längſt erſtarrten Orthodoxie als die ächte Lebens- und Heilspanacee anpreiſen. Wir theilen daher die Ueberzeugung jenes geachteten und würdigen Kirchenlehrers, der ſchon vor einer Reihe von Jahren den Satz ausgeſprochen hat, „daß die evangeliſche Kirche keinen größern Feind habe als den modernen Pietismus, und daß ohne Wiſſen und Willen der Redlichen darin ein Werkzeug vorbereitet wird, die Gewiſſensfreiheit und vielleicht auch die bürgerliche Freiheit zu Grunde zu richten und uns in die verlaſſenen Bahnen des Aberglaubens, der Geiſtesfinſterniß und der Knechtſchaft zurückzuführen.

2. Die Lichtfreunde. Eine zweite Entwicklungsphaſe des religiöſen und kirchlichen Lebens unſerer Tage iſt der Verein der Lichtfreunde. Ihrem Weſen nach iſt dieſe Richtung nicht neu. Zu allen Zeiten hat es Männer gegeben, die der kirchlichen Orthodoxie gegenüber ſich eine eigene freie Ueberzeugung zu bilden und die Rechte der Vernunft oder des belebenden Geiſtes gegen den tödtenden Buchſtaben oder das ſtarre Kirchendogma für ſich und Andere zu wahren ſuchten. Sie wurden von der herrſchenden Kirche in der Regel als Häretiker, d. h. als eigenmächtige Freidenker oder Ketzer verfolgt und endeten zum Theil ihr Leben in Kerkern, auf Blutgerüſten und Scheiterhaufen. Nicht alle ſogenannten Ketzer gehören indeß in die Kategorie der „Freunde des Lichts." Es gab unter ihnen nicht Wenige, welche einen Irrwahn nur mit einem andern vertauſchen, eine ſtarre, geiſtertödtende Glaubensformel nur durch eine andere verdrängen wollten und die, wenn ſie den Sieg errungen und die Herrſchaft an ſich geriſſen hätten, Andersdenkende mit eben ſolcher Glaubenswuth und eben ſo glühendem Eifer verfolgt haben würden wie ihre ſiegreichen Gegner. Den ehrwürdigen Namen der Freunde des Lichtes verdienen nur Diejenigen, die wirklich das Licht mehr lieben als die Finſterniß, welche alſo, vom Geiſte einer ernſten Prüfung beſeelt, frei von Verblendung und Selbſtſucht, für Wahrheit, Recht und Geiſtesfreiheit kämpften und die Ergebniſſe ihres vernünftigen Denkens und gewiſſenhaften Forſchens zum Gemeingute der Menſchheit zu machen ſtrebten. In dieſem Sinne war der erhabene Stifter des Chriſtenthums ſelbſt der erſte Lichtfreund. Denn es iſt bekannt, daß er ſein weltumgeſtaltendes Werk damit begann, daß er, den religiöſen Vorurtheilen ſeiner Zeit, den verjährten, geiſtloſen und engherzigen Satzungen der Phariſäer und Schriftgelehrten gegenüber, eine vernunftgemäße, würdige Gotteslehre verkündigte und gegen die Verfinſterungsſucht und Glaubenstyrannei heuchleriſcher und herrſchſüchtiger Prieſter in die Schranken trat. „Ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird Euch frei machen", war einer jener Ausſprüche, aus welchen der Geiſt und der Zweck ſeines Wirkens am Klarſten hervorleuchtet. Getreu dieſem Geiſte der Wahrheit, der ihn beſeelte, haben auch ſeine unmittelbaren Jünger und Nachfolger ſein begonnenes Werk fortgeſetzt. Beſeelt von dem reinſten Eifer für die große Angelegenheit ihres Meiſters gingen ſie aus in alle Welt und trugen in die Nacht der Zeiten den neuen, lebendigen Geiſtesfunken, der in ihrem eigenen Gemüthe leuchtete, und wo ſie hindrangen mit ihrer begeiſternden Botſchaft, da ſchwanden vor der Kraft ihres Wortes der alte Wahn und die verjährten Irrthümer früherer Jahrtauſende und die Menſchheit lernte die Gottheit erkennen „als Geiſt und anbeten im Geiſt und in der Wahrheit."—

Wäre uns der Geiſt der Lehre, die ſie verkündigten, rein und unverfälſcht überliefert worden, beſäßen wir das Urchriſtenthum, wie es aus dem Munde des Stifters hervorging, in ſeiner urſprünglichen Geſtalt, es hätten nimmermehr theologiſche Streitigkeiten und religiöſe Spaltungen den Frieden der Kirche trüben können. Denn die Lehre Jeſu, wie ſie ſelbſt durch und durch eine vernünftige und mit den ewigen Geſetzen des Denkens übereinſtimmende iſt, wendet ſich vor Allem an die geſunde Menſchenvernunft und

fordert keinen Glauben, zu deſſen Annahme ſich der Verſtand und das Gefühl Gewalt anthun muß.

Allein eine ſolche Ueberlieferung der urſprünglichen Chriſtuslehre hat leider nicht Statt gefunden. Der erſte Verkündiger derſelben hat uns — ohne Zweifel um nicht den todten Buchſtaben zum Herrſcher über den lebendigen Geiſt zu ſetzen — keine geſchriebene Urkunde überliefert, und was uns ſeine Jünger und ihre erſten Gehilfen unter dem Namen der Evangelien hinterlaſſen haben, trägt das Gepräge ihrer Weltanſchauung, ihrer Zeit, ihres Volks, ſowie ihrer perſönlichen Eigenthümlichkeit zu deutlich an ſich, als daß wir darin die reine Lehre Chriſti ohne Zuſätze zu erkennen im Stande wären. Wohl iſt in ihren Schriften der Kern des Chriſtenthums enthalten; aber dieſer Kern wird uns in einer Hülle voll Mythen und Wundererzählungen geboten, gegen deren unbedingte Fürwahrhaltung ſich das menſchliche Gemüth zu allen Zeiten ſträubte und noch ſträubt. Es wird damit nicht behauptet, daß uns die Verfaſſer jener Urkunden dieſe Zuſätze wider beſſeres Wiſſen und Gewiſſen oder mit dem Bewußtſein ihrer Unächtheit überlieferten; nein, ſie gaben uns in denſelben ein Bild des Lebens und der Schickſale ſowie einen Abdruck der Lehre ihres unvergeßlichen Meiſters, wie ſie in ihrer kindlichen Weltanſchauung ihn aufgefaßt oder wie er ſich in ihrer Seele abſpiegelte.

Hätten die ſpätern Wortführer der Kirche die Sammlung dieſer erſten Ueberlieferungen ſtets von dieſem Geſichtspunkte aufgefaßt, hätten ſie ſie als ein Buch betrachtet, „das von Menſchen und für Menſchen geſchrieben iſt", und den Glauben an deren Inhalt frei gegeben: das Chriſtenthum hätte weit wärmere Freunde und Anhänger und ſeine Urkunden weit aufrichtigere Verehrer gefunden. So aber machte man aus ihnen, was ihre anſpruchloſen und beſcheidenen Verfaſſer nie beabſichtigt hatten, eine bindende Norm, gleichſam eine Zwangsjacke für den Glauben der Chriſtenheit und einen Zankapfel für die Theologen. Der dogmatiſche Eifer der Letztern bemächtigte ſich ihrer bereits in den erſten Jahrhunderten als einer hochwillkommenen Beute und beutete ſie auch auf ſeine Weiſe und zu ſeinen leider nicht immer geiſtlichen Zwecken aus. Aus den anſpruchloſen Evangelien, aus den Briefen der Apoſtel an ihre neu geſtifteten Gemeinden wurden „Bücher von göttlichem Anſehen" gemacht, welche die dritte Perſon in der Dreieinigkeit, der heilige Geiſt ſelbſt, ihren Verfaſſern unmittelbar eingegeben, ja ſogar ſpeciell Wort für Wort, Buchſtabe für Buchſtabe in die Feder dictirt habe. Die Sammlung dieſer Bücher wurde auf verſchiedenen Synoden, beſonders auf der zu Laodicea im Jahre 364, zum Kanon der chriſtlichen Lehre erhoben, in welchem ausſchließlich der ganze Umfang aller Heilswahrheiten und die für alle Zeiten allein und allgemein gültige Richtſchnur des chriſtlichen Glaubens enthalten ſei, von welcher Nichts hinweggethan und zu welcher Nichts hinzugeſetzt werden könne, ohne das ganze Lehrgebäude umzuſtoßen. Hiermit waren alſo nicht blos alle wahren und vernunftgemäßen Lehren des neuen Teſtaments, ſondern, weil ſich dieſes auch auf das alte beruft, zugleich alle Mythen und Wundererzählungen der jüdiſchen Religionsurkunden von der Schöpfung und dem Sündenfall im Paradieſe an bis zum

Digitized by Google

Drachen zu Babel zu allgemein gültigen und unantaſtbaren Glaubensartikeln für alle Zeiten, alle Völker und alle Culturſtufen, die die Menſchheit noch durchlaufen werde, förmlich und feierlich ſanctionirt. Dabei wurde die unbedingte Unterwerfung aller Gläubigen unter den Inhalt der ganzen Bibel zur einzigen und unerläßlichen Bedingung der Seligkeit gemacht und der ihrer Freiheit ſich bewußten Menſchenvernunft grauſam und unbarmherzig zugemuthet, wörtlich, buchſtäblich handgreifliche Unmöglichkeiten und Widerſprüche zu glauben und darauf zu leben und zu ſterben.

Man ſollte glauben, die Vertreter der Kirche und Wächter der Orthodoxie hätten hiermit die höchſte denkbare Stufe hierarchiſcher Anmaßung und Bevormundung erreicht. Aber leider trieben ſie, wie die Geſchichte lehrt, den Hohn gegen die Menſchenvernunft noch weiter. Da ſie von dem Grundſatze ausgingen, daß das Volk nie zu viel glauben könne, und daß das Unglaublichſte zu glauben das höchſte Verdienſt ſei, ſo begnügten ſie ſich ſpäterhin nicht mehr mit dem reichen Schatze des bibliſchen Inhalts, ſondern machten eine Menge Zuſätze nach eigenem Zuſchnitt und bürdeten allmälig dem Nacken der um ihr ſchönſtes Palladium betrogenen Chriſtenheit eine Maſſe von theologiſchen und ſophiſtiſchen Spitzfindigkeiten, Satzungen, Legenden, Heiligengeſchichten, Glaubensformeln, Symbolen und ein Ceremoniell auf, unter deſſen Hülle man den alten Kern des Chriſtenthums kaum wieder zu erkennen vermag. Endlich kam es ſogar dahin, daß man die urſprüngliche Religionsurkunde, die man der irre geleiteten Menſchheit anfänglich noch gelaſſen hatte, die Bibel ſelbſt, ihr entzog und das Leſen in derſelben als einen Abfall vom wahren Glauben verbot und als eine gefährliche Neuerungsſucht verdammte. Die prieſterlichen Wortführer der Kirche wollten als alleinige Verwalter der göttlichen Geheimniſſe, als alleinige Ausleger des „Wortes Gottes" betrachtet ſein; nur durch ihre ſchwarzgefärbten Augengläſer ſollte das Volk die Gottheit ſchauen. Jeder Lichtſtrahl höherer Erkenntniß, der aus der Nacht der Zeiten auftauchte, jede auch noch ſo ſchüchterne Hinweiſung auf die ewigen Wahrheiten und Geſetze, die die Natur und das eigene Herz uns predigt, wurden mit grimmigem Haſſe darniedergehalten und geächtet, und ſo war denn der Menſchheit im Laufe von fünfzehn Jahrhunderten der Zugang zum Heiligthume jeder religiöſen Wahrheit verſchloſſen, ſo lag ſie bevormundet, geknechtet, in den Staub getreten und um ihre unveräußerlichen Rechte, um Licht und Geiſtesfreiheit von einer Schaar von Heuchlern betrogen, die ſich in Schafskleidern in die Heerde Chriſti eingeſchlichen und in empörender Anmaßung ſich ſeines Hirtenſtabes bemächtigt hatten.

Doch der ununterbrochen wirkſame Gottesgeiſt, deſſen wunderbares Walten durch die ganze Weltgeſchichte geht, offenbarte nun, als das Maß jener Falſchmünzer der Wahrheit, jener Uſurpatoren im Reiche Gottes voll war, ſeine welterleuchtende und welterſchütternde Kraft, und es begann eine Bewegung im Reiche der Geiſter, deren Schwingungen ſeit drei Jahrhunderten bis auf dieſe Stunde fortdauern. Ein Mann voll Gottesglauben und Gotteskraft trat als Vorkämpfer ſeines Jahrhunderts auf, zerbrach mit kühnem Griffe die ſchimpflichen Feſſeln der Geiſtesknechtſchaft und gab der Chriſtenheit das ihr entriſſene Palladium, das geſchriebene Gottes-

Digitized by Google

wort und die freie Forſchung in demſelben, zurück. War nur einſtweilen ſo viel gerettet, war nur das Joch phariſäiſcher Satzungen abgeworfen und die Menſchheit unter die höhere Autorität der heiligen Schrift geſtellt, ſo war auch der Weg zum weitern Fortſchritt gebahnt und der emporſtrebenden Vernunft die Pforte zum Heiligthum höherer Erkenntniß geöffnet. Denn dieſe ehrwürdigen Urkunden fordern jeden Einzelnen ſelbſt zur Prüfung auf, ſetzen den belebenden Geiſt hoch über den tödtenden Buchſtaben und räumen der Vernunft das ihr gebührende Recht ein.

Dieſe Folgerungen wurden indeß zur Zeit der Reformation noch lange nicht in ihrem ganzen Umfange erkannt. Wie der Sklave, um welchen Jahre lang die Ketten klirrten, in den erſten Augenblicken, in denen ſie abfallen, ſeinen neuen Zuſtand und den großen Gedanken der Freiheit nicht faſſen kann, ſo erſchrak man auch unmittelbar nach dem Zeitalter der Glaubensreinigung vor dem Geiſte, den man heraufbeſchworen hatte, und den Wortführern jener gewaltigen Bewegungen dünkte das einzige Heilmittel zu ſein: „Gefangennehmung der Vernunft unter den Kirchenglauben, Unterordnung des Geiſtes unter den Buchſtaben der Schrift.“ Der lebensfriſche, herzerwärmende Inhalt unſerer Religionsurkunden wurde jetzt auch auf dem Gebiete der proteſtantiſchen Kirche in Glaubensformeln eingeſchnürt, in Symbole eingezwängt und das vernünftige und lebendige Chriſtenthum zu einem ſtarren Gewebe theologiſcher Spitzfindigkeiten und Lehrmeinungen herabgewürdigt. Ein Rechtgläubiger hieß nur Der, der ſich an den Buchſtaben dieſer theologiſchen Machwerke hielt, auf Worte ſchwor und mit Worten ſtritt. Von der Religion aber, die mit uns geboren iſt, die die Natur und unſer Gewiſſen uns predigt und die Jeſus der Menſchheit verkündigte, war abermals keine Rede mehr. Kaum erlöſt von dem Joche der Tradition und der prieſterlichen Satzungen, mußte die evangeliſche Kirche ein neues Joch ſich auflegen laſſen, das Joch der ſymboliſchen Bücher. Sie hatte, ſtatt des römiſchen Oberprieſters, einen papiernen Papſt, der wo möglich noch ſchlimmer war als jener. Treffend ſagte darum ſchon Schwenkfeld: „Luther habe uns aus Aegypten durch das rothe Meer geführt, ſeine Nachfolger uns aber in der Wüſte ſitzen laſſen.“

Wir haben dieſe traurigen Zeiten des ſtarren, finſtern Orthodoxismus auf dem Gebiete der evangeliſchen Kirche, der ſogar öfters in Glaubenswuth und grauſame Verfolgung überging, bereits im vorigen Abſchnitt bei Gelegenheit der Entſtehung des Spener'ſchen Pietismus geſchildert, und erwähnt, wie ſich dieſe Richtung als Gegenſatz gegen den theologiſchen und kirchlichen Dogmatismus erhoben hat. Aber ſie war nicht die einzige. Zugleich mit ihr erhob ſich vielmehr noch eine andere, welche eben ſo tief, ja noch tiefer in das geiſtige Leben der Nationen eingriff und den babyloniſchen Thurm der kirchlichen und theologiſchen Scholaſtik noch weit gewaltiger erſchütterte. Es war dies die in einzelnen bevorzugten Geiſtern wieder erwachende Philoſophie und wiſſenſchaftliche Forſchbegierde. Die Reihe dieſer Geiſter führten Copernikus, Kepler und Newton an, indem ſie tiefere Blicke in das Weltgebäude und die in ihm waltenden Geſetze eröffneten. Ihnen folgten Carteſius, Leibnitz und

Digitized by Google

Spinoza auf dem Gebiete der ſpeculativen Philoſophie, und an dieſe ſchloſſen ſich die italieniſchen, engliſchen und franzöſiſchen Freidenker, Männer wie Savonarola, Jordano Bruno, Cäſar Vanini (alle drei als Ketzer verbrannt), Tindal, Payne, Shaftsbury, die Encyklopädiſten Diderot, d'Alembert, Bayle, de la Mettrie, der geniale Rouſſeau und der geiſtreiche Spötter Voltaire, und an dieſe endlich die Heroen der deutſchen Literatur, Leſſing, Kant, Fichte, Herder, Wieland, Schiller, Goethe an. Und dieſe Geiſter entzündeten in allen Wiſſenſchaften, in Kunſt und Poeſie ein neues Licht und förderten das geiſtige Leben des Jahrhunderts mit Rieſenſchritten. Auch die Theologie blieb nicht zurück; es erwachte in ihrem Schooße die hiſtoriſche Kritik und rüttelte gewaltig an dem alten morſchen Gebäude der kirchlichen Orthodoxie, und es neigte ſich und hing nur noch im Schwebepunkt wie der einhüftige Thurm zu Piſa. Nur noch eine Linie weiter und es wäre gefallen.

Jetzt aber unterbrach der gewaltige Kriegslärm, mit welchem die franzöſiſche Staatsumwälzung und ihr großer Univerſalerbe die Völker unſeres Welttheils aufſchreckte, das wiſſenſchaftliche Stillleben und die traumhafte Gemüthlichkeit unſerer Nation. Es galt jetzt einen höhern Kampf als den Kampf um Lehrmeinungen und Kirchengebräuche, es galt das Vaterland und ſein und der Wiſſenſchaft und der Religion höchſtes Palladium, die Freiheit. Darum traten während des langen Kampfes, den Deutſchland gegen die franzöſiſche Anmaßung und Unterdrückung führte und den es nach langer Erniedrigung und Schmach zuletzt glücklich hindurchkämpfte, alle theologiſchen und kirchlichen Händel in den Hintergrund. Kaum aber war das fremde Joch abgeworfen und der Friede wieder hergeſtellt, ſo trat auch von Seiten der Finſterlinge, die ſich während des großen Völkerkampfes ſcheu verborgen gehalten hatten, die bereits im vorigen Abſchnitt beſchriebene religiöſe und kirchliche Reaction ein und nöthigte die Freunde des Lichts, den Kampf um die Emancipation des reinen Chriſtenthums von der Macht des todten Buchſtabens und dem Drucke des Symbolzwangs zu erneuern. Dieſer Kampf, der in der Geſchichte der evangeliſchen Kirche Deutſchlands Epoche macht, iſt unter dem Namen des Streites der Supranaturaliſten und Rationaliſten bekannt. Die Loſung zu dieſem Streite gab eine Stelle in dem 9. Briefe der im Jahre 1811 erſchienenen „Geſtändniſſe" des berühmten Oberhofpredigers Reinhard in Dresden, in welchem derſelbe behauptet: „Strenger und ſyſtematiſcher Zuſammenhang, Einheit der Principien und folgerechtes Denken in der Religion finde nur ſtatt, wenn man ſich entweder ganz an die Vernunft oder ganz an die Schrift halte. Wirklich conſequent ſei nur der Rationaliſt und der Supranaturaliſt. Bei Jenem entſcheidet nehmlich in Glaubensſachen die Vernunft allein; was dieſe nicht faſſen und billigen kann, kann auch kein Theil ſeiner Ueberzeugungen werden; die Schrift iſt ihm nicht mehr als jedes andere menſchliche Buch; er läßt ſie nur gelten, wo ſie übereinſtimmend mit ſeinen Meinungen iſt, und zwar nicht als Entſcheidungsgrund für dieſe Meinungen, ſondern blos als Erläuterung, daß auch Andere ſo gedacht und geglaubt haben." — „Eben ſo übereinſtimmend mit ſich ſelbſt und ſeinem Hauptgrundſatze durch-

aus treu iſt der Supranaturaliſt. Ihm iſt in Sachen der Religion und des Glaubens die Schrift, was dem Rationaliſten die Vernunft iſt; er bedient ſich zwar dieſer, um die Anſprüche zu prüfen, welche die Schrift macht, und die Gründe für ihren höhern Urſprung zu beurtheilen; allein ſobald dieſes geſchehen iſt, ſobald er ſich überzeugt hat, die Schrift enthalte einen von Gott herrührenden Unterricht: ſo entſcheidet ſie von nun an in Sachen der Religion Alles. Die Vernunft hat blos das Geſchäft, die Schrift zu erklären und den Sinn derſelben zu erforſchen; führt dieſe auf Lehren, die ihr fremd ſind, ſo iſt ſie keineswegs berechtigt, dieſe Lehren zu misbilligen; ſie muß vielmehr einen Unterricht Gottes in denſelben erkennen und ſich dem Anſehen Gottes unterwerfen."

Dieſer Ausſpruch iſt als der erſte Anfang des neuern Lichtfreundthums in Deutſchland zu betrachten. Denn wie ein unaufhaltſames Lauffeuer gingen die Wirkungen deſſelben durch die theologiſche Welt. Man fühlte und erkannte wohl, daß die eigentliche Lebensfrage der evangeliſchen Kirche in Anregung gebracht ſei, die Frage: ob der Buchſtabe oder der Geiſt, ob der Autoritäts- oder der Denkglaube die höhere Geltung gewinnen ſolle. Alle Theologen auf den verſchiedenen Lehrſtühlen und Kanzeln Deutſchlands nahmen nun Partei für oder gegen die Vernunft. Heftig und leidenſchaftlich wurde in Zeitſchriften und Lehrbüchern, von Profeſſoren, Studenten und Pfarrern über die größere Berechtigung des einen und andern Syſtems geſtritten. Während die Supranaturaliſten hartnäckig das alte Bollwerk des kirchlichen Orthodoxismus vertheidigten, griffen die Rationaliſten es immer erfolgreicher mit den Waffen der Vernunft und der Wiſſenſchaft an. Der Wunderglaube wurde nicht mehr als zum Weſen des Chriſtenthums gehörig betrachtet; die kirchliche Lehre von der Trinität, ob deren Leugnung Servet verbrannt worden, von den beiden Naturen Chriſti, ſeiner Höllenfahrt, ſeinem ſtellvertretenden Tod, von der Verbindung ſeines Leibes und Blutes mit dem Brod und Wein des Abendmahls und ſo viele andere Pfeiler des alten lutheriſchen Dogmas mußten der neuen Erkenntniß weichen. Selbſt die Hauptſäule, auf welcher früher das ganze Gebäude ſo feſt und ſicher zu ruhen ſchien, die Inſpiration der heiligen Schrift, machte die allgemeine Erſchütterung wanken und fallen. Das Denken, einmal erwacht und zum Bewußtſein ſeiner Rechte gekommen, wendet ſich gleich überall hin; ſobald es an einem Orte Licht geſchaffen hat, mag es auch an keinem andern mehr Dunkel leiden. Darum blieb auch keine Seite der Dogmatik unberührt; ſie ward immer mehr und mehr eine Antiquität, und die Dogmen waren im Preiſe geſunken. Dagegen arbeitete der neue rationelle Zeitgeiſt auf das Eifrigſte dahin, das Göttliche im Leben erſcheinen und wirken zu laſſen. Je weniger er eine beſtimmte Glaubensanſicht verlangte, deſto ernſter und nachdrücklicher hob er die ſittliche Seite des Chriſtenthums hervor, drang auf gewiſſenhafte Pflichterfüllung und eine thätige lebendige Liebe. Die höchſte Liebe war für ihn die höchſte Religion.

Als Vorkämpfer und hauptſächlichſte Vertreter dieſer rationellen Rich-

Digitized by Google

tung nennen wir die zum Theil noch jetzt lebenden trefflichen Männer: Paulus, Röhr, Bretſchneider und Wegſcheider.

Der Letztere, um welchen ſich beſonders im Anfange der zwanziger Jahre die Theologie ſtudirende akademiſche Jugend in dichten Schaaren drängte, hatte ſich ſowohl in ſeinen dogmatiſchen Schriften wie in ſeinen Vorleſungen zur Aufgabe gemacht, den Kern des Chriſtenthums von ſeiner Hülle, die bleibenden, ewigen Wahrheiten deſſelben von dem Localen und Temporellen, die unfruchtbare Theorie von der lebendigen Praxis zu ſcheiden und auf dieſe Weiſe ſeine Schüler für das geläuterte, reine, thatkräftige und im tiefſten Gemüthe wurzelnde Chriſtenthum zu begeiſtern. Seine Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg. Viele ſeiner Zuhörer nahmen in die Heimath den Geiſt der Prüfung, die ächte Wiſſenſchaftlichkeit und die Begeiſterung für Religion und Sittlichkeit mit, pflegten ihn in ihrem ſpätern Wirkungskreiſe und fanden bei allen Vernünftigen den erwünſchten Anklang.

Hätte der Rationalismus, für welchen offenbar die Sympathieen der gebildetſten und edelſten unter unſern Zeitgenoſſen waren, unangefochten und ungehindert von äußerer Gewalt ſeinen Gang gehen können, er wäre bereits in die Volkskreiſe herabgedrungen und hätte überall ein neues, religiös-ſittliches Leben entzündet. Aber ſonderbarer Weiſe war dieſe Geiſtesrichtung den Machthabern und Regierungen Deutſchlands nicht genehm. Man ſah in dem Geiſte der freien Forſchung, der ihre Anhänger beſeelte, revolutionäre Elemente, Auflehnung gegen jede höhere göttliche und menſchliche Autorität und fing nun an, mit allen der weltlichen Macht zu Gebote ſtehenden Mitteln den neu erwachten Geiſt zu dämpfen und niederzuhalten. Man begünſtigte das entgegengeſetzte Extrem der kirchlichen Glaubensrichtung, den dumpfen Orthodoxismus, den jeſuitiſch-perfiden Pietismus und ſuchte das halb zu Grabe getragene proteſtantiſche Pfaffenthum wieder aufzuwecken. Beſonders ging in dieſen reactionären Beſtrebungen die preußiſche Regierung allen andern voran. Sie, welche als die erſte proteſtantiſche Macht Deutſchlands den Ton für die evangeliſche Kirche angab und gewiſſermaßen die Hegemonie führte, nahm die Finſterlinge unter ihre Flügel, ließ in neuen Agenden altlutheriſche Gebetsformeln, in neuen Katechismen veraltete Kirchendogmen aufwärmen, verpflichtete die Prediger wieder auf die ſymboliſchen Bücher, beförderte die Dunkelmänner, die modernen Phariſäer und Schriftgelehrten zu den höchſten und einflußreichſten Kirchenämtern und ſetzte dagegen die Freunde des Lichts, die zu ehrlich und zu edel waren, um den der Conſiſtorialkirche genehmen Buchſtaben- und Symbolglauben zu heucheln, auf die empörendſte Weiſe zurück. Und doch hatte eben dieſe Regierung durch Anſtellung Wegſcheider's, Geſenius' und anderer Männer von der rationellen Richtung die ihr misliebigen Rationaliſten groß gezogen.

Die Wirkung der reactionären Maßregeln blieb indeß nicht aus. Bisher hatte der Rationalismus friedlich und ruhig im Stillen gewirkt. Es lag gar nicht in ſeinem Weſen, ein Schisma herbeiführen zu wollen. Als aber die königlich preußiſche Staatsregierung in ihren unproteſtantiſchen Tendenzen immer weiter ging, als an den Stufen des Thrones, in Berlin ſelbſt, der Pietismus eines Hengſtenberg ſein Heerlager aufſchlug und die

ganze Monarchie mit ſeinem Gewebe umſpann, als die Evangeliſche Kirchenzeitung ihre Bannſtrahlen immer kühner gegen alle Andersdenkenden ſchleuderte und Denunciationen von freiſinnigen Profeſſoren, Verdammungen, Gebete für die Ungläubigen und widrige Machinationen aller Art die in dieſen Corporationen gährende Jeſuitenmaſſe nur zu deutlich verriethen, da ſuchten die gedrückten Gewiſſen und die darniedergehaltenen Geiſter ſich Luft zu machen. Ganze Gemeinden des preußiſchen Staats, und an ihrer Spitze die aufgeklärteſten, wohldenkendſten Männer aus dem Gelehrtenſtande, legten ſchriftliche Proteſte gegen dieſes Unweſen ab; eine Stadt nahm von der andern den Feldzug gegen den Pietismus auf. Von beſonderer Wichtigkeit aber wurden in dieſer Beziehung die Verſammlungen der proteſtantiſchen Freunde, oder Lichtfreunde. Es war im Jahre 1840, als in der preußiſchen Provinz Sachſen eine Anzahl von Predigern, Schullehrern, Beamten und gebildeten Männern aus dem Bürgerſtande zuſammentrat, um ſich über religiöſe und kirchliche Angelegenheiten, ihrem Bedürfniſſe gemäß, gegenſeitig zu belehren und zu berathen. Anfangs wurden die Verſammlungen um Pfingſten und die Herbſtzeit in Köthen abgehalten, ſpäterhin aber, als die Zahl der Theilnehmer aus beiden Ständen zunahm, wurden noch beſondere Kreisverſammlungen angeordnet. Der Vorſteher und die Seele dieſer Zuſammenkünfte war der Prediger Uhlich von Pömmelte, ein Mann von einer nicht gewöhnlichen Beredſamkeit und ausgezeichneten parlamentariſchen Eigenſchaften. Der Hauptzweck dieſer Verſammlungen war, durch Geſinnung und Leben, durch Wort und Schrift Das zu verfechten, wozu der Rationalismus in ſeiner conſequenten Anwendung und Durchführung gelangen muß. Was früher nur Sache ſchüchterner Gelehrten und lateiniſchſchreibender Docenten geweſen war, Das ſollte jetzt ins Leben und in die Volkskreiſe eingeführt werden. Das Chriſtenthum, die alte und ewig neue Religion des Geiſtes, ſollte, frei von menſchlichen Zuſätzen, in ſeiner urſprünglichen Geſtalt, wie es in das Bewußtſein der gebildeten Zeitgenoſſen übergegangen war, und mit einer ihm angemeſſenen Verfaſſung der Kirche vor das 19. Jahrhundert hintreten und an der zerſpaltenen Welt ſeine wunderthätige Kraft verſuchen. Anfangs legte die preußiſche Regierung dieſen Verſammlungen kein Hinderniß in den Weg. Als aber der Prediger Wislicenus im Jahre 1844 in ſeiner berühmt gewordenen Rede: „ob Schrift, ob Geiſt?" die Tendenz der Verſammlungen, den Geiſt über den Buchſtaben der Bibel zu erheben, ſchärfer bezeichnete, da ward er von ſeinem Amtsbruder Prof. Guerike in Halle in der Evangeliſchen Kirchenzeitung beſchuldigt, er gehe damit um, das proteſtantiſche Princip umzuſtoßen, und nun ſchritt die Kirchenregierung ein. Durch eine Cabinetsordre vom 5. Auguſt 1845 wurden die Verſammlungen der proteſtantiſchen Freunde gänzlich verboten und den Geiſtlichen unterſagt, ſich von dem Orte ihrer Anſtellung zu entfernen. Ja der Prediger Wislicenus von Halle, der freilich vom rationalen Chriſtenthum zum Hegelthum übergeſchritten war, wurde ſuspendirt und dann abgeſetzt, „weil in ihm", wie das betreffende Erkenntniß ſagt, „der Rationalismus über ſeine Conſequenzen zum Bewußtſein gekommen ſei und die

Ehrlichkeit gehabt habe, dieſe Conſequenzen auszuſprechen und praktiſch zu machen." Zugleich wurde unter Androhung ſtrenger Unterſuchung der Geiſtlichkeit und den betheiligten Lehrern die Theilnahme an den Verſammlungen durch ein Reſcript des Miniſters Eichhorn ſtreng verboten. Damit hörten nun zwar die Verſammlungen auf; allein deſto lebhafter ſpann ſich der Streit auf dem Papiere fort. Aus allen Theilen der preußiſchen Monarchie wurden von Seiten der pietiſtiſchen Partei Proteſte gegen Wislicenus, Uhlich und ihren Anhang veröffentlicht, in welchen man ſchamlos behauptete, daß man ſie nicht mehr als Chriſten und evangeliſche Prediger betrachten könne. Dieſen Proteſten antworteten von Seiten der Lichtfreunde noch eine größere Anzahl von Gegenproteſten, mit zahlreichen und zum Theil ſehr achtbaren Unterſchriften bedeckt. Ja auch auswärtige Prediger bis in das ſüdliche Deutſchland herab ergriff die Proteſtwuth, und wo nur in irgend einem Winkel ein pietiſtiſches Pfäfflein ſaß, da glaubte daſſelbe auch durch ſeine Unterſchrift an dem allgemeinen Feldzuge gegen die Vernunft ſich betheiligen zu müſſen. Nun folgte von Seiten der proteſtantiſchen Freunde eine Reihe von Bittſchriften an die Regierung um Sicherſtellung der proteſtantiſchen Freiheit gegen die Uebergriffe der pietiſtiſchen Partei. Dieſe Bittſchriften wurden indeß von dem König nachdrücklich zurückgewieſen und ſomit den Lichtfreunden als letzte Zuflucht nur die traurige Auskunft der Sectenbildung eröffnet.

Alsbald ergriff auch ein Prediger der Monarchie dieſes letzte Mittel. Der Diviſionsprediger Dr. Rupp in Königsberg nehmlich griff eines Sonntags öffentlich von der Kanzel das Athanaſianiſche Symbolum an und ſagte ſich von demſelben los. Es war ohne Zweifel nicht wohlgethan, die Aufmerkſamkeit der Gemeinde auf ein antiquirtes Glaubensformular hinzulenken, das die meiſten Mitglieder derſelben wahrſcheinlich kaum dem Namen nach kannten. Aber noch unkluger war es von dem Provinzconſiſtorium, daß es dieſer Sache eine große Wichtigkeit beilegte und den Dr. Rupp abſetzte. Denn jetzt brach das Feuer erſt recht los und Rupp — raſcher als Uhlich — ſchied aus der preußiſchen Conſiſtorialkirche aus und gründete eine „freie Gemeinde." Dabei erklärte er und ſeine Anhänger ausdrücklich, daß ſie durch ihren gethanen Schritt nicht aus der evangeliſchen Kirche überhaupt geſchieden ſeien. Dem Beiſpiel Rupp's folgte alsbald Wislicenus mit der Conſtituirung einer freien Gemeinde in Halle. In Breslau proteſtirten Magiſtrat und Geiſtliche gegen das von dem Superintendenten Hahn befolgte Verfahren, die zu ordinirenden Candidaten auf die Symbole zu verpflichten, und gegen die Begünſtigung der Orthodoxen bei Beſetzung von Kirchen- und Schulämtern, und in einer großen Anzahl anderer Städte und Ortſchaften, beſonders in dem bedeutenden Magdeburg drohte der Abfall von der Landeskirche, im Falle die Entſcheidungen der Regierung ungünſtig für den religiöſen Fortſchritt ausfallen würden. Unglücklicherweiſe erkannte der König die dringende Anforderung der Zeit nicht. Er, der die ſectireriſchen Altlutheraner in ſeinen Schutz genommen und ſogar die Ausſtellung des Trierer Rocks geduldet hatte, was, wie öſterreichiſche Blätter berichten, ſchwerlich im Kaiſerſtaate geſchehen

Digitized by Google

wäre, beharrte in ſeiner Richtung, den Kirchenglauben auf Koſten der Philoſophie und der rationellen Theologie zu begünſtigen, und wollte den letzteren auf keine Weiſe eine Berechtigung geſtatten. Er, der als proteſtantiſcher Machthaber über allen Confeſſionen ſeine Stellung einnehmen ſollte, hat ſich jetzt innerhalb der einen Confeſſion auf die Seite Einer Partei, der orthodox kirchlichen, geſtellt. Mit ihm ging ſein Miniſter Eichhorn Hand in Hand. Durch den ſchwülen Hauch, der von dieſer Seite her wehte, geſchah es, daß in der Hauptverſammlung des evangeliſchen Vereins der Guſtav-Adolf-Stiftung, welche am 7., 8. und 9. September 1846 in Berlin abgehalten wurde, der von Königsberg abgeſandte Deputirte Dr. Rupp durch eine Mehrzahl von Stimmen ausgeſchloſſen wurde. Viele Geiſtliche, welche ihr negirendes Votum gegen ihn abgegeben hatten, ſchämten ſich ohne Zweifel im Stillen ihrer unproteſtantiſchen Engherzigkeit und Menſchengefälligkeit; aber die Scheu vor der Majeſtät und ihrer rechten Hand war zu groß, als daß die beſſere Stimme, die ſich in ihrem Innern für den Gemishandelten erhob, durchzudringen vermochte. Der freien Gemeinde in Königsberg wurde nur eine Hausandacht bewilligt; Beamte, die ihr beigetreten waren, wurden der Ausübung ihrer Functionen enthoben. „Einem Privatmanne", hieß es, „ſtehe es wohl frei, welcher Religionsgeſellſchaft er beitreten wolle, nicht aber einem Beamten." Dem Magiſtrate und den Stadtverordneten zu Breslau wurde von Seiten des Königs auf ihre Beſchwerde geantwortet: „Sie hätten die Cabinetsordres über die Union falſch aufgefaßt; in denſelben wäre nie die Verpflichtung auf die ſymboliſchen Bücher aufgehoben worden; demgemäß verdienten die Generalſuperintendenten, die bisher nicht darauf verpflichtet hätten, Tadel, und der jetzige Generalſuperintendent ſei in ſeinem Rechte." —

Als das Schullehrerſeminarium zu Breslau wegen ſeiner misfälligen rationalen Richtung durch eine Cabinetsordre des Königs aufgelöſt wurde, ſprach ſich derſelbe auf folgende Weiſe aus: „Vorzugsweiſe müſſe ſtatt der bisherigen einſeitigen Verſtandesrichtung in der Vorbildung der Lehrer die gemüthliche Bildung gefördert werden. Religiöſe Richtung ſei aber die Hauptſache. Daher ſei denjenigen Elementarſchullehrern, deren Gehalt die Höhe von 100 Reichsthalern noch nicht erreiche, die Ausſicht zu eröffnen, daß ihnen, falls ſie ſich durch (eine gewiſſe!) religiöſe Richtung auszeichneten, der Gehalt bis zu dieſer Summe erhöht werde."

Dem trefflichen Uhlich, welchem ſeine hervorſtechenden Eigenſchaften, die Ehrlichkeit ſeiner Geſinnung und die Redlichkeit ſeines Streitens ſelbſt die Achtung vieler Andersdenkenden erwarben, wurde von dem König, an den er ſich perſönlich im Intereſſe ſeiner Gemeinde zu Magdeburg gewendet hatte, auf eine höchſt unkönigliche und niederſchlagende Weiſe geantwortet und ihm die Alternative geſtellt, entweder zum Symbolglauben und zum Ritus der Landeskirche zurückzukehren, oder aus der letzteren auszutreten und mit ſeinen Anhängern eine Secte zu bilden. Lange kämpfte der unerſchrockene Mann gegen die ihm entgegenſtehende Gewalt. Er fühlte ſich durch den lebendigen Glauben ſeines Innern zu innig mit der evangeliſchen Kirche verwandt, aus der er ausſcheiden ſollte, als daß er den Gedanken ertra-

20*

gen konnte, ihr nicht mehr anzugehören, und doch konnte er ſich nicht ent= ſchließen und verpflichten, auch nur ein Jota von ſeiner Ueberzeugung zu opfern und dem Buchſtaben ſtatt des Geiſtes zu huldigen. Gezwungen gab er den Umſtänden nach und ſchied aus der preußiſchen Landeskirche, ohne dar= um aufhören zu wollen, Mitglied der evangeliſchen Kirche überhaupt zu ſein. Mag das Conſiſtorium und deſſen orthodoxe gehorſame Diener, mag das ganze Heerlager der Pietiſten in Süd= und Norddeutſchland ihn immerhin als einen Sectirer anſehen und verketzern, mag die preußiſche Regierung noch bis auf dieſe Stunde ihm die Einräumung einer der vielen Kirchen Mag= deburgs, welche überdies gewöhnlich leer ſtehen, verweigern: wir und mit uns Millionen Gleichdenkender, die das Wehen des Gottesgeiſtes durch die Zeit erkennen, betrachten ihn und ſeine Getreuen nicht als ausgeſchieden und reichen ihm, als einem rüſtigen Streiter für Wahrheit und Recht, aus der Ferne die Bruderhand. Möge er in der Achtung, welche ihm alle Gebildeten Deutſchlands zollen, möge er in der Liebe ſeiner zahlreichen Gemeinde, welche ihm bereits ſo manchen glänzenden Beweis ihrer Anhänglichkeit und Dank= barkeit gab, Entſchädigung für Das finden, was er nicht zu erreichen ver= mochte, und unermüdet fortfahren, den Kampf für die gute Sache zu kämpfen und durchzuführen. Der Sieg wird ihm nicht fehlen. Schon ſtehen bereits die Füße Derer, die die zur Leiche gewordene Schuldogmatik und das jeſuiti= ſche und pietiſtiſche Pfaffenthum begraben werden, vor der Thür. Der ge= bildetſte Theil Europas iſt von einer allgemeinen Sehnſucht ergriffen, in religiöſer Hinſicht nur an Dem, was an ſich wahr und deshalb ewig iſt, feſtzuhalten und ſich des Andern zu entbinden. Da hilft kein Aufhalten, kein Palliativmittel, kein Nachgeben in Einem Theile, kein Vermengen des Alten mit dem Neuen. Zum Geiſte will die Zeit hindurchdringen, nicht mehr ans Wort ſich halten. Nur was ins Leben heraustreten, im Leben ſich entfalten und fürs Leben wirken kann, hat Werth. Meinungen, die blos der Schule angehören, werden verachtet. Kein abgeſchloſſener Stand von Gelehrten birgt in ſich den Erwerb der Wiſſenſchaft; jeder Gebildete will ſeinen Antheil daran haben; namentlich über das Religiöſe traut ſich jetzt der gebildete Laie dieſelbe Urtheilsfähigkeit zu wie der Prieſter und der theologiſche Profeſſor, und er hat ſie vielleicht noch in höherm Grade, weil ſein Geiſt, nicht vom Schul= und Bücherſtaube verdumpft, mit freie= rem, geſunderem, unbefangenerem Blick in die Natur, ins Leben und in den Gang der Weltgeſchichte ſchaut wie der krankhafte Bücherwurm und der ſündenbleiche Pfaffe, der aus der Religion ein einträgliches Gewerbe macht.

Unbegreiflich iſt es, wie ſo manche unſerer Fachgelehrten, die eine un= mündige, blind nachbetende Menge als theologiſche Koryphäen preiſt, dieſe Zeichen der Zeit nicht verſtehen oder nicht verſtehen wollen; wie ſie in tauſend und aber tauſend Formen den alten Sauerteig, welchen der dogma= tiſche Schleichhandel im Dienſte des Fürſten der Finſterniß in den Tempel der welterlöſenden Religion Jeſu eingeſchwärzt hat, immer und immer wieder aufwärmen und kneten, oder wie ſie, um in einem andern Bilde zu reden, fort und fort bei der abgeſtandenen, vertrockneten Mumie der Schul= dogmatik ſitzen können, um ſie mit allerlei Flittertand aufzuſtutzen und durch

allerlei Spezereien wieder ins Leben zu rufen. Man werfe, um ſich von dieſem armſeligen und vergeblichen Bemühen zu überzeugen, vorzugsweiſe einen Blick in die im Preußenlande (wo ſie freilich bei einer gewiſſen Claſſe auf ihrem rechten Boden iſt) ſo hochgefeierte Ethik des Kirchenrathes und Profeſſors Dr. Rothe in Heidelberg. In dieſem Buche, das den dogmatiſchen Vorleſungen des Verfaſſers zum Grunde liegt, werden uns unter anderen jüdiſchen und heidniſchen Antiquitäten bei Gelegenheit der Lehre von den „letzten Dingen" auch die alten chiliaſtiſchen Träumereien der erſten chriſtlichen Jahrhunderte wieder aufgewärmt und vorgeſetzt. Herr Rothe läßt die Seele mit dem Körper in das Grab geſenkt werden und hier im Todtenreiche mit Bewußtſein verweilen bis zum Tage der Auferſtehung oder der Wiederkunft Chriſti. In dieſem Zuſtande wird ihr, wenn ſie auf Erden gottlos war, die letzte Friſt und Gelegenheit zur Läuterung und Wiederkehr zum Erlöſer gegeben. Benutzt ſie dieſelbe, ſo kann ſie den Erlöſten noch „äußerlich angeſchloſſen, noch an die Extremitäten des Leibes Jeſu angefügt werden (als Gibeonite)". Benutzt ſie ſie aber nicht, ſo „dämoniſirt", verteufelt ſie ſich im Todtenreiche und wird nun, wenn dieſes am jüngſten Tage die menſchlichen Individuen herausgiebt, als unrettbar ausgeſtoßen aus der vollendeten irdiſchen Schöpfung. „Ausgeſchieden aus dem kosmiſchen Organismus können ſie nur, ſich allmälig in ſich ſelbſt aufzehrend, ihrer endlichen völligen Wiedervernichtung entgegengehen. Der Proceß dieſes Sich aus ſich ſelbſt heraus wieder in ſich Zerſetzens der Organiſation an der Materie iſt überhaupt die Fäulniß, der Verweſungsproceß. — Unter einer andern Form iſt der Proceß, um den es ſich hier handelt, ein Verbrennungsproceß durch Feuer, mit leiblichen Qualen verbunden. Der Ort der Verdammten muß natürlich außerhalb der ſchon vollendeten Welt gedacht werden. Aus ihr ſind ſie verſtoßen, und ſie fliehen ſie auch ihrerſeits ſelbſt mit bitterem Widerwillen, weil in ihr Gott, der Gegenſtand ihres glühenden Haſſes, ſein Sein hat und weil ſie mit ihrem geiſtigen Licht ihnen ein quälendes und verzehrendes Feuer iſt. Vergebens ſuchen ſie im Univerſum einen Ort, an den ſie gehören; denn ſie ſind der Auswurf der Schöpfung. Nur da in dieſer, wo Gott noch kein kosmiſches Sein hat, und wo die Welt noch eine materielle iſt, können ſie eine Stätte zu finden ſuchen, alſo nur innerhalb der noch in der Schöpfungsarbeit begriffenen Weltſphären. Aber auch in dieſem Gebiet des noch gährenden Schöpfungsproceſſes kann die kosmiſche Wirkſamkeit Gottes ihnen keine wirkliche Stätte geſtatten; nur noch der leere Weltraum mit ſeiner durch keine Organiſation belebten Oede bleibt ihnen noch offen. In ihm vereinigen ſie ſich mit den Verdammten aller übrigen Weltſphären und eben dieſe Vergeſellſchafterung mit der geſammten Dämonen welt bildet ein neues Moment ihrer Qual." — Das Endſchickſal der Verdammten nach dieſen unſäglichen „ſeeliſch-leiblichen" Qualen iſt eine allmählige Verkümmerung, Zurückauflöſung in die „elementariſche Materialität". —

Wer etwa bei dem Leſen dieſes Auszuges aus der Ethik des Kirchenrathes Rothe ſeinen Augen nicht traut, der kann ſie in ihrer ganzen Ausführlichkeit im 2. Theil des genannten Buches Seite 330 bis 336 leſen.

Digitized by Google

Solche Weisheit, ihr deutſchen Väter, lehrt man eure Theologie ſtudirenden Söhne noch bis auf dieſe Stunde auf einer der erſten Hochſchulen unſeres Vaterlandes. Könnt Ihr es jetzt begreifen, warum ſo mancher kräftige, an Körper und Geiſt geſunde, hoffnungsvolle Jüngling als ein halbverrückter Schwächling, als ein kopfhängeriſcher, dumpfbrütender Betbruder, ohne alle Elaſticität des Geiſtes, ohne ſittliche Kraft des Gemüthes und ohne allen praktiſchen Takt zurückkehrt und in ſeinem ſpätern Leben ſich zum Panier der Pietiſten und Reactionäre ſchaart? O, begrüßt darum mit Jubel die anbrechende Morgenröthe einer beſſern Zeit, in welcher kein krankhaft erregter ſüßelnder Schwärmer und chiliaſtiſcher Träumer der deutſchen Jugend und dem neunzehnten Jahrhundert eine ſolche Seelenſpeiſe mehr bieten darf.

3. Die Deutſch-Katholiken. Wie aus den hierarchiſchen Beſtrebungen und den pietiſtiſchen Umtrieben der Kirchlich-Orthodoxen, welche die Staatsgewalt unter den Schatten ihrer Flügel nahm, auf dem Gebiete der proteſtantiſchen Kirche die Genoſſenſchaft der Lichtfreunde als directer Gegenſatz hervorging, ſo rief die Wiedererhebung der römiſchen Hierarchie und die Anmaßungen ihrer höhern und niedern Vertreter in Deutſchland auch auf dem Gebiete der katholiſchen Kirche eine reformatoriſche Bewegung hervor, welche an Bedeutſamkeit jener erſtern den Rang ſtreitig macht. Es iſt die Entſtehung des Deutſch-Katholicismus. Schon ſeit der großen Kataſtrophe, welche der Napoleon'ſchen Gewaltherrſchaft in Deutſchland ein Ende machte, tauchte in dem Bewußtſein vieler gebildeten Katholiken die Idee auf, daß es einen Katholicismus gebe, welcher an Reinheit und Erhabenheit über dem römiſchen ſtehe, ja daß dieſer in Rom entſtandene und von dort aus gepflegte Katholicismus keineswegs der wahre, d. h. die mit dem Urchriſtenthum übereinſtimmende und mit ihm identiſche Univerſalreligion, ſondern eine höchſt particuläre Auffaſſung und Geſtaltung derſelben, ein Aggregat von Satzungen, Gebräuchen und Misbräuchen ſei, deren prieſterliche Erfindung ſich nur zu deutlich durch den Widerſpruch verräth, in welchem ſie größtentheils mit den geſchriebenen Offenbarungsurkunden des Chriſtenthums ſtehen. Unſer unvergeßlicher Rotteck ſprach ſogar in ſeiner Weltgeſchichte Bd. VII. Seite 154 den Glauben aus, daß heut zu Tage alle verſtändigen Katholiken ſich, wenn auch nicht laut, doch wenigſtens im Stillen, zu den 95 Sätzen Luther's bekennen, und daß ein in ſeinem Geiſte heute auftretender Reformator des Beifalls von neun Zehntheilen der jetzigen Katholiken verſichert ſein könne. Wenn auch, neuern Erfahrungen gemäß, die Zahl der wirklich aufgeklärten Katholiken viel zu groß angenommen iſt, ſo wird man doch äußerſt ſelten einem gebildeten Anhänger dieſer Kirche begegnen, der, vorausgeſetzt, daß er kein Heuchler oder kein Ultramontan aus Princip ſei, alle Glaubensartikel und Inſtitutionen Roms gut heißen oder die Behauptung beſtreiten wird, daß die römiſche Kirche an vielen Gebrechen leide. Hieraus geht unwiderſprechlich hervor, daß den aufgeklärten Katholiken unſerer Zeit ein höheres Ideal von ihrer Kirche vorſchwebt, als ſie es in der Wirklichkeit antreffen. Wie kann es auch anders ſein? Die Reformation des ſechszehnten Jahrhunderts und ihre intellec-

tuellen Nachwirkungen haben ihren Einfluß nicht blos auf die Proteſtanten, ſondern auch auf die Katholiken ausgeübt; auch dieſe haben durch das von ihr ausgehende Licht an Aufklärung gewonnen und wurden im Laufe dreier Jahrhunderte unvermerkt über das Tridentinum geſtellt, in welchem die römiſche Kirche ihre Lehrmeinungen, Gebräuche und Inſtitutionen für alle Zeiten fixirt hatte. Hätte dieſe Kirche mit dieſen Fortſchritten der Zeit gleichen Schritt gehalten, hätte ſie den Anforderungen der Gebildeten in ihrem Schooße durch zeitgemäße Reformen Genüge geleiſtet und dem Geiſte des neunzehnten Jahrhunderts Rechnung getragen, ſie hätte immerhin fortbeſtehen und wohlthätigen Einfluß auf die Völker Europas üben mögen. Aber dies that ſie eben nicht. Starr, unerſchütterlich und wie feſt gefroren hielt ſie mit eiſerner Conſequenz an ihrem einmal angenommenen Princip feſt, alle Fortſchritte der europäiſchen Menſchheit, die geiſtige Errungenſchaft dreier Jahrhunderte ignorirend und verhöhnend. Rom will nicht nachgeben, ſondern herrſchen, wie früher. Dieſelben Glaubensſätze der Kirche, dieſelben Maximen des Papſtes und ſeines Anhangs. Der im Jahr 1844 erſchienene Katechismus für die Diöceſe Mainz konnte im Weſentlichen vor 300 Jahren eben ſo aufgeſtellt werden. Noch iſt die Kirche allein ſeligmachend und außer ihr kein Heil; noch iſt die Hierarchie unfehlbar, wie ehemals, ja in neuerer Zeit noch viel unduldſamer. Aber darin liegt gerade der Grund ihres unvermeidlichen Falls. „Sie hat ſich durch das Dogma der Unfehlbarkeit ſelbſt die Hände gebunden, daß ſie nicht fortſchreiten kann, wenn ſie auch wollte.“ Das iſt das erhabene Tragiſche in der römiſchen Decadenz, ſagt der geiſtreiche Carové, daß die päpſtliche Kirche gerade dadurch zu Grunde geht, wodurch ſie ſich vollendet hat, nehmlich durch Aufrechthaltung des Princips der Unfehlbarkeit und durch die Maxime, nie etwas aufzugeben.

Man darf nicht glauben, daß die römiſche Hierarchie den Widerſpruch und das Zerwürfniß nicht erkannte, in welches ſie mit dem größten Theil ihrer gebildeten Mitglieder gerathen iſt. Schlau, wachſam und eiferſüchtig, wie ſie iſt und immer war, durchſchaute ſie mit Klarheit die ihr drohende Gefahr und erſchrak über die Wendung der Dinge, die, beſonders in Deutſchland, dem einſtigen Lande des Gehorſams, die Zeit genommen hatte. So lange Einzelne ihr widerſprachen, wie in Joſeph's Zeitalter, konnte ſie ruhig ſein; jetzt aber, da bei dem wohlthätigen Walten des Friedens das neue Licht nach und nach durch alle Claſſen der Geſellſchaft hindurch zu dringen drohte, mußte ſie ſich zum letzten, härteſten Kampfe rüſten. Hoffend wandte ſie ihre Blicke auf die von dem herrſchenden Geiſte noch nicht inficirte Maſſe des niedern Volkes. Die geiſtige Beſchränktheit, die Bigotterie, der leicht anzufachende Fanatismus der „dummen Deutſchen“, wie die Italiener uns nennen, waren die Verbündeten, auf die ſie mit Sicherheit rechnete, wenn ſie ihr Panier entfaltete und ihre Waffen in Anwendung brachte.

Der Zeitpunkt, in welchem die römiſche Kirche die erſten Schritte zur Wiedergewinnung ihrer Macht und zur Reaction überhaupt that, war die Rückkehr Pius VII. in das alte Rom, am 24. Mai 1814. Man hätte erwarten ſollen, daß der Kirchenfürſt, nachdem eben ſowohl akatholiſche

als katholiſche Mächte ihm ſein weltliches Beſitzthum wieder erobert und ihn in ſeine Würde als Oberhaupt der katholiſchen Kirche wieder eingeſetzt hatten, ſich nun auch dankbar beweiſen und den unheilvollen und unchriſtlichen Kampf gegen die Ketzer und Schismatiker ruhen laſſen werde; aber, o traurige Täuſchung! Der alte Feind des Lichts ließ ſeine Tücke und Künſte nicht; er rief ſeine alten Streiter wieder auf und holte ſeine verroſteten Waffen aus ihrer Rüſtkammer hervor. Er ließ am 7. Auguſt 1814 die Jeſuiten aus ihrem Grabe, oder vielmehr aus ihrer bisherigen Verborgenheit wieder auferſtehen. Schaarenweiſe krochen alsbald die Nachtvögel und Dämmerungsfalter aus ihren Schlupfwinkeln, in denen ſie ſich, während auf den Schlachtfeldern die Todeslooſe zitterten, verſteckt gehalten hatten, und fingen an auf demſelben Boden, auf welchem die Freiheitskämpfer geblutet hatten, die dieſen gebührende Ernte für ſich einzuthun. Deutſchland ward um ſeine ſchönſten Hoffnungen betrogen. Die zerrütteten kirchlichen Verhältniſſe der Länder wurden durch die verſchmitzten römiſchen Diplomaten faſt immer zum Vortheile Roms und zum Nachtheile der Staaten geordnet, und die gefährliche Rieſenſpinne zog menſchen= und zeitenkundig ihre Fäden über die Gemüther der Maſſen. Bei dieſen Beſtrebungen und Machinationen boten ſich der Curie mehrere eigenthümliche Erſcheinungen der Zeit als Bundesgenoſſen dar. War zur Zeit der Revolution der Hang zur Freigeiſterei und zum Unglauben die herrſchende Richtung des religiöſen Geiſtes geweſen, ſo taumelte jetzt nach überſtandenen Drangſalen die Zeit in das entgegengeſetzte Extrem, in die Bigotterie und den romantiſch myſtiſchen Gefühlsglauben hinüber. Der Geſchmack kehrte mit entſchiedener Vorliebe zu den gothiſchen Domen und zu den Dichtungen der Minneſänger zurück und Alles nahm eine mittelalterliche Färbung an. Das Studium des claſſiſchen Alterthums wurde hintangeſetzt, die Philoſophie gab den geſunden Kern auf, den ihr Kant verliehen hatte, die Baukunſt wurde wieder gothiſch und die Poeſie ſtreifte in ihren ſchwächlichen, verſchwimmenden Erzeugniſſen in das ſüßlich Romantiſche und kirchlich Frömmelnde hinüber. Welchen beſſern Vorſchub hätte die Zeit dem mittelalterlichen Katholicismus leiſten können?

Einen andern Bundesgenoſſen hatte die römiſche Hierarchie in dem Gange, den viele Regierungen jetzt zu ihrer Selbſterhaltung einſchlugen. Dieſe hielten nehmlich fortwährend das unglückliche Vorurtheil feſt, daß der römiſche Katholicismus das beſte Gegengift gegen die revolutionären Tendenzen ſei, die namentlich unter der deutſchen Jugend auftauchten. Sie wähnten deswegen die ultramontanen Beſtrebungen als Helfer gegen die Demagogie benutzen zu können und hegten und begünſtigten ſie auf alle Weiſe.

So kam es denn, daß die römiſche Propaganda wahrhaft erſtaunenerregende Fortſchritte in Deutſchland machte. Die Zeit der Wunder ſchien wiedergekommen zu ſein. Der Fürſt von Hohenlohe heilte allerlei Gebrechen, Gicht, Podagra, Stumme und Taube; die Nonne zu Dülmen trug an Stirn, Bruſt, Händen und Füßen die Wundenmale des Heilands, die alle Freitage bluteten. Maria von Mörl zu Kaldern in Tyrol lebte

ohne Speiſe und Trank und die gläubige Menge wallfahrtete zu ihr. Medaillen, Talismane, Reliquien aller Art, ſammt einer Menge von Flugſchriften wurden unter das Volk vertheilt und die Proſelytenmacherei ſchamloſer betrieben als je. Beſonders aber wurde von der jeſuitiſchen Propaganda, welche vorzüglich in Belgien ihren Herd hatte, Alles aufgeboten, um die katholiſchen Provinzen Preußens aufzuregen. Dieſes Land iſt es, das von jeher dem Papſte ein Dorn im Auge war; denn er konnte nimmermehr vergeſſen, daß die Rheinprovinzen dieſes Königreichs ehemals unter dem Krummſtabe von Kirchenfürſten geſtanden, und daß das eigentliche Königreich Preußen einſt Eigenthum des römiſchen Stuhls und von ihm dem deutſchen Orden als Lehen überlaſſen worden war. Daß ferner gerade hier das Gift der Ketzerei am meiſten um ſich gegriffen, ja daß Preußen gerade durch den Geiſt des Proteſtantismus groß, mächtig und blühend geworden war, das vermochte Rom ohne Zweifel am wenigſten zu verſchmerzen. So wurden denn auf dieſem Gebiete die Hauptpfeile verſendet. Die preußiſche Monarchie, die erſte proteſtantiſche Macht des Feſtlandes, wurde faſt zu gleicher Zeit im Weſten und im Oſten angegriffen, hier durch den Erzbiſchof von Köln, dort durch den von Poſen. Den Vorwand zum Streite gaben die gemiſchten Ehen, und zwar nicht ohne tiefliegenden, ſehr wichtigen Grund. Denn es ſollte dadurch der immer größer werdenden Vermiſchung von katholiſchen und proteſtantiſchen Elementen vorgebeugt und bewirkt werden, daß die Katholiken, dem Einfluſſe des aufgeklärteren Proteſtantismus entzogen, deſto williger die römiſchen Maximen auf ſich anwenden laſſen möchten. Das Vorſpiel künftiger Verwicklungen bildeten die Weigerungen katholiſcher Prieſter, gemiſchte Ehen kirchlich einzuſegnen, ihre Drohungen mit Hölle und Verdammniß, wenn der katholiſche Theil ſich nicht entſchloß, die Kinder katholiſch erziehen zu laſſen, und die vielfachen Verſuche, das Familienglück vom Beichtſtuhl aus durch Aufhetzereien und Vexationen aller Art zu ſtören. Es waren dies Fingerzeige genug, die dazu aufforderten, in den noch ſchwebenden Unterhandlungen mit dem heiligen Vater auch dieſe Sache zur Sprache zu bringen und nachgiebigere Beſtimmungen zu verlangen. Allein die preußiſche Regierung ſtellte ſich die Sache als eine leicht und ſchnell zu beendigende vor und glaubte die Rechtsgleichheit beider Confeſſionen gegen einander durch eine Cabinetsordre vom 17. Auguſt 1828 feſtzuſtellen, in welcher ſie gebot: „im Falle der Einigkeit beider Ehegatten über den zu ertheilenden Religionsunterricht dürfte Niemand denſelben widerſprechen.“

Da aber erging am 28. März 1830 das berüchtigte päpſtliche Breve an die Biſchöfe von Köln, Trier, Paderborn und Münſter, in welchem Folgendes verordnet wurde: „Die Seelſorger ſollen katholiſche Perſonen, die künftighin gemiſchte Ehen abſchließen, darüber belehren, daß ſie eine wahre und gültige Ehe eingehen, ebenſo aber auch alle ſolche Perſonen, namentlich katholiſche Frauen ermahnen, daß ſie wegen der ſchweren Sünde der gemiſchten Ehe Buße thun und ihrer Verpflichtung Genüge leiſten möchten, nehmlich dahin zu arbeiten, daß ihre Kinder eine katholiſche Erziehung erhalten. Die Seelſorger werden ferner aufgefordert, in dieſer Sache mit großer Klugheit zu Werke zu gehen, damit die katholiſche Religion nicht ge-

häſſig werde. Gegen die katholiſchen Perſonen, die eine gemiſchte Ehe eingehen, ſollen zwar keine Kirchenſtrafen angewendet werden, aber anderntheils ſoll ſich auch der katholiſche Seelſorger enthalten, die Eheabſchließung durch irgend einen heiligen Ritus zu ehren und irgend eine Handlung vorzunehmen, wodurch er dieſelbe gut zu heißen ſcheinen könne."

Mehr bedurfte es von dem heiligen Vater nicht. Die preußiſchen Biſchöfe ließen ſich nun angelegen ſein, dieſer Inſtruction in ihrem vollen Umfange zu entſprechen. Keiner aber trieb es darin weiter als der Erzbiſchof von Köln, Clemens Auguſt, Freiherr von Droſte-Viſchering. Obwohl er vor ſeiner Ernennung der preußiſchen Regierung verſprochen hatte, in Bezug auf gemiſchte Ehen den Geiſt der Liebe und Friedfertigkeit walten zu laſſen, beſtand er doch jetzt mit eiſerner Beharrlichkeit auf der Ausführung des Breves und gab ſeiner Geiſtlichkeit die ſtrengſten Anweiſungen in Betreff der gemiſchten Ehen. Zugleich erlaubte ſich der anmaßende Kirchenfürſt die widerrechtlichſten Eingriffe in die Lehrfreiheit der Univerſitäten. Hier war ihm namentlich die Lehre des verſtorbenen Profeſſors Hermes, die den Katholicismus auf Speculationen der Vernunft, ſtatt auf die Autorität der Kirche, zu ſtützen verſuchte, ein Dorn im Auge. Als Feind alles Vernünftelns ſchritt er nun gegen die Profeſſoren der Theologie zu Bonn, die Freunde des verſtorbenen Hermes ein und arbeitete nach der Weiſe der ächten Ultramontanen auf Vernichtung aller Univerſitätsbildung hin. Solche Anmaßungen nöthigten endlich die preußiſche Regierung, von ihrem Rechte Gebrauch zu machen und den eigenſinnigen und ſchroffen Hierarchen zu verhindern, zum Nachtheile der Staatsbürger ſein Amt zu verwalten. Am 20. November 1837 erſchien vor der erzbiſchöflichen Wohnung in Köln eine Abtheilung preußiſchen Militärs und führte den geiſtlichen Unruhſtifter nach Minden ab.

Dieſer Act der preußiſchen Regierung wurde alsbald in Deutſchland das Signal zu einem gewaltigen Allarm. Das düſtere Feuer des Fanatismus ſchlug überall empor; es entſtanden Unruhen in Münſter, Paderborn, Cöln, Cleve und anderen Orten und der Papſt erließ am 10. December 1837 eine Allocution, in welcher er in den heftigſten Ausdrücken das Verfahren der preußiſchen Regierung verdammte. Zugleich erhob ſich der Erzbiſchof von Poſen und Gneſen Martin von Dunin in gleicher Anmaßung wie ſein Amtsbruder in Köln und erklärte der Regierung, daß auch er durch ſein Gewiſſen ſich gedrungen fühle, bei gemiſchten Ehen ſich an die Inſtructionen des heiligen Vaters zu halten. Zugleich ſchickte er, ohne Vorwiſſen der Regierung, in ſeiner Erzdiöceſe einen Hirtenbrief umher, in welchem er jedem Prieſter mit Suspenſion drohte, der eine gemiſchte Ehe einſegne.

So brannte denn das von Rom angeſchürte Feuer an den beiden Enden der Monarchie, und die preußiſche Regierung kam in nicht geringe Verlegenheit. Umſonſt erließ der König eine Cabinetsordre nach der andern; der Papſt überbot jede derſelben in den ſchärfſten und kühnſten Ausdrücken über das „unerhörte Wageſtück", rief Himmel und Erde zu Zeugen der „Wunden, die die weltliche Macht der Kirche Chriſti ſchlage", und machte überhaupt in ſeinen verſchiedenen Allocutionen, welche im September 1838 und im Juli 1839 erfolgten, Anſprüche und Forderungen geltend, welche

Digitized by Google

an die düſterſte Periode des Mittelalters, wo die Papſtmacht am glänzendſten geblüht hat, erinnern.

In der That ſchien der Papſt viel gewonnen zu haben. Die Früchte der geheim wirkenden jeſuitiſchen Propaganda zeigten ſich überall. Beſonders lebhaft legte im Großherzogthum Poſen die Ariſtokratie ihr Misfallen und ihr Beileid an den Tag, als der widerſpenſtige Erzbiſchof nach Colberg abgeführt wurde. Es entſtanden Vereine katholiſcher Jungfrauen wider die gemiſchten Ehen; die polniſchen Damen erſchienen in Trauerkleidern. Und als nun am 7. Juni 1840 der alte König geſtorben war, wurde von Vielen die Trauer wieder abgelegt, um nicht als Trauernde über des Monarchen Tod zu erſcheinen, und die Geiſtlichkeit weigerte ſich, das Trauergeläute für den edeln Todten zu geſtatten.

Auch außerhalb der preußiſchen Monarchie wurde das Feuer geſchürt, vorzüglich in Baiern und Belgien, und es war in ganz Deutſchland vielleicht kein Dorf, in welchem nicht die Nachwirkungen des heilloſen Streites über die gemiſchten Ehen empfunden wurden. Ueberall, wo ein ultramontanes Pfäfflein ſaß, gab es, im Fall eine ſolche Verbindung geſchloſſen werden ſollte, Hader, Zwietracht und Zerwürfniſſe unter den Familien, und zur Schande der Menſchheit wurde öfters ſelbſt da, wo von dem Brautpaar ſchon außereheliche Kinder vorhanden waren, die Schließung der Ehe hintertrieben und rückgängig gemacht.

Glücklicherweiſe löſte bald nach der Thronbeſteigung des neuen Königs die preußiſche Staatskunſt das ſchwierige Problem und ſtellte, ohne ſich im Weſentlichen etwas zu vergeben, am 11. Januar 1842 den Frieden mit der päpſtlichen Curie wieder her. Droſte war zwar noch Erzbiſchof, aber außer Thätigkeit, und in Bezug auf die gemiſchten Ehen hat die mildere Praxis die Oberhand behalten.

Die Römlinge frohlockten über den vermeintlichen Sieg, und kühner, frecher als je erhoben die kirchlichen Reactionäre allenthalben das Haupt. In Aachen ging man damit um, die Schweſtern vom heiligen Herzen Marias, dieſe Gehilfinnen der Jeſuiten, ins Land zu rufen, in Köln wollte man die Pariſer Bruderſchaft deſſelben Ordens einführen, und in Freiburg in Breisgau wurden die barmherzigen Schweſtern wirklich eingeführt.

Durch ſo glücklichen Fortgang ihrer Sache ermuthigt, glaubten nun die Ultramontanen, nur noch einen entſcheidenden Schlag führen zu dürfen, um dem Proteſtantismus die Todeswunde zu verſetzen. Und dieſen Schlag führte Biſchof Arnoldi in Trier. Wir haben ihn erlebt, den unerhörten Skandal! Wie mit Blindheit geſchlagen und als wollte er dem ganzen neunzehnten Jahrhundert ins Geſicht ſchlagen und alle großen und edeln Streiter früherer Jahrhunderte und die ganze Errungenſchaft der europäiſchen Menſchheit an Wiſſenſchaft und Humanität verhöhnen und ignoriren, ordnete dieſer bigotte Fanatiker die Verehrung des heiligen Rockes an. Die Proteſtanten lachten über das humoriſtiſche Gaukelſpiel, die gebildeten Katholiken ärgerten ſich über die neue Blöße, die ſich ihre Kirche gab, und ſchämten ſich mehr oder minder des ſkandalöſen Dramas.

Digitized by Google

Aber Hunderttauſende, welche eben dieſe Aufklärung nicht beſaßen, zogen den Rhein hinab und herauf zur „gnadenreichen" Reliquie. Sagen von unerhörten Wundern und Heilungen gingen von Mund zu Mund und wurden hier mit ungeheurer Heiterkeit, dort mit tiefem Ernſte, hier mit mitleidigem Lächeln über die heilige Einfalt, oder mit wüthendem Ingrimm über den Pfaffentrug, dort mit frommer Gläubigkeit und Verwunderung aufgenommen. Dabei wurde, wie gewöhnlich bei hohen Kirchenfeſten, ein *Ablaß* ausgeſchrieben, für Geld nehmlich, wie zu Tezel's Zeit; die Reichen opferten mit vollen Händen von ihrem Ueberfluſſe, die Armen ihr letztes Scherflein, und unerhörte Summen floſſen zum Beſten der Geiſtlichkeit in den heiligen Schatz. Die preußiſche Regierung, getreu dem Grundſatze, Jeden ſeines Glaubens leben zu laſſen, und gewitzigt durch die unangenehmen Vorgänge in Köln und Poſen, ließ den Biſchof und ſeine Helfer gewähren. — Da las man plötzlich in den deutſchen Zeitungen ein von dem 1. October 1844 datirtes „*offenes Sendſchreiben an den Herrn Wilhelm Arnoldi, Biſchof zu Trier*", in welchem mit ächter deutſcher Freimüthigkeit und in kräftiger, kühner Sprache die ungeheure Frevelthat in Trier gerügt und die deutſche Nation aufgefordert wurde, ſolches Gaukelſpiel nicht länger zu dulden. Noch hatte ſich der Verfaſſer nicht genannt! nur ſeinen damaligen Wohnort *Laurahütte* las man unter dem Sendſchreiben und die Angabe, daß er *katholiſcher Prieſter* ſei. Wäre das Document aus der Feder eines proteſtantiſchen Geiſtlichen gefloſſen, es wäre vielleicht ſpurlos vorübergegangen; aber daß ein katholiſcher Prieſter mit offener Stirne und in ſo kühner Weiſe auftrat, das war dem Publicum neu und unerhört. Wie ein Lauffeuer verbreitete ſich das Sendſchreiben durch Deutſchlands Städte und Dörfer und ward allenthalben mit ſtürmiſchem Beifall begrüßt. Man ſah es in der Hand der Landleute, es ward an öffentlichen Orten vorgeleſen und alle Stimmen vereinigten ſich in dem Urtheile: „*es ſei ein Wort zu ſeiner Zeit*", „*ein glücklicher Griff*", ein Schlag, „der den Nagel auf den Kopf getroffen." In der That wirkte es auch auf ähnliche Weiſe wie die 95 Theſes Luther's; denn bald darauf begannen im nördlichen Deutſchland an mehreren Punkten, beſonders aber in Schleſien, *reformatoriſche Bewegungen*. Man vernahm, daß viele Anhänger der katholiſchen Kirche ſich von Rom losſagten und zur Bildung ſogenannter *deutſch-katholiſcher Gemeinden* zuſammentraten. In dem Städtchen *Schneidemühl* in Preußiſch-Polen trat ſogar die ganze Gemeinde mit ihrem Prediger *Czerski* zur neuen Gemeinſchaft über, und in *Breslau*, dem eigentlichen Herde der Bewegung, ſtellte ſich der, unterdeß aus ſeiner Verborgenheit hervorgetretene Verfaſſer jenes Sendſchreibens, der Prieſter *Johannes Ronge*, an die Spitze und begann unerſchrocken das reformatoriſche Werk. Dieſes Werk war, wie es die Natur der Sache erforderte, anfangs ein mehr negatives als poſitives, d. h. es beſtand hauptſächlich in der Abſchaffung römiſcher Misbräuche. Es wurde demnach verworfen: 1) die Autorität des römiſchen Papſtes als Oberhaupt der Kirche; 2) das Cölibat; 3) die Ohrenbeichte; 4) das Abendmahl in *einerlei* Geſtalt und die Transſubſtantiation; 5) der Exorcismus bei der

Digitized by Google

Taufe; 6) die Anrufung der Heiligen; 7) die Bilder- und Reliquienverehrung, ſo wie das Wallfahrten; 8) die Firmelung; 9) die letzte Oelung; 10) die lateiniſche Sprache beim Gottesdienſte; 11) der Ablaßkram; 12) die Lehre vom Fegefeuer.

In der Abſchaffung dieſer Punkte ſtimmten ſo ziemlich alle deutſch-katholiſchen Gemeinden überein; nur wurde ſpäterhin von einigen Gemeinſchaften, namentlich von Offenbach und Worms, noch die „Abſchaffung der ungöttlichen und unmenſchlichen Kirchengeſetze gegen Mitglieder anderer Confeſſionen, mit beſonderer Beziehung auf die ſogenannten gemiſchten Ehen und das Pathenamt“, unter die negativen Artikel aufgenommen.

Weniger übereinſtimmend zeigten ſich die Beſtrebungen der Deutſch-Katholiken in der Aufſtellung poſitiver Artikel, namentlich eines allgemeinen Glaubensbekenntniſſes, das man gleich von Anfang an für nöthig erachtete. Dem Geiſte der neuen Gemeinſchaft ſagte nehmlich das alte Apoſtoliſche Symbolum, welches bekanntlich die römiſch-katholiſche wie die proteſtantiſchen Kirchen gemeinſchaftlich haben, nicht zu. Es ſagte ſich deswegen ſchon am 19. October 1844 die Gemeinde Schneidemühl davon los; ihr folgte am 10. Februar 1845 Kreuznach, am 16. Februar deſſelben Jahres Breslau, am 12. Februar Leipzig, am 15. Elberfeld, am 20. Offenbach, am 22. Dresden, am 25. Unna, am 2. März Hildesheim, am 3. März Berlin, am 6. März Worms und Wiesbaden mit Glaubensbekenntniſſen von freierer Faſſung. Als allgemein kann bei allen deutſch-katholiſchen Gemeinden angenommen werden, daß ſie als Quelle ihres Glaubens und als Richtſchnur ihres Lebens die heilige Schrift zum Grunde legten. Es iſt dieſes bekanntlich auch das Princip der proteſtantiſchen Kirche. Zugleich mit dieſem Princip nimmt das Leipziger Bekenntniß auch die von der chriſtlichen Idee durchdrungene und bewegte Vernunft an. Es wäre demnach die Richtung der neuen Kirche von theologiſchem Standpunkte aus im Allgemeinen als ein ſupranaturaler Rationalismus oder als dasjenige Syſtem zu bezeichnen, das Offenbarung (heilige Schrift) und Vernunft coordinirt, oder für gleich berechtigt in Glaubensſachen erklärt. Ueberwiegend iſt das orthodoxe kirchliche Element offenbar im Schneidemühler Bekenntniſſe, das ſich in der Weiſe des Athanaſianiſchen Symbolums für die Gottheit Chriſti, den heiligen Geiſt, als eine Perſon der Trinität, und für Auferſtehung der Todten entſchieden erklärt und dabei noch die ſieben Sacramente der römiſchen Kirche und das Meßopfer ſammt der Transſubſtantiation annimmt, nur mit dem Unterſchiede, daß das Abendmahl unter beiden Geſtalten empfangen werden müſſe. Dagegen zeichnet ſich das Breslauer Glaubensbekenntniß durch eine weit freiere Faſſung aus, in welcher das rationale Element entſchieden vorwaltet. Darum fand es auch bei Weitem die allgemeinſte Aufnahme und wurde auf dem am 22. März 1845 gehaltenen Concil zu Leipzig, das von 27 Abgeordneten deutſch-katholiſcher Gemeinden beſucht war, für das allgemeine Glaubensbekenntniß der neuen Gemeinſchaft erklärt. Sacramente nimmt die deutſch-katholiſche Kirche nur zwei an, die Taufe

Digitized by Google

und das Abendmahl, letzteres durchgängig unter beiden Geſtalten. Die Taufe iſt das Zeichen der Aufnahme in den Chriſtenbund; ſie wird an Kindern, mit Vorbehalt der Beſtätigung des Glaubensbekenntniſſes bis zur Verſtandesreife, vollzogen. Das Abendmahl dient zur Erinnerung an Chriſtum und als Zeichen des Bruderbundes aller Menſchen. Das Weſentliche des Gottesdienſtes beſteht aus Belehrung und Erbauung. Die Meſſe wird in der Landesſprache gefeiert und der ganze Cultus mit Rückſicht auf die Zeitbedürfniſſe geordnet. Die Theilnahme der Gemeinde und die Wechſelwirkung zwiſchen ihr und dem Geiſtlichen wird als weſentliches Erforderniß angeſehen.

Die Grundlage der Kirchenverfaſſung iſt die Gemeindeverfaſſung nach dem Beiſpiel des chriſtlichen Alterthums. An der Spitze der Gemeinde ſteht der Seelſorger und die alljährlich am Pfingſtfeſte gewählten Aelteſten. Der Seelſorger wird von der Gemeinde gewählt und durch einen feierlichen Act in ſein Amt eingeführt. Der Unterhalt der Geiſtlichen und die Bedürfniſſe des Gottesdienſtes werden durch Beiträge der Gemeindeglieder nach ihren Vermögensverhältniſſen beſtritten. Alle dieſe Beſtimmungen wurden indeß, ſo wie das Glaubensbekenntniß, nicht für alle Zeiten feſtgeſetzt, ſondern können nach dem jedesmaligen Zeitbewußtſein abgeändert werden. Als Grundſatz wurde von allen Gemeinden feſtgehalten, daß ſie keine neue Kirche oder Secte bilden, ſondern nach wie vor Katholiken bleiben wollten.

Es iſt nicht zu verkennen, daß der Geiſt der neuen Kirchengemeinſchaft in Lehre, Leben, Cultus und Verfaſſung im Weſentlichen eins iſt mit dem Geiſte des rationalen Proteſtantismus, wie wir ihn bei den Lichtfreunden gefunden haben. Darum entſprach er auch mehr oder minder einem großen Theil unſerer gebildeten Zeitgenoſſen in beiden Confeſſionen, und als die Verkündiger deſſelben aus der Verborgenheit und Stille ihrer erſten beſchränkten Wirkungskreiſe heraus vor das größere Forum des Volkes traten und reiſend und predigend die Gauen Deutſchlands durchzogen, da wurden ſie in Städten und Dörfern mit Enthuſiasmus aufgenommen, ſo daß ihre Reiſe einem Triumphzuge glich. Wo ein deutſchkatholiſcher Prediger Gottesdienſt hielt, da waren die Kirchen zum Erdrücken voll; man feierte ihnen Feſte, veranſtaltete Gaſtmähler, wobei es nicht an Reden und Trinkſprüchen fehlte, und eine Zeit lang, in den Sommermonaten 1845, hörte man an allen öffentlichen Orten und Geſellſchaften kaum von etwas Anderem reden als von den kirchlichen Bewegungen der Zeit. Die Zeitungen waren weit mehr Kirchenzeitungen als politiſche Tageblätter. Selbſt die Gemüther unſerer Landleute wurden mehr oder minder von dem Strome der Bewegung ergriffen und nahmen mit Leidenſchaft für oder gegen dieſelbe Partei. Wo früher in gemiſchten Gemeinden an kirchliche Fehden kaum zu denken und ein völliger Indifferentismus herrſchend geworden war, da erwachte wieder der alte Geiſt der Spaltung und Trennung. Die Lutheriſchen wurden lutheriſcher, die Calviniſchen calviniſcher, die Katholiſchen katholiſcher und nicht ſelten ſchlug der unter der Aſche glimmende Funke des Partei- und Sectenhaſſes von Seiten der Katholiken in hellen Flammen empor. Die ultramontanen Prieſter, die Jeſuiten und Römlinge eiferten natürlicherweiſe mit aller ihrer Macht gegen

Digitized by Google

die modernen Reformatoren und ihren Anhang; ſie riefen die Staatsgewalt zur Unterdrückung deſſelben auf, gaben den Deutſch-Katholiken allerlei herabwürdigende und gehäſſige Sectennamen und hetzten öffentlich und heimlich das ihren Machinationen zugängliche bigotte Volk zu Gewaltthätigkeiten und Verfolgungen auf. Trotz ihres raſtloſen reactionären Eifers ging aber doch die Sache des Deutſch-Katholicismus mit reißender Schnelligkeit vorwärts. Die Proteſtanten räumten den glaubensverwandten katholiſchen Brüdern ihre Kirchen zum Gottesdienſte ein und gaben mit offenen Händen ihre Beiſteuern zur Förderung ihres Werkes. Ueberhaupt konnte man deutlich wahrnehmen, daß der eigentlich chriſtliche Geiſt, der Geiſt der Duldung und Liebe, weit mehr unter dem Volke als unter den Prieſtern herrſchte. Denn während die letztern voll Glaubenswuth und Ketzereifer auf Trennung und Haß hinarbeiteten, reichten die getrennten Volksgenoſſen ſich brüderlich und einträchtig die Hand zur Verſöhnung und Einigung. Hunderttauſende traten zur neuen Gemeinſchaft über, und es hätten es ohne Zweifel noch weit mehr, vielleicht die Hälfte der Katholiken Deutſchlands gethan, wenn die Regierungen nicht Hand in Hand mit den Römlingen eine feindliche Stellung gegen die Deutſch-Katholiken angenommen hätten. Aber unglücklicherweiſe witterte die allenthalben lauernde Polizeigewalt in den neuen reformatoriſchen Beſtrebungen zugleich politiſch-revolutionäre Neuerungen, und ſuchte durch Beſchränkungen, Bedrückungen und Vexationen aller Art den ihr gefährlich ſcheinenden Geiſt zu dämpfen. In Baiern und Oeſterreich wurden die Deutſch-Katholiken nicht einmal als eine Secte geduldet; in den conſtitutionellen Staaten Süddeutſchlands wurden ihre kirchlichen Acte unter Curatel der proteſtantiſchen Geiſtlichen geſtellt und ihnen gleiche Rechte mit den andern Staatsbürgern, z. B. die Verwaltung öffentlicher Aemter und die Wahlfähigkeit in die Ständekammer, hartnäckig verweigert. Ja ſelbſt in Preußen, wo es offenbar im Intereſſe der Regierung gelegen hätte, das neue Element, das dem Schooße der katholiſchen Kirche entſtiegen war, als eine treue Bundesgenoſſin gegen die Anmaßungen der römiſchen Hierarchie zu begünſtigen, wich man von dem anfangs eingehaltenen und in einer Verordnung vom 30. April 1845 anbefohlenen **neutralen** Verfahren ab und ſchlug in der Sache der „katholiſchen Separatiſten" einen entgegengeſetzten Weg ein. Der Mitgebrauch der evangeliſchen Kirchen durch die Bekenner der neuen Confeſſion wurde auf das Entſchiedenſte verboten; **Verſammlungen im Freien** zum Zwecke des deutſch-katholiſchen Gottesdienſtes wurden unterſagt, **Ronge** und **Czerski** vor „Controverspredigten" verwarnt, die ſich doch bei einer neu entſtandenen kirchlichen Partei als ſo ganz natürlich ergeben müſſen und ihren Gegnern ja auch erlaubt ſind. Anhänger des deutſch-katholiſchen Bekenntniſſes, die in öffentlichen Dienſten ſtehen und bei ihrem Uebertritt auf ihr Anfragen von der Regierung den Beſcheid erhalten hatten, daß deshalb ihren Ausſichten auf Beförderung Nichts geſchadet werde, mußten jetzt auf Befehl ihrer Obern früher gegen ihre Confeſſionsverwandten eingegangene Verpflichtungen aufgeben. Kurz in allen Schritten, welche die preußiſche Regierung gegen die Deutſch-Katholiken that, war eine veränderte Anſchauungsweiſe der Sache und die reactionäre Tendenz unverkennbar. Da-

Digitized by Google

durch wurde der Fortgang dieſer Angelegenheit allerdings mächtig erſchwert und gehemmt, ſo daß er nach Verfluß weniger Jahre bereits ins Stocken gerieth. Wir leben nicht mehr in jenen Zeiten, wo die Mehrzahl der Chriſten, wie einſt in den Tagen des Urchriſtenthums, in ſchwärmeriſcher Begeiſterung für überirdiſche Güter, um ihres Glaubens willen die ſchwerſten Opfer zu bringen, ja ſich zum Märtyrerthum zu drängen fähig iſt. Man überlegt, man prüft in dem „Zeitalter der materiellen Intereſſen", ob die Annahme eines neuen Gewandes nicht den Verluſt alter Vortheile zur Folge habe, und unterläßt in tauſend Fällen lieber den Uebertritt zu einer neuen Kirche, wenn ein ſolcher Verluſt in Ausſicht ſteht. Daher kam es, daß eine große Anzahl von Katholiken, die ſich innerlich mit dem Geiſte des Deutſch-Katholicismus recht wohl befreundet hatten, dennoch aus allerlei Rückſichten lieber im Schooße der alten Kirchengemeinſchaft blieben, als ſich der neuen anſchloſſen.

So wenig, als ein erheblicher Fortgang, iſt übrigens in der jüngſten Zeit auch ein erheblicher Rückgang der deutſch-katholiſchen Sache nachzuweiſen, und wo dies im Einzelnen geſchehen konnte, da waren die an der Spitze ſtehenden Prediger und andere Gemeindevorſteher größtentheils ſelbſt daran ſchuld, theils wegen ihrer Unfähigkeit, theils durch ihr unkluges Benehmen. Man denke an Kerbler in Frankfurt, an Würmle in Stuttgart, Scholl in Mannheim und an den anfangs ſo hoch geprieſenen und jetzt ſo tief geſunkenen Dowiat. Es gereicht der deutſch-katholiſchen Kirche zur Ehre und beweiſt von Seiten ihrer Mitglieder einen höchſt richtigen Tact, wenn ſie ſolche Exantheme aus ſich ausſcheidet und nur wiſſenſchaftlich gebildeten und ſittlich würdigen Männern die Leitung ihrer Angelegenheiten anvertraut. Es war, trotz der entgegengeſetzten Anſicht eines gefeierten Schriftſtellers (ſ. Gervinus, die Miſſion der Deutſch-Katholiken), dennoch ein Unglück für die neue Kirchengemeinſchaft, daß nicht gleich von Anfang ein wahrhaft großer, welthiſtoriſch bedeutſamer Mann, wie Luther oder Zwingli, an ihrer Spitze ſtand und gleichſam alle Strahlen des religiöſen Zeitbewußtſeins in einen Brennpunkt ſammelte. Wer das Volk kennt, weiß, was bei ihm die Individualität vermag. Es will, es fordert eine geiſtige und ſittliche Ueberlegenheit von Denen, die ſich als ſeine Leiter an die Spitze ſtellen wollen, ja es verwechſelt dieſe Individualität in tauſend Fällen mit der Sache ſelbſt. Wehe dieſer Sache, wenn es an ihren Vertretern allzu große „Menſchlichkeiten" erblickt und nach verflogenem Rauſche der erſten Bewunderung ſagen und eingeſtehen muß: „Adam iſt geworden wie unſer Einer." Mit unglaublicher Schnelle kühlen ſich dann die Gemüther wieder ab. Die Ideale zerrinnen und der anfangs über ſeine Ufer fluthende Strom fällt in ſein voriges Bette zurück.

Es ſei damit nicht behauptet, daß es mit der deutſch-katholiſchen Kirche zu Ende ſei, oder nur daß ſie ihre Miſſion bereits vollbracht und ſich überlebt habe. Im Gegentheil die Sympathieen der edleren Zeitgenoſſen gehören ihr, als einer Geburt der auch in religiöſer Hinſicht gewaltig nach Freiheit und Selbſtſtändigkeit ringenden Zeit, noch immer an. Sie birgt in ſich die Keime zu einer großen Entwickelung auf dem kirchlichen Gebiete; ſie hat die

Digitized by Google

engen Schranken der Schuldogmatik durchbrochen, eine rationale Entfaltung des religiöſen Lebens innerhalb der Volkskirche angebahnt und dadurch eine künftige Vereinigung der getrennten chriſtlichen Confeſſionen vorbereitet.

Wohl wird ihr fortwährendes ſtilles Wirken im gegenwärtigen Augenblick über dem in Frankreich losgebrochenen Sturme ungeheurer politiſcher Bewegungen beinahe ganz vergeſſen. Die religiöſen Intereſſen ſind in den Hintergrund getreten vor den gewaltigen Ereigniſſen, welche Schlag auf Schlag, mit wunderbarer Schnelligkeit das deutſche Vaterland umgeſtalten und uns Alle mit dem Strome fortreißen; aber es wird, wenn das tobende Gewitter vorübergezogen ſein und Deutſchland das Feſt ſeiner politiſchen Wiedergeburt feiern wird, dieſer Tag auch ein Feſt ſeiner kirchlichen Wiedergeburt ſein, und die bürgerliche wie die religiöſe Freiheit und die Einigung aller Confeſſionen in ächter Bruderliebe und Humanität werden die unverlierbare Errungenſchaft unſerer heißen Kämpfe ſein.

4. Die Miſſionsvereine. Das Chriſtenthum iſt ſeiner urſprünglichen Idee nach zur Weltreligion beſtimmt. Es war die Abſicht ſeines erhabenen Stifters, daß die Bewohner aller Himmelsſtriche auf der ganzen Erde des von ihm angezündeten Lichtes der Wahrheit theilhaftig und durch Glaube und Liebe zu einer großen Bruderfamilie vereinigt werden ſollten. Die Ausſendung von Glaubensboten zu Völkern, welche dieſes Lichtes noch entbehren, liegt alſo im Geiſte und Weſen dieſer Religion und hat auch zu allen Zeiten Statt gefunden. Im Anfange der chriſtlichen Kirche ergingen dieſe Sendungen an Juden, Griechen, Macedonier, Kleinaſiaten und Römer; ſpäterhin, als die Bevölkerung des römiſchen Reiches bereits von dem chriſtlichen Elemente durchdrungen war, gingen die Glaubensboten zu Britanniern, Germanen, Skandinaviern und Slaven, und als endlich die ganze europäiſche Menſchheit ſich zur Religion des Kreuzes bekannte, ſuchten ſich die Glaubensboten ihre Wirkungskreiſe außerhalb Europa, dieſſeits und jenſeits des atlantiſchen Oceans, in der alten und neuen Welt bis zu den entlegenſten Inſeln der Südſee hinab.

Einen ganz beſonderen Aufſchwung hat das Miſſionsweſen in den letzten beiden Jahrhunderten genommen. Schon im Jahre 1622 hat die katholiſche Kirche eine Anſtalt zur Verbreitung des Glaubens geſtiftet, die ihren Centralſitz zu Rom hatte. Mehrere Mönchsorden, beſonders die Jeſuiten, haben ſich der Heidenbekehrung thätig angenommen, und es darf nicht verkannt werden, daß ſie für manche Weltgegenden, z. B. Japan, China, Oſtindien und Südamerika, Beförderer der Verſittlichung geworden ſind. Sie hätten ohne Zweifel noch weit mehr ausgerichtet, wenn ſie den eigentlichen Zweck der Miſſion, Verbreitung des reinen Chriſtenthums im Auge behalten hätten. Allein leider war es ihnen meiſtens nur um räumliche Ausbreitung der Hierarchie und um Erweiterung ihres Einfluſſes zu thun. Darum wurden, um nur möglichſt viele Jünger zu gewinnen, die Heiden meiſtens über Bauſch und Bogen, ohne vorausgegangene gründliche Belehrung getauft, und die Bekehrungen waren öfters Nichts weiter als die Vertauſchung eines Aberglaubens mit dem andern. Bei einer ſo gänzlich gehaltloſen Grundlage

Digitized by Google

mußte das Gebäude überall zerfallen, ſobald die Baumeiſter ſelbſt nicht mehr daran arbeiteten.

Weit glücklicher und erfolgreicher waren dagegen die Unternehmungen, welche aus proteſtantiſchen Ländern ausgingen. Hier zeichnete ſich namentlich die Brüdergemeinde aus, deren Glaubensboten überall, wo ihr menſchenfreundlicher Eifer ſie hinführte, die Wilden durch Belehrung und Beiſpiel für die Geſittung gewannen.

Unter den proteſtantiſchen Völkern, die ſich um die Ausbreitung des Chriſtenthums verdient gemacht haben, ſtehen die Engländer und Deutſchen oben an; mit ihnen wetteiferten in der neueſten Zeit auf eine rühmliche Weiſe die Bewohner der nordamerikaniſchen Freiſtaaten. Durch die vereinten Bemühungen dieſer Völker iſt es dahin gekommen, daß das Miſſionsweſen im gegenwärtigen Augenblick eine Sache von welthiſtoriſcher Bedeutung iſt. Denn es arbeiteten nach einer glaubwürdigen Zuſammenſtellung im Jahre 1845 gegen 1000 Miſſionäre mit 1700 eingeborenen Gehilfen auf 400 Miſſionsplätzen. In Grönland und Labrador, an den Küſtenſtrichen und in den Wüſten Afrikas, unter Hottentotten und Kaffern, bei den Sklaven in Weſtindien und den freien Indianern der Urwälder von Nordamerika und Braſilien, bei den Kalmücken und Mongolenhorden in Centralaſien, in China, Hindoſtan, den Sundainſeln und auf den Eilanden der Südſee wird durch die kühnen, aufopfernden Glaubensboten an der Ausbreitung des Evangeliums mit unermüdetem Eifer gearbeitet. Hand in Hand mit den Miſſionsvereinen gehen die zahlreichen Bibelgeſellſchaften, welche die Urkunden der chriſtlichen Religion, in beinahe alle lebenden Sprachen überſetzt, in Tauſenden von Exemplaren zu verbreiten und beſonders in die Hände der Neubekehrten zu bringen ſuchen. Bei einem ſolchen Aufwande von Kräften und Mitteln, bei einer ſo großartigen Vereinigung ſollte man erwarten, daß auch die Erfolge eben ſo bedeutend ſein würden. Allein aus allen Miſſionsberichten geht hervor, daß das Chriſtenthum unter den Bekennern fremder Religionen nur ſehr ſchwer und langſam Eingang findet. Aus den 114 Millionen Hindus ſind z. B. ſeit dem Jahre 1705 trotz der angeſtrengteſten Bemühungen tüchtiger Miſſionäre nur 200 Gemeinden geſammelt, in China und Japan zerſtören immer neue Chriſtenverfolgungen das mühſam begonnene Werk. Nur auf den Inſeln der Südſee, den Freundſchafts-, Geſellſchafts- und Sandwichsinſeln, wo engliſche und nordamerikaniſche Glaubensboten in einer Thätigkeit wetteiferten, die an die apoſtoliſchen Zeiten erinnert, haben die Miſſionsanſtalten eine erfreuliche Wirkſamkeit gezeigt, daß man behaupten darf, dieſe Eilande ſeien für chriſtliche Geſittung für immer gewonnen und treten in die Reihe der gebildeten Länder der Erde ein.

Es kann nicht unſer Zweck ſein, in dieſen Blättern, wo uns nur ein ſehr beſchränkter Raum geſtattet iſt, auch nur eine Ueberſicht der Geſchichte des Miſſionsweſens und ſeiner Leiſtungen zu geben. Nur das, was die Miſſionsvereine für Deutſchland ſind, wie ſie in das politiſche, ſociale und religiöſe Leben unſers Vaterlandes eingreifen, kann in einer Darſtellung der kirchlichen Bewegungen der Neuzeit nicht ganz unerwähnt bleiben.

Es befinden ſich in Deutſchland mehrere größere und kleinere Miſſions-

Digitized by Google

vereine. Nachdem in Halle eine Miſſionsſchule zur Bildung der Glaubensboten gegründet worden war, entſtand eine ähnliche Anſtalt in Baſel, ſeit 1816, welche beſonders aus Württemberg viele Theilnehmer zählt; ferner in Berlin, ſeit 1823, in Hamburg und in Barmen. Der letztere Verein entwickelte eine beſonders große Thätigkeit und gab ſeit 1826 das „Miſſionsblatt“ zur Bekanntmachung der das Miſſionsweſen betreffenden Nachrichten heraus. Zu derſelben Zeit gründete er eine Vorſchule für das Baſeler Inſtitut, um Handwerker, die ſich zum Miſſionsdienſte meldeten, zu prüfen, und im Jahre 1832, nachdem ſich mehrere andere Vereine in Weſtphalen und den Rheinlanden mit ihm verbunden hatten, trat er unter dem Namen der Rheiniſchen Miſſionsgeſellſchaft in eine ſelbſtſtändige Wirkſamkeit, die beſonders auf Südafrika gerichtet iſt.

Achtet man auf die Glaubensrichtung, welche in den Miſſionsvereinen Deutſchlands vorherrſcht, ſo muß man ſchmerzlich beklagen, daß es beinahe überall die des modernen Pietismus iſt. Die Anhänger dieſer Glaubensrichtung haben nehmlich in dem Miſſionsweſen ein vortreffliches Werkzeug zur Verbreitung ihrer Grundſätze erkannt und aus den Miſſionsanſtalten und Vereinen eine Propaganda derſelben zu machen gewußt. Dadurch entſtand auf dem deutſchen Boden eine religiöſe Bewegung ganz eigener Art, welche Hand in Hand mit den pietiſtiſchen Umtrieben ging. Unter dem Vorwande, Heiden zu bekehren, wurde Sturm auf andersdenkende, der rationalen Richtung zugehörige Chriſten gelaufen. Man veranſtaltete feierliche Miſſionsverſammlungen, zu denen ſich die Vorkämpfer des Pietismus aus allen deutſchen Gauen einfanden; man zog in pomphaften Proceſſionen in die Kirchen, predigte, betete und ſang geiſtliche Lieder auf den Dampfſchiffen und ſuchte auf alle Weiſe den Fanatismus zu entflammen. Die deutſche Gutmüthigkeit und Einfalt ließ ſich auch hier überliſten und ausbeuten. Höchſt beträchtliche Beiſteuern floſſen zum Behufe der Heidenbekehrung in die Miſſionskaſſen; die Armen gaben oft ihren letzten Heller hin, die Frauen ſtrickten Strümpfe für die Kaffern und Buſchmänner oder verfertigten andere Kleidungsſtücke für die Eskimos und Grönländer, während ſie arme Chriſtenkinder aus dem Proletarierſtande in ihrer unmittelbaren Nähe umſonſt um einen abgelegten Fetzen betteln ließen. Ja viele rationell denkende, aufgeklärte Reiche gaben mit vollen Händen, ohne zu ahnen, daß ihrem Herrn Pfarrer, der die Beiträge ihnen abforderte und einzog, der Feldzug gegen den Rationalismus die Hauptſache, die Heidenbekehrung aber nur Nebenſache war. So floß denn ein großer Theil der eingegangenen Gelder in die Taſchen derjenigen Miſſionare, die im Lande blieben oder vielmehr in den Städten und Dörfern umherzogen, um (in der Regel mit einer und derſelben Predigt) an verſchiedenen Orten die „Weltkinder“ zu bekehren. Aus dem Worte Gottes wurde ein förmliches Gewerbe gemacht; wie eine Waare trug man es hauſirend von Ort zu Ort, und der Commis voyageur, der auf der Reiſe die Gaſtfreundſchaft der Gläubigen brandſchatzte, brachte ſtets einen gefüllten Beutel mit nach Hauſe.

Ein großer Theil des eingeſammelten Geldes ging übrigens in der That ins Ausland, und während man im Vaterlande an dem fleißigen Arbeiter

knickerte oder den armen Proletarier darben ließ, ſchickte man Tauſende von Gulden und Thalern über die Gränze für Chineſen, Kalmücken und Mandſchuren. Und was wurde mit ſo ungeheuren Opfern erreicht? — Daß hier und da einmal ein Paria oder Puliah nicht zum Chriſten, ſondern zu einem Pietiſten gemacht wurde!!! Was den armen Wilden unter dem Namen Chriſtenthum gebracht wird, iſt in der Regel nicht Chriſti Lehre, ſondern eine verfälſchte Contrebande, die die dogmatiſchen Schleichhändler, Wechsler und Verkäufer über Land und Meer ſchmuggeln.

Möge daher mit der großen Kataſtrophe, die über Deutſchland und Europa gekommen iſt, auch der letzte Tag des Miſſionsunweſens gekommen ſein, und wenn einſt nach errungenem Siege der Freiheit auch die religiöſen Intereſſen wieder auftauchen, ſo möge, wenn denn doch die Heiden bekehrt ſein ſollen, das deutſche Volk dafür ſorgen, daß keine Miethlinge mehr, ſondern getreue Arbeiter in die Ernte geſandt werden, welche in die Nacht der Heidenwelt das reine Licht des Chriſtenthums, den unverfälſchten Glauben und die wahre Bruderliebe tragen.

5. Der Evangeliſche Verein der Guſtav-Adolf-Stiftung. Neben den Miſſionsvereinen in der Evangeliſchen Kirche beſteht auf ihrem Gebiete noch ein anderer Verein, der nicht auf der ſchmalen Grundlage engherzigen Secteneifers, ſondern auf der breiten Baſis wahrer Humanität und Bruderliebe ruht und über dem Entfernten das Nähere nicht vergißt. Es iſt der Evangeliſche Verein der Guſtav-Adolf-Stiftung.

Bei Gelegenheit der Säcularfeier der Schlacht bei Lützen, am 6. November 1832, kam eine Anzahl deutſcher Proteſtanten auf den Gedanken, zum Andenken an jenen Tag und den unvergeßlichen Glaubenshelden, der an demſelben für die Sache evangeliſcher Wahrheit und Glaubensfreiheit ſein Leben ließ, ein Denkmal zu errichten, das ſinniger, großartiger und dauernder wäre als ein Standbild von Erz und Marmor. Dieſe Stiftung ſollte den Namen des königlichen Helden führen und die Beſtimmung haben, bedrängten proteſtantiſchen Glaubensbrüdern durch Mittel des Friedens eben ſo eine Hilfe und Stütze zu werden, wie ſie ihnen einſt in einem eiſernen Jahrhundert der gefeierte Todte mit ſeinem Schwerte ward. Mancherlei Klagen über Noth und Mangel, mancher Nothſchrei über erbarmungsloſe Unterdrückung proteſtantiſcher Gemeinden, welche beſonders aus nichtproteſtantiſchen Ländern, z. B. Oeſterreich, Böhmen und Baiern erſchollen, mahnten mit furchtbarem Ernſte an das alte Wort des Apoſtels: „Laſſet uns Gutes thun, allermeiſt aber an den Glaubensgenoſſen.“

Dieſes Wort wurde alsbald das Motto des neuen Wohlthätigkeitsvereins und that in der evangeliſchen Kirche ein nicht geahntes Wunder. Durch Sechſerſammlungen, welche die Mitglieder des Vereins anfangs zu Leipzig und Dresden veranſtalteten, kamen allmälig beträchtliche Geldmittel zuſammen, welche man alsbald zur Unterſtützung der bedrängteſten proteſtantiſchen Gemeinden verwandte. Der ſchöne und glückliche Anfang des begonnenen Werkes ermuthigte zu größerer und erweiterter Thätigkeit. In den Statuten, die am 4. October 1834 von dem ſächſiſchen Miniſterium des Cultus

Digitized by Google

beſtätigt wurden, ſowie in den jährlichen Bekanntmachungen des Vereins wurde die Aufforderung und die Hoffnung ausgeſprochen, daß ſich unter allen Proteſtanten Vereine für denſelben Zweck bilden und an den zuerſt gebildeten Verein anſchließen möchten.

Während der erſten ſieben Jahre blieb indeß die Ausbreitung des Vereins in Deutſchland auf ſächſiſche Länder beſchränkt; nur in dem Vaterlande Guſtav Adolf's fand die Sache einen erfreulichen Anklang, indem Karl Johann, der König von Schweden, im Jahre 1836 auf 6 hinter einander folgende Jahre eine Kirchen- und Hauscollecte für den Verein durch ſein ganzes Königreich anordnete, welche reichen Ertrag lieferte. Im deutſchen Vaterlande bedurfte es übrigens nur einer neuen Veranlaſſung, um die Theilnahme an dem wohlthätigen Werke aufs Neue anzuregen. Und dies geſchah am Reformationsfeſte 1841 zu Darmſtadt, wo der dortige Hofprediger Dr. Zimmermann alle Proteſtanten aufrief, ſich an dem Vereine zu betheiligen. In Folge dieſes Aufrufs wurde am 16. September 1842 eine berathende Verſammlung zu Leipzig gehalten, deren Ergebniß nach officiellen Mittheilungen folgendes war:

1) Die Guſtav-Adolf-Stiftung und alle Vereine, die ſich für denſelben Zweck erſt noch bilden werden, verbinden ſich zu einem Ganzen, das den Namen führt: „Evangeliſcher Verein der Guſtav-Adolf-Stiftung."

2) Es werden vorläufig drei Hauptvereine anerkannt, in Leipzig, Dresden und Darmſtadt, die alljährlich im Directorium mit einander abwechſeln, während die Centralkaſſe und das Centralarchiv, wie bisher, ſo für immer in Leipzig bleibt. Wenn mehr Hauptvereine gebildet werden, ſo tritt eine Centralverwaltung ein, die fortwährend ihren Sitz in Leipzig hat.

3) Es ſollen auf Grund dieſer Ausſprüche Statuten ausgearbeitet und der nächſten Hauptverſammlung in Frankfurt am Main vorgelegt werden.

Dieſe Hauptverſammlung wurde auf den 22. September 1843 anberaumt und abgehalten. Die an dieſem Tage berathenen und angenommenen Statuten vermögen wir in dieſen Blättern nicht in extenso mitzutheilen. Als weſentliche Beſtimmungen derſelben heben wir indeß folgende Punkte hervor:

§. 1. Der Evangeliſche Verein der Guſtav-Adolf-Stiftung iſt eine Vereinigung aller derjenigen Glieder der evangeliſch-proteſtantiſchen Kirche, welchen die Noth ihrer Brüder, die der Mittel des kirchlichen Lebens entbehren und deshalb in Gefahr ſind, der Kirche verloren zu werden, zu Herzen geht, und hat alſo zum Zwecke, die Noth dieſer Genoſſen in und außer Deutſchland, ſo fern ſie im eigenen Vaterlande Hilfe nicht erlangen können, nach allen Kräften zu heben.

§. 2. Die Wirkſamkeit des Vereins umfaßt lutheriſche, reformirte und unirte, ſowie ſolche Gemeinden, die ihre Uebereinſtimmung mit der evangeliſchen Kirche ſonſt glaubhaft nachweiſen.

§. 5. Die Geſammtheit der regelmäßig beiſteuernden Mitglieder verbindet ſich zu Vereinen, Zweig- oder Hilfs- und Hauptvereinen. Der gemeinſame Mittelpunkt aller einzelnen Vereine für die Verwaltung

iſt der Centralvorſtand, welcher ſeinen fortwährenden Sitz in Leipzig hat.

§. 8. Es ſoll in jedem Staate, in größern Ländern höchſtens in jeder Provinz ein Verein als Hauptverein anerkannt werden, an den ſich die andern dortigen Vereine als Zweigvereine anzuſchließen haben.

Mitglied des Vereins iſt Jeder, der ſich zu einem jährlichen, beliebigen Beitrage unterzeichnet hat, und bleibt es ſo lange, als er dieſen Beitrag entrichtet.

Mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit verbreitete ſich nun die Wirkſamkeit des Guſtav-Adolf-Vereins über das proteſtantiſche Deutſchland. Es war eine in die Zeit hineingeworfene große und zugleich praktiſche Idee, die bei dem damaligen Zuſtande der kirchlichen Dinge überall Anklang finden mußte, wo Proteſtanten wohnten. Nur in Oeſterreich und Baiern fand der Verein keinen Eingang, nicht weil etwa die in dieſen Staaten lebenden Proteſtanten ſich weniger dafür intereſſirten, ſondern weil die Betheiligung von den Regierungen förmlich verboten wurde. In dem zuletzt genannten Lande nahm die Regierung ſogar eine ſo feindliche Stellung gegen die neue Stiftung an, daß dem Guſtav-Adolf-Verein gegenüber von einem Tilly-Verein zu Gunſten der Katholiken die Rede war und den bedrängten proteſtantiſchen Gemeinden die Annahme von Unterſtützungsmitteln aus dem erſten Vereine auf das Strengſte unterſagt wurde. Es ſollten alſo weder Wohlthaten gegeben, noch angenommen werden! — Solche barbariſche, die Menſchheit empörende Beſchränkungen dienten aber gerade dazu, die Thätigkeit des Vereins zu erhöhen. Man lernte daraus ſowohl wie aus den Berichten, welche von den hilfsbedürftigen Gemeinden katholiſcher Länder einliefen, den Nothſtand der evangeliſchen Glaubensbrüder in der Diaspora erſt recht kennen, und gab um ſo williger und reichlicher ſeine Beiſteuern, je mehr die Gefühle des Mitleids, der Wehmuth und der Erbitterung erregt wurden. Jede Jahresrechnung zeugte von einem ſteigenden Ertrage der Stiftung, und da die Gelder zugleich mit der größten Einſicht und Gewiſſenhaftigkeit ſtets an die Hilfsbedürftigſten vertheilt, in vielen Fällen die Noth nicht blos gemindert, ſondern völlig gehoben wurde, da ferner in den Jahresverſammlungen des Vereins die wärmſten Dankgefühle der Empfänger ſich in zahlreichen Sendſchreiben oder Deputationen ausſprachen; ſo ſteigerte ſich die Theilnahme am Verein bei ſeinen Mitgliedern zur edelſten Begeiſterung und zu einem Wetteifer, welcher wahrhaft bewunderungswürdige Ergebniſſe hervorrief. Ein ſo ungeheurer Erfolg konnte natürlicherweiſe den Feinden der proteſtantiſchen Sache, den Jeſuiten und Römlingen nicht gleichgültig ſein. Man hörte und las von verſchiedenen Seiten her in der Nähe und Ferne hämiſche Verunglimpfungen und Verdächtigungen des Vereins. Die Ultramontanen ſahen in dieſem reinen Erzeugniſſe der Humanität, in dieſem ohne alle Animoſität gegen Andersdenkende entſtandenen Vereine ein ſchlau erdachtes Mittel zur Beeinträchtigung der katholiſchen Kirche, eine Verſchwörung zu einem gemeinſamen Feldzuge gegen ſie und ärgerten ſich nicht wenig über die in der proteſtantiſchen Kirche erwachten Lebensregungen. In der That hatte die in ihren bisherigen Intereſſen ſo

Digitized by Google

getheilte und in ſich ſelbſt durch ſo verſchiedene Glaubensrichtungen zerſplitterte proteſtantiſche Kirche jetzt auf einmal unvermerkt einen gemeinſchaftlichen Vereinigungspunkt gefunden. Das geiſtige Band, das die äußerlich getrennten Kirchen und Gemeinſchaften umſchlang, wurde feſter geſchlungen. Sie lernten auf den kleinern und größern Verſammlungen der Zweig- und Hauptvereine ſich kennen, tauſchten Ideen und Empfindungen aus und lernten ſich immer mehr als Glieder eines großen Ganzen kennen, welche einzelne abweichende Anſichten ihrer dogmatiſchen Syſteme oder kirchlichen Lehrgebäude nicht auseinander halten und ſich entfremden dürften. Es war mit Einem Worte eine ungeheure Kluft zwiſchen den Proteſtanten ausgefüllt und ein Schritt zur Verwirklichung des Gottesreiches auf Erden gethan, der in der Geſchichte bisher ohne Beiſpiel war. Die Liebe hatte vereint, was der Glaube trennte. Reformirte und Lutheraner, Rationaliſten und Pietiſten, Alt- und Neugläubige, Kirchlichgeſinnte und Kirchlichgleichgültige hatten ſich doch in dem Einen ſchönen Hauptziel alles chriſtlichen Lebens, im Erbarmen und Wohlthun zuſammengefunden, und ſelbſt die Geiſtlichen, deren unſelige Streitſeligkeit zu allen Zeiten Zwieſpalt angerichtet hat, beherzigten eine Zeit lang jenes ſchöne Friedenswort, das einer der Würdigſten unter ihnen den zwei ſtreitenden Parteien zugerufen hatte: „ſie ſollten ſich als ein Ehepaar betrachten, das, wenn auch im Begriffe ſich ſcheiden zu laſſen, doch um der Kinder willen vereint bleiben müſſe".

„Eine Zeit lang", ſagen wir; aber doch nicht lange. Der böſe Feind, der nicht ſchläft und in der Nacht das Unkraut unter den Weizen ſäet, erſah ſich, wie in tauſend andern Fällen, wieder gerade dieſe Herren, die am meiſten gegen ihn zu eifern pflegen, zu ſeinen Werkzeugen. Es kam der Tag der fünften Hauptverſammlung des Guſtav-Adolf-Vereins, welche am 7., 8. und 9. September 1846 zu Berlin abgehalten werden ſollte. Der Hauptverein der Provinz Preußen zu Königsberg hatte den Prediger Rupp zu einem ſeiner Abgeordneten gewählt, denſelben Mann, der, wie wir bereits erwähnt haben, von ſeiner Stelle als Diviſionsprediger entlaſſen und aus der preußiſchen Conſiſtorialkirche ausgeſchieden, zu Königsberg die „freie Gemeinde" gegründet hatte. Es wurde nun die Frage erhoben, ob Dr. Rupp noch Abgeordneter eines Vereins ſein könne, nachdem von mehreren Vereinen Erklärungen gegen ſeine Zulaſſung in dieſer Eigenſchaft eingelaufen waren. Von den am Morgen des 7. September anweſenden 12 Mitgliedern waren 10 der Meinung, er ſei auf Grund der Statuten, welche nur die Glieder der evangeliſch-proteſtantiſchen Kirche als Vereinsglieder anerkennten, nicht zuzulaſſen. Nachdem eine an Rupp geſandte Deputation ohne Erfolg verſucht hatte, denſelben zum freiwilligen Rücktritt zu bewegen, wurde die Angelegenheit im Pleno der Hauptverſammlung berathen und Rupp mit 39 Stimmen gegen 32 förmlich ausgeſchloſſen. Die Kunde von dieſem Ereigniß wirkte in der proteſtantiſchen Welt wie ein in ein Pulverfaß fallender Feuerfunke. Die Orthodoxen und Pietiſten jubelten; denn ihre Partei war es, die den Sieg errungen hatte; die Freigeſinnten und Unbefangenen aber waren aufs Höchſte entrüſtet über die unproteſtantiſche Engherzigkeit und hier-

Digitized by Google

archiſche Anmaßung, die ſich in der Mehrheit der Verſammlung kundgegeben hatte. Alsbald erhob ſich auch ein heftiger Kampf in den Zeitungen; von einzelnen Haupt- und Zweigvereinen erſchienen eine Menge Verwahrungen und Gegenerklärungen gegen den Beſchluß. Man warf der Verſammlung mit Recht vor, daß ſie auf das Gebiet des Vereins einen Streit hereingebracht habe, der durchaus nicht auf daſſelbe gehöre; man tadelte aufs Heftigſte, daß ſie ſich als Glaubenstribunal gerirt und ein Anathema ausgeſprochen habe. Man ſprach es offen aus, was auch ſpäterhin ſich als Wahrheit herausſtellte, daß die Mehrheit der Verſammlung, die den Dr. Rupp ausgeſchloſſen hatte, unter dem Einfluß der preußiſchen Regierung, namentlich des Miniſters Eichhorn, gehandelt und durch ihre Willfährigkeit einen unwürdigen Servilismus kundgegeben habe. Man verlangte alsbaldigen Widerruf, drang auf Abänderung der Statuten und drohte mit Zurückhaltung der Beiträge oder mit dem Austritt aus dem Vereine, wofern dieſen Wünſchen nicht entſprochen werde.

Auf der andern Seite dagegen billigte man den Beſchluß, ſtellte ihn als eine Nothwendigkeit dar, um die Gränzen des Vereins zu ſchützen, und rühmte die Mitglieder der Verſammlung, welche Rupp ausgeſchloſſen hatten, als die wahren und einzigen Freunde des Vereins, weil ſie ein Zeugniß für den evangeliſchen Glauben abgelegt hätten, welches in dieſer glaubensarmen Zeit Noth thue.

Der entſtandene Bruch wäre vielleicht unheilbar geworden und hätte eine völlige Zerſplitterung des Vereins herbeigeführt, wenn es nicht den vereinten Bemühungen ſeiner intelligenteren Mitglieder gelungen wäre, durch Vertröſtung auf die nächſte Hauptverſammlung, welche zu Darmſtadt gehalten werden ſollte, die ſtreitenden Parteien zu beſchwichtigen. Dieſe Verſammlung wurde denn auch am 21. und 22. September 1847 abgehalten. Eine zahlreiche Menge geiſtlicher und weltlicher Abgeordneten fand ſich an dem genannten Orte ein. Dr. Rupp war aufs Neue von dem Königsberger Hauptvereine gewählt worden, war aber im Intereſſe des Friedens freiwillig zurückgetreten. So war fürs Erſte das größte Hinderniß einer friedlichen Verſtändigung beſeitigt. Mit großer Klugheit und in ſehr verſöhnlichem Geiſte wurden die Verhandlungen geleitet; treffliche, wahrhaft begeiſternde Reden wurden von einzelnen Mitgliedern gehalten und dadurch die Gemüther dermaßen beruhigt und verſöhnt, daß ſie ſich in der Rupp'ſchen Angelegenheit in dem Beſchluſſe vereinigten:

1) daß künftighin die vorzunehmende Legitimation bei dem Abgeordneten des Centralvorſtandes auf die Prüfung der Vollmacht ſich zu beſchränken habe;

2) daß dagegen der Hauptverſammlung unzweifelhaft zuſtehe, in vorkommenden Fällen über die Unzuläſſigkeit eines Deputirten wegen fehlender Bedingung der Mitgliedſchaft zu beſchließen;

3) daß jedoch dieſe Beſchlußfaſſung, falls ſie über einen Deputirten ſtattfinden ſoll, welcher ſeine Qualification als Vereinsmitglied behauptet, nach vorgängiger Hörung ſeines betreffenden Hauptvereins auf nächſter Hauptverſammlung erfolgen muß.

Digitized by Google

Dieſe Beſchlüſſe ſtellten den Frieden im Guſtav-Adolf-Vereine wieder her, und es wirkt derſelbe ſeitdem in immer ausgedehnteren Kreiſen für die evangeliſche Kirche fort. Nach den neueſten Berichten hat derſelbe ſeit ſeinem Beſtehen den bedrängten Glaubensgenoſſen eine Hilfe von mindeſtens 175,000 Thaler gewährt. Möge auch jetzt in ſturmbewegter Zeit die Theilnahme an dieſer ſo reich geſegneten Stiftung nicht nur ungeſchwächt fortdauern, ſondern von Jahr zu Jahr einen höhern Aufſchwung nehmen. Schmetzer.

Republik. Kein ſtaatsrechtlicher Begriff iſt von dem Sprachgebrauche ſchlimmer entſtellt, kein rechtlicher Kunſtausdruck in der politiſchen Sprachverwirrung unſerer Zeit ärger misdeutet worden als — Republik. Noch im vorigen Jahrhundert überſetzte man dies Wort mit „Freiſtaat", man verließ ſpäter dieſe Uebertragung als keinen beſtimmten Begriff bezeichnend und kehrte zu dem älteren fremden Ausdruck zurück, ohne daß man dadurch jene Unbeſtimmtheit beſeitigt, den Begriff feſtgeſtellt und deutlich bezeichnet hätte. Man legt vielmehr noch jetzt den Namen Republik in der Regel jedem Staate von nicht monarchiſcher Verfaſſung bei. Ich ſage in der Regel, denn conſequent war man darin keineswegs; die vereinigten Niederlande, Polen, Frankreich bis zum Jahr 1808 wurden Republiken genannt, das deutſch-römiſche Reich hingegen nicht. Man folgte der Gewohnheit und vergaß dabei, worauf ſchon Heeren ſehr richtig aufmerkſam gemacht hat: daß der Ausdruck Republik ſich gar nicht auf die Regierungs-Form bezieht, ſondern auf den Grundſatz, worauf die Verfaſſung eines Staates beruht.

Republik, res publica, bedeutet ſprachlich ſo viel wie der halbveraltete deutſche Ausdruck „Gemeinweſen", alſo einen Staat, deſſen einzelne Glieder verbunden ſind zur Erreichung ihrer gemeinſchaftlichen Zwecke. Ein ſolcher Staat kann gedacht werden mit einer demokratiſchen eben ſowohl wie mit einer ariſtokratiſchen und monarchiſchen Verfaſſung, denn ob Alle, oder wenige Bevorrechtete, oder ein Einziger für die Erreichung der gemeinſchaftlichen Zwecke ſorgt, d. h. das Gemeinweſen regiert — Das ändert an dem Grundſatze ſelbſt Nichts, wenngleich die eine dieſer Staatsformen geeigneter ſein mag, die Anſprüche aller Staatsglieder auf Erreichung wahrer Geſammtzwecke zu ſichern, als die andere. Weil die Anerkennung des Rechts den Begriff wahrer Freiheit bildet, war die Ueberſetzung des Wortes Republik durch Freiſtaat eine ganz richtige, aber es iſt klar, daß dieſe Freiheit eben ſo gut verbürgt ſein kann, wo an der Spitze der Geſchäfte ein auf Lebenszeit erwählter Kaiſer ſteht, als wo deren Leitung einem auf beſtimmte Zeit gewählten Präſidenten anvertraut iſt. Ja es ſteht gar Nichts im Wege, die Gewalten ſo zu vertheilen, daß unter einem erblichen Regenten die Freiheit aller Staatsglieder eben ſo ſehr geſichert erſcheint, als dies unter irgend einer anderen Regierungsform menſchen-möglich iſt. Die Vereinigten Niederlande unter ihrem erblichen Statthalter waren eben ſo gut Monarchie als Republik!

Die Schwierigkeit liegt in dieſem Falle nur in der Gefahr, daß die Gewalt, welche in der Hand eines erblichen Fürſten von Generation zu Generation wächſt und erſtarkt, leicht zur Verfolgung der der Geſammtheit fremden, ja vielleicht feindlichen Sonderzwecke ſeines Hauſes verwendet werden könnte. Eine Schwierigkeit, die jedoch von dem Weſen der monarchiſchen

Digitized by Google

Regierungsform keineswegs untrennbar und hier nie ſo groß und ſchwer zu beſeitigen ſein kann als im Falle einer ariſtokratiſchen Verfaſſung, wo ſtatt einer Familie deren mehrere zur Verwaltung des gemeinen Weſens berechtigt und gewiß nicht minder geneigt ſind, über dieſem Recht die ihm entſprechende Pflicht zu vergeſſen, folglich die Gewaltmittel, welche ihnen zu deren Erfüllung anvertraut waren, für die Verfolgung der Sonderzwecke ihres Standes zu misbrauchen. Die Geſchichte liefert den Beweis, daß in Ariſtokratieen von jeher weniger Freiheit zu finden war als in monarchiſch regierten — Republiken. In dieſem Ausdrucke liegt kein Widerſpruch, da, wie ſchon gezeigt wurde, der Begriff Republik nicht dem der Monarchie entgegengeſetzt iſt, ſondern dem der Deſpotie, welche kein Recht der Einzelnen anerkennt, ſondern nur ein Subject, die Perſon des Herrn, als berechtigt gelten läßt, gegenüber einer blos mit Pflichten beladenen Menſchenheerde, deren möglichſt gute Pflege dann blos durch die Klugheit, nicht durch ihr Recht geboten erſcheint.

Nichts Anderes als eine Republik mit monarchiſcher Regierungsform iſt die conſtitutionelle Monarchie der neueren Zeit, und es war ein großer Irrthum oder Misgriff der Führer der Julirevolution, ſie eine „verkleidete Republik" zu nennen. Damit glaubte man der antimonarchiſchen Partei zu ſchmeicheln, in der That aber ſagte man ihr nur: wir würden auch eine (unverkleidete) Republik geben, wenn wir uns nicht vor dem Auslande fürchten müßten, was wahrlich kein rühmliches Geſtändniß war; auf der andern Seite machte man die neue Verfaſſung und damit den Grundſatz, worauf ſie und alle anderen conſtitutionellen Staatsverfaſſungen beruhten, allen anderen Regierungen verdächtig; man konnte ja über kurz oder lang die Verkleidung abwerfen und dann ſtand — ſo ſchien es, oder ſo konnte es ſcheinen — die Republik in ihrer ganzen jakobiniſchen Nacktheit und Blöße da. Das Schlimmſte aber war, daß man dadurch bei dem einen Theil der Nation Hoffnungen erregte, die man zu erfüllen nie die Abſicht hatte, bei dem anderen Beſorgniſſe weckte, über die man nicht beruhigen durfte. Alle Theile fanden ſich getäuſcht, weil Niemand die Wahrheit geſagt, vielleicht nur zu Wenige ſie klar erkannt hatten.

Woher aber eine ſolche Verwirrung des Sprachgebrauches und mit ihr der Begriffe? — Ein Rückblick auf die Geſchichte wird dieſe Frage löſen!

Die Staaten Griechenlands und der Völker von griechiſcher Geſittung, Rom mit eingeſchloſſen, waren Republiken im eigentlichen Sinne des Wortes, Gemeinweſen zum Schutze allſeitiger Freiheit. Auch die Staaten der deutſchen Urwelt waren nichts Anderes. Gleichwohl unterſchieden ſich Beide in einem höchſt wichtigen Punkt: Die größere Lebhaftigkeit der ſüdlichen Temperamente, ihre regere Sinnlichkeit, welche der Reinheit und Heiligkeit des häuslichen Lebens entgegenwirkte, und der milde Himmel, welcher das öffentliche Leben in Gottesverehrung, Kunſtgenuß und Geſelligkeit begünſtigte, alles Das erweckte bei den helleniſchen Völkern früh ſchon eine Liebe zum Staat um ſeiner ſelbſt willen, Gemeingeiſt, und in Folge Deſſen freiwillige Unterordnung des Einzelnen unter die Geſammtheit und das Geſetz und Hingebung für Volk und Vaterland. Dieſer Gemeingeiſt iſt der eigentliche Lebens-

Digitized by Google

athem der Republik, ihm kann ſie durch Nichts erſetzt werden, er ſtirbt unter der Deſpotie. Deswegen konnte bei jenen Völkern die Republik nicht in Deſpotie übergehen, ſo lange noch ein Funken des urſprünglichen Volksgeiſtes lebendig war; Griechenland ging phyſiſch und moraliſch unter mit ſeinen Republiken, und Roms Kraft und Herrlichkeit mit dem letzten Reſt ſeiner republikaniſchen Erinnerungen. —

Ganz anders verhielt es ſich bei den germaniſchen Völkern. Hier war das Familienleben das Höchſte und Heiligſte, was der Menſch kannte, ſein Haus war ſein Tempel und ſeine Burg. Er ſuchte die Vereinigung mit Andern nicht aus Geſelligkeit, denn dafür genügte ihm der Kreis der Seinigen; nicht um der Vereinigung willen, ſondern um beſſeren Schutz für ſich und ſein Haus zu erlangen. Ihm war der Staat nicht Zweck, ſondern Mittel, und in vielen, ja den meiſten Fällen ein nothwendiges Uebel. Ihm war es weniger um Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten zu thun, als daß der Staat ihm gegen möglichſt kleine Opfer möglichſt Viel gewährte. Deshalb gab ſich der alte Deutſche ſo leicht unter den Schutz eines Mächtigeren, wenn dieſer ihm nur ſein Hausrecht unangetaſtet ließ. Dieſen Geiſt der Ungeſelligkeit und Abſonderung brachten die Deutſchen mit in die Vereinigung ihrer zahlloſen kleinen Gemeinweſen zu einem römiſch-deutſchen Reiche, das als „römiſch“ ſchon dem Namen nach ihnen fremd gegenüberſtand und gegen das erſt die Stammherzoge, dann die Landesfürſten ſie vertreten ſollten. Deutſche Freiheit benannte man die Widerſpenſtigkeit der einzelnen, beſonders unmittelbaren Reichsbürger gegen das Reich und ſeine verfaſſungsmäßigen Gewalten, während ſich die Landeshoheit auf durchaus unrepublikaniſchen, deſpotiſchen Grundlagen entwickelte, nehmlich aus dem Eigenthumsrechte an Grund und Boden und den dazu gehörigen unfreien Leuten, welchen Unfreien die unter den Schutz der reichsunmittelbaren Landesherren ſich flüchtenden freien, aber mittelbaren Reichsbürger immer mehr gleichgeſtellt wurden, ſo daß das urſprünglich aus lauter kleinen, auf ihre Freiheit höchſt eiferſüchtigen Republiken beſtehende „römiſche Reich deutſcher Nation“ (mit Ausnahme der Reichsſtädte und wenigen Reichsdörfer) am Ende nur noch im Verhältniß der Reichsſtände zu dem Kaiſer als Republik erſchien, aber wahrlich nicht als eine griechiſche, auf Gemeingeiſt und Bürgerſinn beruhende, ſondern als eine ächt-germaniſche, welche die Freiheit in der Schwäche der Regierung ſuchte. Ganz natürlich war es nun, daß, wo alle monarchiſch regierten Staaten auf Eigenthumsrechten der regierenden Familie beruhten, alſo dem Grundſatze nach reine Deſpotieen (nur ſehr kümmerlich hier und da durch ariſtokratiſche „Befreiungen“ eingeſchränkt) waren, der Ausdruck „Monarchie“ und „Deſpotie“ nach und nach für gleichbedeutend genommen, die Regierungsform mit dem Verfaſſungsgrundſatz verwechſelt werden mußte, welche Verwechſelung man ſehr bald auch auf die Gegenſätze übertrug und die monarchiſche Verfaſſung für unverträglich hielt mit dem Begriffe und dem Weſen einer Republik, d. h. eines auf Anerkennung der Rechte aller Staatsgenoſſen und zum Behufe gemeinſchaftlicher Erreichung ihrer Geſammtzwecke gegründeten Staates.

Aus dem bisher Entwickelten dürfte ſich ergeben:

Digitized by Google

1) daß eben dieſe Begriffsverwechſelung ein großer Irrthum iſt, daß vielmehr das heutige weſtliche Europa gar keine Monarchie kennt, welche nicht dem Grundſatze nach eine Republik wäre. Denn

2) das Weſen der Republik hängt nicht ab von der Regierungs**form**, ſondern von dem Rechte, vermöge deſſen die höchſte Gewalt ausgeübt wird, es iſt

3) deswegen eine mit erblichen Regierungsrechten ausgeſtattete Ariſtokratie ihrem Grundſatze nach dem Weſen der Republik eben ſo ſehr zuwider als eine damit bekleidete Monarchie, es iſt aber

4) jene, die erbliche Ariſtokratie, der Darſtellung des republikaniſchen Grundſatzes, alſo dem allein wahren Volks= und Staatsleben, weit gefährlicher als eine erbliche Monarchie, weil dort der antirepublikaniſche Grundſatz eine viel breitere Grundlage hat als hier, indem eine ſolche Ariſtokratie durch ſich ſelbſt, die Anzahl und Gewaltmittel ihrer Angehörigen, eine dem Staatszweck fremde Macht im Staate bildet, während die Macht des erblichen Monarchen nur im Volke liegt, in der Hingebung der Geſammtheit der Staatsgenoſſen für den Staat und ſeinen Lenker.

5) Es iſt eben darum für die Erhaltung und das Gedeihen monarchiſch=republikaniſcher Verfaſſungen unerläßlich, daß die Theilnahme des Volkes an öffentlichen Angelegenheiten ſtets rege erhalten, der Gemeingeiſt gepflegt und geſtärkt werde, was ſicher nur dadurch geſchehen kann, daß allen Staatsgenoſſen ein billiger und zweckmäßiger Einfluß auf öffentliche Angelegenheiten geſtattet wird. Der Grundſatz, „Alles für das Volk, Nichts durch das Volk", gehört einer milden, vielleicht auch nur klugen Deſpotie an, weil er das Volk wenigſtens für unmündig erklärt und der Bevormundete nie frei iſt.

6) Dagegen iſt objective Gleichheit der Rechte durch das Weſen der Republik nicht geboten, ſondern nur Gerechtigkeit in Vertheilung der Vortheile und Laſten, weil jedes Uebergewicht der Berechtigung über die Verbindlichkeit, als ſolches, dem Geſammtintereſſe fremd, alſo dem Begriff der Republik zuwider ſein muß.

7) Wo durch dieſe gerechte Gleichheit und durch zeitgemäße und volksthümliche Betheiligung des Volkes bei Leitung ſeiner Angelegenheiten der Gemeingeiſt lebendig und wach erhalten wird, da können wirkliche Angriffe auf den Staat und ſeine Verfaſſung nur von oben herab, oder durch ariſtokratiſche Factionen oder von Seiten der Anarchie geſchehen; der ächte Republikaner iſt ſtets ein guter Bürger, der ſich überall nur als Theil des Ganzen betrachtet, ſich mit dem Staate identificirt und die Regierung, welche in dieſem ſeine Freiheit ſchützt, eben darum ſtark und geehrt ſehen will. Streit um die Zweckmäßigkeit einzelner Anordnungen oder Einrichtungen wird dem Staate nie gefährlich werden, wo im Volke der Glauben feſtſteht, daß die Regierung keine ihm fremden Zwecke verfolgen, ſondern nur ſeine Angelegenheiten möglichſt gut verwalten wolle.

8) Endlich von Demokratie (ſ. dieſe) unterſcheidet ſich Republik wie das Weſen von der Form. Außer der Republik iſt Demokratie undenkbar, umgekehrt wird (nach 5) keine Republik (auch die monarchiſche nicht) ohne mehr oder minder demokratiſche Inſtitutionen auf die Dauer beſtehen können.

Digitized by Google

Zum Schluſſe erlaubt ſich der Verfaſſer hier zu wiederholen, was er ſchon anderen Ortes über republikaniſche Geſinnung ausgeſprochen hat: „Alle, die aus reinen Vernunftſchlüſſen „die Republik" verfechten, verſtehen darunter entweder nur den Grundſatz: daß der Staat und alle Staatsgewalt nur um des Volkes und des Gemeinwohls willen vorhanden, Deſpotie dagegen, welche die Geſammtheit zum Mittel für die Zwecke eines Einzelnen oder einer Familie macht, unvernünftig ſei; oder ſie ſetzen für die Vertheidigung der ſogenannten republikaniſchen Regierungsform einen Verein durchaus moraliſcher und vernünftiger Menſchen voraus, und man muß ihnen zugeben, daß ein ſolcher Verein keiner königlichen Gewalt bedarf. Allein damit iſt noch nichts weniger ausgemacht, als welche Staatsform für die Menſchen, unter denen wir leben und von denen keiner ganz gut und keiner ganz vernünftig iſt, die zweckmäßigſte ſei? Dieſe Frage war und iſt und wird immer eben ſo verſchiedenartig beantwortet werden müſſen, als die Bildungsſtufen der Völker und die Mittel verſchieden ſind, welche einem Jeden zur Erreichung des weſentlichen Staatszweckes, des Gemeinwohls, zu Gebot ſtehen, und die Hinderniſſe, welche dafür zu überwinden ſind.

Mit Recht nennt ſich daher Derjenige einen Republikaner, welcher im Staate und allen ſeinen Einrichtungen und Gewalten nur eine Anſtalt für den Schutz und die Erhöhung des allgemeinen Wohls erkennt; er wird nie wollen, daß Einrichtungen beſtehen, welche der Mehrzahl der Staatsangehörigen auf die Dauer zuwider, drückend, unerträglich ſind; ſolche Einrichtungen würden ja dem Zwecke widerſprechen! Er wird wollen, daß der Wille und die Geſinnung jedes Einzelnen ſich über Alles und Jedes frei ausſpreche, damit die Wünſche der Mehrheit erkannt, geprüft und, ſo weit ſie ſich befeſtigt haben, zum Geſetz erhoben werden. Er wird wollen, daß dieſes Geſetz, ſo lange es beſteht, ſtreng und redlich gehandhabt und vollzogen werde, alſo — daß wirklich nur der Geſammtwille herrſche. Dieſer ächte Republikaner wird alſo gegen Alles ankämpfen, was die freie Willens- und Meinungsäußerung zurückhält, er wird gegen Einrichtungen und Beſtrebungen ankämpfen, die es erſchweren, die Geſinnung der Mehrheit zu erforſchen und ihrem Ausdrucke die Erhebung zum Geſetze zu ſichern. Aber er wird dieſem Geſetze ſelbſt gehorſam ſein, ſo lange es beſteht, er wird ſeinen Vollſtreckern die Achtung beweiſen, die den Verwaltern des Gemeinwohls gebührt. Solcher Republikanerſinn iſt der Lebensathem aller Staaten, er allein, aber er auch gewiß macht ſie glücklich, ſtark und geachtet; ihn zu nähren, zu ſtärken iſt Nichts nöthig, als daß die Inhaber der Gewalt das Geſetz ehrlich und gerecht vollziehen, die öffentliche Meinung, als die Mutter des Geſetzes, ehren und beachten. Geſchieht dies, ſo wird zwar jede Staatsverfaſſung ſich mit den Geſinnungen und Bedürfniſſen des Volkes ändern und allmälig umgeſtalten, aber immer wird das Volk frei und glücklich, immer ſeine Regierung ſtark und geachtet ſein.

Wer dagegen eigenſinnig nur in Abſchaffung königlicher Gewalt das Glück der Völker ſucht, uneingedenk, daß Sylla und Robespierre nichts weniger als Könige waren, Der verwechſelt die Form mit dem Weſen, den Schein mit der Sache. Wer gar, um dieſe ſeine Anſicht durchzuſetzen, Mittel gebraucht, welche das Geſetz verbietet, Der beweiſt dadurch, daß er nicht fähig

ſei, ſeinen Privatzweck oder ſeine Privatmeinung dem Geſammtwohl und Geſammtwillen unterzuordnen, daß er alſo nicht fähig ſei und nicht verdiene, unter der Herrſchaft des Geſetzes zu leben, daß er ein Republikaner nicht ſei, nicht ſein könne oder wolle.“ H. K. Hofmann.

Nachtrag. Wie vieles gerade auf unſere neueſten Verhältniſſe Anwendbares liegt doch in dieſen Worten, welche der treffliche, wahrhaft freigeſinnte Mann vor Jahren ſchrieb! Und welches traurige Gegenbild ſeiner Grundſätze bieten uns die meiſten unſerer neueren Republikaner. Ihren Beſtrebungen und ihren Republiken fehlt vor Allem — das Weſen der Republik — die republikaniſche Tugend und Bildung. Ohne Selbſtbeherrſchung und Genügſamkeit, ohne Klarheit und Feſtigkeit der Ueberzeugung, ohne wahre ſittliche Achtung und Freiheit, vielmehr mit Eigenſucht und Eigenwillen, lief man in dem urſprünglich natürlichen und löblichen Oppoſitionseifer gegen deſpotiſch gewordene Regierungen, auch nach dem Sturz des Deſpotismus, wie eine führerlos gewordene Locomotive maßlos in der alten Oppoſitionslinie fort. Die Frage, wie die wahre Republik im Sinne des voranſtehenden Artikels am beſten für unſer Vaterland zu erbauen ſei, wollte man ſich nicht mit Ruhe und Klarheit beantworten. Noch weniger hatte man Luſt, den eiteln Ruhm und Ehrgeiz des Oppoſitionsführers mit edler republikaniſcher Mäßigung eines dem vaterländiſchen Gemeinweſen ſich unterordnenden Bürgers aufzuopfern. Die demokratiſche Form der Regierung verwechſelte man mit der wahren Republik. Und da man die große Mehrheit der beſonneneren rechtſchaffenern Vaterlandsfreunde der republikaniſchen Regierungsform als einer unzeitgemäßen abgeneigt ſah, ſo hatten die Republikaner keinen Anſtand, als Minderheit der Mehrheit ihrer Mitbürger die Piſtole auf die Bruſt ſetzen und ſie zur Freiheit zwingen zu wollen. Guillotinen, und wo ſie nicht ausreichten, Kartätſchen — ſo hörte man von unſeren Neurepublikanern — ſie ſollten im deutſchen Volke die Freiheit gründen. Ja, da dieſe neumodiſchen unpatriotiſchen Republikaner auch ſo noch verzweifeln mußten, die Zuſtimmung zur Republik zu erlangen — ſo hielt keine Scham und keine wahre Vaterlandsliebe ſie zurück von geheimen Anzettlungen des Bürgerkrieges und von dem Schrecklichſten und Verderblichſten, von dem Verrath des Vaterlandes gegen das Ausland, von Verrath an das zu aller Zeit uns gefährliche Nachbarvolk der Franzoſen! Das untere Volk aber, das man ohne alle politiſche und republikaniſche Tugend und Bildung ſah, dennoch aber zu unglücklichen Werkzeugen der frevelhaften catilinariſchen Pläne misbrauchen wollte, dieſes verführte man durch die gehäſſigſten lügneriſchen Aufreizungen und Täuſchungen. Man entflammte ſeine Rachſucht durch falſche Vorſtellungen von Reactionsplänen und Bedrückungen, man reizte ſeine eigenſüchtigen Gelüſte durch Vorſpiegelungen großen Geldgewinnes und der gänzlichen Wohlfeilheit der republikaniſchen Regierungen, durch verſprochene Vertheilung der Civilliſten, des fürſtlichen, des adeligen und geiſtlichen, ja des ſonſtigen Vermögens. Wer ſelbſt die Blicke werfen mußte in dieſen Abgrund wüſter, gemeiner und barbariſcher Leidenſchaften und Vorſtellungen, die man ſo in dem Volke erregte, Der begreift es, wie jammervoll am Tage der Schlacht dieſe republikaniſchen Schaaren auseinander ſtoben, Der ſah es

Digitized by Google

klar vor ſich, daß unſer armes durch allzu lange politiſche Unterdrückung entadeltes Volk noch weit entfernt iſt von den erſten Grundbedingungen für eine republikaniſche Regierungsform, von republikaniſcher Tugend und Bildung, daß dieſe catilinariſchen Beſtrebungen, wenn ſie ſiegten, es vollends verderben und ausländiſcher wie inländiſcher Unterdrückung in die Arme führen müßten. Jedenfalls aber iſt eine republikaniſch regierte Geſellſchaft ohne republikaniſche Tugend nur eine Räuberhorde. Und wäre eine freie conſtitutionell monarchiſche Regierungsform auch nicht an ſich eine vollkommnere als eine rein republikaniſche, ſo müßte die Erſtere unſer Volk wenigſtens vor Allem in Bildung und Tugend für die Letztere erziehen. Wären Beibehaltung und Achtung der conſtitutionellen Monarchie uns nicht für immer nöthig zur Erhaltung der Einheit und Freiheit und Macht unſeres großen deutſchen Geſammtvaterlandes, ſo ſind ſie uns doch unentbehrlich zur Erwerbung dieſer Einigung und Freiheit und Macht. C. Welcker.

Reuß. (Zu S. 718 Z. 9 v. o. ſtatt: Er — Augen Folgendes.) Ihm iſt erſt am 28. März 1846 ein Sohn geboren und dadurch dieſer Linie die Hoffnung einer Fortdauer erweckt worden.

(S. 720 Z. 13 v. o. ſtatt Dieſe — Möglichkeit Folgendes.) Jene Uebelſtände wurden in neueren Zeiten mehr und mehr gehoben und ihre weitere Beſeitigung wird durch die Bewegung der Gegenwart beflügelt werden. Die Aufhebung der mit der allzugroßen Zerſplitterung verbundenen Nachtheile, die Herſtellung einer größeren Einheit und eines beſſeren Ineinandergreifens und Zuſammenwirkens hängt von allgemeinen deutſchen Organiſationen ab, wie ſie beſonders in dem Gedränge der kleinen thüringiſchen Staaten ſehr dringend erſehnt werden.

(Zu S. 720 Z. 5 v. u.) Selbſt die gegenwärtige Bewegung hat in Greiz keine Erſcheinungen hervorgerufen, wie ſie in nur zu vielen deutſchen Staaten auftraten und in mancherlei Gewaltthätigkeit dem verhaltenen Unmuthe Luft machten. Die durch die allgemeine Zeitſtimmung nothwendig gemachten Zugeſtändniſſe in Betreff einer einfachen und wirkſamen Landesvertretung, der Preßfreiheit, der Juſtizreform mit Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege und Geſchwornengerichten, der Bürgerwehren, der Mitwirkung zur beſſeren Geſtaltung der deutſchen Geſammtverfaſſung ſind ohne Geräuſch bewirkt und zugleich iſt örtlichen Beſchwerden billige Abhilfe verſchafft worden. Ueber die Modalitäten der zukünftigen Einrichtung liegt noch Nichts vor.

(S. 722 Z. 15 v. o. ſtatt: Neuerdings — gemacht Folgendes.) Der gegenwärtige Fürſt Heinrich LXXII. hat ſich in den letzten Jahren durch den eigenthümlichen Styl ſeiner Reden und Erlaſſe bemerklich gemacht und ſehr verſchiedenartigen Urtheilen ausgeſetzt. Durch die Seltſamkeit ſeiner Aeußerungen blickte jedoch immer ein wohlwollender Sinn und auch eine ganz geſunde Einſicht in das Weſen der unteren Stände des Volkes durch. Der Fürſt ſoll ſehr ſtreng gegen ſeine Beamten ſein; die Laſten des Volkes hat er vielfach erleichtert, wobei ihm allerdings ſein bedeutendes Privat- und Allodialvermögen und der Umſtand, daß er der Letzte ſeines Zweiges iſt, zu Statten kamen. Im laufenden Jahre ſind namentlich in Lobenſtein und

Digitized by Google

Hirſchberg ſtürmiſchere Bewegungen vorgekommen, wenn auch zunächſt durch Oertliches hervorgerufen, das ſich unter das Allgemeine barg. Wie der Fürſt dieſe Wirren zu beſchwören geſucht hat, mögen folgende Erlaſſe lehren und zugleich als Beleg der erwähnten Eigenthümlichkeit dienen. Am 11. März 1848 erſchien folgende Proclamation:

„Meine 25jährige Regierung hat, ich traue, bewieſen, daß meine Wahlſprüche: Volkswohl iſt Fürſtenluſt! Volksſtimm' iſt Fürſtenrath! Reform, nicht Revolution! nicht Worte, Thaten ſind. Ich nenne raſch Thaten: Einführung des Rechts, daß jeder Unterthan Sonntags und Sonnabends mich ſprechen kann (vergl. meine Verordnung vom 1. Mai 1835), Abſchaffung jeder Beamtenwillkür, Ablöſung der Frohnden und Triften, Schulweſen, Stiftung des Zollvereins, ausgedehnte Straßenbauten, Berückſichtigung jeder Bitte, Schutz der Armuth und manche andere That bei Feuer und anderer Noth, Oeffentlichkeit der Steuerrechnungen, Verminderung der öffentlichen Laſten um Dreiviertheile während 20 Jahren, freiſinnige Städte= und Gemeindeordnungen, Verminderung des traurigen Zunftweſens. Gereift in manchem Mühſal, der Mann, dem es im Jahre 1830 gelang, wo anders, wie hier, einen Sturm zu beſchwören, der Regent, der damals das Glück hatte, öffentlich an dem Bundestage ſeinem Völkchen das Zeugniß des äußerſten Bürgergehorſams zu geben, der Regent, der neulich zur Feier des Jubiläums ausſprach: Mein letzter Hauch für Euch! Trau' ich auf Euch, ihr Reußen! Ich verlaſſe mich auf Euch und ſage nur: Ordnung! Gehorſam dem Geſetz! Euch, ihr Lobenſteiner, rufe ich zu: wie ich im Jahre 1826 Euch zum Muſter des ganzen Landes aufſtellte, nun, ſo muß ich jetzt das übrige Land Euch zum Muſter bezeichnen. Schließt Euch mit Freundſchaft und Liebe an Euern Landesfürſten, an Eure Mitunterthanen, und macht den vorgeſtrigen, Euch nicht ehrenden Arbeiterkrawall dadurch gut.

So werde ich, was Noth thut, fortbauen und unſer bis jetzt von Manchen beneidetes Vaterland auf der glücklichen Stellung erhalten wie bisher. Aus freiem Antriebe folgendes Reſultat eigner Erfahrung und die glühendſten ſchon als Jüngling gehegten Wünſche, an deren Erfüllung mich Manches, z. B. die Gemeinſchaftsverfaſſung, verhindert: 1) Es wird Preßfreiheit in meinem Lande ſtattfinden mit einem Repreſſivgeſetz, vorbehaltlich der Anordnungen des Bundestags, welcher übrigens dieſelben Grundſätze ausgeſprochen. 2) Die Volksbewaffnung, die in meinem Lande vorzugsweiſe vor andern Ländern durch unſere Landwehr und Landſturmſchützen ſchon beſteht, ſoll weiter ausgedehnt werden. 3) Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und Schwurgerichte. 4) An die Ausbildung unſerer ſtändiſchen Verfaſſung wird unmittelbar Hand angelegt (ſchon vor 22 Jahren von mir ſelbſt entworfen, ſpäter im Jahre 1830 in Gera beantragt, aber durch tauſend Hinderniſſe — vergl. Obiges — daran verhindert). Grundlage: Volksvertretung, deren namentlich unſere braven Landleute ſo würdig; mein Streben, ſeit meinem Regierungsantritt, leider verhindert durch zu veraltete, außer meiner Gewalt liegende ſogenannte Gemeinſchaft=Verfaſſungszuſtände. 5) Fortſetzung in Ablöſung der Feudallaſten. 6) Ich werde, wie bisher,

meinem glühendſten Wunſche die äußerſte Aufmerkſamkeit widmen: lebhafte Begünſtigung des deutſchen Handelsſyſtems, Blühen des Gewerbes und des Handels. Die beſondern Beſchwerden von Lobenſtein, worunter ich vor allen Dingen Ermäßigung der Bierpreiſe, Salzpreiſe und der Holzpreiſe für die Armen nenne, ſollen auf dem ruhigen Wege erledigt werden. Wenn ſeit einigen Jahren für unſer Land Unſummen mit Bewilligung der Landſtände zum Straßenbau verwendet wurden, ſo habe ich wiederholt befohlen, die unbeſchäftigten Arbeiter beim Straßenbau zu beſchäftigen. Ich erwarte, daß die Fabrikbeſitzer meine und der Landſtände Aufopferungen nachahmen, auch das Möglichſte für das Brod der Armen thun. Ich ſchließe, nochmals wiederholt, mit dem Anruf: Reform, nicht Revolution! Einigkeit, Ruhe, Ordnung, Gehorſam dem Geſetze, Vertrauen auf euern alten Fürſten! Erinnerung mancher That deſſelben! Schloß Ebersdorf, 11. März 1848. Heinrich der LXXII. Fürſt Reuß."

Dieſe Proclamation ſcheint doch nicht völlig ausgereicht zu haben, und es erſchien nach einigen Wochen folgender anderweiter Erlaß:

„Zur Erörterung meines Aufrufs vom 11. dieſes Monats finde ich mich demſelben Folgendes hinzuzufügen bewogen: 1) Ich werde allen Beſchlüſſen der mit mir verbündeten deutſchen Regierungen beitreten, welche die Begründung einer zweiten Kammer (Volkskammer) bei dem Bunde bezwecken. 2) Die Preſſe habe ich durch meine Verordnung vom 11. dieſes Monats freudig in meinem Lande freigegeben; gegen ihren Misbrauch kommen die allgemeinen ſtrafrechtlichen Beſtimmungen in Anwendung. 3) Ich werde mich allen Beſchlüſſen meiner Bundesgenoſſen anſchließen, welche das freie Vereinsrecht ſichern. 4) Daß meinem Lande eine zeitgemäße freiſinnige Verfaſſung, wie ich ſie ſchon ſeit 17 Jahren beantrage, zu Theil werde, darauf habe ich mein Fürſtenwort gegeben. 5) Daß den künftigen Landſtänden Vorlage freiſinniger Geſetzentwürfe demnächſt geſchehe, verſteht ſich von ſelbſt, wir wollen nicht hinter den andern Regierungen zurückbleiben. 6) Die Minderung des Wildſtandes und möglichſte Sicherung gegen Wildſchaden *) iſt befohlen. Der großen großen Großzahl meiner guten Landsleute, namentlich meinen braven herrlichen Landbewohnern, meinen innigſten Dank für ihre Haltung in den letzten Tagen. Bleibt ſo! So wollen wir Hand in Hand jeder Geſetzloſigkeit entgegentreten, Hand in Hand der Wiedergeburt unſers deutſchen Vaterlandes entgegenſehen! Soll ich euch meine Wünſche noch ſagen? Sie ſind: Ein freies, großes, ſtarkes Deutſchland, ſoweit ſeine Sprache, überall gleiche Landesverfaſſung; Ein Geſetzbuch; Ein Staatsbürgerrecht; Ein Heer; Eine Flotte; Eine Volksbewaffnung; Eine Handelsgeſetzgebung; Eine Münze, Maß, Gewicht u. ſ. w. Schloß Ebersdorf, 21. März 1848. Heinrich der LXXII. Fürſt Reuß."

Bülau.

Rußland. Ein Blick auf den Gang der Begebenheiten in Rußland während des letzten Decenniums zeigt uns deutlich vor allen Dingen die Beſtrebung der Krone nach Herbeiführung einer vergrößerten Reichseinheit. Die

*) Dies eine Hauptbeſchwerde.

mit Heißhunger verſchlungenen verſchiedenartigen Völkertheile, welche den ruſſiſchen Staatskörper bilden halfen, liegen gleichſam unverdaut im Rieſenmagen und drohen denſelben gelegentlich zu zerſprengen. Man glaubte das erſehnte Ziel am eheſten durch Glaubensuniformirung zu erreichen und lebte der Hoffnung: auf dieſe Art politiſche Conceſſionen umgehen zu können. Das Gewand der ruſſiſch-griechiſchen Kirche, bei welcher es zumeiſt auf äußere Formen hinausläuft, erſcheint auch in der That auf den erſten Anblick ganz geeignet, einen erwünſchten Ueberguß, einen Kitt für das Völkerconglomerat zu gewähren; dennoch erwies ſich daſſelbe nur als ein kaum dürftig bindender Kleiſter oder Leimen, den der erſte warme Frühlingsregen, begleitet vom Sonnenſchein der Freiheit, aufzuweichen im Stande iſt. Während allerdings im Jahre 1839 vier und eine halbe Million unirte Griechen ſich der ruſſiſchen Staatskirche anſchloſſen und überdem eine Menge Katholiken und Proteſtanten in verſchiedenen Theilen des Reichs zum Uebertritte zur Staatskirche veranlaßt wurden, entſtanden andererſeits in dieſer ſelbſt neue Spaltungen, welche gerade den Kern zu zerſprengen drohen, während ſich der neue Stoff äußerlich anſetzte. Ob der römiſche Stuhl, welcher 1840 in einer Allocution ſein Misfallen über die Gefährdung des Seelenheils ſo Vieler durch den Uebertritt ausſprach, die Hand vielleicht insgeheim bei dieſen Spaltungen als Gegendemonſtration im Spiele hatte, muß dahingeſtellt bleiben; jedenfalls würde es nicht die einzige Bewegung zu nennen ſein, bei welcher der Papſt ſeine Hand im Spiele hatte. Namentlich ſtand Letzterer hinter der fortwährend wühlenden und intriguirenden katholiſchen Geiſtlichkeit in Polen.

Zur Herbeiführung der erſehnten Reichseinheit ſollte auch eine Nationalliteratur mitwirken nach dem Willen des Czaaren, und man ſah Leute wie Bulgarin, Polewoi, Uſtrjaloff und Andere nicht nur der Geſchichte, ſondern auch andern Theilen der Wiſſenſchaften die ſtärkſte, ja man darf ſagen die brutalſte Gewalt anthun, nur um Rußland in jeder Beziehung groß und fleckenrein, kräftig und jugendlich einem In- und Auslande gegenüber erſcheinen zu laſſen. Ganze Reihen unumſtößlicher Thatſachen wurden entweder geradezu ausradirt oder auf die unverſchämteſte Art in Weiſe der Jeſuiten verfälſcht. Dabei verſchloß man die Gränzen faſt hermetiſch, verſagte die Erlaubniß ins Ausland zu reiſen, wo es irgend unter einem Vorwande ſich thun ließ, und legte den Reiſenden 1843 eine Paßſteuer von 100 Rubel Silber auf, wovon nur Kaufleute ausgenommen waren, denen nicht mehr als 25 Rubel Silber abgefordert werden ſollte. Der bei Weitem härteſte Schlag traf aber doch die Juden an den Gränzen von Oeſterreich und Preußen, welche — angeblich wegen ihrer Begünſtigung des Schmuggelhandels — durch ein Ukas vom 20. April 1843 angewieſen wurden: ihre Wohnorte zu verlaſſen und ſich ins Innere zu begeben, wo ſie ihre altherkömmliche Tracht abzulegen Befehl erhielten. Gleich Peter I. neigte Nikolaus I. ſich zu der deſpotiſchen Maßregel, einen anbefohlenen, formell abgemeſſenen Culturanſtrich herzuſtellen, als ob damit, ohne innern Halt, irgend Erhebliches herzuſtellen wäre.

Die Gränzverſperrung ſtand aber nebenbei im genauen Zuſammenhange mit einem angetretenen Induſtriewege. Um das hauptſächlich auf Aſien

berechnete Handelsſyſtem Rußlands zu unterſtützen und dabei den Gewinn möglichſt wenig mit dem Auslande zu theilen, fuhr man fort, die eigene Fabrikation anzutreiben, zumal ſoweit es der Verarbeitung eigener Rohſtoffe galt. Ueber eine Million der Bevölkerung wurde zum Fabrikenweſen verwendet, ohne daß es möglich geworden wäre, mit auswärtiger Concurrenz in die Schranken treten zu können. Irgend eine andere Wendung der Dinge muß die ruſſiſche neugeſchaffene Induſtrie vernichten, in welchem Falle es unmöglich ſein dürfte, die Arbeiter zur frühern Beſchäftigung bei der Landwirthſchaft zurückzuführen und man wird die ſehr bedenklichen Folgen eines erzwungenen, der natürlichen Entwickelung zuwider laufenden Syſtems empfinden.

Unterdeſſen geſchahen in Rußland offenbare Rückſchritte in den alteinheimiſchen Fabrikzweigen und von der Bodencultur darf behauptet werden: ſie habe keine Fortſchritte gemacht, keine nothwendige Ausbreitung gefunden. Während der Zeiten der Fruchtbarkeit empfand man Letzteres nicht, allein es ſind Mangeljahre bei jedem weiſen Staatshaushalte zu bedenken.

Und dieſes zugleich für alle Nachbarſtaaten unheilvolle Syſtem, das jeden naturgemäßen Völkerverkehr ſtört, wird lediglich vermittelſt einer zweiten Million Ruſſen gewaltſam aufrecht erhalten, die dem Militär zugewendet, folglich dem ungenügenden Ackerbau entzogen iſt, der nur alte, völlig untaugliche Invaliden zur Ernährung endlich von dieſer Seite überwieſen erhält. Durch die halbe Maßregel einer Verminderung der Militärdienſtzeit auf zwanzig Jahre konnte Nichts in der Lage der Sache gebeſſert werden, vielmehr darf man ſagen: das Uebel ſei dadurch nur verſtärkt worden und lediglich zum Beſten der Armee wirke dieſe Aenderung, da auf ſolche Art ſtets nur rüſtige Leute unter den Fahnen ſtehen. Ebenſo unfruchtbar blieben faſt zwei Ukaſe vom 2. April 1842, welche die Erleichterung des harten Looſes der Leibeigenen bezwecken, denn Nikolaus wurde ſpäter von erweiternden Beſtimmungen zurückgehalten, ohne die der Bojarenſchaft immer noch Mittel und Wege offen ſtehen bleiben, das arme Volk zu knechten und auszuſaugen, zumal eine furchtbar zahlreiche, durch und durch verdorbene Beamtenſchaft Juſtiz und Polizei verwaltete.

Durch Epurationen des Adels in Polen ſowie durch anderweite Schritte wurde auf das ſtets im Auge gehaltene Ziel einer gänzlichen Einverleibung Polens an Rußland hingearbeitet und es beſtätigte ſich dadurch immer mehr die alte Vermuthung von einer beabſichtigten Vereinigung aller ſlaviſchen Stämme unter Rußlands Scepter; allein dieſe kann unmöglich auf friedlichem Wege erfolgen, weil die ruſſiſche Regierung vom altſlaviſchen Syſtem abgewichen iſt, um ſich der romaniſchen Idee von unbeſchränkter Kaiſermacht zuzuwenden, die ſogar zur Erhaltung des Ganzen nothwendig wurde. Allein jeder gewaltſame Zuſammendruck bleibt unter den Menſchen ohne Sicherheit eines dauernden Beſtandes, ohne innere Zuverläſſigkeit und Kraft, darum dürfen Rußlands Nachbarn nur in ſich einig werden, um in der Zukunft ohne große Sorge in erwähnter Beziehung bleiben zu können. Dahin geht aber das Beſtreben der ruſſiſchen Politik hauptſächlich: die innere Kraftvereini-

Digitized by Google

gung ſeiner Nachbarſtaaten durch allerlei Einmiſchungen und Intriguen zu ſtören; darum bemühte ſich auch Nikolaus ſo ſehr um Herſtellung von Verwandtſchaftsverhältniſſen ſeiner Familie zu den deutſchen Fürſtenhäuſern. Deutſchland hat alle Urſache, gegen die ruſſiſche Politik auf der Hut zu ſein, weil dieſe erſichtlich einen lang gefaßten Plan verfolgt, der ziemlich wahrſcheinlich durch das in den hinterlaſſenen Memoiren des Chevalier d'Eon de Beaumont enthaltene Document, bekannt unter dem Namen „politiſches Teſtament Peter's des Großen"*), aufgedeckt wurde. Hiernach wäre es auf nichts Geringeres als auf eine Herrſchaft über ganz Europa und Aſien abgeſehen, die vermittelſt Handhabung des autokratiſchen Princips erreicht werden ſoll. Das Beſtreben der civiliſirten Völker Europas hat indeſſen eine Richtung genommen, welche der Autokratie ganz zuwiderläuft, und es ſcheint in der That nicht, als ob die ruſſiſche Regierung einen ernſten Principienkampf nach Außen beginnen dürfe, ohne ſeine Selbſterhaltung gänzlich aufs Spiel zu ſetzen. Wenn ſich auch das compacte Auftreten, verbunden mit zäher Beharrlichkeit, gegen die morſchen Staatsgebäude von Perſien und der Türkei ziemlich bewährte, ſo zeigt doch ſchon der ſeit langen Jahren währende Kampf mit einer Handvoll Bergvölker im Kaukaſus die thönernen Beine des ruſſiſchen Coloſſes auf unverſchämt nackte Weiſe. Kaum hatte ein unternehmender Tſcherkeſſenanführer, Schamyl Beg, es verſtanden, die Kaukaſusbewohner unter ſich zu vereinigen, ſo behielten dieſelben fortwährend die Oberhand gegen die Ruſſen. In letzterer Zeit zog ſich der Krieg öſtlich gegen Dagheſtan, und obſchon Tauſende und abermals Tauſende von Ruſſen dort in den Tod geſendet werden, will es dem Petersburger Cabinet doch nicht gelingen, ſeine Pläne durchzuſetzen. Umſonſt entwickelt man dort die Frechheit: die ruſſiſche Civiliſation und das Chriſtenthum zu predigen, wo es in Wirklichkeit nur auf Unterjochung der Freiheit abgeſehen iſt, und überall, wo die deutſche Zunge herrſcht, würde man ſich im Falle eines Angriffs gleichfalls in Betreff der ruſſiſchen Wohlthaten verſtändigen. Darum erſcheinen die haſtigen Schritte zur Ruſſificirung Polens minder gefährlich bei näherer Beleuchtung, denn führen auch die bedeutenden Schritte, welche Rußland z. B. durch die Ablöſungsgeſetze der Bauern gethan, zur materiellen Entfrembung der Letzteren mit dem Adel, ſo könnte Dies doch zuletzt um ſo eher zu einer geiſtigen Vereinigung Beider zur Erringung der Nationalfreiheit hinleiten, indem gerade dieſer obwaltende materielle Zwieſpalt eine Haupturſache abgab, daß der Adel keine Wurzeln ins Volk ſchlug und mithin auch ohne hinlängliche Unterſtützung bei ſeinen Erhebungsverſuchen blieb. Von einigen Seiten wurde ſogar behauptet: die ruſſiſche Regierung habe es gewagt, auf verſteckte Weiſe den jüngſten Aufſtandsverſuch im Februar 1846 durch Begünſtigung zu befördern, um einen Vorwand mehr zur völligen Einverleibung Polens als ruſſiſche Provinz zu gewinnen, und ſie ſei zum Voraus der Nichttheilnahme des Volkes, ſoweit daſſelbe unter ihrer Botmäßigkeit ſtand, verſichert geweſen. Gewiß iſt, daß es zu keinem Ausbruche im ruſſiſch beherrſchten Theile Polens

*) Dies Actenſtück iſt abgedruckt in meiner Geſchichte Peter's des Großen. Leipzig 1848. S. 313 ff. E. P.

Digitized by Google

kam, und man will mit Beſtimmtheit wiſſen, daß vom Petersburger Cabinet aus die Anträge zur Aufhebung der kleinen Republik Krakau, des letzten Schimmers polniſcher Nationalfreiheit, ergangen ſeien. Friedrich Wilhelm IV. ſoll erſt dann hierein gewilligt haben, als ihm ein mit ſeinem Vater abgeſchloſſener geheimer Vertrag mitgetheilt wurde, in welchem die Zuſtimmung Preußens für den Fall einer abermaligen Betheiligung Krakaus an revolutionairen Umtrieben nach dem Jahre 1831 ausgeſprochen war. Wenn verſichert wird, Preußen ſei bei dieſer Gelegenheit mit zwei Millionen Thaler abgefunden worden, ſo fehlen dafür wenigſtens die klaren Beweiſe.

Um zu ermeſſen, wie gründlich die ruſſiſche Regierung die Unterjochung alles Freiheitsgeiſtes in Polen betrieb, muß bemerkt werden, daß ſie alles Erziehungs- und Unterrichtsweſen an ſich reißt. Die Schulen werden ſtark verringert und alle Schüler müſſen in den Anſtalten wohnen, wo ihnen namentlich durch offenbare Verfälſchungen der Geſchichte Geſinnungen und Gefühle eingeimpft werden, wie ſie in das ruſſiſche Syſtem paſſen. Man weiß von jungen Polen aus angeſehenen Familien, welche — nach einer ſolchen Erziehung — ſich ganz von ihren Eltern und Angehörigen abgewendet. Eine derartige Sünde an der Freiheit des Menſchengeſchlechts wird jedoch früher oder ſpäter von der Nemeſis gerächt werden.

Wenn Rußland ſchon jetzt die Dardanellen einerſeits als den Schlüſſel zu ſeinem Hauſe bezeichnet, andererſeits aber gierige Blicke nach dem Sunde wirft, ſo bürgt uns die wachſame Eiferſucht der übrigen europäiſchen Mächte wohl hinlänglich dafür, daß das deſpotiſche Princip ſo leicht dieſe beiden Eroberungen nicht machen dürfte. Trotz der im Jahre 1844 erfolgten Verheirathung der Großfürſtin Alexandra mit dem Landgrafen Friedrich von Heſſen-Kaſſel, dem einſtigen Thronfolger von Dänemark, bürgt ſchon die ſtark antiruſſiſche Stimmung der Skandinavier einigermaßen für eine Abwehr dieſer erſichtlichen Sundgelüſte Rußlands, Englands und Amerikas Veto ungerechnet.

Eduard Pelz.

S.

Sachſen, Königreich. (Zu S. 193 Z. 19 v. u.) Der vierte vom 20. Nov. 1842 bis zum 21. Auguſt 1843; der fünfte vom 14. Sept. 1845 bis zum 17. Juni 1846. Ein außerordentlicher Landtag ward, in Folge der Theuerung, am 21. Jan. 1847 eröffnet und am 24. März geſchloſſen. Der andere hat, in Folge der neueſten Bewegungen, am 21. Mai 1848 begonnen.

(Zu S. 195 nach dem Abſatz.) Ein Geſetz über literariſches Eigenthum und eine neue Hypothekenordnung wurden 1843 ein anderes über Einführung von Friedens-(Schieds-)Gerichten 1846 angenommen.

(Zu S. 196 nach dem zweiten Abſatz.) 1845 hatte man einen Ueberſchuß von 1,556,583 Thlrn. Die Salzpreiſe wurden gleichgeſtellt. Im

Intereſſe des Bergbaues ward der von v. Herder angeregte Plan eines großen Stollens von Freiberg bis Meißen in Angriff genommen.

(An den Schluß des Art. ſtatt Möge ſie — nachſtreben Folgendes.) Ob der Wunſch, den ich 1842 mit Beziehung auf die conſtitutionelle Aera des ſächſiſchen Staatslebens dem Obigen beifügte: „Möge ſie, wie bisher, nicht von den Stürmen der Leidenſchaft erſchüttert, nicht von den Nebeln des Mistrauens getrübt werden, ruhig, feſt und wohlwollend ihren Entwickelungsgang verfolgen, immer auf dem Boden der Verfaſſung wurzeln, das bewährte Gute erhalten und immer treuer bewahren, immer geiſtvoller ausbilden, dem wahrhaft Beſſern aber auch ferner in würdiger Weiſe nachſtreben!" — ob dieſer Wunſch in Erfüllung gegangen und, wenn dies nicht, ob die Schuld ſeiner Nichterfüllung nur auf einer Seite, nur in Sachſen zu ſuchen ſei, will ich nicht entſcheiden. Gewiß iſt, daß ſich das ſächſiſche Staatsleben, wenn auch vergleichungsweiſe Einigkeit erhalten war, doch in den neueren Jahren weniger freundlich geſtaltete, ſtreitende Theile ſich ſchärfer heraus und gegenüber ſtellten und die Gegenwart ganz neue Männer an der Spitze der Verwaltung und eine Umgeſtaltung der Verfaſſung im Werke ſieht. Das hat ſich nun theils allmälig ſo gemacht, theils haben verhängnißvolle Fügungen dazu mitgewirkt. Die Beſchränktheit des Raums verbietet mir, ſpecieller auf die Gründe einzugehen, und mag nur Einiges hervorgehoben werden. Unter dem allgemeinen Einfluſſe der Zeit ward auch in Sachſen eine ſchärfere Oppoſition rege und ſtellte ſich mehr und mehr als compacte und überaus rührige Partei heraus. Die Regierung trat dem Ungewohnten mit wohl zu viel Gereiztheit entgegen und ließ ſich dadurch zu oft aus der Ruhe bringen, auch wohl zu kleinlichen Maßnahmen gegen Perſonen verleiten, was natürlich den Groll der Oppoſition noch verdoppelte. Den erſten ernſteren Gegenſatz brachte der Landtag von 1843. Für die Unterdrückung der Deutſchen Jahrbücher von Ruge erhielt da die Regierung noch eine Mehrheit in der II. Kammer. Aber ihr entſchiedener, wenn auch von dem Juſtizminiſter v. Könneritz mit glänzendem Talent durchgeführter Widerſtand gegen das faſt einſtimmige Verlangen der II. Kammer nach Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Strafverfahrens verſtärkte die Reihen der Oppoſition beträchtlich, oder erhöhte doch das Gewicht ihrer Vorkämpfer, unter denen ſich in dieſer Sache beſonders der gründliche und beſonnene Braun hervorthat, deſſen Entſchluß, ſich an Ort und Stelle über das öffentlich-mündliche Verfahren zu unterrichten, ſpäter Anlaß zu einer Nationalſammlung wurde. Mag es auch dem Miniſterium zu einiger Rechtfertigung dienen, daß das in ſo überraſchender Stärke hervortretende Verlangen ſehr neu war in Sachſen, ſo war es doch ſchwerlich klug, daß man hier, wie in andern Dingen, ſich die Conceſſionen Schritt vor Schritt abkämpfen ließ. 1846 gab man, ohne Dank zu ernten, nothgedrungen nach, was, wenn man 1843 damit entgegengekommen wäre, einen Sturm des Jubels erregt und die ſyſtematiſche Oppoſition in verdroſſenes Schweigen gebannt hätte. Auf den erſten Landtagen war die Regierung vorangegangen; jetzt, wo man freilich bei Forderungen anderer Art angelangt war, ließ ſie ſich treiben. Eine zweite Schwächung der Regierung war der Rücktritt ihres populärſten Mitgliedes, v. Lindenau, der ſich im

Digitized by Google

September 1843 auf ſeinen Edelſitz bei Altenburg zurückzog. Näherſtehende wollten behaupten, daß, neben rein perſönlichen Rückſichten, hauptſächlich die bei mehreren Gelegenheiten hervorgetretene Empfindlichkeit des trefflichen Mannes gegen ſtürmiſchen oder hämiſchen Widerſpruch dieſen Entſchluß beſtimmt habe, daß ihm die neue Wendung des Staatslebens und die Heftigkeit der Oppoſition unbehaglich geworden ſei. Dieſe ſelbſt aber verkündigte, und das Publicum glaubte, daß er ausgeſchieden ſei, weil er mit ſeinen Collegen nicht mehr harmonire, wobei die Ungunſt auf die Letzteren fiel. 1844 trat auch der Miniſter des Innern, v. Noſtitz, jedoch nicht aus politiſchen Gründen, zurück. Sein Nachfolger, v. Falkenſtein, war in Leipzig als Kreisdirector beliebt geweſen, hatte ſich aber, als Organ der wichtigſten Cenſurbehörde, die Abneigung der Preſſe zugezogen. Daß übrigens eine tiefere Mißſtimmung im Lande nicht beſtand, bewies der wahrhaft enthuſiaſtiſche Empfang, der dem Könige zu Theil ward, als er 1844 von einer Reiſe nach England zurückkehrte, wo er, wie überall, wo man im Auslande den einfach=gediegenen, liebenswürdigen Mann kennen gelernt, mit hoher Achtung begrüßt worden war.

Dieſe freundliche Stimmung ward aber am Empfindlichſten in dem Jahre 1845 getrübt. Es begannen die Bewegungen der Deutſch=Katholiken und der proteſtantiſchen Freunde. Sie berührten den in Sachſen tiefgewurzelten Rationalismus und die empfindliche Seite des Katholicismus der Dynaſtie. Das Verfahren der Regierung war auf Verfaſſung und Recht begründet, aber man hätte lieber geſehen, daß ſie ſich über beide hinweggeſetzt und die Lieblingskinder des Tages eifriger gefördert hätte. Unnöthig und unklug war eine das augsburgiſche Glaubensbekenntniß in den Vorgrund ſtellende Bekanntmachung der in evangelicis beauftragten Staatsminiſter und erregte tiefe Mißſtimmung bis in die loyalſten Kreiſe. Das Volk trug ſich mit einer Unzahl meiſt höchſt ungereimter Sagen und Gerüchte und die Aufregung war größer als je. Vielfach war der Prinz Johann, der wahrſcheinliche Thronfolger, in der ungerechteſten Weiſe verdächtigt worden. Das veranlaßte eine der traurigſten und verhängnißvollſten Scenen. Als der Prinz am 12. Auguſt nach Leipzig kam, um eine Revue der Communalgarde abzuhalten, und nach vollbrachtem Geſchäft daſelbſt übernachtete — wovon man ihm wohl hätte abrathen ſollen — ward ihm von einem tumultuariſchen Haufen, in Gegenwart zahlloſer Zuhörer und nicht ohne den Anſchein planmäßiger Veranſtaltung, eine Katzenmuſik gebracht, welche die aufgeregte Zügelloſigkeit zu noch weiteren Exceſſen ſteigerte. Es iſt dem Mangel an politiſcher Erfahrung und Selbſtſtändigkeit zuzuſchreiben, daß dieſe ſchmachvolle Scene nicht ſofort durch den Unwillen wahrer Bürger niedergedrückt wurde. Aber das plötzliche, nach allgemeiner Ueberzeugung unnöthige Einſchreiten des Militärs, mit Umgehung der Communalgarde, durch deſſen Feuergewehr acht Perſonen getödtet, viele verwundet wurden, wobei, wie gewöhnlich, das Unglück unbetheiligte Zuſchauer traf, erregte einen Schrei des Entſetzens durch ganz Deutſchland und rief zunächſt in Leipzig den furchtbarſten Zuſtand hervor. Wie aber das Publicum alles Unrecht in der Sache lediglich auf Seiten der Behörden ſah, ſo verfiel die Regierung in den entgegengeſetzten

Digitized by Google

Fehler und goß durch alle ihre in dieſer Sache gethanen Schritte nur noch Oel in das Feuer, das zwar äußerlich verkühlte, im Innern aber fortfraß. Eine Reihe von Ausweiſungsmaßregeln zog der Regierung ebenfalls viele Anfeindung zu. Der Landtag von 1845—46 war höchſt ſtürmiſch, und wenn auch die Regierung zuletzt als formelle Siegerin hervorging, ſo waren doch dieſe Siege in mancher Hinſicht eher Niederlagen, da ſie nur auf dem Landtage, nicht in der öffentlichen Meinung gewonnen waren und das Gewicht mancher zeitherigen Stütze der Regierung herabſetzten. Im October 1846 gab übrigens v. Könneritz das Juſtizminiſterium an den talentvollen und geachteten v. Carlowitz, Präſidenten der I. Kammer, behielt aber den Vorſitz im Geſammtminiſterium. Die finanziellen Verhältniſſe ſtellten ſich auch ungünſtiger, da die anfangs auf Actien unternommenen Eiſenbahnen theilweiſe nicht prosperiren wollten und der Staat theils durch Betheiligung daran, theils durch Selbſtübernahme einſchreiten mußte. Dazu kam die Theuerung des Jahres 1847. So mußte es noch als eine glückliche Finanzſpeculation betrachtet werden, daß man eine große Anleihe von 5 Millionen durchführte, bei welcher die Zinſen der geſammten Staatsſchuld wieder von 3 auf 4 Procent heraufkamen. Manche Erbitterung erregte es, daß die Regierung bei verſchiedenen Beſetzungen ſtädtiſcher Aemter durch misliebige Perſonen von ihrem früher nie geübten Rechte, die Beſtätigung zu verweigern, Gebrauch machte, auch bei Anſtellungen, Verſetzungen, Beförderungen im Juſtizfache in den Verdacht einer früher ganz unbekannten Rückſicht auf politiſche Anſichten kam. Indeß war bei dem Allen doch die Thätigkeit der Regierung bei der Theuerung, namentlich von v. Falkenſtein mit Eifer und Einſicht geleitet, dankbar erkannt worden. In Betreff des Gerichtsverfahrens gab die Regierung nach. Eine neue Kirchenverfaſſung war in Ausſicht geſtellt. Die ſächſiſche Regierung ſtand mit im Vorreihen der Staaten, welche ein Bundespreßgeſetz betrieben und in Leipzig ward die große deutſche Wechſelconferenz, in Dresden der Poſtcongreß gehalten. Als der König im Herbſte 1847 eine große Rundreiſe durch das Land machte, mußte er wohl zu dem Glauben geführt werden, ein zufriedenes Volk zu haben, und auch 1848 erwartete man einen friedlichen Landtag. Bei der Bewegung, welche die Pariſer Ereigniſſe hervorriefen, waren die erſten von Leipzig angeregten Wünſche höchſt beſcheiden und ſo, daß die Regierung ganz unbedenklich darauf hätte eingehen können. Man wollte nur die Zuſage von Bemühungen für Preßfreiheit und deutſche Geſammtverfaſſung. Aber die Aufnahme war ſo unbefriedigend, die ganzen Maßregeln ſo wenig entgegenkommend, ſo karg und ſchwankend, daß die Bewegung mit jedem Tage unberechenbar wuchs und weder durch den am 5. März erfolgten Rücktritt des Miniſters v. Falkenſtein, noch durch die am 9. verfügte proviſoriſche Aufhebung der Cenſur, ſondern erſt dann in Etwas beſchwichtigt wurde, als am 13. die ſämmtlichen Miniſter abtraten. In das neue Miniſterium berief der König zuvörderſt den zeitherigen Präſidenten der II. Kammer, Dr. Braun, einen entſchiedenen, aber beſonnenen und maßvollen Liberalen, der an die Spitze deſſelben geſtellt wurde und das Juſtizdepartement erhielt; den zeitherigen Profeſſor der Rechtswiſſenſchaft, Hofrath v. d. Pfordten, der nicht in den Reihen der ſächſiſchen Oppoſition

geſtanden, aber freiſinnig und geiſtvoll, ſich als Verfaſſer einer gediegenen Adreſſe des akademiſchen Senats auch um dieſe Bewegung verdient gemacht hatte und anfangs das Innere und Aeußere übernahm, ſpäter aber das Erſtere mit dem Cultus und Unterricht vertauſchte; für die Finanzen einen vieljährigen Landtagsabgeordneten Georgi, in dieſen Dingen erfahren und einem gemäßigten Liberalismus zugethan, und für den Krieg Graf Holtzendorf, der ſich als Commandant von Leipzig beliebt gemacht hatte, übrigens das Portefeuille bald aus Geſundheitsrückſichten an den früheren Miniſter v. Oppell zurückgab. Das Innere übernahm bald darauf der Landtagsabgeordnete Stadtrath Oberländer, wenn nicht der (früheren) äußerſten Linken, doch deren nächſter Nachbarſchaft angehörig, aber als fleckenloſer Biedermann geachtet. Die neuen Miniſter bezeichneten am 16. März als ihr Programm: Beeidigung des Militärs auf die Verfaſſung, Aufhebung der Cenſur für immer, ein Preßgeſetz ohne das Syſtem der Conceſſionen und Cautionen, Reform der Rechtspflege auf Grundlage der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit, in Strafſachen Geſchworenengericht, Reform des Wahlgeſetzes, Anerkennung des Vereinsrechts mit Repreſſivbeſtimmungen wegen Misbrauchs, geſetzliche Ordnung der kirchlichen Verhältniſſe im Geiſte der Duldung und Parität, Antrag auf Reviſion des Vereinszolltarifs, kräftige Mitwirkung zu zeitgemäßer Geſtaltung des deutſchen Bundes mit Vertretung des Volks bei demſelben. Das Miniſterium genießt großes Vertrauen und man hofft und wünſcht, daß es ſich auch gegen Diejenigen behaupten werde, welche, da Reaction nicht zu fürchten iſt, jetzt ſeine gefährlichſten Feinde ſind: gegen Diejenigen, welche nicht einſehen wollen, daß auf die Zeit des Einreißens die des Aufbauens folgen muß, und daß der Staat einer Verfaſſung bedarf, bei der er beſtehen und ſeine großen Aufgaben mit Geiſt und Würde erfüllen kann. Bülau.

Sachſen Erneſtiniſches. (S. 202 Z. 17 v. o. ſtatt: Die Verwaltung — niedrig Folgendes.) Die etwas großartig angelegte Hof- und Staatsverwaltung ſtellte, im Vergleich zu den kleineren Nachbarſtaaten, einen ziemlichen Abgabendruck heraus. Mehr noch gab das Beſtehen und die Verwaltung der Kammer zu Klagen Anlaß. Der Großherzog Karl Auguſt hatte ſich anfangs erboten, das Kammereinkommen, gegen eine Civilliſte von 300,000 Thlr., an das Land überlaſſen zu wollen. Die Stände hatten aber damals Bedenken getragen, darauf einzugehen, da der Ertrag der durch den Krieg beſchädigten Güter ihnen zu niedrig erſchien. Seitdem war nun aber das Kammereinkommen durch eine ſehr gute, aber auch der Plusmacherei, überhaupt der Nachſetzung des national-ökonomiſchen Geſichtspunktes hinter den politiſchen beſchuldigte Verwaltung ſo beträchtlich geſtiegen, daß es 1847 als der dringendſte Wunſch des Landes erſchien, auf jenes frühere Erbieten zurückgehen zu können. Jetzt aber geſchah es wie bei der Oeffentlichkeit, und die Reihe der Weigerung kam an die Regierung. In Folge davon richtete ſich die Oppoſition überhaupt gegen das frühere zwiſchen Regierung und Ständen verabſchiedete Verhältniß zwiſchen Kammer und Landescaſſe, woran freilich auf rechtlichem Wege Nichts zu ändern war. Der aus neuen Wahlen hervorgegangene Landtag brachte viele Beſchwerden, beſonders der kleineren

Digitized by Google

Städte, deren Induſtriezweige unter dem Drucke der Zeitverhältniſſe litten, und des Landvolks, deſſen Feudallaſten man zu beſeitigen verſäumt hatte. Die Stände hatten jedoch in eine Zulaſſung von Regierungscommiſſarien zu mündlicher Verhandlung mit ihnen gewilligt, was, wie überhaupt der veränderte Charakter des Landtags, den vieljährigen einflußreichen Landmarſchall v. Riedeſel, der bis dahin hauptſächlich die Sache der Regierung auf dem Landtage geführt hatte, zum Rücktritt bewog, worauf der freiſinnige und gediegene von der Gabelentz an ſeine Stelle trat. An der Spitze der Oppoſition ſtand hauptſächlich der Advocat v. Wydenbrugk, ein ſehr liberaler, dabei aber von edlem Sinne belebter, gründlich gebildeter und mit hoher Beredſamkeit begabter Mann. In Folge der durch die Pariſer Ereigniſſe hervorgerufenen Bewegungen, welche am 8. März in Weimar Exceſſe hervorriefen, die um ſo unnöthiger waren, als die ſeit dem 21. Februar verſammelten Landſtände bereits am 4. März die geeigneten Schritte beſchloſſen hatten, hat auch die weimariſche Regierung ſowohl die allgemeinen deutſchen Forderungen als auch die Abtretung der Kammereinkünfte, gegen eine Civilliſte, bewilligt. Am 8. März ward die Preßfreiheit hergeſtellt. Der würdige, aber der Neuzeit nicht mehr gewachſene Miniſter Schweitzer, der geſchickte, aber unpopuläre Kammerpräſident Thon, der greiſe Veteran des weimariſchen Staatsdienſtes v. Gersdorf, und der Staatsrath Dr. v. Wegner ſind abgetreten und ein verſpäteter Bauerntumult (vom 11.) hat v. Wydenbrugk in das Miniſterium getragen, wo er, neben dem beliebten und kräftigen v. Watzdorff, einem aus dem Königreiche Sachſen berufenen Staatsmann, mit maßvollem Freiſinn wirkt. Ein Decret vom 15. März hat die Oeffentlichkeit des Landtags bewilligt.

(Zu S. 204 nach dem Abſatz.) Der Landtag von 1843—1844 nahm das königlich ſächſiſche Strafgeſetzbuch mit einigen Modificationen an. Auf dem Landtage von 1846 ward die Aufhebung der Steuerfreiheiten, gegen Entſchädigung, und die der Patrimonialgerichtsbarkeit und ſonſtigen gutsherrlichen Gerechtſame beſchloſſen, auch über die Domainen eine neue Vereinbarung getroffen, welche aber im Lande wenig Beifall fand. Die 25jährige Jubelfeier der Regierung des Herzogs beſchränkte der edle Sinn dieſes Fürſten mit Rückſicht auf den damaligen Nothſtand der Theuerungszeit. Der Herzog von Meiningen gehört zu den nicht ſehr zahlreichen deutſchen Fürſten, welche es vorzogen, mit den nöthigen Zugeſtändniſſen entgegenzukommen, ſtatt ſich dieſelben abtrotzen zu laſſen. Ehe noch irgend ein ſtändiſcher Antrag, oder gar eine Sturmpetition, oder ſonſtiger Tumult erfolgt war, that der Herzog den eben verſammelten Ständen ſeinen Entſchluß kund, die allerwärts ſich erhebenden deutſchen Wünſche in umfaſſender Weiſe zu befriedigen (7. März). Zur vollſtändigen Beruhigung des Landes, was ſeinen Herzog liebt und für nichts Ungemeſſenes und Ausſchweifendes Sympathie hat, gereichte es, daß auch die Domainenfrage beſeitigt ward. Ueber dieſe war nehmlich ſchon am 27. April 1831 eine vorläufige Vereinbarung erfolgt, mit welcher aber das Land zufriedener war als die Regierung. Es war der Regierung gelungen, die Stände zu Genehmigung des Geſetzes vom 26. März 1846 zu beſtimmen, wonach aller Domainenertrag, gegen Entrichtung von

Digitized by Google

30,000 Fl. jährlich an die Staatscaſſe, dem Herzog zufallen ſollte. Jetzt erbot er ſich, durch Decret vom 17. März, das frühere Verhältniß wiederherzuſtellen. Der Herzog erhält von dem Domainenertrage 225,000 Fl. und von dem Uebrigen bekommt er ein Dritttheil zu freier Verfügung im Intereſſe des Staatswohls, während zwei Dritttheile in die Staatscaſſe fließen. Damit iſt der ganze Sturm dort beſchworen worden.

(Zu S. 206 unten nach dem Abſatz.) Unter dem Einfluſſe dieſer Verfaſſung und in ziemlichem Einklang mit den keineswegs willenloſen Ständen wurde das Land, hauptſächlich durch die Miniſter v. Braun und v. Wüſtemann, recht ſorgſam, wohl etwas zu ſorgſam, regiert und es haben vielfache zweckmäßige Reformen ſtattgefunden, bei denen man ſich meiſt die Geſetzgebung des Königreichs Sachſen zum Muſter nahm. So in Betreff der Parochiallaſten und der Ablöſung der Frohnen, des Grundſteuer- und Hypothekenweſens, der Strafgeſetzgebung, des Münzweſens u. ſ. w. Selbſt für wiſſenſchaftliche Zwecke geſchah, im Verhältniß zu den Kräften des Landes, Viel und die Regierung zeigte ſich ſtets bereit, Gemeinnütziges zu fördern. Einzelne Misſtimmungen, aber nicht ernſtere Beſchwerde erregte es, daß man dem Hofe theils eine Begünſtigung ſtreng kirchlicher Anſichten zuſchrieb, was ſich jedoch mit dem Tode des Generalſuperintendenten Heſekiel, der das ſeiner Zeit vielbeſprochene Conſiſtorialreſcript vom 13. November 1838 veranlaßt hatte, beſeitigt zu haben ſchien, theils denſelben eines zu großen Aufwandes und einzelner ſonſtigen Thorheiten der Hofetikette beſchuldigte. Doch waren die neuerdings ausgeſtreuten Gerüchte von auf Jahre hinaus im Voraus bezogener Civilliſte u. ſ. w. völlig grundlos, nach dortiger Verfaſſung geradezu unmöglich und würden auch niemals haben Glauben finden können, wenn das Publicum ſich um die Verfaſſung und Landtagsgeſchichte eifriger bekümmert hätte als um die chronique scandaleuse. In der That bewies namentlich der Bauernſtand bei den Vermählungen zweier Töchter des Herzogs (an den Kronprinzen von Hannover und an den Großfürſt Konſtantin), 1843 und 1847, viele Liebe zu der regierenden Familie, und nach der im September 1843 in Altenburg abgehaltenen Verſammlung deutſcher Forſt- und Landwirthe waren alle Zeitungen voll des günſtigen Eindruckes, welchen die Zuſtände und der Geiſt des Landes hinterlaſſen. Gleichwohl haben kaum in einem deutſchen Lande die Bewegungen von 1848 ſo ungünſtige Folgen getragen wie dort, und dies Mal wenigſtens iſt die Schuld allerdings dem wühleriſchen und jeſuitiſchen Treiben einiger vorher ganz unbekannter Agitatoren zuzuſchreiben, welche das Volk ſyſtematiſch zu fanatiſiren ſuchten und jeden Verſuch der urtheilsfähigen Bildung, ihnen entgegenzutreten, mit Verdächtigung und Terrorismus bekämpften. Umſonſt wurden die zeitherigen freimüthigen Vorkämpfer des Volkswohls die Vertheidiger der Regierung. Umſonſt hielt das fernere Land und vorzüglich der größere Bauernſtand ſich dem Treiben fern. Die republikaniſche Partei wußte doch das große Wort zu behaupten und die Mehrzahl der Bürger der Hauptſtadt wie der Proletarier des Landes zu ihrer Verfügung zu erhalten. Den Herzog, deſſen gelegentliche, allerdings im Rococoſtyle gefaßte Aeußerungen man rührig ausbeutete, ſuchte man in jeder

Weiſe herabzuſetzen, trug eine rohe, cyniſche Rückſichtsloſigkeit zur Schau und ging raſch von der conſtitutionellen Demokratie auf breiteſter Baſis zum offenen Predigen der Republik über. Der Herzog bewies wenigſtens Feſtigkeit. Er genehmigte zwar ein am 27. März beſchloſſenes neues Wahlgeſetz, bei welchem die Ritterſchaft beſeitigt und directe Wahlen eingeführt wurden und deſſen Annahme v. Lindenau zum Austritt bewog, geſtand die ſonſtigen gewöhnlichen Forderungen zu, nahm auch ſpäter die Entlaſſung ſeiner Miniſter an, aber das ihm von den Radicalen dictirte Miniſterium ließ er nicht zu, ſondern wählte zwei kräftige Männer: v. d. Planitz und Jeſe. Der Verſuch, die Hauptwühler zu verhaften, führte am 18. Juni zu einem anarchiſchen Zuſtand, wo ſich Altenburg im Barricadenbau u. dergl. verſuchte, ſächſiſches Militair zum Schutz des Bahnhofes der ſächſiſch-bairiſchen Eiſenbahn herbeieilte und das Aergſte zu beſorgen ſtand. Der Herzog willigte zwar nicht in die Entlaſſung ſeiner neuen Miniſter, an deren Stelle man unter Andern den kaum erſt abgegangenen ſchwachen Miniſter v. Braun begehrte, nahm aber den von der Partei getragenen, allerdings begabten Dr. Cruciger in das Miniſterium auf. Seit dem 21. Juni iſt der Landtag, deſſen Oeffentlichkeit ſchon am 21. März bewilligt wurde, verſammelt, dürfte aber in der Würdeloſigkeit und Gemeinheit ſeiner Haltung beiſpiellos in Deutſchland ſein und hoffentlich bleiben, ungeachtet die Republikaner, trotz aller Wühlereien, nicht ſo ſtark darauf vertreten ſind, als ſie hofften. Altenburg bildet einen der dunkelſten Flecken in dem Bilde der deutſchen Erhebung und die dort zu Tage gekommene Art von politiſcher Bildung ſteht der ziemlich nahe, welche ſich in dem badiſchen Seekreiſe zur Zeit des Freiſchaarenzuges kund that.

(Zu S. 207 Z. 2 v. o.) Die Poſt ſteht ſeit 1847 unter königlich ſächſiſcher Verwaltung.

Vergl. übrigens: Frommelt, Geſchichte des Herzogthums Sachſen-Altenburg. Leipzig, 1838. 8.

(Zu S. 208 nach dem Abſatz.) Seit dem Jahre 1840 beſtanden Zerwürfniſſe zwiſchen Regierung und Ständen, zunächſt durch die Abſicht der Erſteren, gewiſſe misliebige Deputirte, namentlich den Advocaten Briegleb von Koburg, zurückzuweiſen, veranlaßt und führten zu mehrmaligen Auflöſungen des Landtags, bei denen die Sache natürlich nicht beſſer wurde. Da ſtarb am 29. Januar 1844 der Herzog und ſein Sohn und Nachfolger, Herzog Ernſt II. ſchlug einen verſöhnenden Weg ein, der zwar 1845 noch nicht, wohl aber 1846 zum Ziele führte. Das Wahlgeſetz ward durch Geſetz vom 8. December zweckmäßig reformirt und dadurch den gerügten Ungenauigkeiten der Verfaſſung abgeholfen. Ein Geſetz vom 23. December traf Beſtimmungen über die Verantwortlichkeit der Staatsbeamten wegen Verfaſſungsverletzungen, wie ſie in ſo manchem größeren Staate fehlen. Das Geſetz vom 29. December, die Beiträge der Domainen zu den Staatslaſten betreffend, ordnete auch dieſe Angelegenheit in zufriedenſtellender Weiſe. Der Lohn dieſer Weisheit iſt 1848 geerntet worden, wo wenigſtens gegen die Regierung keinerlei ernſtere Demonſtrationen vorkamen — kleinere Ausbrüche politiſcher Rohheit haben in all dieſen thüringiſchen Ländern in den

Digitized by Google

kleinen Landſtädten da und dort ſtattgefunden — und nur in Gotha eine ſtärkere Bewegung hervortrat, welche durch die Zuſicherung einer zeitgemäßen Verfaſſung (8. März) beſchworen ward. Am 3. April ward in Koburg ein Landtag eröffnet, dem der Herzog ſofort mit Zuſicherung der Zeitwünſche entgegenkam und der ganz friedlich verlaufen iſt. Bülau.

Sachſen=Lauenburgiſche Verfaſſungsſache. (An den Schluß des Artikels.) Das kleine Ländchen verharrte in ſeinem Stillleben, bis bei dem drohenden Erlöſchen des Mannsſtammes auf dem däniſchen Königsthron die ſchleswig=holſteinſchen Kämpfe entſtanden. Zuerſt machte der Verfaſſer des voranſtehenden Artikels in einem öffentlichen Vortrage in der Germaniſtenverſammlung in Frankfurt das Land auf ſeine Rechte aufmerkſam, daß es nach ſeinem uralten Verfaſſungsrecht keine cognatiſche Succeſſion zu dulden brauche, und daß bei dem Ausſterben der erbberechtigten Agnaten entweder eine ältere erbberechtigte Agnatenlinie oder das uralte deutſche Wahlrecht einer neuen Fürſtenfamilie eintreten müſſe. Im Verlauf des ſchleswig=holſteiniſchen Krieges, als die lauenburger Soldaten angeblich als däniſche Unterthanen das ſchleswig=holſteiniſche Heer verließen, veranlaßte der Verfaſſer dieſer Zeilen von Seiten des Bundes ein Einſchreiten, um die Lauenburger zu erinnern, daß ſie vor Allem Deutſche ſeien. Seit der Zeit entſtanden politiſche Bewegungen im Lande, Ausdehnungen der landſtändiſchen Rechte auf die Bauern u. ſ. w., aber auch immer größere Verwicklungen mit dem König = Herzog, der ſich im Kriege mit Deutſchland befand. Um dieſe verwickelten Verhältniſſe zu ordnen, wurde der Unterzeichnete, den ſich das Land, eingedenk, daß er demſelben ſeine Verfaſſung einſt rettete, dazu bei dem Bunde durch eine Deputation erbat, als Bundescommiſſarius nach Lauenburg geſendet. Beauftragt, das Land in Adminiſtration zu nehmen und eine proviſoriſche Regierung anzuordnen, ſchreibt er dieſe Zeilen unmittelbar vor ſeiner Abreiſe zur Ausführung dieſes Geſchäfts. Welcker.

Schwarzburg. (Zu Anmerk. S. 394.) Das Geſetz ſelbſt ſ. in dem von mir herausgegebenen vierten Bande der Pölitziſchen Sammlung der europäiſchen Verfaſſungen (Leipzig 1847. 8.) S. 298 ff.

(Zu S. 395 nach dem Abſatz.) Rechte Harmonie und Befriedigung hat ſich nicht einſtellen wollen. Namentlich iſt über die Anſtellung zu vieler Ausländer, nehmlich deutſcher Ausländer, beſonders Preußen, geklagt worden. Ebenſo bald über den mislichen Stand der Finanzen, bald über angeblich zu weit gehende Erſparniſſe. Auch beklagt man, daß die Fürſtin ſeit einiger Zeit ihren Wohnſitz außer Landes genommen. — Im Uebrigen hat man doch in der neueſten Zeit Nichts von gewaltſamen Demonſtrationen gegen die Regierung gehört. Die unausweichlichen Conceſſionen ſind, auf zahlreiche Petitionen der Gemeinden, durch Erlaſſe vom 13. und 14. März 1848 gemacht oder verheißen worden. Aufhebung der Cenſur, Veränderung der Verfaſſung, gleichmäßigere Vertheilung der Staats= und Gemeindelaſten, größere Selbſtſtändigkeit der Innungen, Aufhebung der Jagdfrohnen, Abtretung der Verwaltung des Kammerguts, unter Vorbehalt des Eigenthums und einer Civilliſte, Vermeidung der Anſtellung von Ausländern,

Digitized by Google

öffentlich = mündliches Rechtsverfahren, Selbſtbeſorgung der Stellvertreter durch die Militärpflichtigen, Das waren, ganz Locales abgerechnet, die Hauptpunkte, um die ſich die damals ausgeſprochenen und genehmigten Wünſche bewegten.

(Zu S. 396 an den Schluß des Artikels.) In Rudolſtadt, wo man länger unverrückt ſtehen geblieben war als in Sondershauſen, hat die Bewegung des Jahres 1848 auch zu gröberen Exceſſen geführt. Am 10. März fand eine Sturmpetition ſtatt, auf Preßfreiheit, Entlaſſung einiger Geheimeräthe und Anſtellung Bürgerlicher, Abſchaffung der Frohnen, gleiche Beſteuerung, Trennung vom Zollverein (!), Abſtellung der Holztheuerung und Umgeſtaltung des Gerichtsverfahrens gerichtet. Da der Fürſt nicht ſogleich eine gewährende Antwort erklärte, ſondern ſich 24 Stunden ausbedang, ſo erfolgten Exceſſe, die zur Demolirung mehrerer Häuſer geführt hätten, wenn nicht inzwiſchen einige Zugeſtändniſſe erfolgt wären, worauf eine regelmäßige Bürgerbewaffnung ſtattfand. Der populäre Geheimſecretär des Fürſten ward zum Regierungsrath ernannt und der Fürſt genehmigte die Berufung eines Bürgerlichen in das Geheimerathscollegium, die Verantwortlichkeit ſeiner Mitglieder, Preßfreiheit, Volksbewaffnung, öffentlich mündliches Gerichtsverfahren mit Schwurgerichten, Mitwirkung zu veränderter Organiſation des Bundestages und Verlegung ſeines Sitzes in die Mitte Deutſchlands, Auflöſung des Landtags, Abſchaffung der Feudallaſten, Steuerfreiheiten, der Salzſteuer, Erniedrigung der Holzpreiſe, Verminderung des Wildſtandes u. ſ. w. **Bülau.**

Schweden, in neueſter Zeit. Die öſtliche, größere Hälfte der ſkandinaviſchen Halbinſel wird das Königreich Schweden genannt. Die Hauptkette der nordiſchen Alpen bildet die Weſtgränze in ihrer ganzen Ausdehnung gegen Norwegen, das, als wahres Gebirgsland, mit den Aeſten und Zweigen jener Alpen gefüllt iſt. Nur wenige höchſt ſchwierige Päſſe führen hinüber, die den größten Theil des Jahres völlig ungangbar ſind, ſo daß es leichter iſt, zur See nach Norwegen zu gelangen, als zu Lande. — In Norwegen iſt das Vorland der Alpen durch große Erdrevolutionen zertrümmert und fortgeriſſen worden, in Schweden aber ſenkt ſich das Gebirge ſtufenweis zum Meere hinab. Deshalb iſt Schweden kein eigentliches Gebirgsland, ſondern ein Bergland, das gegen Oſten und Süden immer weiter ſich abflacht und in ſeinen ſüdlichſten Theilen, Gothland und Schonen, ſich zu fruchtbaren Ebnen ausdehnt.

Ganz Schweden enthält 8100 Quadratmeilen, auf denen nach der letzten Volkszählung von 1840 nur 3,138,887 Einwohner lebten, welche auf dieſer großen Erdfläche in ſehr verſchiedenem Verhältniß zerſtreut wohnen. — Der Süden iſt der fruchtbarſte und volkreichſte Theil. Es wohnen in einzelnen Länen von Schonen und Gothland 2500 bis 3000 Menſchen auf die Quadratmeile; je weiter nach Norden, um ſo öder und unbewohnter wird es, ſo daß in den inneren, nördlichſten Länen von Norbotten nicht mehr wie 30 Menſchen auf die Quadratmeile kommen. — Holzhandel und Viehzucht, Jagd und Fiſcherei nähren die Einwohner. — Im Süden, dieſſeit des 60. Grades, unter welchem die Hauptſtadt Stockholm liegt, tritt der

Digitized by Google

Ackerbau mehr hervor, und dieſer hat von Jahr zu Jahr ſo zugenommen, daß Schweden jetzt bei gewöhnlichen Ernten nicht allein das für ſeine Ernährung nöthige Getreide erzeugt, ſondern in guten Jahren auch noch ausführen kann. — Die bebaute Ackerfläche wird auf 150 Quadratmeilen angegeben. Wieſenboden giebt es 347 Quadratmeilen; Weidegründe 1000 Quadratmeilen; Wald und Waldweiden 3500 Quadratmeilen. — Der Waldreichthum Schwedens hat ſehr abgenommen durch die ſchlechte Holzcultur, namentlich in der Nähe der Küſten. Es iſt damit im noch weit höheren Maße ſchlecht gewirthſchaftet worden wie in Norwegen, ſo daß die Ausfuhr ſehr herabgekommen iſt und einzelne Gegenden in dem Maße Holzmangel leiden, daß Bauholz aus Finnland herübergeſchafft werden muß. — Im Innern des Landes befinden ſich freilich ungeheure Wälder, ganz Jemtland iſt ein großer Wald. Die Gebirgsketten ſind mit Fichten bedeckt, allein dieſe verfaulen, ohne benutzt zu werden, denn ihr Transport zur Küſte würde viel zu theuer ſein, da man die Flüſſe, der vielen Waſſerfälle und ihrer Seichtigkeit wegen, nicht benutzen kann.

So iſt es auch mit der Viehzucht. In den ſüdlichen Gegenden, wo mehr Ackerbau getrieben wird, hat man zwar Manches für Verbeſſerung des Viehſtandes gethan, allein doch lange nicht in dem Maße, wie man bei dem Weidenreichthum erwarten ſollte. Die Kühe ſind klein und geben wenig Milch, die Schafzucht gedeiht nicht beſonders, da der Boden zu eiſenhaltig, zu ſauer und zu ſchlecht iſt. — Im Norden, wo das meiſte Weideland liegt, iſt die Bevölkerung zu ſpärlich und zu arm; es iſt kein Abſatz für die Producte vorhanden, keine Straßenverbindung, kein Verkehr. — Die Menſchen in Norland, Herjedelen und Jemtland ſind abgeſchnitten von der Welt und leben in ihren Bergen ein ſtilles Hirten- und Bauernleben, um ſich ſelbſt mit ihren Familien zu erhalten. Handels- und Geſchäftsthätigkeit herrſcht nur an den Küſten, und auch dort nur an wenigen Plätzen; mit dem Innern des Landes iſt der Verkehr meiſt ſehr gering, denn die armen Bewohner ſind genügſam, ſie haben Wenig oder Nichts für den Handel zu bieten, Nichts einzutauſchen, und beſchränken ſich auf das Nothwendigſte.

Der ganze Viehſtand betrug 1842 nicht mehr als 390,000 Pferde, welche bei Weitem nicht ſo gut wie die unermüdlichen norwegiſchen ſind, 270,000 Ochſen, 1,000,000 Kühe, 450,000 Stück Jungvieh, 1,500,000 Schafe, 180,000 Ziegen und 520,000 Schweine. Dazu kommen ungefähr 50,000 Rennthiere, welche den Lappen im Norden angehören. Ein bedeutendes Hinderniß ſteigender Viehzucht ſind in Schweden wie in Norwegen die langen harten Winter, wo es äußerſt ſchwer wird, das Vieh zu ernähren; dazu kommen die Verheerungen, welche die reißenden Thiere anrichten, die durchſchnittlich jährlich 30 bis 40,000 Pferde, Kühe, Rennthiere, Schweine, Ziegen u. ſ. w. tödten. Die Zahl der Raubthiere iſt in Schweden weit größer als in Norwegen. Die dichten Wälder im Innern des Landes bieten ihnen ſichere Zufluchtsorte, und alle Jagden und Verfolgungen können ſie nicht vermindern, ſo lange nicht die Cultur des Landes bedeutend wächſt. Im Jahre 1840 wurden 11,600 Raubthiere erlegt, darunter 98 Bären, 325 Wölfe, 186 Luchſe und 5796 Füchſe. Der Fiſchfang an den Küſten iſt ziemlich be-

Digitized by Google

deutend, beſonders im Süden und auf den Inſeln und Scheeren, welche auch Schweden mit einem Felſengürtel einfaſſen. — Der Heringsfang in Gothenburg war früher eine Quelle des Wohlſtandes, ſeit mehreren Jahrzehnten hat er jedoch bedeutend abgenommen; allein in den letzten Jahren ſind wieder zahlreiche Heringsſchwärme an dieſen Küſten erſchienen. Dorſch, Schellfiſch, Butten, Hummer, Auſtern und Strömlinge, eine Heringsart, welche eine wahrhafte Nationalſpeiſe der Schweden bildet und von Reich und Arm das ganze Jahr über gegeſſen wird, ſind außerdem die Hauptgegenſtände der Fiſcherei, welche im Innern des Landes fortgeſetzt wird, wo die Kette von großen Seen: der Mälar, Wener, Wetter, Hjelmarſee und viele andere einen Ueberfluß der ſchönſten Fiſche aller Arten enthalten.

Das Hauptproduct des Bergbaues iſt das Eiſen, dazu kommt Kupfer, etwas Silber und andere Metalle. Könnte Schweden die ungeheuern Eiſenmaſſen ausbeuten, welche im Innern der Lappmarken liegen, wo ganze Gebirgsmaſſen, wie der Gulevare, faſt nur aus dem beſten Eiſen beſtehen, ſo würde es die Erde damit verſorgen. Doch auch ohne dies beſitzt es viele der größten Eiſenwerke zu beiden Seiten der Dalelf. — Hier liegt Dannemora, Karlſtad, Oerebro und tiefer hinein das alte, jetzt wenig ergiebige Kupferwerk Falun und das nicht reichere Silberwerk Sala. — Trüge der Bergbau nicht ſchwere Laſten, Ausfuhrzoll und mancherlei Abgaben und Beſchränkungen, oder wäre eine neue Bergordnung vorhanden, welche die Production begünſtigte, ſo würde Schweden, das weit beſſeres Eiſen beſitzt wie England, dieſem mit Glück bei jeder Concurrenz entgegentreten. — Das Eiſen von Dannemora muß ſelbſt von den Engländern zu Ankerketten gekauft werden, da es das zäheſte iſt, was man überhaupt hat. Im Jahre 1842 wurden 576,846 Schiffspfund (à 400 Pfund) Stangen Eiſen gewonnen; 30,453 Schiffspfund Gußeiſen; 79,973 Schiffspfund Stahl und grobe Eiſenwaaren; ferner: 1858 Schiffspfund Kupferwaaren, 681 Schiffspfund Meſſing, 313 Schiffspfund Blei, 7311 Schiffspfund Bleierz, 507 Schiffspfund Schwefel, 459 Tonnen Alaun, 1950 Tonnen Eiſenvitriol, 8778 Tonnen Eiſenröthe, 350 Tonnen Braunſtein, dazu Porphyr für 3000 ſchwediſche Thaler, und Marmor für 8606 Thaler (à 9 Gr. preußiſch Courant); endlich 166,754 Tonnen Steinkohlen, 4112 Pfund Silber, 35 Schiffspfund Silberſchaum, und 2 Pfund 4 Loth Gold.

Was die Induſtrie in Schweden betrifft, ſo liegt dieſe meiſt noch in der Kindheit, denn das Handwerk hat bis in die neueſte Zeit den ſtarrſten Zunftzwang bewahrt und iſt nur in einzelnen Zweigen zur Fabrikation übergegangen.

Die Tuchfabrikation iſt die bedeutendſte. Es gab im Jahre 1843 in Schweden 124 Tuchfabriken, die 7 bis 800,000 Ellen Tuche fertigten. Auch die Baumwollen- und Leinenfabriken entwickeln ſich. Es wurden im Jahre 1842 eingeführt: 2,883,000 Pfund Baumwolle und 2,500,000 Garne. Sämmtliche Fabriken, an der Zahl 2302 (man nennt in Schweden auch die kleinen Werkſtätten Fabriken), beſchäftigten 1843 doch nur 16,758 Arbeiter; der Werth der Fabrikate wurde auf 18 Millionen Bankthaler berechnet. Die ländliche Fabrikation an groben Wollenſtoffen und

Digitized by Google

Leinen iſt ſehr bedeutend. — Der Bauer webt ſich ſelbſt, was er braucht. Im Winter trägt er den Schafpelz, im Sommer eine grobe Wollenjacke, die Weiber Kleider von ähnlichen Stoffen. In Gothland wird vorzüglich Leinen gewebt, weil der Flachsbau dort bedeutend iſt, und hier wie von Schonen aus wird ein Hauſirhandel durchs ganze Land getrieben. Die Handwerker wandeln, wie in Deutſchland, doch Land und Stadt ſind vom Zunftweſen geſchieden; überhaupt aber kann die Induſtrie keine große Ausdehnung erhalten, da Induſtrieerzeugniſſe nur in geringem Maße ausgeführt werden. Die Natur des Landes, ſeine Größe und verhältnißmäßig geringe Bewohnerzahl, deren Armuth, Einfachheit und Zerſtreuung auf der weitläufigen Bodenfläche laſſen überdies keine großen induſtriellen Bedürfniſſe zu. — Wichtige Maſchinenfabriken ſind in Motala, Nyköping und Stockholm angelegt.

Der Handel hat ſich ſeit 1830 bedeutend gehoben und iſt aus der ungünſtigen Bilance getreten, welche bis dahin zeigte, daß die Einfuhr die Ausfuhr jährlich um mehrere Millionen überſtieg. Die Hauptausfuhr bildet das Eiſen, roh und verarbeitet, Holz in Planken und Brettern (zum Schiffsbau), in Balken, Sparren, Metalle, Farben, Häute, Theer, Vitriol u. ſ. w. — Im Jahre 1840 betrug die Ausfuhr im Werthe: 20,446,172 Rthlr., die Einfuhr 18,306,920 Rthlr. — Im Jahre 1844 dagegen die Ausfuhr: 21,680,000 Rthlr., die Einfuhr 17,487,000 Rthlr. — Dieſe ſteigende Ausfuhr deutet auf ein wachſend günſtiges Handelsverhältniß. Mit dem zunehmenden Handel vermehrte ſich auch die Schifffahrt. — Es liefen im Jahre 1844 in die ſchwediſchen Häfen 5445 Schiffe ein, darunter 3677 ſchwediſche mit einer Tragfähigkeit von 101,763 Laſten und 839 norwegiſche von 58,071 Laſten. — Die ſchwediſche Handelsflotte zählte 1840 im Ganzen 902 Schiffe von 55,987 Laſten (die norwegiſche 1180 Schiffe von 30,000 Commerz-Laſten), im Jahre 1844 dagegen 940 Schiffe von 64,274 Laſten. Hiervon waren 738 Schiffe von 58,390 Laſten im auswärtigen Handel beſchäftigt und mit 12,000 Seeleuten bemannt. Die Hauptverbindung Schwedens mit dem übrigen Europa vermittelt Lübeck. Dorthin geht der größte Theil der Ausfuhr und kommt der größte Theil der Einfuhr her. — Wie Hamburg und Altona Norwegen verſorgen, ſo verſorgt Lübeck Schweden und ſchickt ſeine Handelsreiſenden bis in die nördlichſten Städte. — Die Lübecker Kaufleute liefern den größten Theil der Colonialwaaren und Manufacturwaaren und nehmen dafür Eiſen, Holz und was die Ausfuhr ſonſt bringt in Rechnung. — Lübeck lebt in ſeinem jetzigen geſunkenen Zuſtande zum größten Theil von dem ſchwediſchen Handel.

Richten wir den Blick auf das Volk, deſſen Zuſtände, Verfaſſung und Organiſationen, ſo finden wir ſehr merkwürdige Verſchiedenheiten zwiſchen denſelben und den norwegiſchen Verhältniſſen. — Trotz Deſſen, daß beide Vöker Eines Urſprunges ſind, daß ihre Sprachen ſo viel Aehnlichkeit beſitzen, ihre Geſchichte im Anfange zuſammenläuft, ihre Länder und ihr Leben ſich vermitteln, iſt doch Beiden eine ganz verſchiedene Entwickelung geworden. Seit langen Jahrhunderten haben ſie, die Brüder ſein ſollten, ſich feindlich entgegengeſtanden, und erſt in neueſter Zeit iſt es gelungen, wenigſtens beiden Völkern einen gemeinſamen Herrſcher zu geben, keineswegs jedoch, ſie

durch gemeinſame Staatsgrundgeſetze ſich näher zu bringen. — Norwegen, das Land freier Männer, wo der Adel abgeſchafft ward und der König Nichts iſt als ein erblicher Präſident, bildet einen ſchneidenden Gegenſatz zu dem monarchiſchen Schweden, wo die Waſas das Königthum mit allen ſeinen Attributen auszuprägen wußten. — Bis auf die Zeiten Guſtav Waſa's war auch in Schweden ein mächtiger freier Bauernſtand weit überwiegend, und bis auf Erich den Vierzehnten, der bei ſeiner Krönung, am 29. Juni 1561, die erſten Grafen und Freiherren ſchlug, gab es nur den Baueradel der Familien. — Wer von den Bauern zu Roß dienen konnte, wenn der König den Heerbann aufbot, war ein Frälſemann (freier Mann), d. h. adlig und ſteuerfrei; allein von jener Zeit an, wo der Adel ſich an den Hof der Könige drängte, wo er dort Ruhm und Belohnungen ſeiner Anhänglichkeit fand, wo dieſe Könige ſelbſt die alte Bauernfreiheit vernichteten, um ihre Soldatenherrſchaft zu begründen, die ſie mit Adel und Geiſtlichkeit theilten, ging es mit dem freien Bauernſtande immer tiefer herunter, bis endlich 1626 Guſtav Adolf den Adel als einen in ſich abgeſchloſſenen Erbadel erklärte und es den Königen allein vorbehielt, Bürger und Bauern ferner in den Adelſtand zu erheben.

Hiermit trennte ſich der Adel in Schweden nun beſtimmt von der Nation, die harte Steuern bezahlen mußte, während ſeine Hufen, ſein Beſitz, völlig ſteuerfrei blieben, und da während der nachfolgenden Regierungen, namentlich durch die Königin Chriſtine, Grafen, Freiherren und Edelleute zu Hunderten ernannt wurden, welche wieder für ſich und ihre Güter, nebſt Allem, was ſie erkauften, Steuerfreiheit in Anſpruch nahmen, ſo wurde der Druck der Bauern immer größer und willkürlicher. — Endlich griff Karl der Elfte gewaltthätig durch. Er zog ohne Weiteres die an den Adel verſchenkten und veräußerten Krongüter ein und beſchränkte die Hufenfreiheit deſſelben auf Das, was zum Hauptgute gehörte. — So iſt es nun bis jetzt geblieben. Dieſe adligen Hufen (Gränzhufen genannt) zahlen weder Grundzins noch Hufenrente, weder Zehnten an die Krone, noch ſtellen ſie Soldaten, noch tragen ſie irgend eine andere Laſt. Die übrigen adligen Hufen entrichten zwar einige Steuern; allein bei Weitem weniger als die den Bauern gehörigen (Steuerhufen oder Kronſteuerhufen), ſo daß die ungleichſte Beſteuerung obwaltet. Dazu kommt, daß die Hufe kein feſtbeſtimmtes Maß des Grund und Bodens ausdrückt, ſondern ein ganz verſchiedenartig großes Stück bildet, wie es in alten Zeiten einen Beſitz ausmachte. Der Adel hat natürlich die größten und beſten Hufen, die in allen Beziehungen den meiſten Werth haben. — Im Ganzen hat Schweden 65,665 Hufen und 186,893 kleinere Beſitzungen oder Stellen. — Dem Adel gehören davon 3863 Hufen, welche den Rittergütern (Säterien) eigen ſind; außer dieſen giebt es noch 10,520 adlige Hufen außerhalb der Hauptgüter. Ferner giebt es Bergwerkshufen, Domkirchenhufen u. ſ. w., die ebenfalls geringere Steuer zahlen; endlich 23,172 Steuer- oder Bauerhufen, welche ſo ſchwer belaſtet ſind, daß durchſchnittlich jede jährlich 198 Thaler Banco an Steuer zu entrichten hat. Manche darunter geben bis 300 Thaler Banco; weil

Digitized by Google

ſie die Cavallerie des eingetheilten Heeres, von dem wir ſpäter ſprechen werden, zu kleiden und zu erhalten haben.

Von den Bauernhufen iſt aber ſehr ſelten eine ganze das Eigenthum einer Familie. Die meiſten ſind getheilt und oft in ſo kleine Streifen zerſchnitten, daß ſie, wie in Dalekarlien, Higedalen und anderen armen Gebirgsprovinzen, weder eine Familie nähren können noch mit dem Geſetz übereinſtimmen, nach welchem jeder Beſitz ſo groß ſein ſoll, daß drei arbeitsfähige Menſchen davon ihr Auskommen haben. Dies iſt die Urſache der großen Armuth des ſchwediſchen Landvolks, mit welchem ſich die Maſſe der völlig beſitzloſen Arbeiter vereint, die auf den größeren Gütern als Kathenmänner (Tagelöhner) und Einlieger leben. Es giebt in Schweden bei einer Bevölkerung, welche zu $\frac{7}{8}$ Ackerbau treibt, 150,000 Familien mit eigenem Beſitz. Die, welche fremdes Eigenthum bearbeiten, zählen 1,700,000 Köpfe. — Kathenmänner und Einlieger giebt es 500,000, Geſinde 300,000.

Die Städte haben gegen die Maſſe der Bewohner des Landes geringe Bedeutung. Auf dem Lande leben 2,850,000 Menſchen, in den Städten 310,000, alſo kaum der zehnte Theil. — Der Adel beſteht aus 14,000 Köpfen (Weiber und Kinder mitgerechnet); Geiſtlichkeit und Lehrſtand aus 25,000; die Bürgerſchaft aus 70,000, die Bauern zählen 2,240,000. Der Reſt kommt auf Militair, Juden, Fiſcher, Matroſen, Bergwerksbeſitzer Beamte u. ſ. w. — Die geſammte Herrenclaſſe verhält ſich zum Bauerſtande wie 1 zu 17. — Nach Forſell's mäßigſter Schätzung lebt wenigſtens $\frac{1}{4}$ des Volks in Armuth und Dürftigkeit.

Die Städte ſind nicht in dem Maße belaſtet wie das platte Land, das im Verhältniß 50 pCt. mehr an Steuern aufbringt. — Von den 20 Millionen der Staatseinnahmen zahlt der Bauernſtand mehr als $\frac{3}{4}$: nahe an 16 Millionen. — Die Maſſe des armen Volks iſt durch Druck und Elend ſehr demoraliſirt worden, der Kern des Bauernſtandes, die kleinen Güter- und Hofbeſitzer ſind dagegen ſo ehrenwerth und tüchtig, daß auch jetzt noch in ihnen die wahre Kraft der Nation liegt. — Das größte Unglück des Volks iſt der Branntwein geweſen. Er trägt die Hauptſchuld der langen Verbrecherliſten, welche Schweden in ein ſo ungünſtiges Licht zu anderen Nationen ſtellen. — Guſtav III., der ſich gewiſſenlos Geld zu machen ſuchte wo er konnte, um ſeinen Verſchwendungen zu fröhnen, verkaufte jedem kleinen Bauernhof das Recht Branntwein zu brennen, und ſeit dieſer Zeit verwilderte und entartete das Volk. Daher ſeine geringe Strebſamkeit, ſein dumpfes Hinleben in gewohnten Kreiſen, die Unterwürfigkeit neben dem Trotz, die äußere Demuth neben rachſüchtigen Entwürfen und endlich die Reihe von Grauſamkeiten und Verbrechen, kaltblütig überlegt und im Rauſche ausgeführt, um Mittel zu neuer Völlerei zu erwerben, nachdem Druck der Fürſtengewalt, Adel und Prieſter, Branntwein und Faulheit arm gemacht haben.

Man nimmt an, daß jährlich 22 Millionen Pinten Branntwein im Lande producirt und getrunken werden, und dazu ſo viel Kartoffeln und Getreide verbraucht wird, daß 6 bis 800,000 Menſchen davon leben könnten. — In den Jahren 1837, 38 und 39 mußten 600,000 Tonnen Korn eingeführt werden, weil der Branntwein einen Theil der Ernte verzehrte. Alle

Digitized by Google

Vorſtellungen, das Brennen zu beſchränken, waren vergebens, denn das arme in Elend lebende Volk wollte ſeinen einzigen, höchſten Genuß nicht miſſen.— Statt der Kirchenſtrafen, Geldſtrafen und Zuchthausſtrafe gegen Trunkenbolde, die trotz aller Strenge nicht durchzuführen waren, hat man jetzt zu Mäßigkeitsvereinen gegriffen; allein auch dieſe werden das Uebel nicht weſentlich beſſern, ſo lange die traurigen Volkszuſtände dieſelben bleiben. Erſt wenn in Schweden das Volk zu wahrhafter Freiheit und Aufklärung gelangt, wenn es aus dem jetzigen Druck hervorgeht, wenn ſeine materielle Lage ſich hebt, die Staatsverfaſſung ihm Rechte giebt, die Steuerlaſt von ihm genommen wird, Adel und Geiſtlichkeit ihm nicht mehr das Mark ausſaugen, dann erſt können, in freier Entwicklung des Volksbewußtſeins, auch die Fehler und Laſter verſchwinden, welche die mittelalterlichen Zuſtände und Einrichtungen über die Nation gebracht haben.

Bis jetzt aber iſt in Schweden noch ſo ziemlich Alles, wie es vor einigen hundert Jahren war, denn auch die Revolution von 1809 hat Wenig daran geändert. — Der Grund liegt darin, daß die Revolutionen nur Thronumwälzungen waren, durch welche der Adel ſeine Rechte und Privilegien von Neuem ſicher ſtellte. Dennoch bleibt es zu verwundern, daß in einem Lande, wo der Bauernſtand ſeit älteſter Zeit an der Landesvertretung Theil nahm, nicht mehr für dieſen geſchah; allein nur der grundbeſitzende Theil war überhaupt vertreten, und dieſer hatte ſeine Sonderintereſſen. Die Maſſe des Volks blieb unberührt und unbeachtet; die Abgeordneten des Bauernſtandes wurden vom Adel bis auf die neueſte Zeit gänzlich geleitet; die geiſtliche Hierarchie, welche in keinem anderen proteſtantiſchen Lande ſo viel Macht und Einfluß beſitzt, that das Uebrige; der Bürgerſtand endlich war zu ohnmächtig, zu gelehrig und zu unterthänig. — Es fehlte überall an Kraft, Bildung, Einſicht und Bewußtſein, daher iſt bis zum Jahre 1830 in Schweden eigentlich nur Adel und Geiſtlichkeit von Einfluß geweſen, und dieſe verbanden ſich in ihrer Majorität wiederum gern mit dem Königthum, wenn ſie ſahen, daß dies ihre Freiheit und Vorrechte nicht antaſten wollte und dieſelben Abſichten wie ſie ſelbſt hegte, d. h. das Volk in Demuth und Unterwürfigkeit zu halten.

Die jetzige Verfaſſung Schwedens iſt begründet auf dem Geſetz vom 6. Juli 1809, auf der Reichstagsordnung vom 10. Februar 1810, der Succeſſionsordnung vom 28. September 1810 und der Druckfreiheitverordnung vom 16. Juli 1812.

Das ganze Gebäude dieſer Staatsverfaſſung iſt ſchwerfällig und unbehilflich, mit der neuen Zeit völlig unverträglich und daher ſchon ſeit langer Zeit Gegenſtand der heftigſten Angriffe. Es iſt ein Bauwerk, welches man, ſtatt es einzureißen, beſtändig ausflickte und ſo ein Ganzes aus hundert Lappen erhielt. — Wie die Schweden ſelbſt darüber urtheilen, geht aus den zahlloſen Angriffen hervor, welche es an gründlichen Beweiſen wie an Spott und Hohn nicht fehlen ließen, ohne doch Etwas bewirken zu können, weil, um die privilegirten Stände zu ſtürzen, der Nation Kraft und Mittel fehlten.

Der Reichstag, ſagt Forſell, kommt von fünf zu fünf Jahren zuſammen (ſeit 1840 von 3 zu 3 Jahren), was die beklagenswertheſten Zuſtände

Digitized by Google

hervorbringt; dennoch aber iſt es bei der jetzigen Zuſammenſetzung der Stände ein Vortheil zu nennen, denn die Koſten der langen und unnützen Reichstage, der Druck ihrer Protokolle, die Niemand lieſt, die drückenden Ausgaben für eine Vertretung, die Nichts hilft, liefern Gründe genug, ſeine öftere Berufung nicht zu wünſchen. — Nichts iſt ſo unförmlich als die Geſetzgebung bei den Reichsſtänden. — Das uneingeſchränkte und bis zur Lächerlichkeit benutzte Motionsrecht, die langwierigen Ueberlegungen in vier Ständen, und die Unmöglichkeit irgend Etwas auszurichten, wenn Adel und Geiſtlichkeit (zwei Stände) in den ſtändiſchen Ausſchüſſen zuſammenhalten, muß jede Hoffnung auf Fortſchritt im friedlichen Wege erſchüttern.

Der Reichstag wird aus den vier Häuſern des Adels, der Geiſtlichkeit, der Bürger und Bauern zuſammengeſetzt, die jedes für ſich berathen. —

Von jeder adligen Familie kann ein Mitglied auf dem Reichstage erſcheinen, ſo daß, wenn alle adligen Familien vertreten würden, 2500 Mitglieder anweſend ſein müßten. Es erſcheinen jedoch gewöhnlich nur 4 bis 600, denn die Abgeordneten des Adels müſſen ſich ſelbſt erhalten, die der drei anderen Stände empfangen von ihren Machtgebern Tagesgelder. —

Der geiſtliche Stand iſt aus dem Erzbiſchof, aus den Biſchöfen, dem Pastor primarius in Stockholm, den Abgeordneten der Univerſitäten und aus den Abgeordneten der geiſtlichen Stifter gebildet, zuſammen 70 Mitglieder, welche jedoch gewöhnlich bis auf 50 ſinken, da mehrere Stifter durch einen Abgeordneten vertreten werden dürfen. —

Der Bürgerſtand beſteht aus 10 Abgeordneten von Stockholm, die von 50 Wahlherren ſo ernannt werden, daß drei Magiſtratsperſonen, 2 Großhändler, 1 Fabrikant, 1 Krämer und 3 Handwerker gewählt werden müſſen. Die übrigen Städte ſind in drei Claſſen getheilt, welche 3, 2, und 1 Deputirten ſenden. — Es können 108 Deputirte des Bürgerſtandes zuſammenkommen; die kleinern Städte ſchicken jedoch, wie die geiſtlichen Stifter, der Koſtenerſparniß wegen einen gemeinſamen Vertreter, ſo daß gewöhnlich nur 40 bis 50 Abgeordnete erſcheinen.

Der Bauernſtand endlich ſchickt aus jedem Bezirk (Härad) einen Deputirten, welcher Grundeigenthümer ſein muß. Es könnten 259 Bauern demnach als Mitglieder beim Reichstage erſcheinen, allein auch im Bauernſtande thun ſich die Bezirke zuſammen zur gemeinſamen Wahl, ſo daß ſelten mehr als 120 Bauern kommen.

Bei dieſen Einrichtungen iſt natürlich von keiner wahren Volksvertretung die Rede. — Selbſt der adlige Grundbeſitz iſt zum guten Theil davon ausgeſchloſſen. — Die Güter gehören vielfach jetzt dem dritten Stande, allein dieſe nicht adligen Beſitzer haben keine Stimme, da ſie weder zum Adel noch zum Bürger- oder Bauernſtande gehören. — Es giebt daher in Schweden eine ſehr zahlreiche, wohlhabende, gebildete und begüterte Claſſe von Bürgern, welche von aller Vertretung ausgeſchloſſen iſt, während Leute, die Nichts beſitzen als ihren adligen Namen, Lieutenants, Fähnriche, Beamte und Betitelte aller Art, die Bänke des Ritterhauſes füllen. —

Bei einem der letzten Reichstage waren unter 492 anweſenden Mitgliedern des Ritterhauſes 475 Beamte und Betitelte; darunter 67 Lieutenants

und Fähnriche, 49 Capitaine, 105 Oberſten, Majore und Rittmeiſter, 38 Kammerherren, nebſt 20 Kammerjunkern und Hofbeamten, außerdem 51 Präſidenten, Räthe und andere Angeſtellte. — Die Adligen, welche Grundbeſitzer waren, betrugen nicht den ſechſten Theil der Verſammlung. Daß eine ſolche Adelsmajorität ihren Vorurtheilen und Vorrechten dient und dieſe nicht freiwillig aufgeben wird, iſt gewiß. — Die Könige haben ſie von jeher gebraucht, um die Regierungsmaßregeln durchzuſetzen und alle Oppoſition zu bekämpfen. Mit Hilfe dieſes Ritterhauſes aus abhängigen Beamten und Officieren widerſtand Karl Johann, bis zu ſeinem Tode, 1843, allen Angriffen der Oppoſitionspartei, indem er dem Adel die Geiſtlichkeit beigeſellte, deren herrſchſüchtige Orthodoxie mit fanatiſchem Eifer ſich gegen die neue Zeit wendet und jede Aufklärung als Verderben für Land und Volk, jeden kritiſchen Angriff auf die Grundlagen des orthodoxen Glaubens aber als Verbrechen ſtraft, weil er den Vorrechten und Vortheilen der Prieſterſchaft Gefahr droht.

Mit Geiſtlichkeit und Adel verbindet ſich aber noch in Schweden die Beamten-Hierarchie. — Wo ein zahlreicher armer Adel ſich verſorgungsſüchtig um den Hof drängt, und die Monarchie ihrer Vortheile wegen ſeit Jahrhunderten im ewigen Bunde mit ihm iſt, muß es viele Einrichtungen geben, die aus dieſem Verhältniſſe zum Nutzen und Frommen beider hervorgingen. Nichts kann ein Volk mehr verknechten, ihm Selbſtſtändigkeit und Mündigkeit beſſer rauben als ein Beamtennetz, das über das ganze Land ausgeſpannt iſt; Nichts ſichert mehr den Kaſten der Herrſchenden ihre Privilegien, ihre Anmaßungen und Vorurtheile als ein ſolches Heer von Menſchen, welche von dem Feſthalten der beſtehenden Zuſtände leben und Nutzen ziehen. — Schweden hat eine große Menge Beamte, dazu eine unverhältnißmäßige Menge Generale und Officiere, eine weitläufige, verwickelte Verwaltung und überall giebt es darin eine Fülle Perſonen, die zum Adelſtande gehören und welche auf den Reichstagen erſcheinen, ſobald ſie gerufen werden, um jeden Fortſchritt zu bekämpfen. Ein ſolcher Reichstag koſtet, je nach ſeiner Dauer, ungeheure Summen. So koſtete der Reichstag von 1838 nicht weniger als 800,000 Reichsthaler, wovon allein auf Druck und Heftkoſten der unnützen Protokolle 90,000 Thaler kamen.

Jeder der vier Stände des Reichstages hat das Recht, Geſetze und Einrichtungen vorzuſchlagen, daſſelbe Recht hat der König. Jedes einzelne Mitglied kann Anträge machen und zur Berathung und Abſtimmung bringen. In jedem Stande wird nach der Majorität abgeſtimmt. Die Frage, oder Vorlage, wird dann von einem Hauſe ins andre durch die vier verſchiedenen Häuſer gebracht und ebenfalls darüber wiederum debattirt und abgeſtimmt. Bei den Verhandlungen zwiſchen den vier verſchiedenen Ständen hat jeder Stand eine Curiatſtimme. Die verſchiedenen Ausſchüſſe des Reichstags: der Verfaſſungsausſchuß, der Staatsausſchuß, der Bankausſchuß, der Geſetzausſchuß und der ökonomiſche Ausſchuß, werden bei Eröffnung jedes Reichstags aus allen Ständen gewählt und prüfen die verſchiednen Vorlagen. Der König kann außerdem beſondere Ausſchüſſe für einzelne wichtige Fragen begehren. Um über Abänderung der Staatsverfaſſung und Veränderung und

Digitized by Google

Aufhebung von Staatsprivilegien einen gültigen Beſchluß zu faſſen, müſſen alle vier Stände und der König einig ſein, doch erhält der gefaßte Beſchluß erſt Rechtsgültigkeit, wenn der nächſte Reichstag dieſelbe Uebereinſtimmung zeigt. — Für alle andere Fragen genügt es, daß drei Stände und der König ſie annehmen, ſtehen aber zwei gegen zwei Stände, ſo wird aus allen vier Ständen ein verſtärkter Ausſchuß gewählt, der nach Stimmenmehrheit entſcheidet. Es hängt dann vom Könige ab, ob er dieſer Entſcheidung beitreten will oder nicht; oder ob er, im letzten Falle, beſchließt, den fraglichen Gegenſtand beim nächſten Reichstage (drei Jahre ſpäter) wieder von Neuem den Ständen zur Berathung vorzulegen. Wenn Adel und Geiſtlichkeit zuſammenhalten, und der König nicht mit Bürgern und Bauern gehen will, ſo ſieht man leicht, daß Nichts in Schweden geändert werden kann, wie dies die lange Regierung des Königs Karl Johann und ſeines Sohnes und Nachfolgers Oskar bis auf dieſen Augenblick beweiſt. Der Reichstag hat das Beſteuerungsrecht, Antheil an der Geſetzgebung, die Direction der Bank, das Recht die Staatsräthe zur Verantwortung zu ziehen, die Beaufſichtigung der Rechtspflege und der Verwaltung, aber auch hierbei herrſcht weder Feſtigkeit in den Beſtimmungen noch iſt Sicherheit der Landesrechte vorhanden. Der Conſtitutionsausſchuß kann freilich die Mitglieder des Staatsraths vor das Reichsgericht zur Rechenſchaft bringen, aber der König kann ſie begnadigen. Der Reichstag kann eine Jury ernennen, die das höchſte Gericht wegen Pflichtvergeſſenheit tadelt und drei ſeiner Mitglieder abſetzt, der König kann dagegen dieſen ſchlechten Richtern ihr halbes Gehalt als Penſion bewilligen. — Der König ſoll ſeine Beſchlüſſe nach Anhören des Staatsraths ſelbſtſtändig faſſen, aber dieſe Selbſtſtändigkeit wird wieder von allen Seiten angefochten und abhängig gemacht. — Der König iſt dem Anſchein nach durch dieſe Verfaſſung ungemein beſchränkt; ſobald er aber klug genug iſt, ſeine Bundesgenoſſen, Adel und Geiſtlichkeit, richtig zu behandeln, herrſcht er nicht nur, ſondern regiert auch, wenn er will, denn nirgend iſt hinreichender Schutz dagegen vorhanden.

So verhält es ſich mit allen Theilen dieſer veralteten und verrotteten Verfaſſung, die ſo lange beſtehen wird, bis entweder der König mit dem Volk, d. h. mit Bauern, Bürgern und der liberalen Partei im Lande geht, oder bis ein Sturm das morſche Haus über den Haufen ſtürzt.

Seit dem Tode des Königs Karl Johann iſt der Ruf nach Reform mit jedem Jahre in Schweden lauter geworden und viele Mitglieder des Adels haben ſich an die Spitze der Bewegung geſtellt. — „Alles bei uns iſt der Reform bedürftig, ſagte der Graf Ankarsvärd, der Chef dieſer Partei, im Ritterhauſe, als im Jahre 1840 die Oppoſition heftiger wurde. — Die Geſetzgebung, das Handels- und Gewerbeweſen, Heer und Flotte, der öffentliche Unterricht, die Verwaltung, kurz es giebt Nichts, was nicht eine zeitgemäße Umbildung dringend nöthig hätte. Wenn aber dieſes Beſtreben, wenn die Anträge auf gleichmäßige Beſteuerung aller Staatsbürger, die Forderung, daß ſämmtliche Reichseinkünfte, der Verfaſſung gemäß, den Ständen zur Herſtellung des Etats überwieſen, die Ueberſchüſſe nicht einſeitig verwendet werden; wenn ferner die Verſetzung conſtitutionswidrig handelnder Miniſter

in den Anklageſtand, das Verlangen, daß ohne Anſehn der Perſon die Staatsämter mit den Tüchtigſten beſetzt, daß überall Erſparniſſe gemacht und das Beamtenheer vermindert werde, wenn dies Alles als revolutionäre Umtriebe gilt, dann freilich iſt die ſchwediſche Oppoſition mit Umſturzungsverſuchen beſchäftigt.“ Graf Ankarsvärd und die Liberalen ſchienen wirklich damals in Folge ihrer heftigen Angriffe die Reform durchzuſetzen, allein die ganze Folge ihrer Oppoſition kam auf eine Erneuerung der Miniſter und eine Umbildung des Staatsraths hinaus. — Dieſer wurde auf 10 Mitglieder feſtgeſetzt; darunter ſieben Miniſter mit Portefeuille, drei mit berathender Stimme. Eine neue Hofpartei trat an die Stelle der bisherigen. Der König ſtützte ſich, nach wie vor, auf Adel und Geiſtlichkeit, und Nichts änderte ſich weſentlich, bis zu ſeinem Tode, am 8. März 1844.

Sein Sohn und Nachfolger König Oskar erklärte ſich bald nach ſeiner Thronbeſteigung für die Nothwendigkeit zeitgemäßer Reformen und ſuchte einen Vermittlungsweg dadurch einzuſchlagen, daß er weder die ſtreng conſervativen noch die entſchiedenen Reformen begünſtigte, ſondern bald dieſer bald jener Partei einzelne Beweiſe ſeines Zutrauens gab, zu ſeinen Miniſtern und Umgebungen aber ſolche Männer wählte, die weder ganz zu den Einen noch zu den Andern gehörten. Hierdurch gerieth der König zwiſchen beiden Parteien in ein Schaukelſyſtem, das Verderblichſte von allen. Er ſchien die Dinge gehen laſſen zu wollen, wie ſie eben gingen, verlor darüber aber das Vertrauen aller Theile, die ſeiner Regierung Halbheit und Schwäche vorwarfen, und während man überall ſeine perſönlichen Eigenſchaften, ſeine Milde und Herzensgüte, rühmen hörte, verminderten ſich die Hoffnungen der Nation auf ihn alltäglich mehr. — König Oskar iſt, wie es ſcheint, ein Fürſt von geringer Energie, aber von vielen Fähigkeiten. Die Grundſätze ſeines ſtaatsklugen Vaters, durch den Kampf der Parteien zu herrſchen, ſind zum Theil auf ihn übergegangen, daneben hat er ſeine dynaſtiſchen Intereſſen zu bewahren, die ihn hindern, wie ein Fürſt zu handeln, deſſen Familie ſeit Jahrhunderten den angeſtammten Thron behauptet. — Der Adel hat ſeinem Vater die Krone gegeben, welche dankbar dafür die Adelsrechte und die mächtige Geiſtlichkeit unterſtützte. Wollte König Oskar mit dieſen mächtigen privilegirten Ständen offen brechen, wollte er ſich der Reformpartei in die Arme werfen, ſo müßte er des feſten Beiſtandes der Nation ſicher ſein, immer aber gehört auch dann der energiſche Wille eines kühnen Geiſtes dazu, um unter den heftigen Stürmen, welche dies alte Reich erſchüttern würden, einen Rechtsſtaat der neuen Zeit aufzuführen. — Endlich iſt wohl zu bedenken, daß Karl der Zwölfte und Guſtav der Dritte ermordet wurden, weil der Adel ſie haßte. — König Oskar ſuchte, während mehrere Conſtitutionsausſchüſſe ernannt wurden, die Nichts zu Stande brachten, durch Beſſerungen in der Verwaltung zweckmäßige Reformen der Staatsmaſchine einzuleiten. — Der Entwurf eines neuen Criminalgeſetzes wurde ausgearbeitet, der Volksunterricht vermehrt, der ſtrenge Zunftzwang durch theilweiſe Annäherung zur Gewerbefreiheit gemildert, das Prohibitivſyſtem, das zu Gunſten der Fabrikanten beſteht, durch Zollherabſetzung gemäßigt, die Ausfuhr erleichtert und dem Gefängnißweſen Sorgfalt gewidmet. Ueber die Ver-

Digitized by Google

faſſungsreform konnte der Reichstag ſich nicht einigen; man erſuchte daher den König, einen Verfaſſungsausſchuß zu ernennen. — Dies geſchah im November 1846; allein getreu ſeinem eingeſchlagenen Syſtem, ernannte der König nicht die vom Volke gekannten und als Führer der Reformfrage bewährten Männer, ſondern größtentheils ziemlich unbekannte, abgeblaßte Perſonen, welche Niemanden befriedigten. Die eigentliche liberale Fraction blieb in der Minorität und das Reſultat dieſes Ausſchuſſes war ein Verfaſſungsentwurf, der Niemanden befriedigte. Das Wahlrecht wurde darin direct und indirect vertheilt. Die Vermögenden und großen Grundbeſitzer ſollten direct wählen, die Maſſe des Volks durch Wahlmänner. Die Stimmberechtigungen waren ſo verſchieden vertheilt, daß ein reicher Mann 160 Mal mehr Stimmrecht beſaß als ein Armer. In die erſte Kammer ſollte der König die Mitglieder ernennen; überdies waren überall ein Menge Verwahrungen gegen den demokratiſchen Einfluß aufgeſtellt und überall den conſervativen Elementen die Entſcheidung geſichert. Der Entwurf misfiel aber beiden Parteien, weil er den Einen zu Wenig, den Andern immer noch zu Viel that. — Im November 1847 kam der Reichstag wieder zuſammen und ſchroffer als je traten ſich die Fractionen gegenüber. — Der Adel erſchien in compacter Maſſe, um Nichts von ſeinen Rechten aufzugeben; die Geiſtlichkeit geſellte ſich ihm, wie immer, ſo auch diesmal bei; Bürger- und Bauernſtand verlangten dagegen einſtimmig eine den Forderungen und Bedürfniſſen der Zeit angemeſſene Verfaſſungsreform, durch welche Schweden ſich Norwegen feſt und brüderlich anzuſchließen vermöge.

Der König ſchien während des Winters ſich immer mehr der ariſtokratiſchen und reactionairen Partei hinzuneigen, bis plötzlich die franzöſiſche Februar-Revolution und die dadurch bewirkte heftige Aufregung der Gemüther in Stockholm ihn zu einer Schwenkung nöthigten. — Jetzt erſt ließ er die Mitglieder des Conſtitutionsausſchuſſes zu ſich rufen und ſprach ihnen ſeinen Wunſch aus, ſie möchten einen Vorſchlag ausarbeiten, der alle billigen Forderungen des Volkes erfülle.

Dieſe Nachrichten weckten die Hoffnungen und den Eifer, aber ſie vermehrten auch den vorhandenen Gährungsſtoff und brachten am 18. März Unruhen hervor, die von den unterſten Volksclaſſen zu Exceſſen benutzt wurden. — Den Miniſtern und vielen angeſehenen Perſonen warf man die Fenſter ein. Das Militair machte Gebrauch von der Feuerwaffe — einige funfzig Perſonen wurden getödtet und verwundet. Stockholm befand ſich in den Tagen vom 18. bis 24. März in heftigſter Aufregung, welche durch die Hartnäckigkeit des Königs und deſſen wiederholte Aeußerungen vermehrt wurde, daß er ſich Nichts abzwingen laſſen werde! Dieſer ſchon ſo oft vernommene Ruf der Fürſten, welcher Unglück und Elend über ſie ſowohl wie über die Völker gebracht und mit dem ſchrecklichen: Zu ſpät! geendet hat.

Der König entſchloß ſich jedoch ſchon nach einigen Tagen, ſeine Miniſter zu entlaſſen und neue zu wählen; allein auch diesmal keineswegs Männer des Volkes, ſondern eine neue Miſchung verſchiedener Mäßigkeitsanſichten aus den Reihen des Adels, des Heeres und der Geiſtlichkeit. Dieſe ſollen

nun Schweden umgeſtalten und mit ſtändiſcher Hilfe die neue Verfaſſung zu Stande bringen. — Am 1. Mai 1848 wurde den Reichsſtänden der Entwurf der neuen Reichstagsordnung mitgetheilt. Die Grundlage des Geſetzentwurfs bildet die Einführung des Repräſentativ-Syſtems, unter Aufhebung der beſtehenden ſtändiſchen Verfaſſung. Es ſollen zwei Kammern gewählt werden: die erſtKammer, aus 120 Mitgliedern beſtehend, auf neun Jahre, unter der Bedingung, daß alle drei Jahre ⅓ der Abgeordneten ausſcheidet; die zweite Kammer, 150 Mitglieder ſtark, für die Dauer des Reichstags gewählt. — Auch gegen dieſe Verfaſſung erhoben ſich Adel und Geiſtlichkeit, obwohl ſie der Reformpartei nicht genügt. Die beiden bevorrechteten Stände wollen Nichts von Schmälerung ihrer hiſtoriſchen Prärogativen hören, wahrſcheinlich aber werden ſie bald danach dem Drange der Zeit weichen müſſen, die durch Halbheit und Schwäche ſich nicht mehr eingränzen und feſthalten läßt. —

Was die Rechtszuſtände Schwedens betrifft, ſo ſind die Richter zwar unabſetzbar, aber die Rechtsverfaſſung iſt ſo alterthümlich, unpraktiſch und für die Gegenwart ungenügend wie alles Uebrige. — Die Grundlage des Rechtsweſens beruht auf den altgermaniſchen Einrichtungen der Gau- und Tinggerichte, wo ein vom Volk gewählter Richter mit Zuziehung von Schöffen in Schweden, der Nämd (der Ernannte), öffentlich Recht ſprach. — Die Ueberbleibſel dieſer altgermaniſchen Geſchworenen haben ſich in Schweden in den Bezirks- oder Häradsgerichten erhalten. — Die 264 Härade, in welche das Land für die Verwaltung getheilt iſt, ſind in 90 Häradsjuſtiz-Bezirke zuſammengezogen, in deren jedem ein Häradshöfding oder Landrichter mit einem Nämd von 12 geſchworenen Bauern drei Male im Jahre zu Gericht ſitzt. — Alle Grundbeſitzer ohne Unterſchied wählen den Nämd auf zwei Jahre. Aber der Geiſt der alten Zeit iſt längſt von dieſen Volksgeſchworenen gewichen. — Zwar ſind die Verhandlungen öffentlich, allein der gelehrte Richter, d. h. der Häradshöfding, entwirft das Urtheil und lieſt es den Zwölf-Männern vor, nachdem das Publicum abgetreten iſt. Der Nämd kann Nichts im Urtheil ändern oder es umſtoßen, wenn nicht alle Zwölf einſtimmig dagegen ſind. — Hierdurch wird das Zuziehen der Bauern überflüſſig und iſt Nichts als ein Herkommen oder Form, deren Inhalt verloren gegangen iſt. — Das Volk legt auch keinen Werth darauf. Die Gerichtsſäle ſtehen leer, und wie man in Schweden ſagt, ſchlafen die Bauern und nicken mit dem Kopfe, wenn der Häradshöfding ſie aufrüttelt.

An die Häradsgerichte gehen alle Klagen in erſter Inſtanz. Man kann ſich nun denken, wie ſchleppend der Gang der Geſetze iſt, da die Häradsgerichte nur im Jahre drei Mal zuſammentreten. — Wer ſich dann mit dem Spruch des Häradshöfdings nicht zufrieden ſtellt, mag an das Lagmannsgericht, den Gerichtshof zweiter Inſtanz, appelliren, der aber nur in jedem Jahre einmal Gerichtstag hält. — Man kann daher mit ſeiner Klage ein ganzes Jahr warten, ehe ein Rechtsſpruch erfolgt. Das Lagmannsgericht beſteht aus dem Lagmann oder Oberrichter und aus 12 Männern aus den Häradsgerichten. — Die Lagmannsgerichte haben indeß

Digitized by Google

Wenig zu thun, denn man kann ſie überſpringen und ſich ſofort an die Hofgerichte wenden, deren es drei in Schweden, nehmlich in Stockholm, Gothenburg und Chriſtiansſtadt giebt. Bei dieſen Gerichten müſſen alle Proceſſe in zweiter oder dritter Inſtanz geführt werden. Da aber die Parteien nicht ſelten ein paar hundert Meilen davon wohnen, ſind Koſten und Reiſen ſo groß, daß die wenigſten Proceſſe zur zweiten Inſtanz gelangen. — Nicht alſo, wie ein neuerer Schriftſteller ſagt, weil Geſetze und Einrichtungen etwa vortrefflich ſind, ſondern weil es den meiſten Schweden unmöglich iſt, ſich Recht zu verſchaffen, haben die Gerichtshöfe weniger zu thun als in andern Ländern. Alle Criminalſachen und alle Streite über Grundeigenthum müſſen vor die Hofgerichte gebracht werden, von denen man nur an das Königs-Gericht appelliren kann. — Dies Gericht, das Reichsgericht oder höchſte Gericht, ſtammt ebenfalls aus älteſter Zeit. — Der König ſoll es eigentlich immer ſelbſt präſidiren, was jedoch ſehr ſelten geſchieht. Er hat, wenn er es thut, zwei Stimmen. — Sechs adelige und ſechs bürgerliche Beiſitzer, Juſtizräthe genannt und vom Könige gewählt, bilden die Richter. — Es muß über alle Sachen entſchieden werden, worüber die Entſcheidung des Königs angerufen wird, ſie mögen bedeutend oder gering ſein; es kommen daher viele ganz unbedeutende Gegenſtände bei dieſem höchſten Gerichtshof vor. — Außerdem giebt es Stadtgerichte, Militairgerichte, Handelsgerichte, Bergwerksgerichte, Burggerichte, geiſtliche Gerichte (von denen alle Eheſcheidungen und Eheſtreitigkeiten erledigt werden) u. ſ. w. — Eben ſo laut und allgemein wie gerecht ſind daher die Klagen in Schweden über die Misbräuche und veralteten, ſchleppenden, oft gänzlich abgeſchmackten Einrichtungen der Rechts- und Gerichtszuſtände. — Das beſtehende Geſetzbuch iſt vom Jahre 1734. Commiſſionen, die ein neues Geſetzbuch entwerfen ſollen und entworfen haben, ſind ſeit vielen Jahren ernannt, allein die Ausführung wurde durch die unglückliche Zuſammenſetzung der Reichsſtände bisher behindert, die jede wahrhafte Reform im Sinne der Zeit und zum Beſten des Volks unmöglich gemacht hat.

Für Preßvergehen beſteht eine Jury. — Vier der Geſchworenen wählt der Angeklagte, vier der Staatsanwalt und fünf der Gerichtshof. Aus dieſen dreizehn verwirft der Gerichtshof zwei, zwei der Angeklagte, ſo daß nur neun übrig bleiben. Zu einer Freiſprechung ſind $\frac{2}{3}$ der Stimmen nöthig. Man ſieht auch dieſer Einrichtung das Mangelhafte, Unpaſſende und die große Rechtsunſicherheit für den Beſchuldigten an, der von Glück ſagen kann, wenn er nicht verurtheilt wird; wenigſtens liegt Letzteres immer in den Händen der Regierung, wenn ſie ihre Männer danach wählt.

Die Verwaltung des Landes geſchieht nach Regierungsbezirken (Läne), welche in Kreiſe (Vogteien) zerfallen. Es giebt 24 Läne, in deren jeder ein Präſident, der Landeshöfding, der Verwaltung vorſteht. In den 115 Vogteien iſt der Kronvogt der erſte Kreisbeamte, der die Steuern einzieht, die Polizeiaufſicht führt, die Vollſtreckung der Geſetze und die Anklagen leitet. — Die Vogteien zerfallen in Härade oder Kirchſpielbezirke. — In ihnen führen die Lensmänner die Aufſicht, welche wieder Viertelsmänner als Untergehilfen haben. Das ganz büreaukratiſch

geordnete Schweden iſt eine Schreibermonarchie im ausgedehnteſten Sinne des Worts. Ein Heer von Beamten aller Art bildet den Hofſtaat jedes Landeshöfdings; dazu hilft auch die eigenthümliche Militärverfaſſung, von welcher wir hier das Nöthige anführen wollen. Es giebt drei Arten von Soldaten in Schweden: Geworbene (die Garden, Artillerie, Huſaren des Kronprinzen und die norwegiſchen Jäger), zuſammen 7960 Mann, das eingetheilte oder Indelta-Heer 33,600 Mann, endlich die Landesbewehrung oder die Landwehr, welche nur im Kriegsfalle aufgeboten wird und bis auf 130,000 Mann gebracht werden kann.

Die geworbenen Soldaten bilden die Beſatzung der Hauptſtädte. Das Indelta-Heer iſt dagegen in Militär-Colonnen über das ganze Land zerſtreut und dieſe Einrichtung ſtammt von Karl XII. her, der durch einen Gewaltſtreich das Volk zwang, für die Erhaltung und Ernährung des Heeres zu ſorgen. — Der König entriß einen Theil der alten verkauften Staatsgüter ihren Beſitzern und ſtattete damit die Officiere aus; jeder Hof mußte ſich verpflichten, einen Soldaten, ganz oder theilweis, zu erhalten, für die Recrutenſtellung zu ſorgen, die Cavallerie zu ernähren u. ſ. w. So iſt es geblieben bis auf den heutigen Tag, der Bauer muß die Laſt tragen, der Adel hat ſich auch davon frei zu erhalten gewußt. In jedem Diſtricte müſſen die Bauern eine gewiſſe Zahl Soldaten ſtellen, die aber unter ihnen wohnen, von ihnen gekleidet und bewaffnet werden und eine Hütte, ein Stück Feld von 2 Scheffel Ausſaat und Weide für 2 Kühe haben. Ein ſolches kleines militäriſches Grundſtück heißt Torp. —

Ziehen die Soldaten in den Krieg, ſo müſſen die Bauern ſie beſolden und ihr Feld beſtellen, auch für ihre Familien ſorgen, wenn ſie bleiben.

Dies Indeltaheer iſt eine drückende Laſt für die Bauern und koſtet mit den geworbenen Truppen dem Lande jährlich 7 Millionen Reichsthaler. — Oft ſchon iſt in Vorſchlag gebracht worden, ein Milizſyſtem einzuführen und neben dieſem ein ſtehendes Heer von 12 bis 16,000 Mann zu halten, wodurch dem Lande wenigſtens die Hälfte der Koſten erſpart werden könnte; allein der zahlreiche arme Adel hat, wie in Preußen, die Officierſtellen in Beſitz, und die herrſchenden Stände, im Verein mit der Regierung, haben auch im Militärſyſtem das Alte feſtgehalten. Es giebt in Schweden nicht weniger wie 2 Generalfeldmarſchälle, 6 Generale der Infanterie und Cavallerie, 12 Generallieutenants, 25 Generalmajore und mehrere tauſend Officiere aller übrigen Grade. Die Officiere des Indeltaheeres ziehen ihre Einkünfte aus den ihnen überwieſenen Gütern, welche durch eine Commiſſion verpachtet werden, die ihnen den Pachtertrag verbürgt und einhändigt. — Bis zum Jahre 1833 waren die Officierſtellen käuflich, wie denn überhaupt der Stellenhandel in Schweden großartig betrieben wurde und bis zum Jahre 1840, ſelbſt für die Landeshöfdingsſtellen Kaufſummen von jedem Amtsnachfolger an ſeinen Vorgänger erſtattet werden mußten. Bei der Flotte beſteht daſſelbe Syſtem der eingetheilten Mannſchaft, die an den Küſten untergebracht iſt, und einer im Dienſte ſtehenden Flottenmannſchaft, welche, wie das geworbene Landheer, den Stamm bildet. — Im Ganzen beſteht das Marineperſonal aus 23,160 Mann, das in Kriegszeiten bis auf 30,000

Digitized by Google

Mann gebracht werden kann. Im Dienſt befinden ſich nur ungefähr 3000 Mann, wozu 7 Admirale, 40 Capitäne und 200 andere See- und Seeartillerieofficiere gehören. — Die Flotte ſelbſt beſteht aus 10 Linienſchiffen, 8 Fregatten, 5 Corvetten, 2 Dampfbooten und 435 Kanonenbooten, Mörſer und Kanonierſchaluppen, welche die Scheerenflotte bilden. — Gegen die Beibehaltung der Linienſchiffe und großen Flottenſchiffe haben ſich, wie in Dänemark, ſeit vielen Jahren gewichtige Stimmen erhoben und auf den Reichstagen ſind lange Streite darüber geführt worden. — Die Linienſchiffe werden gebaut, um, ohne je gebraucht zu ſein, wieder zu verfaulen. Schweden kann keine Kriege mehr führen, wo es Linienſchiffe nöthig hätte. Nur mit größter Anſtrengung würde es dieſe bemannen können. Die übermächtigen Flotten Englands, Rußlands und Frankreichs würden ſeine Flotte ſchnell vernichten, überdies kann Schweden keine Rolle mehr in den großen Bewegungen Europas ſpielen, ſeitdem es Pommern und Finnland verloren hat. Die Flotte iſt daher dem Lande eine unnütze und koſtſpielige Laſt; ſie überſteigt die Kräfte deſſelben, verſchlingt jedes Jahr $1\frac{1}{2}$ Millionen Thaler ohne Nutzen und führt obenein eine Menge andere Nachtheile mit ſich. — Die Stimme der Oppoſition iſt jedoch nicht durchgedrungen; man baut fortgeſetzt Linienſchiffe von 80 Kanonen und hat dafür ſtatt Dampfſchiffe und kleine Kriegsfahrzeuge, wie die Einſichtigen wollen, eine Anzahl alter, ſchlechter Schiffe, welche ewiger Ausbeſſerungen bedürftig ſind.

Die Stärke der ſchwediſchen Handelsmarine haben wir ſchon angeführt. Sie hat ſich bedeutend vermehrt. In Tüchtigkeit ſtehen die ſchwediſchen Seeleute jedoch hinter den Dänen und Norwegern zurück, und wie die Geſchichte beweiſt, hat die ſchwediſche Flotte niemals ſo viel Ruhm geerntet, wie ſchwediſche Heere zu Lande errungen haben.

Die Geſammteinnahme des Staats beträgt durchſchnittlich 12 Millionen Thaler Banco (der Thaler Banco 14 Gr. preußiſch Courant), welche durch außerordentliche Einnahme meiſt jährlich um einige Millionen ſteigt. — Die Ausgaben haben in der letzten Zeit bedeutende Ueberſchüſſe ergeben, welche durch die Stände verwendet worden ſind. — Die Civilliſte iſt bedeutend: 719,700 Thaler. — Auswärtiges 225,600 Thaler. — Juſtiz 800,100 Thaler. — Inneres 845,701 Thaler. — Finanzen 1,380,770 Thaler. — Landescultur 1,038,200 Thaler. — Krieg 4,118,240 Thaler. — Marine 1,414,100 Thaler. — Penſionen 524,461 Thaler. — Das arme Schweden iſt ſomit ſehr hoch beſteuert und erhält überdies nicht allein das Indeltaheer, ſondern auch die Landſtraßen, welche den Gemeinden ganz zur Laſt fallen. Endlich iſt die Steuervertheilung, wie wir geſehen haben, durchaus ſchlecht, da ſie die großen Grundbeſitzer verſchont, den Armen aber zumeiſt heranzieht. Die Folgen aller dieſer Zuſtände: der Herrſchaft der privilegirten Claſſen, der geiſtlichen Hierarchie, der veralteten und fehlerhaften Verwaltung und Geſetzgebung, der geringen Fürſorge für das Volkswohl, dem Drucke der unteren Volksclaſſen, der tyranniſchen Gewalt, welche ihre Herren über ſie ausüben, der Prügel und ſchlechten Behandlung, der mangelnden Bildung durch gute Volksſchulen, der Verdumpfung des Volks durch Branntwein, Elend und Aberglauben, und der zurückgedrängten Auf-

Digitized by Google

klärung und geiſtigen Belebung — ſind die Maſſe Bettler, Bedürftigen und Beſitzloſen, und die Maſſe der Verbrechen und Vergehen, welche alljährlich begangen werden.

Das Armenweſen liegt ganz in den Händen der Geiſtlichkeit und des von ihnen abhängigen Kirchenvorſtands und iſt meiſt in den ſchlechteſten Zuſtänden. In manchen Gegenden beſteht gar keine Armenpflege, überall iſt ſie von der guten oder ſchlechten Verwaltung und Sorgfalt Derjenigen abhängig, welche ihr vorſtehen ſollen. Viele Vereine mindern in den großen Städten die Noth, allein die Armuth wächſt. Die Entſittlichung nimmt zu, eben ſo die Zahl der unehelichen Kinder, welche in Stockholm ſich wie 1 und 2 verhalten. Was hilft es da, daß ſchwediſche Zeitungen rühmen, es gebe wenige Menſchen, die nicht leſen und ſchreiben könnten?! — Der Volksunterricht iſt, trotz Deſſen, noch ſo mangelhaft, daß kaum die Hälfte der Kirchſpiele Schulen beſitzt; das Loos der Schullehrer iſt meiſt ein höchſt klägliches.

Auffallend groß iſt die Zahl der jährlich begangenen Verbrechen, und wenn es auch wahr iſt, daß ſehr viele derſelben in anderen Ländern unter die Polizeivergehen fallen würden, ſo bleiben dennoch genug übrig. — Im Jahre 1837 kamen 24,145 Perſonen vor Gericht, darunter 3241 Weiber. Verurtheilt wurden 22,230. — Schwere Verbrechen (Mord, Todtſchlag, Mordbrand, Kindermord, Straßenraub) geſchahen auf dem Lande 80, Verbrechen 2. Claſſe 1351. In den Städten kamen 9 ſchwere Verbrechen und 1239 zweiter Claſſe vor. — Hingerichtet wurden ſiebenzehn Verbrecher. In den Gefängniſſen ſaßen 12,811 Perſonen. Auf 243 Einwohner Schwedens kam 1 Gefangener.

Nach der Schrift des jetzigen Königs Oskar über Strafen und Strafanſtalten ſind überdies jedes Jahr durchſchnittlich 43 zum Tode Verurtheilte begnadigt worden. Nach eben dieſer Schrift haben ſich auch die Criminalfälle und Verurtheilungen mit jedem Jahre vermehrt und ein erſchreckendes Verhältniß angenommen, beſonders für die Hauptſtadt Stockholm. Im Jahre 1835 gab es dort 2611 Verhaftungen, auf 31 Köpfe der Bevölkerung eine. Im Jahre 1838 ſtieg die Zahl auf 5404, wonach unter 15 Einwohnern Einer in Haft kam. Obwohl Karl Johann nur beim vorſätzlichen Mord ohne mildernde Umſtände die Todesſtrafe vollziehen ließ, wurden während ſeiner Regierung jährlich durchſchnittlich 20 Menſchen dem Henkerbeil überliefert, es kam alſo auf 150,000 Einwohner eine Hinrichtung. — In Preußen mit 16 Millionen Einwohner kömmt durchſchnittlich auf 2½ Millionen eine Hinrichtung vor, und nur Spanien und Irland übertreffen Schweden an ſchweren Verbrechen und Todesurtheilen. — Vom Jahre 1844 an ſcheint in Schweden durch den erfolgten Regierungsantritt des jetzigen Königs eine noch größere Beſchränkung in Ausführung der Todesſtrafe eingetreten zu ſein, denn in dieſem Jahre fanden nur 6 Hinrichtungen Statt. — König Oskar, als Menſch hoher Achtung werth, mit warmem Herzen und voll edler Empfindungen für das Unglück der verlaſſenen und ſyſtematiſch ausgeſtoßenen Volksclaſſen, welche den großen Haufen der Verbrecher liefern, weil ſie arm, elend und herabgewürdigt, ohne Hilfe und Erziehung geblieben ſind, ſucht durch eine beſſere Einrichtung des Gefängnißweſens und mehr noch durch

Digitized by Google

Erhebung des Handels, der Induſtrie und Gewerbe, der Schulen und Armenunterſtützungen das Loos der Proletarier und die Zuſtände des Landes zu beſſern und zu heben.

Namentlich begünſtigt der König, ſeine Familie und Umgebungen die Mäßigkeitsvereine, und in der That iſt die Hilfe derſelben in einem Lande, wo ſo viele Verbrechen im Branntweinrauſch begangen werden und wo die Geiſtlichkeit einen ſo großen Einfluß beſitzt, ungemein wichtig. — Allein man muß dieſen Vereinen nicht Alles zutrauen, nicht glauben, daß ſie mit ihrer frömmelnden Beimiſchung Wunder thun können, die leider ihre gefährlichſte und bedauerlichſte Seite iſt, durch welche Aberglauben und religiöſer Fanatismus gefördert werden. Nur wenn Freiheit und Aufklärung mit den Mäßigkeitsvereinen Hand in Hand gehen, können ſie Gutes wirken und vernünftige Beſchlüſſe beſtärken. Auch in Schweden ſind daher die Früchte nicht groß, ſo lange dem Bauer Nichts bleibt als der Branntwein, um ſein Elend zu vergeſſen. Die Wiſſenſchaften und Künſte haben in Schweden ſeit Jahrhunderten Pflege und Sorgfalt gefunden, wie Dies von einem Staate zu erwarten war, der lange einen bedeutſamen Antheil an der Geſchichte Europas nahm und mehr wie einmal große, ruhmwürdige und gelehrte Könige beſaß, die gern ihren Hof und ihre Hauptſtadt mit bedeutenden Männern zierten, Univerſitäten und Bibliotheken errichteten, Bildung und Geſchmack ſchätzten, und kunſtliebend bis zur Verſchwendung oder eitel bis zum Uebermaß die geiſtige Cultur zu fördern ſtrebten, um ihren Namen darin zu verherrlichen. — Das monarchiſche Schweden hat von den Zeiten der jungfräulichen Königin Chriſtine, durch mehr als zwei Jahrhunderte, bis auf Guſtav den Dritten und bis auf den heutigen Tag, den Ruhm behauptet, eine reiche Literatur groß gezogen und für manche Zweige der Wiſſenſchaft eben ſo viel, und mehr geleiſtet zu haben als die größten Nationen Europas. Erinnern wir hier nur an den großen Botaniker Linné, an den Hiſtoriker Geijer, an den Chemiker Berzelius, an Dichter wie Tegner und Atterbom, an den Volksdichter Bellmann und viele andere bedeutende Geiſter auf faſt allen Gebieten des Wiſſens und der ſchönen Künſte.

Was aber dieſem Beſtreben noch höhere Bedeutung giebt, iſt, daß die Leiſtungen mit geringen Mitteln bei einem armen kleinen Volke im hohen Norden bewirkt wurden, deſſen Sprache von wenigen Millionen Menſchen geſprochen und verſtanden wird und das, in Abgeſchiedenheit lebend, ſeinen Gelehrten und berühmten Männern meiſt nur einen ſpärlichen Unterhalt anweiſen konnte.

Univerſitäten hat Schweden in Upſala und Lund. — Upſala iſt die bedeutendſte und zählte 1843 nicht weniger wie 1346 Studenten, wovon jedoch ⅓ abweſend war, da in Schweden die Studenten nicht einen fortlaufenden Curſus machen, ſondern nach ihren Verhältniſſen die Studien abbrechen und fortſetzen, bis ſie ihre Examen ablegen können. In Lund ſtudiren gewöhnlich 6 bis 700 junge Leute, ganz unter denſelben Einrichtungen wie in Upſala. — Die Zahl der Profeſſoren iſt jedoch weit geringer wie an deutſchen Univerſitäten, in Upſala 15, in Lund 13; es ſind jedoch außer ihnen Adjunc-

Digitized by Google

ten und viele Privatdocenten vorhanden, welche Unterricht auf eigne Hand ertheilen. Auch das Univerſitätsweſen iſt in Schweden völlig veraltet und bedarf der Umgeſtaltung, wozu ſeit langer Zeit Anträge gemacht wurden, die jedoch, wie alles Uebrige, bisher nicht zur Ausführung gelangen konnten.

Was die ſchwediſche Sprache betrifft, ſo iſt ſie mit der däniſchen aus einem Stamm, dem ſkandinaviſchen, gewachſen und ihr ſo nahe verwandt, daß beide Völker ſich ohne Mühe verſtehen. Das Schwediſche jedoch iſt weicher, biegſamer und durch die Menge der Vocalendungen weit wohllautender wie das Däniſche. Alle Bewohner Schwedens gehören dem gleichen Sprachſtamme und Volke an, mit alleiniger Ausnahme der Lappen, welche den Norden, die Luleå und Torneå Lappmark bewohnen, wo ſie mit ihren Rennthieren über die ſumpf- und eisbedeckten Fjelder der nordiſchen Alpen ziehen, von denen wie von ihnen ſelbſt alles Das gilt, was in dem Artikel Norwegen darüber angeführt iſt.

Gedenken wir zum Schluß dieſes Artikels noch mit einigen Worten der *Finanzlage* Schwedens, ſo iſt dieſe glücklich zu nennen, denn die Staatsſchuld iſt *gänzlich getilgt*.

Vom J. 1824 bis 1836 bezahlte die Schuldentilgungscaſſe 2,560,000 Thaler Banco und am Schluß des Jahres 1839 blieben überhaupt nur noch 160,000 Thaler Schulden. Dabei war eine Million in der Caſſe, welche den Reichsſtänden zur Verfügung ſtand. — Schweden gehört daher zu den wenigen Staaten Europas, die frei von Schulden ſind. Der lange Frieden, verbunden mit der fortgeſetzt hohen Beſteuerung, die Vermehrung der Einnahmen durch Vermehrung des Handels und durch hohe Schutzzölle zur Förderung der Landesinduſtrie, welche in anderer Beziehung jedoch nachtheilig genug einwirkten, da nicht das Volk, ſondern nur die Fabrikanten und die Finanzzölle dadurch gewannen; endlich das Drängen der Reichsſtände auf Erſparniſſe haben die Abzahlung der Staatsſchuld bewirkt. Dem Könige Karl Johann muß man dabei den Ruhm laſſen, daß er eifrig dafür mit wirkte, ſo weit ſein Syſtem es zuließ. Er ſuchte den materiellen Wohlſtand zu heben, um zufriedene Unterthanen zu haben, welche politiſch dafür um ſo fügſamer ſeinem Willen folgten. Im Uebrigen weiß man, daß er Guadelupe für eine Million Pfund Sterlinge verkaufte, die allein hinreichte, die Reichsſchuld zu decken. Man beſchuldigt ihn ferner, daß er Finnland im Jahre 1812, wo es wieder zu erlangen war, gegen eine ruſſiſche Penſion aufgab, welche ihm bis zu ſeinem Lebensende gezahlt ſein ſoll. — Sein großes eigenes Vermögen, welches er als franzöſiſcher Marſchall zuſammengebracht, wie dies die meiſten franzöſiſchen Marſchälle thaten, hat er dazu verwandt, den verarmten ſchwediſchen Adel zu unterſtützen, ihn an ſich zu feſſeln und ſeiner Dynaſtie eine Partei zu bilden.

Das *Bankweſen* in Schweden wurde 1675 begründet, wo Karl XI. die Reichsbank ſtiftete. Im Jahre 1777 wurde eine Zettelbank damit verbunden, die eine ungeheuere Menge Zettel in Umlauf brachte, um Guſtav's III. Verſchwendungen und unglückliche Kriege zu unterſtützen. — Viele Menſchen verloren Hab und Gut dabei und durch die *Privatbanken*, deren leichtſinnige Begründungen, ohne die nöthige Staatsaufſicht und Sicherheit,

Digitized by Google

noch jetzt ein Uebel ſind, was großes Unglück über Schweden bringen kann, denn für eine bedeutende Zahl induſtrieller Unternehmungen ſind Geſellſchaften conceſſionirt, welche Zettel in Umlauf ſetzen. — Schweden iſt voller Papiergeld; es giebt Zettel bis zum Werth weniger Groſchen. Die Leichtigkeit, Geld zu machen, iſt verführeriſch und bis auf einen hohen Grad geſteigert; Silbergeld ſieht man wenig, Goldmünzen giebt es gar nicht. Das ſolide Aufblühen des Wohlſtandes, geſtützt auf einen Schatz von baarem Metall, iſt daher noch immer ſehr gefährdet. Erſt im Jahre 1828 wurde der Curs der Papiermaſſe zum Silber feſt beſtimmt, ſo daß 2 Thaler 32 Schillinge gleich einem Species Silber ſein ſollten. Durch dieſe fürchterliche Reduction verlor das Papier ⅝ von ſeinem Werthe, allein die Nothwendigkeit gebot dieſe Maßregel. — Man verminderte nun die Zettel nach und nach durch Einziehung. Im Jahre 1811 betrug die Zettelmaſſe 32,530,000 Thaler. Im Jahre 1841 war davon noch 25⅛ Million übrig. — Im Jahre 1843 beſaß die Bank an Zettel 21,268,000 Thlr., die Privatbanken 6,289,000 Thlr. — Das Vermögen der Bank betrug 8,447,000 Thlr. — Sie machte gute Geſchäfte und giebt bedeutenden Gewinn.

Die Preſſe in Schweden, welche ſeit 1809 frei iſt, kämpft unermüdlich für die Reform der Verfaſſung und die Landesfreiheit. Ihr beſonders hat es Schweden zu danken, wenn ſeit 1840 der Gedanke an Umgeſtaltung der veralteten Zuſtände immer allgemeiner ins Volk gedrungen iſt. — Von 1820 an trat die Oppoſitionspreſſe auf. Im Jahre 1828 wurde das Hauptjournal der Oppoſition, das Aftonblad (Abendblatt) von Lars Hierta geſtiftet, ein Journal, das noch jetzt der würdige Vertreter der Volksfreiheit iſt. — Ihm ſchloſſen ſich andere Journale an, und gegenwärtig ſind alle Richtungen von ſehr vielen Journalen vertreten, die den lebhafteſten Tageskampf führen und durch alle Theile des Landes bis in die innerſten wildeſten Winkel der Gebirge dringen. — Das Aftonblad ſetzt allein täglich 7 bis 8000 ſeiner großen täglich erſcheinenden Bogen ab, und rühmlich muß man es dieſem kleinen Volke von 3 Millionen Menſchen nachſagen, daß ſeine Theilnahme an der Preſſe und Literatur überhaupt lebhafter und allgemeiner iſt als bei mancher weit größeren Nation. Die Regierung iſt aber auch nie dahin gelangt, dieſen Trieb der Schweden durch Maßregeln zu hemmen, ſondern die Poſt muß geſetzlich, bei einem ſehr niedrigen Aufſchlag, alle Tagesblätter ohne Unterſchied ihrer Farbe durch das ganze Land verbreiten. — Im Jahre 1844 gab es 120 Tagesblätter und Zeitſchriften. — Auf Stockholm allein kamen davon 25. In den letzten Jahren haben ſich dieſe noch bedeutend vermehrt.

Schließen wir hier dieſen Artikel mit der Ueberzeugung, daß auch in Schweden der Sieg der Demokratie nicht lange mehr ausbleiben kann. Nicht allein die neuen Bewegungen in dem übrigen monarchiſchen Europa wirken mächtig darauf ein, mehr noch thut es die Verbindung mit dem freien Norwegen, das unter dem Schutze ſeiner volksthümlichen Verfaſſung ſo ſchnell und kräftig ſich entwickelt hat. — Auf Norwegens Freiheit ſehen die Schweden mit der neidiſchen Luſt, ihrer theilhaft zu werden. Sie halten die Verbindung der ſkandinaviſchen Halbinſel und beider Völker nicht geſichert, ſo

lange nicht dieſelben Grundzüge eines freien Staatslebens beide umſchlingen, und nicht eher wird die innere Beruhigung eintreten, bis eine der norwegiſchen ähnliche Verfaſſung auch den Schweden die Gewißheit giebt, daß ſie Norwegens eng verbrüderte Gefährten ſind. —

Th. Mügge.

Schweiz. Neueſter Zuſtand. (S. oben Eidgenoſſenſchaft.) Nachdem im Jahr 1833 der Verſuch einer Bundesreviſion geſcheitert war, kam es erſt im Jahr 1839 wieder zu eigentlichen geſchichtlichen Ereigniſſen in der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft. Zürichs Regierung, bis dahin ein Hauptanhaltungspunkt der freiſinnigen Partei der Schweiz, fiel in Folge eines Volks-Aufſtandes, veranlaßt durch die Berufung des bekannten Theologen Dr. David Strauß auf einen Lehrſtuhl der theologiſchen Facultät der Zürcher Univerſität. Die Folgen dieſes Sieges der Rückſchrittspartei erſchütterten gleichzeitig die liberalen Regierungen von Luzern, Solothurn und Aargau. Hingegen gewann die liberale Sache im Wallis vorübergehend und im Teſſin ausdauernd die Oberhand.

Raſtlos hatte der Clerus des Cantons Luzern Jahre lang geheim und öffentlich an der Untergrabung des daſelbſt ſeit 1831 herrſchenden liberalen politiſchen Syſtems gearbeitet. Vorzüglich wurde dem Volke die katholiſche Religion als gefährdet dargeſtellt. An der Spitze dieſer Beſtrebungen, obſchon mehr durch Andere geleitet und willenlos der Prieſtermacht verfallen, ſtand Joſeph Leu, ein reicher aber unwiſſender Landmann. Im Jahr 1841 ſtürzte das liberale Syſtem in dieſem Canton zuſammen ohne gewaltthätige Revolution in Folge der Einführung einer neuen Staatsverfaſſung und neuer Wahlen, gemäß welcher alle liberalen Männer von ihren Stellen entfernt wurden. Für die Richtung, welche von dieſem Zeitpunkt hinweg in jenem Canton die herrſchende geworden, iſt hinlänglich bezeichnend, daß die neu aufgeſtellte Verfaſſung dem Papſte zur Genehmigung vorgelegt wurde. Aus dieſem Umſtande iſt leicht zu entnehmen, daß der Clerus und mit ihm der Rückſchritt den unumſchränkten Sieg davon getragen hatten. Zu dieſem Ergebniß legte ein bedeutendes Gewicht in die Wagſchaale der Uebertritt des luzernerſchen Staatsſchreibers Conſtantin Siegwart, welchen — einen Fremdling — die Liberalen aus dem Staube erhoben hatten, aus dem Lager des Liberalismus zu deſſen erbittertſten Feinden.

Die Thätigkeit des katholiſchen Clerus und ſeiner Verbündeten, der proteſtantiſchen und katholiſchen Ariſtokraten, hatte ſich übrigens nicht auf das Gebiet des Cantons Luzern beſchränkt. Der an der Gränze Luzerns liegende katholiſche Theil des Cantons Aargau, das ſogenannte Freiamt, erhob ſich (1841) in drohendem Aufſtande gegen ſeine Landesregierung, hauptſächlich aufgeregt durch die dortigen Klöſter, welche bitter über die Aufſicht der aargauiſchen Regierung klagten, durch welche die geiſtlichen Stifter ſich in der Verwaltung ihres Vermögens und in der Novizen-Aufnahme beſchränkt ſahen. Der Aufſtand wurde unterdrückt und Aargau hob ſofort alle ſeine Klöſter auf. In den gleichen Tagen wurde eine Empörung der prieſterlich geſinnten Partei im Canton Solothurn in der Geburt erſtickt.

Wie eine Brandfackel in entzündbare Stoffe, fiel der aargauiſche Klöſter-aufhebungs-Beſchluß in die Bevölkerung der dem Clerus anhänglichen Cantone. Fünf Cantone von den ſieben, welche ſpäter einen Sonderbund ſtifteten, forderten ſofort die Zuſammenberufung einer außerordentlichen Tagſatzung, welche dann auch ſtatthatte. Es wurde behauptet, die Kloſteraufhebung ſei gegen den Artikel XII. der Bundesacte, welcher den Fortbeſtand derſelben und die Sicherheit ihres Eigenthums ausdrücklich gewährleiſte. Die Tagſatzung kam zu keinem definitiven Beſchluß. Aargau berief ſich auf ſeine Cantonal-Souveränetät, bot jedoch als Mittel zur Verſöhnung die Wiederherſtellung der Frauenklöſter, drei an der Zahl, an. Die ordentliche Tagſatzung des Jahres 1841 gelangte noch zu keinem Mehrheitsbeſchluß in der Kloſterangelegenheit. Das Gleiche war der Fall auf der Tagſatzung des Jahres 1842. Erſt im Jahr 1843 kam ein Mehrheitsbeſchluß zu Stande, der ſich mit den von Aargau gemachten Anträgen zufrieden erklärte, demnach die Frauenklöſter wieder hergeſtellt wurden, die Männerklöſter aber aufgehoben blieben.

Diejenigen Cantone, welche für die Klöſter Partei ergriffen hatten, nahmen von nun an den Namen „Bundesgetreue Stände" an, im Gegenſatze zu denjenigen, welche ſich mit dem aargauiſchen Anerbieten zufrieden erklärt hatten, und warfen dieſen Letztern bei jeder Gelegenheit den angeblich begangenen Bundesbruch vor. Auf jeder Tagſatzung wurde von dieſen „bundesgetreuen" Ständen der Antrag erneuert, die Regierung des Aargaus anzuhalten, die aufgehobenen Klöſter wieder herzuſtellen, ein Antrag, der jedoch erfolglos geblieben iſt.

Inzwiſchen ſtifteten die „bundesgetreuen" Stände im Geheimen einen Sonderbund und wurde in Luzern die Berufung der Jeſuiten betrieben.

Der erſte Anfang des Sonderbundes, an deſſen Spitze der zum luzerneriſchen Schultheißen gewordene Conſtantin Siegwart ſich ſtellte, fällt gemäß einem aufgefundenen Protokoll in das Jahr 1843, unmittelbar darauf, als die Tagſatzung die Kloſterfrage beſeitigt hatte, trat aber erſt im Jahr 1846 an das helle Tageslicht. Wallis war anfänglich nicht dabei, da es damals für kurze Zeit zur Fortſchrittspartei gehörte. Es bildeten den Verein: Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Freiburg, ſpäter ſchloß ſich Wallis an.

Seit dem Jahr 1814 hatte ſich der Jeſuitenorden ſucceſſive in Wallis, Freiburg und Schwyz eingeniſtet. Dann warf er ſeine Augen auf Luzern. Schon unter der liberalen Regierung der dreißiger Jahre brachte Joſeph Leu die Einführung der Jeſuiten im Großen Rathe zu Luzern zur Sprache. Der bloße Gedanke wurde mit Entrüſtung zurückgewieſen. Unter dem ſpätern clericalen Regimente aber wurde — jedoch immerhin unter ſtarkem Widerſpruche — die Einführung der Jeſuiten in den Canton Luzern beſchloſſen (October 1844). Dieſe Berufung ſetzte die ganze liberale Schweiz in Feuer und Flammen. Die Regierung des Aargaus hatte ſchon im nehmlichen Jahre auf der ordentlichen Tagſatzung durch ihre Geſandtſchaft den Antrag geſtellt, den verhaßten Orden aus der Schweiz zu entfernen.

Dieſer Antrag erlangte jedoch damals keine Mehrheit der Stimmen, als die meiſten Geſandtſchaften ſich für dieſen Fall ohne Inſtruction befanden.

Im Wallis hatte (Mai 1844) eine gewaltthätige Umkehr des politiſchen Syſtems ſtattgefunden. Die Liberalen wurden von ihren Gegnern in blutigem Kampfe überwältigt. Eine Verfaſſung und Regierung wurde aufgeſtellt, ähnlich derjenigen von Luzern.

In letzterm Canton griff am 8. December 1844 die unterdrückte liberale Partei des Volkes, durch die Berufung der Jeſuiten, welche ſie als eine Verletzung der Staatsverfaſſung betrachtete, aufs Aeußerſte gereizt, zu den Waffen. Der Aufſtand wurde von der Regierung gewaltſam unterdrückt. Mit unerbittlicher Strenge behandelte man die Betheiligten. Eine Maſſe derſelben ſchmachtete lange Zeit im Kerker. Um dieſem Schickſal zu entgehen, flüchteten über 1200 Bürger aus ihrer Heimath und ſuchten bei ihren Miteidgenoſſen von gleicher politiſcher Geſinnung ein mitleidig gebotenes Unterkommen. Das Elend dieſer Flüchtlinge und ihre beredten Klagen erregten nicht nur das Mitleid, ſondern ſteigerten auch die Erbitterung der liberalen Bevölkerungen der Nachbarcantone gegen die Jeſuiten, welche man als die Veranlaſſer des Unheils anſah, auf den höchſten Punkt. Bereits in jenem Zeitpunkt hatte die Fortſchrittspartei im Canton Zürich bei den Wahlen wieder den Sieg davon getragen und dieſer Canton war von Neuem in die Reihe der liberalen Cantone eingetreten.

Da nun die außerordentlich zuſammenberufene Tagſatzung im März 1845 zu keinem Beſchluſſe hinſichtlich der Entfernung des Jeſuitenordens von Bundeswegen gelangte, ſo bereitete ſich nach und nach im Volke ſelbſt ein Angriff auf den Canton Luzern vor. Schon früher waren in den Cantonen Bern, Aargau, Solothurn, Baſelland und Zürich Volksverſammlungen zum Zwecke der Austreibung der Jeſuiten aus der Schweiz abgehalten worden. Am 31. März, nachdem die Tagſatzung auseinander gegangen war, erfolgte der Angriff, der große Freiſchaarenzug genannt. Die flüchtigen Luzerner, unterſtützt von einigen tauſend freigeſinnten Männern, meiſt aus den Cantonen Bern, Aargau, Solothurn und Baſelland, unter Anführung des Advocaten und eidsgenöſſiſchen Stabshauptmanns Ulrich Ochſenbein von Nidau, fielen von Zofingen und Hutwyl aus in den Canton Luzern ein. Die Freiſchaaren rückten ſiegend bis an die Thore Luzerns, zerſtreuten ſich dann aber auf unerklärliche Weiſe während der Nacht, löſten ſich in wilder Flucht auf, und eine Maſſe derſelben wurden von den Regierungstruppen und dem wüthenden Landvolke niedergemetzelt oder gefangen genommen. Selbſt der Anführer Ochſenbein entging nur mit genauer Noth den Händen der ergrimmten, ſich vielfach empörender Greuel ſchuldig machenden Sieger. Das Haupt der Luzerner Flüchtlinge, die eigentliche Seele des unglücklichen Unternehmens, Dr. Steiger, wurde gefangen, entkam jedoch ſpäter aus ſeiner Gefangenſchaft, die nach den mit der ſardiniſchen Regierung gepflogenen Unterhandlungen wahrſcheinlich mit einem lebenslänglichen Aufenthalte in einer ſardiniſchen Feſtung geendet haben würde. Der Vorort Zürich rief nun wieder auf außerordentliche Weiſe die Tagſatzung zuſammen, auf welcher Luzern, deſſen Regierung kurz vorher gezittert, die

drohende Sprache des Siegers führte. Bern, Aargau, Solothurn und Baſelland mußten ihre Gefangenen um ſchwere Summen loskaufen und den Vorwurf anhören, den Landfriedensbruch begünſtigt zu haben. Berns Regierung ſuchte den Vorwurf dadurch zu entkräften, daß ſie diejenigen Beamten, welche an dem Freiſchaarenzuge Theil genommen, zu entſetzen Miene machte, den Zug überhaupt misbilligte und gegen Diejenigen, welche zu neuen derartigen Unterhandlungen aufforderten, einſchritt. So wurde einer der Hauptleiter der Bewegung gegen die Jeſuiten, Profeſſor Wilhelm Snell, von der Hochſchule entfernt und ſogar aus dem Canton verwieſen. — Durch dieſes der frühern Richtung ganz entgegengeſetzte Benehmen bereitete ſich die Regierung ſchnell ihren Sturz. Von den jüngern Männern, meiſtens Zöglinge Snell's, wurde eine Reviſion der Staatsverfaſſung dem Volke beliebt gemacht, und ſchon im Jahr 1846 mußten die alten Regenten neuen weichen. An die Spitze der Geſchäfte wurde Ochſenbein, der geweſene Anführer der Freiſchaaren, geſtellt. So hatte der Sieg der Jeſuitenſache in Luzern bereits die den Jeſuiten ungünſtige Regierung Berns mittelbar zum Falle gebracht, um einer dem Orden noch weit feindlichern Platz zu machen.

Aber nicht nur für die frühere Regierung Berns war die Jeſuitenfrage Todesurſache geworden. Die Metzeleien und Grauſamkeiten, welche bei Gelegenheit des Freiſchaarenzuges von dem luzerneriſchen Landſturme an den flüchtigen und verſprengten Freiſchaaren verübt worden waren, hatten ſelbſt die bisher ruhigen und theilnahmloſen Bürger der liberalen Cantone mit dem unverſöhnlichſten Haſſe und dem Abſcheu gegen Luzern und mehr noch gegen die Jeſuiten erfüllt, denen man die Schuld an dem großen Nationalunglücke beimaß. Außer Bern fielen noch zwei Regierungen dieſem Zorne zum Opfer. Die Regierung von Waadt, welche ihre Geſandten auf der außerordentlichen Tagſatzung nicht zu Austreibung der Jeſuiten ſtimmen laſſen wollte, war im Februar 1845 geſtürzt worden. Auch die Regierung von Genf mußte im October 1846 dem Andrange der von James Fazy angeführten Jeſuitenfeinde weichen. Faſt noch mehr aber als der Haß gegen die Jeſuiten hat die Frage des Sonderbundes, welcher Bund immer mehr an das Tageslicht trat, ſo daß er auf den Tagſatzungen des Jahres 1846 zur Sprache kam, und zu deſſen Auflöſung Genf nicht ſtimmen wollte, mehr noch — ſagen wir — hat dieſe Frage zum Siege der Fortſchrittspartei und zum Sturze der Genfer Regierung beigetragen. Auch das fromme, faſt ſpießbürgerlich ruhige Baſel erlebte im Jahre 1845 zu ſeinem Entſetzen die ſogenannte Käppisrevolution (der Tumult entſtand nehmlich wegen einer militäriſchen Kopfbedeckung), ein an ſich lächerliches Ereigniß, welches aber doch die bald darauf erfolgte Verfaſſungsänderung der Stadt einleitete, deren Ergebniſſe jedoch nicht ganz im Sinne der Fortſchrittspartei ausfielen. In Freiburg ſcheiterte im Jenner 1847 eine Schilderhebung der liberalen Partei gänzlich, eine Menge Perſonen wurden verhaftet oder flüchteten ſich aus dem Lande, gleichwie früher in Luzern.

In St. Gallen, wo die Partei des Rückſchritts und Fortſchritts ſeit längerer Zeit mit ſo zweifelhaftem Glücke ſich bekämpft hatten, daß in

Digitized by Google

der oberſten Landesbehörde zwei Jahre lang ſich 75 gegen 75 Stimmen einander ſcharf gegenüber geſtanden hatten, trugen die Liberalen in den Wahlkämpfen im Mai 1847 den Sieg davon, ſo daß nun 77 Stimmen auf die Partei des Fortſchritts fielen, während die ultramontane Partei in dem dortigen Großen Rathe nur noch 73 Repräſentanten zählt. Landammann Baumgartner, früher eines der eifrigſten Häupter der Liberalen, der dann aber plötzlich an die Spitze der ultramontanen Partei ſich geſtellt hatte, wurde im Regierungsrathe beſeitigt. Jetzt fand ſich eine dem Sonderbund und den Jeſuiten unbedingt feindliche Mehrheit der Cantone in der Eidsgenoſſenſchaft vor, und raſch wurde zur Löſung der beiden großen Fragen, derjenigen des Sonderbunds und der Jeſuiten, geſchritten.

Schon vor dem Zuſammentritte der ordentlichen Tagſatzung des Jahres 1847, welcher Anfangs des Juli erfolgte, nahm der Sonderbund drohende militäriſche Rüſtungen in weitem Umfange vor, und mit dem Entſchluſſe, die vorauszuſehenden Beſchlüſſe der oberſten Bundesbehörde nicht anzuerkennen und allfällig gegen dieſelben mit den Waffen in der Hand ſich zu verwahren, ſchickten die ſieben Stände ihre Geſandten an die Tagſatzung nach Bern. Die Hoffnung auf die Einmiſchung der fremden Mächte, die Aufmunterung diplomatiſcher Sendlinge und die offen geäußerte Theilnahme der meiſten auswärtigen Geſandten in der Schweiz ermuthigten den Sonderbund zu dieſem drohenden Auftreten.

Die Tagſatzung erließ noch im Laufe des Heumonats mit zwölf und zwei halben Stimmen (Bern, Zürich, Glarus, Solothurn, Waadt, Thurgau, Graubündten, Teſſin, St. Gallen, Aargau, Schaffhauſen, Genf, ſodann Appenzell-Außerrhoden und Baſelland — Baſelſtadt und Appenzell-Innerrhoden neigten ſich auf die Seite des Sonderbunds und Neuenburg nahm offenbar Partei für denſelben) den Beſchluß: es ſei der Sonderbund unvereinbar mit der allgemeinen Bundesverfaſſung und demnach aufzulöſen. Die ſieben Cantone des Sonderbundes legten eine Proteſtation gegen dieſen Beſchluß ein und verdoppelten ihre Kriegsrüſtungen. Dieſes veranlaßte im Laufe des Monats Auguſt die Tagſatzung zu einem zweiten Beſchluſſe, gemäß welchem die ſieben Stände ernſtlich aufgefordert wurden, Alles zu unterlaſſen, was den Landfrieden ſtören könnte, namentlich alle außerordentlichen Kriegsrüſtungen einzuſtellen. Die ſieben Stände antworteten mit abermaligen Proteſtationen und ſetzten ihre Rüſtungen mit doppeltem Eifer fort.

Inzwiſchen beſchäftigte ſich die Tagſatzung mit der zweiten großen Frage, nehmlich der Austreibung der Jeſuiten. Sie beſchloß, geſtützt darauf, daß die Anweſenheit und Thätigkeit des Jeſuitenordens in der Schweiz mit der Ordnung und Sicherheit des Landes unverträglich ſei, im September mit zwölf und zwei halben Stimmen: die Jeſuitenangelegenheit ſei Bundesſache; die Stände Luzern, Schwyz, Freiburg und Wallis werden eingeladen, die Jeſuiten aus ihrem Gebiete zu entfernen; für die Zukunft ſei unterſagt, in irgend einem Canton der Eidgenoſſenſchaft den Jeſuitenorden aufzunehmen. Die Sonderbundsſtände verweigerten auch hierin, auf ihre Cantonalſouveränetät ſich berufend, den Gehorſam.

Digitized by Google

Nachdem ſich die Tagſatzung für einige Wochen vertagt und diejenigen Geſandten, welche nur beſchränkte Vollmachten beſaßen, namentlich diejenigen von Graubündten und St. Gallen, neue Inſtructionen eingeholt hatten, beſchloß die Tagſatzung am 18. October, in jeden der ſieben Sonderbundsſtände Commiſſarien zu ſchicken und eine Proclamation an das Volk dieſer Cantone zu richten. Die Commiſſarien reiſten mit der Proclamation ab, allein ſie wurden überall ſchnöde zurückgewieſen und die Publication der Proclamation in den Sonderbundscantonen ſogar verboten. Jetzt rief die Tagſatzung eine Armee von funfzigtauſend Mann unter die Waffen und ernannte den Oberſten Heinrich Dufour von Genf zum Obergeneral. Nach wenig Tagen wurden weitere funfzigtauſend Mann aufgeboten, ſo daß die eidgenöſſiſche Armee aus hunderttauſend Mann aller Waffengattungen, mit Allem wohl ausgerüſtet, beſtand, eine Heeresmacht, wie ſie die Eidgenoſſenſchaft früher niemals auch nur zur Hälfte ſah, beſonders wenn man bedenkt, daß Neuenburg ſein Contingent zu ſtellen ſich weigerte und daß die ſieben Sonderbundsſtände auch ihrerſeits ſechsunddreißigtauſend Mann Truppen auf die Beine ſtellten. Neben dieſen regulirten Truppen hatte der Sonderbund einen Landſturm organiſirt, welcher ſiebenundvierzigtauſend Mann zählte.

Ende October verließen die Geſandtſchaften der ſieben Sonderbundsſtände die Tagſatzung, der Verſammlung den Fehdehandſchuh hinwerfend. Die Tagſatzung beſchloß (4. November), es ſolle ihr Decret vom 20. Juli, welches die Auflöſung des Sonderbunds verfügte, mit Anwendung von Waffengewalt zur Vollziehung gebracht werden. Der Obergeneral erhielt den Befehl, dieſem Beſchluſſe gemäß zu handeln. In einer Erklärung an die ſchweizeriſche Nation rechtfertigte die Tagſatzung ihr Verfahren.

Inzwiſchen hatte der Sonderbund ſeinerſeits die Feindſeligkeiten eröffnet, indem ſeine Truppen Anfangs November auf dem St. Gotthard die Gränzen des Cantons Teſſin überſchritten. Zu gleicher Zeit hatten von Seite des Sonderbunds mehrere Ueberfälle in das ſogenannte Freiamt, Canton Aargau, ſtatt, wurden aber ſämmtlich zurückgeſchlagen. Während ein Theil der eidgenöſſiſchen Armee in dieſer Gegend ſich defenſiv verhielt, marſchirte Dufour mit einem andern Theile derſelben nach Freiburg, das ſich gerühmt hatte, ein zweites Saragoſſa werden zu wollen.

Ein einziges mörderiſches Gefecht hatte in der Umgegend der Stadt auf der Seite gegen das Waadtland ſtatt, dann capitulirte dieſelbe. Die freiburgiſchen Truppen ſammt dem Landſturm wurden entwaffnet, die Jeſuiten entflohen, die Regierung zerſtreute ſich und eine neue liberale wurde gebildet.

Nachdem Freiburg gefallen war, wendete ſich die ganze eidgenöſſiſche Macht, mit Ausnahme desjenigen Theils, welche den Canton Freiburg occupirt hielt und die Eingänge nach dem Wallis bewachte, gegen Luzern und die inneren Cantone. Zug erſchrak und ergab ſich. Auf der Gränze von Luzern bei Honau, Giſikon und Meierskappel erfolgte am 23. November die entſcheidende Schlacht. Sie dauerte vom Morgen bis am Abend. Die Truppen des Sonderbundes wurden nach hartnäckiger Gegenwehr geſchlagen und ergriffen dann die Flucht. Als die Kunde der Niederlage

Digitized by Google

nach der Stadt Luzern gelangte, ſchifften der Kriegsrath des Sonderbundes, welcher daſelbſt tagte, ſowie die Regierung von Luzern ſich ein und entflohen nach Uri. Ihnen folgten die Jeſuiten. Am folgenden Tage hielt die eidgenöſſiſche Armee ihren triumphirenden Einzug in die Hauptſtadt des Sonderbundes. Auch hier wurde eine neue liberale Regierung hergeſtellt und die clericaliſche Verfaſſung vom Jahr 1841 abgeſchafft. Nach dem Falle Luzerns ergaben ſich nun ſchnell nacheinander Unterwalden, Schwyz, Uri und Wallis ohne fernern Schwertſtreich. In Schwyz und Wallis flohen die Jeſuiten beim Herannahen der eidgenöſſiſchen Truppen, wie ſie es in Freiburg und Luzern gethan hatten. Ueberall wurden neue Regierungen beſtellt, in Zug und Wallis ſchuf man neue freiſinnige Verfaſſungen, in Uri, Schwyz und Unterwalden hingegen blieb größtentheils der alte Sauerteig. Es ſind dieſes drei Ländchen, an welchen der Geiſt der Zeit beinahe ſpurlos vorüberſchreitet. Sie waren einſt die Wiege der Freiheit, als dieſe noch in der Kindheit lag; das Kind ſtarb aber frühzeitig und liegt ſeither todt in der Wiege.

Neuenburg wurde wegen ſeines Ungehorſams in Stellung des Bundescontingents von der Tagſatzung um 300,000 Schweizerfranken zu Gunſten der Verwundeten und der Hinterlaſſenen der im Kampfe gegen den Sonderbund Gefallenen gebüßt, die es ſofort bezahlte.

Die zwei wichtigen Fragen, welche die Eidgenoſſenſchaft bis in ihre innerſten Tiefen erſchüttert hatten, fanden ſich nun gelöſt. Der Sonderbund war zertrümmert, die Jeſuiten vertrieben. Letzteres geſchah nicht nur factiſch, ſondern die Cantone Luzern, Schwyz, Freiburg und Wallis, wo die Jeſuiten gehauſt hatten, unterwarfen ſich auch förmlich dem oberwähnten Beſchluſſe der Tagſatzung, welcher die Entfernung der Jeſuiten anbefahl.

Die dritte große Frage, zu deren Löſung nun die Tagſatzung ſich anſchickte, war die Bundes-Reviſion. Während ſeit dem Jahr 1830 alle Cantonsverfaſſungen der Schweiz in demokratiſchem Sinne umgeſchaffen wurden, ſteht die auf ariſtokratiſche Grundlagen gebaute Bundesverfaſſung vom Jahr 1815 noch immer unverändert da. Längſt wurde das Bedürfniß einer Reviſion und Verbeſſerung derſelben tief gefühlt. Die Tagſatzung glaubte nun den günſtigen Moment hierzu vorhanden und begann Hand an das Werk zu legen.

Die fremden Mächte aber, unter deren Einfluß die Bundesacte von 1815 zu Stande gekommen war, ſchickten ſich an, gegen dieſes Unternehmen Einſprache zu erheben. Ueberhaupt zeigte ſich, daß die fremden Mächte den Sonderbund ermuntert, unterſtützt und dieſer auf ihre Hilfe gebaut hatte. Es lieferten Oeſterreich und Frankreich dem Sonderbund zu Anhebung des Kampfes Waffen und Munition und erſteres machte demſelben überdies ein Geldanlehen. Als der Kampf begann, erſchien der öſterreichiſche Fürſt von Schwarzenberg in den Reihen der ſonderbündiſchen Krieger als einer ihrer Anführer. Der Sonderbund rechnete feſt auf die fremde Intervention, für welche er ſich auf den Fall des Unterliegens auf landesverrätheriſche Weiſe beworben hatte und die ihm für dieſen Fall zugeſichert worden war. Auf

Digitized by Google

den Fall des Sieges bedurfte es der Intervention nicht. Aus dieſer Stellung erklärt ſich der unbändige Trotz des Sonderbundes. Allein die Niederlage deſſelben erfolgte ſo ſchnell und total, daß die fremde Intervention zu ſpät kam. Zwar wurde ſie noch verſucht, allein vergeblich. Ein Schreiben der Mächte von Frankreich, Oeſterreich und Preußen an den Präſidenten der Tagſatzung bot Vermittlung zwiſchen der Eidgenoſſenſchaft und dem Sonderbund an. Ein gleichlautendes Schreiben wurde an Conſtantin Siegwart als Präſidenten des ſonderbündiſchen Kriegsrathes erlaſſen. Ein franzöſiſcher Agent ſuchte mit dieſem Schreiben Siegwart auf, fand ihn aber nicht mehr; der Schweizerboden hatte denſelben bereits ausgeworfen. Die Tagſatzung ihrerſeits erklärte den Mächten: ſie bedürfe ihrer Vermittlung nicht, die Sache ſei abgethan und auch ſonſt würde ſie die Vermittlung abgelehnt haben.

Die fremde Diplomatie, den Untergang des Sonderbundes tief betrauernd, ruhte nicht. *Metternich* in dem Oeſterreichiſchen Beobachter, *Guizot* und der ultramontane *Montalembert* von der Rednerbühne in der franzöſiſchen Deputirtenkammer herab, ſchleuderten ihre Philippiken gegen die freiſinnige Eidgenoſſenſchaft. Endlich richteten im Jenner 1848 *Oeſterreich*, *Frankreich* und *Preußen*, welchen auch *Rußland* ſich anſchloß, eine Collectiv-Note an die Tagſatzung, in welcher ſie erklärten, daß keine Veränderung in der Bundesacte vom Jahr 1815 gültig vorgenommen werden könne, es ſei denn unter einſtimmiger Genehmigung aller Cantone. Die Tagſatzung erwiderte, daß die Schweiz gleich jedem andern Staate ein freies Conſtitutionsrecht beſitze, und fuhr ruhig mit der Berathung der Reviſion der Bundesacte fort, gewärtigend, welche fernern Schritte die Mächte thun werden.

Da dröhnte urplötzlich und unvermuthet dort an der Seine in der Hauptſtadt Frankreichs ein gewaltiger Donnerſchlag und ſchoß ein Blitz vom Himmel herab, der den Thron Ludwig Philipp's zertrümmerte. Der König der Franzoſen und ſein Miniſter Guizot, der erſt noch die Schweiz bedrohte, entflohen über das Meer nach dem gaſtlichen England. Das Wetterleuchten durchzuckte flammend ganz Europa. Die deutſchen Völker erhoben ſich und forderten von den Fürſten ihre ihnen lange vorenthaltenen Rechte zurück. *Metternich*, der gegen die Schweiz feindlich geſinnte Miniſter Oeſterreichs, mußte gleich Guizot vor dem empörten Volke die Flucht ergreifen. Italien pflanzte das Panier der Freiheit auf und ſchüttelte das Joch der Knechtſchaft ab. In Polen regt es ſich und jetzt oder nie mehr tritt dieſes Land in die Reihe der ſelbſtſtändigen Nationen wieder ein. Nun, da dergeſtalt die europäiſche Welt aus ihren Fugen geriſſen iſt, kann auch die ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft ungeſtört und ungehemmt der Aufführung ihres neuen Staatsgebäudes obliegen *).

Dr. *Kaſimir Pfyffer.*

---

*) Wie bei faſt allen europäiſchen Staaten, ſo iſt auch in Beziehung auf die Schweiz die Redaction des Staats-Lexikons außer Stand, wirklich die allerneueſten Geſtaltungen dieſer Staaten dem Abdruck der betreffenden Artikel beizu-

Digitized by Google

Sina, China. (Statt Seite 560 Zeile 21 v. o. bis S. 561 Z. 26 v. o. Folgendes.) Nach einem dem britiſchen Parlamente vorgelegten Document „Statement of the foreign trade with China etc.“, datirt aus Hongkong den 16. Februar 1844, erreichte der engliſch-chineſiſche Handel einen jährlichen Ausfuhrwerth von $24\frac{1}{2}$ Millionen Dollars, worunter Thee für 9,450,000, rohe Seide und Seidenwaaren für 2,747,000 und baares Geld (fremde Münzen) für 11,160,250 Dollars. Der jährliche Einfuhrwerth wird auf 25 Millionen Dollars angegeben; darunter Opium, Reis, baares Geld für 15,594,630, Baumwolle und Baumwollenwaaren für 7,090,000 und Wollenwaaren für 1,047,000 Dollars. Die Theeausfuhr, die mit Anfang des 17. Jahrhunderts zur See nach Europa begann, hat in unſerm Jahrhundert ebenſo beträchtlich zugenommen als die Opiumeinfuhr nach China. Während im Jahre 1816—1817 nur 3210 Kiſten indiſchen Opiums eingeführt wurden, belief ſich die Zahl der Kiſten ſchon im Jahre 1836—1837 auf 34,000. Obgleich auch nach dem Frieden von Nanking das Opium zu den verbotenen Waaren gehört und obgleich auf der neubritiſchen Colonie Hongkong keine Vorräthe davon gehalten werden dürfen, ſo wird doch nach wie vor der Schmuggel damit in größter Ausdehnung getrieben. In Schanghai allein, wo wahrſcheinlich der fremde Handel in Kurzem ſehr bedeutend werden wird, ſollen monatlich für mindeſtens 600,000 Dollars, oder jährlich für $10\frac{3}{4}$ Millionen preußiſche Thaler Opium bezogen werden. In Seide wurde während der letzten Jahre ein neuer Handelszweig eröffnet, indem Muſter engliſcher und franzöſiſcher Seidenzeuge nach China geſchickt, von chineſiſchen Fabrikanten bei der dortigen Wohlfeilheit des Arbeitslohnes um den halben Preis nachgeahmt und dann von engliſchen Kaufleuten nach Südamerika und Meriko verkauft wurden. Noch mehr hat aber in neuerer Zeit die Ausfuhr an Rohſeide zugenommen. Neben dem britiſchen hat ſich zumal der nordamerikaniſche Handel mit China beträchtlich vergrößert. Von 1817—1834 vermehrte ſich der engliſche Handel um 60, der nordamerikaniſche um 73 Procent, ſo daß er ſeitdem einen Geſammtwerth von jährlich etwa 20 Millionen Dollars beträgt. Im Jahre 1843 haben auch deutſche Kaufleute wieder einige weitere Verbindungen mit China anzuknüpfen geſucht; ihre Nachrichten aus dem Jahre 1844 lauteten erfreulich und gaben die Ausſicht auf einen nicht unbeträchtlichen Abſatz von Wollenwaaren.

(Zu Seite 565 Zeile 6 v. o. nach Staatsreligion.) Nur der Kaiſer iſt der Sohn des Himmels; das Volk aber bleibt mit ſeinem ganzen Glauben auf das kaiſerlich beherrſchte Dieſſeits gewieſen, wofür ihm als höchſtes und einziges Dogma die ächt chineſiſche Lehre genügen muß, daß das Wirkliche vernünftig und das Vernünftige wirklich iſt. Um ſo leichter ſchleppen dieſe

---

geben, da der Druck dieſer zweiten Ausgabe vor ſich gehen mußte, ehe dieſe mitten im Werden befindlichen Veränderungen, die oft ſchneller vor ſich gehen, als es ihre Beſchreibung thun kann, völlig beendigt wurden. Es muß alſo ſpäter ein allgemeiner Nachtrag die neueſten und insbeſondere die ſeit der großen Revolution im letzten Frühling bewirkten Veränderungen in allen europäiſchen Staaten zuſammenſtellen. Anmerk. der Redact.

Digitized by Google

Chineſen, in ſtumpfſinniger Duldung, das gewohnte Joch und die alten Uebel von Geſchlecht zu Geſchlecht fort. Ihre Erholung finden ſie nur im Opiumrauſche des rohen flüchtigen Sinnengenuſſes; oder höchſtens in Spielereien des Verſtandes; im intellectuellen Kitzel mit inhaltleeren logiſchen Spitzfindigkeiten, mit armſeligen unfruchtbaren Abſtractionen. Der zur Erde gebeugte Genius des poeſieloſen Volkes hatte nicht ſo viel Schwungkraft und Tragweite, um daſſelbe mit dem freudigen Glauben an eine Fortdauer nach dem Tode und eben darum mit jenem friſchen Lebensmuthe zu erfüllen, der unter der Obhut eines Gottes der Liebe für jetzt und alle Zukunft ſich ſelbſt ſein Schickſal zu ſchaffen getraut. Der Glaube und die Lehre von einer perſönlichen Unſterblichkeit iſt bei den eben ſo irreligiöſen als heuchleriſchen, bei den eben ſo ſkeptiſchen als abergläubiſchen Chineſen nur zum dämmernden Bewußtſein gekommen. Wie konnte es bei dem verknechteten Volke anders ſein, da jener Glaube nur wurzelt im ſtolzen Vollgefühl menſchlicher Würde, das ſich des beſtialiſchen Gedankens ſchämt, daß auch das Leben des Menſchen, wie das der Thiere, der Uebermacht eines blinden Zufalls und der Tyrannei des Augenblicks verfallen ſei? Damit hängt zugleich die in China herrſchende Menſchenverachtung zuſammen, welche, trotz aller kleinlichen Eitelkeit und trotz dem Inſtitute eines hohlen äußerlichen Beamten- und Verdienſtadels, bis zur Selbſtverachtung geht, weil nie in freier Huldigung dem Menſchen, ſondern nur ſeinem Rang und ſeiner Macht ein genau bemeſſener Tribut der Ehre gezollt wird.

(Seite 566 Zeile 9 v. u. ſtatt: Jedes — Saumſeligen an. Folgendes.) Es beſteht, unabhängig von den Miniſtern, ein aus Männern des erſten Ranges gebildetes Cenſorencolleg mit 6 Büreaus in Peking, deren jedes eines der Miniſterien zu beaufſichtigen hat. Dieſe Cenſoren haben die Misbräuche der Verwaltung zu rügen und das Recht, gegen den Kaiſer ſelbſt Klage zu führen, ihn zu tadeln und die Reform der Misſtände zu verlangen. Nebenbei giebt es 5 Cenſoren für die Stadttheile von Peking; ſowie 20 tatariſche und 20 chineſiſche Cenſoren für die Provinzen. Jeder dieſer Beamten hat eine Zahl Spione unter ſich; ihm ſteht der Zugang zu allen Papieren offen und er kann Unterſuchung gegen alle Beamten führen. Alle chineſiſche Unterthanen haben Zutritt zu den Cenſoren, die verpflichtet ſind, ſie anzuhören, Unſchuldige zu vertheidigen, verdienſtvolle Beamten zu empfehlen. Ueberdies haben ſie die beſondere Verbindlichkeit, den Austheilungen von Nahrung und Kleidung an die Armen vorzuſtehen. Da indeſſen gegen den Himmelsſohn keinerlei Zwang ſtattfinden kann; da er die Macht hat, die misbeliebigen Cenſoren zu beſtrafen, die fügſamen zu belohnen: ſo iſt, wie anderswo, dieſe Controle der Beamten durch Beamten doch nur ein chineſiſches Schattenſpiel, eine überflüſſig koſtſpielige Draperie des Despotismus und ein weiterer Beweis, daß das Inſtitut der Cenſur, ſo lange dieſe nicht in höchſter Inſtanz durch eine freie öffentliche Meinung ausgeübt wird, unter allen Formen Nichts taugt.

(Seite 569 Zeile 19 v. o. ſtatt: Deshalb — iſt. Folgendes.) Dennoch geſchieht es zumal in den vom Mittelpunkt des Reichs entfernter gelegenen Provinzen, daß zahlreiche Räuberbanden, mit welchen die ſchwache

Polizei ihren nothgedrungenen Frieden ſchließt, bis in die Mitte der Städte plündernd eindringen.

So lauten namentlich die neueren Berichte eines katholiſchen Miſſionärs aus Sſetſchuen, dem weſtlichſten, an Tibet gränzenden Kreiſe des eigentlichen China. Eine Menge Räuber brandſchatzen das Land, in dem Elend und Hunger, Peſt und Seuchen Millionen wegraffen. Es ſoll daſelbſt viele Arbeitsloſe, ein zahlreiches chineſiſches Proletariat geben; ſelbſt Diejenigen, welche Arbeit finden, verdienen kaum mehr als täglich 6—8 Kreuzer, was bei aller Wohlfeilheit der Lebensmittel ſelbſt für einen dürftigen Unterhalt nicht ausreicht. Ein Theil des Volkes kocht Laub und verſchlingt eine Art fetter Erde, was denn baldiges Siechthum und Krankheiten zur Folge hat. Die Regierung ſoll dort allen Einfluß und alle Macht verloren haben. Aber auch in den öſtlichen Provinzen ſind wieder in neuerer Zeit die Räuber zu See und Land mit größerer Verwegenheit aufgetreten. Dies iſt erklärlich genug, da bei dem Reichthum einer kleinen Zahl von Beamten und Kaufleuten doch im Durchſchnitt das Volk arm iſt und im Elende lebt. Ein Beweis hiervon ſind auch die zahlreichen Kinderausſetzungen, da ſonſt die Chineſen, bei der Ehrfurcht, die man den Vorfahren ſchuldig iſt, in einer ſtarken Nachkommenſchaft einen Ruhm ſuchen. Sind gleich die Nachrichten einzelner Miſſionäre übertrieben, wornach jährlich Hunderttauſende ausgeſetzter Kinder von den Schweinen gefreſſen würden, ſo iſt doch die Thatſache ſelbſt in immerhin bedeutendem Umfange ſchwerlich in Abrede zu ſtellen. Hiernach ging im Jahr 1844 den franzöſiſchen Miſſionären in China eine Summe von 25,000 Franken zu, um ausgeſetzte Kinder armer Chineſen zu kaufen und zu erziehen. Nach dem Zeugniſſe eines Pater Groſſo ſoll auch bereits die Zahl der geretteten Findelkinder, die man zu weiteren Verbreitern des Chriſtenthums zu bilden hofft, jährlich über 2000 betragen. Eine größere Summe der dafür geſammelten Beiträge mag freilich zu den Zwecken der Jeſuiten in Frankreich ſelbſt verwendet worden ſeyn.

(Seite 570 Zeile 15 v. o. ſtatt: Die Totalausgaben — wird. Folgendes.) Das geſammte Einkommen der chineſiſchen Regierung wurde früher auf 192 Millionen Tael, oder, da 1 Tael beiläufig gleich 4 Gulden im 24½ Guldenfuße iſt, auf 768 Millionen Gulden berechnet. Seit dem Frieden von Nanking war aber die Regierung auf Vermehrung ihrer Einkünfte bedacht. So wurde die Grundſteuer von 53,730,000 Tael (214,921,000 Gulden) auf 58,097,000 (231,388,000 Gulden) erhöht. In gleichem Verhältniſſe ſcheint eine Erhöhung der Abgaben an Naturalien ſtattgefunden zu haben. Man glaubt außerdem, daß die durch denſelben Frieden herabgeſetzten Zölle gleichwohl durch die größere Ausdehnung des Handels mehr als früher eintragen werden.

(Zu Seite 571 nach dem erſten Abſatz.) Nach dem Frieden zu Nanking veranſtaltete die Regierung einige Ankäufe von europäiſchen Kriegsſchiffen und machte auch ſonſt einige Verſuche zur Verbeſſerung ihrer Marine und des Heerweſens.

Seitdem im J. 221, unter der Regierung des Kaiſers Tſin ſchi, alle lehnsartigen Einrichtungen, ſowie die früheren Communal- und Zunftrechte

und Verbande aufgehoben wurden und das ganze Reich eine rein adminiſtrative Eintheilung nach Kreiſen erhielt, iſt China der größte Adminiſtrativſtaat auf Erden, mit einer zum Aeußerſten getriebenen Centraliſation. Aber dieſe Centraliſation mit ihrem todten Mechanismus vermag den grellſten Unordnungen und Misſtänden nicht zu ſteuern. Wenn alſo noch Tocqueville in ſeiner Démocratie en Amérique I. ch. 5 ſagt: „J'imagine que quand la Chine sera ouverte aux Européens, ceux-ci y trouveront le plus beau modèle de centralisation administrative qui existe dans l'univers" —, ſo genügten doch ſchon die jüngſten Erfahrungen, um dieſe publiciſtiſche Hoffnung als Täuſchung erſcheinen zu laſſen.

(Seite 572 Zeile 5 v. o. — Zeile 10 wegzulaſſen, dafür Folgendes.) Aus den alten verwitternden Grundmauern des coloſſalen chineſiſchen Staatsgebäudes ſprießt jetzt europäiſches Völkerleben hervor und treibt ſeine ſprengenden Wurzeln immer tiefer in die berſtenden Fugen. Die britiſchen Kanonen haben den Grabgeſang angeſtimmt zur endlichen Beſtattung der modernden Rieſenleiche des chineſiſchen Staats. Das alte China, ob auch Jahre und Jahrzehente noch an ihm vorübergehen, iſt fortan einer ſchnelleren Auflöſung verfallen; es iſt aus ſeiner alten Iſolirung gewaltſam herausgeriſſen, und wie ſehr es mit der Kraft der Trägheit widerſtehen möge, ſo iſt doch dem immer mächtiger eindringenden Strome einer neuen Zeit der Damm gebrochen. Schon hörte man wieder nach dem Kriege gegen England von einer Empörung auf Formoſa; von einer Ausbreitung derſelben über den Bezirk Fokien; von der Furcht der Mandſchuregierung vor einem allgemeinen Aufruhr; von dem erneuerten Gerücht, daß ſich ein Nachkomme der alten chineſiſchen Dynaſtie gezeigt habe. Zwar hatten bis jetzt alle Revolutionen Chinas in der Hauptſache nur einen Dynaſtenwechſel zur Folge. Doch werden fortan in dieſem Lande ſchwerlich noch Parteienkämpfe ausgefochten ohne europäiſche Dazwiſchenkunft und ohne die wachſende Zunahme des europäiſchen Einfluſſes. Es iſt nur ein kleines Eiland von wenigen Meilen im Umfange und mit nicht mehr als 7500 Einwohnern, das ſich England im Frieden von 1842 hat abtreten laſſen. Aber es genügt als Hebelpunkt, um von da aus zur gelegenen Stunde die alte chineſiſche Welt aus den Angeln zu heben. Die jüngeren Nachrichten über den Geſundheitszuſtand von Hongkong lauten erfreulich und die neue Colonie mit ihrem Freihafen ſcheint raſch aufzublühen. Schon unter der Verwaltung des Capitäns Elliot war eine Vertheilung des Bodens nach Ackerlooſen vorgenommen worden. Eine neue Stadt, Victoria, wurde gegründet, die ſich mehr und mehr zu einem bedeutenden Handelsplatze entwickelt. Die commerzielle Wichtigkeit dieſes Platzes iſt bereits in dem Maße anerkannt, daß der Raum für Errichtung eines ſoliden Handlungsetabliſſements gegen eine Grundrente von 200 bis 400 Pfd. Sterling, oder daß im Durchſchnitt der Quadratfuß Land für einen Pacht von 75 Jahren gegen 2 Pfd. Sterling losgeſchlagen wurde. Wie Altengland in alle Weltgegenden ſeine Gewohnheiten hinübernimmt, ſo daß man ſchon von einer zahlreich beſuchten engliſchen Freimaurerloge in Hongkong hörte, ſo verpflanzt es zugleich überallhin die bewährten Inſtitutionen ſeiner Freiheit. Im Jahre 1844 verſammelte ſich in Hongkong das erſte eng-

Digitized by Google

liſche Geſchwornengericht, zur Entſcheidung über ein von Chineſen begangenes Verbrechen; und die ſtabilen Chineſen freuten ſich dieſer Reform ihres Gerichtsverfahrens*).

Der Friede zu Nanking hatte zur beſonders wichtigen Folge den Abſchluß eines Tarifvertrags, wonach die Zölle für Einfuhr und Ausfuhr ſehr bedeutend ermäßigt wurden und nicht mehr 10% des Waarenwerths überſtiegen. Zugleich enthielt dieſer Vertrag eine Clauſel, daß in den Handelsvortheilen und ſonſtigen Verhältniſſen alle fremden Völker den Engländern gleichgeſtellt ſein ſollten. Die Corporation der Hongkaufleute, der bisherigen chineſiſchen Vermittler des europäiſch-amerikaniſchen Seehandels, wurde aufgehoben; indem künftig die Güter durch die Conſulate auf den chineſiſchen Markt gebracht werden ſollten. Sofort erließ der Präſident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, John Tyler, am 12. Juli 1843 ein Schreiben an den Kaiſer von China; und wie Nordamerika, ſo beeilte ſich Frankreich mit der Abſendung eines Geſandten zum Abſchluſſe von Handelsverträgen auf der Baſis des engliſch-chineſiſchen Tractats. Auch Belgien, Holland, Schweden, Spanien, Portugal, Oeſterreich ſowie der deutſche Zollverein — dieſer in der Perſon des geachteten, ſpäter in Java geſtorbenen Commerzienraths Grube — ſchickten ihre Handelsagenten nach China. Gingen gleich im Verlaufe weniger Jahre und bei dem in der großen Maſſe der chineſiſchen Bevölkerung herrſchenden Pauperismus nicht alle Hoffnungen in Erfüllung, die man auf die Freiheit des chineſiſchen Handels geſetzt hatte; ſo wirkte gleichwohl die Eröffnung eines immerhin großen Marktes auf den europäiſchen Gewerbfleiß überallhin belebend, ſelbſt bis in die induſtriellen Alpenthäler der Schweiz hinein. Doch iſt für China eine Periode politiſcher Erſchütterungen und Umwälzungen wahrſcheinlich nahe. Die dem europäiſchen Handel erſt gebahnten Wege könnten alſo ebenſo plötzlich wieder ge-

*) Schon vor längerer Zeit wurde in Aden, deſſen Bevölkerung unter der britiſchen Herrſchaft bis auf 25,000 geſtiegen iſt, ein einheimiſches arabiſches Geſchwornengericht gebildet. Und dieſes urdeutſche Inſtitut der Jury, das der praktiſche Sinn der Briten in alle Zonen verpflanzt, das ſich ebenſo ſehr bei Engländern und Franzoſen als bei Hindus, Arabern und Chineſen bewährt, es ſoll, nach den Bedenklichkeiten einiger juriſtiſchen Pedanten, für die beſonnenen, gebildeten Deutſchen auf der rechten Seite des freien Rheins immer noch nicht paſſend ſein! Kam doch vor Kurzem wieder in der ſächſiſchen Ständeverſammlung die Meinung zum Vorſchein, daß man beſſer auch die Entſcheidung der Thatfrage den rechtsgelehrten Richtern überlaſſe, weil gar oft die Rechtsfrage und Thatfrage nicht zu ſondern ſeien. Als wenn nicht das die allgemeine Regel der Beurtheilung verkündende Geſetz und der zu beurtheilende beſondere Fall [illegible] begriffsmäßig ſchlechthin verſchieden wären! Als wenn ſie nicht eben darum auf das Deu[illegible]richſte auch unterſcheidbar wären für jeden geſunden Menſchenverſtand, wie man ihn dem re[illegible]tsgelehrten Richter, der vor den Geſchwornen den reſumirenden Vortrag hält, doch wohl zutrauen ſoll. Sagte man den gutmüthigen Deutſchen geradezu: „Ihr ſollt die Jury, dieſe mächtige Schutzwehr freier Völker gegen Willkür und Unterdrückung, nun einmal nicht haben, car tel est notre plaisir" — ſo handelte man wenigſtens offen. Aber dieſe vergebliche Jagd nach bemäntelnden Scheingründen der Verweigerung, die vor Theorie und Praxis ſchon lange zu nichte geworden ſind, iſt doch gar zu armſelig!

ſchloſſen werden. Um ſo heftiger und gefährlicher würde die Rückwirkung auf das in die Ferne ſpeculirende Europa ſein; um ſo dringender iſt auch von *dieſem* Geſichtspunkte aus die Erfüllung der Hauptaufgabe unſerer Zeit, daß man endlich für die Exiſtenz der arbeitenden Claſſen in Europa und für die Organiſation der Arbeit ſolche Grundlagen gewinne, wodurch Staaten und Völker gegen plötzliche Wechſelfälle ſicher geſtellt werden. Noch in einer andern Beziehung könnte wohl dem chineſiſchen Volke eine wichtige Rolle im Getriebe des Weltverkehrs beſchieden ſein. Die Dichtigkeit einer an ämſige Ausdauer, an zähen Fleiß gewöhnten Bevölkerung und der damit zuſammenhängende geringe Betrag des Arbeitslohns; der ungemeine Productenreichthum eines in den Küſtengegenden durchweg ſchon der Cultur unterworfenen Bodens; der Reichthum an natürlicher und künſtlicher Waſſerkraft im öſtlichen und die unerſchöpfliche Menge von Steinkohlen im nördlichen eigentlichen China — das Alles ſcheint das Land zu einem großen Induſtrieſtaate zu befähigen. Würde endlich auch für China der Uebergang von der noch herrſchenden Handarbeit zur großen Maſchineninduſtrie vermittelt — ein Uebergang, deſſen Beförderung in der Politik Nordamerikas liegen dürfte, das ſich über eine noch lange nicht zu erſchöpfende Bodenfläche erſtreckt — ſo könnte wohl dieſes oſtaſiatiſche Volk noch zum mächtigen Concurrenten der europäiſchen Induſtrievölker werden. Dies ſollte für Europa ein weiterer Sporn ſein, die unausbleiblich gewordene Socialreform nicht länger zu verzögern.

Hand in Hand mit dem Weltverkehr hat das Chriſtenthum verſchiedener Confeſſionen die Ausſicht auf wachſende Verbreitung unter der chineſiſchen Bevölkerung, welche dafür nach vorliegenden Erfahrungen weit empfänglicher ſcheint als die Bewohner von Hindoſtan. Nur durch gewaltſame Maßregeln konnte dieſe Ausbreitung ſeither gehemmt werden; wie denn noch im Jahre 1839 und ſpäter grauſame Verfolgungen gegen chineſiſche Chriſten ſtatt hatten, wovon auch Mitglieder der kaiſerlichen Familie betroffen wurden. Nach dem Frieden von 1842 ertheilte aber der mit Nordamerika abgeſchloſſene Handelsvertrag zugleich allen Nationen ohne Unterſchied die Erlaubniß, in den fünf dem auswärtigen Handel geöffneten Häfen Kapellen zu errichten. Das ſpätere Anſuchen des franzöſiſchen Geſandten, daß die Eingeborenen hinſichtlich der von ihnen bekannten Religion ganz ſtraffrei ſein ſollten, wurde gleichfalls bewilligt und die den Katholiken geſtattete Religionsduldung am 20. December 1845 noch ausdrücklich auf die Proteſtanten ausgedehnt. „Ich, der große Miniſter" — ſo heißt es im betreffenden Erlaſſe des Reichskanzlers Tau-kwang — „verſteh' es nicht, eine Gränzlinie zwiſchen den Ceremonieen der verſchiedenen Völker zu ziehen. Es gilt gleich, ob ſie Bilder verehren oder nicht verehren, wenn ſie nur, indem ſie ihres Glaubens leben, gut handeln"*). Die chineſiſche Deſpotenregierung zeigte ſich alſo chriſtlich duldſamer als die Jeſuitencantone der Schweiz,

*) Nach franzöſiſchen Berichten bezeichnen die Chineſen die Katholiken als „Leute, welche die Bilder verehren"; die Proteſtanten als „Leute, welche das Buch leſen."

Digitized by Google

oder die Politik eines deutſchen Staates, der den auswärtigen katholiſchen Diſſidenten die Einwanderung verbietet und die einheimiſchen zur Auswanderung zwingt. Schon giebt es in Tibet, im Lande des Dalai-Lama, wohin auch von Indien aus proteſtantiſche Miſſionäre gelangen, ein katholiſches Seminar. Zahlreich ſind die Katholiken in Schanghai und der Umgegend, wo ſie mehrere große Kirchgemeinden bilden, wo aber auch ein engliſcher Miſſionär, Dr. Medhurſt, eine evangeliſche Gemeinde gegründet hat. Endlich iſt noch in neuerer Zeit, theils von einer proteſtantiſchen „mediciniſchen Miſſionsgeſellſchaft", theils aus Localbeiträgen, in jedem der offenen Häfen von China ein Spital eröffnet worden, in denen jährlich 12 bis 15,000 Perſonen behandelt werden. So ſind es denn, wie bei allen großen weltgeſchichtlichen Veränderungen, zugleich materielle und religiös ſittliche Triebfedern, die auch für China eine neue Aera einleiten.

Zwar wird man ſo wenig die Natur des Volkes als des Landes weſentlich umzuwandeln vermögen; aber man wird das ſonſt ſo abgeſchloſſene China und bald das benachbarte Japan zwingen, auch ihrer Seits den weltgeſchichtlichen Zwecken der europäiſch-amerikaniſchen Culturvölker dienſtbar zu ſein. Nächſt Großbritannien mit ſeinem hindoſtaniſchen Reiche iſt dabei das öſtliche benachbarte Nordamerika hauptſächlich betheiligt. Aber auch Frankreich ſcheint die Bedeutung der Veränderungen, die ſich in Oſtaſien vorbereiten, im Voraus zu ermeſſen. Iſt erſt durch die Landenge von Panama dem Welthandel nach China eine neue Bahn gebrochen, ſo gewinnen die Inſeln Polyneſiens im großen Ocean zwiſchen der amerikaniſchen Weſtküſte und der aſiatiſchen Oſtküſte eine höhere Wichtigkeit, und zum Theil geſchieht es vielleicht in dieſer Vorausſicht, wenn Großbritannien, die Vereinigten Staaten und Frankreich gerade in neueſter Zeit zur Ausbreitung ihres Einfluſſes und ihrer Herrſchaft in Auſtralien bemüht ſind. Daß bei dieſem Umſchwunge unſer Deutſchland, dem im beſten Falle einige geringe Nebenvortheile zufallen dürften, wie gewöhnlich wieder zu kurz kommen wird, verſteht ſich von ſelbſt. Nicht einmal der ſchon öffentlich ausgeſprochene Gedanke der Errichtung eines deutſchen Generalconſulats in China iſt der Ausführung nahe. Sehr erklärlich! Müßten doch die Deutſchen, um im Auslande als Achtung gebietende Nation zu erſcheinen, erſt in ſich ſelbſt zur Nation geworden ſein, erſt in ihrer eigenen Mitte einen volksthümlichen Mittelpunkt der Einigung und Einheit errungen haben!

Rutenberg mit Zuſätzen von W. Schulz.

Steinacker, Heinrich Friedrich Karl. Der Lebenslauf dieſes edlen und merkwürdigen Mannes, welchem das Staats-Lexikon eine beträchtliche Anzahl werthvoller Beiträge verdankt, iſt ein ſehr einfacher geweſen. Steinacker iſt am 15. Auguſt 1801 zu Altendorf bei Holzminden geboren, wo ſein Vater ein Fabrikgeſchäft beſaß, das er jedoch aufgab, worauf er eine Anſtellung im Staatsdienſte zu Holzminden erhielt. Hier beſuchte der Sohn das Gymnaſium und ſtudirte dann ſeit Michaelis 1818 zu Göttingen die Rechte. Im Jahr 1821 wurde er Advocat in ſeiner Vaterſtadt, bald darauf auch Notar und verſchaffte ſich binnen Kurzem eine ausgezeichnete Praxis. Im Jahr 1828 verheirathete er ſich mit Agathe Kind,

Digitized by Google

der Tochter des Predigers Kind zu Halle an der Weſer. Seit den Schülerjahren hatten Freiheitsideen in ihm ſehr rege gelebt. Das Jahr 1830 weckte ihn zu politiſcher Thätigkeit. Er trat ſofort an die Spitze der kleineren Bewegungen, welche in Holzminden den größeren der Hauptſtadt des Landes folgten, und gewann ſehr bald einen Einfluß, der zu den treibenden Kräften im Herzogthume Braunſchweig gehörte. Er hatte ſich, wie kein Anderer neben ihm, in das conſtitutionelle Syſtem hineinſtudirt und gelebt und machte es ſich zum Hauptgeſichtspunkte, die politiſche Bildung zu fördern. Gemeinnütziges Wirken im Kleinen und Großen, ſoweit er mit ſeiner Kraft zu reichen vermochte, war längſt ſein liebſtes Anliegen, ſein Ziel und Streben geweſen. Im Jahr 1831 ſchrieb er zuerſt, im Holzminden'ſchen Wochenblatte, und zwar über Volksbewaffnung. In demſelben Jahre erſchienen ſeine erſten ſelbſtſtändigen Schriften: Wünſche der Braunſchweiger, zwei Hefte, über Verbeſſerung der Volksvertretung und über eine Civilliſte. Er wurde in die Ständeverſammlung gewählt, welche nach der reformirten Verfaſſung am 30. Juni 1833 zuſammentrat, und hatte einen ſehr bedeutenden Antheil an den Verhandlungen dieſes erſten, faſt zwei Jahre dauernden Landtags. Er ſtieg mehr und mehr in der Gunſt des Volkes, wurde einer der Führer der Oppoſition in der Ständeverſammlung und zog ſich dafür die Ungunſt der Ariſtokraten und der Regierung zu. Er verſchaffte den conſtitutionellen Grundſätzen allmälig Anerkennung und Achtung und bildete eine vorerſt freilich noch ſchwache conſtitutionelle Partei in der Ständeverſammlung. Die Bürgerſchaft in Holzminden wählte ihn einſtimmig zum Bürgermeiſter und bot jedes Mittel auf, die Beſtätigung der Wahl Seitens der Regierung zu erwirken; doch wurde dieſelbe verweigert. Dieſes war um ſo empfindlicher für ihn, weil er durch ſeine ſtändiſche Thätigkeit ſeine advocatoriſche Praxis ſo gut wie ganz hatte aufgeben müſſen und nun genöthigt war, damit von Neuem wieder anzufangen.

Im Jahr 1834 knüpfte er die Verbindung mit den Herausgebern des Staats-Lexikons an, die zur vertrauteſten Freundſchaft wurde und ſeine Theilnahme am letzteren zur Folge hatte. Er hatte ſchon als Student eine größere Reiſe gemacht, die zweite durch Sachſen und Schleſien folgte im Sommer 1835. Im Frühjahr 1836 erkrankte er bedenklich, 1837 und 1838 war er genöthigt, Badecuren in Ems zu machen, womit er Reiſen durch Belgien u. ſ. w. verband. Er konnte deshalb an dem zweiten Landtage nur eine kurze Zeit Theil nehmen, ſetzte jedoch ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit fort. Im Jahr 1837 erſchien von ihm außer ſeinen Beiträgen zum Staats-Lexikon eine kleine Schrift: Ueber die Motive der braunſchweigiſchen Ablöſungsordnung in Bezug auf Dienſte, 1838 eine Sammlung der größeren Organiſations- und Verwaltungsgeſetze des Herzogthums Braunſchweig. Drei Mal ſeit 1833 hatte es die Ständeverſammlung, ein Mal die Stadt Braunſchweig, durch Wahlberechtigungen, in der Hand, ihn in eine äußerlich geſicherte Lage zu verſetzen. Es geſchah nicht, weil er durch ſeine volksmäßige Thätigkeit viele und ſtarke Abneigungen gegen ſich erregt hatte. Es bot ſich ihm Gelegenheit zu einer Ueberſiedelung nach Wolfenbüttel dar. Sein Geſuch um Zulaſſung zu einer

Procuratur, obwohl vom Landesgerichte nachdrücklich befürwortet, hatte keinen Erfolg. Faſt nirgend wurden die Führer der conſtitutionellen Oppoſition ſo ſchlecht unterſtützt, als im Herzogthume Braunſchweig. Ihn aber vermochte Nichts wankend, untreu oder müde zu machen.

Er nahm 1839 an dem außerordentlichen Landtage abermals Theil. In demſelben Jahre machte er eine Reiſe in die Schweiz. 1840 begann ein neuer Abſchnitt ſeiner ſtändiſchen Thätigkeit, die ihn von da an faſt bis an ſeinen Tod unausgeſetzt in Anſpruch nahm. Er wurde und blieb ſeit dieſer Zeit der vorragendſte Mann in der braunſchweigiſchen Ständeverſammlung, in welcher, hauptſächlich durch ſein Verdienſt, die ariſtokratiſche Partei ihr anfängliches Uebergewicht verlor, die conſtitutionell-liberale emporkam und ſogar die Macht und Dumpfheit des Juſtemilieu einigermaßen gebrochen wurde. Im Jahr 1841 erſchien ſeine Schrift: Ueber die Aufgabe des Advocatenſtandes, 1842 Ueber das Verhältniß Preußens zu Deutſchland.

Am 2. December 1842 wurde er als Präſident der Ständeverſammlung präſentirt und beſtätigt. Er verwaltete das Amt zu allgemeiner Zufriedenheit. Auch der Regierung leiſtete er ſeit dieſer Zeit nicht unerhebliche Dienſte. 1844 erſchien, aus der Kölniſchen Zeitung beſonders abgedruckt, ſeine kleine Schrift: Die Verhandlungen zwiſchen Hannover, Braunſchweig und dem Zollverein über Hannovers Anſchluß, ſodann die etwas ſtärkere: Die politiſche und ſtaatsrechtliche Entwicklung Deutſchlands durch den deutſchen Zollverein. Bei dem am 18. December 1845 eröffneten neuen Landtage wurde er zum zweiten Male zum Präſidenten gewählt. Ueber dieſen Landtag und auch ſeine Thätigkeit bei demſelben giebt eine Darſtellung aus ſeiner Feder in Weil's Conſtitutionellen Jahrbüchern (1846 Band 3.) Aufſchluß. Er ging damit um, ſich wenigſtens vorerſt von ſeiner ſtändiſchen Thätigkeit zurückzuziehen. Vielleicht wäre er in einen ganz anderen Wirkungskreis eingetreten, indem die Oberleitung der Deutſchen Zeitung ihm zugedacht war, wenn nicht der Tod in der Nacht vom 1. auf den 2. April 1847 ihn überraſcht hätte.

Steinacker's politiſche Wirkſamkeit beruhete nicht allein darauf, daß er ſo eifrig und beharrlich Theil nahm an den ſtändiſchen Verhandlungen ſeines Landes und daß er politiſcher Schriftſteller war. Seine politiſche Thätigkeit war eine noch weit vielſeitigere. Er war ſehr häufig Berather ſtädtiſcher und ſtändiſcher Corporationen (des Ausſchuſſes), der Wählercollegien und Einzelner, z. B. auch ſtändiſcher Mitglieder anderer Länder. Er hat weithin und tief gewirkt durch einen ausgebreiteten koſtbaren Briefwechſel, durch zahlreiche perſönliche Verbindungen. Zu ſeinem Schriftſtellerthum iſt dann insbeſondere noch hinzuzurechnen, daß er ſeit 1830 eine große Anzahl von Tagesblättern und Zeitſchriften mit trefflich geſchriebenen Artikeln unausgeſetzt verſah. Er hat vielleicht gerade am Meiſten gewirkt durch Briefwechſel und Zeitungscorreſpondenz, d. h. durch eine, nicht verhehlte, aber natürlich dem größeren Publicum unbemerkbare, mühevolle und in jeder Beziehung aufopfernde Thätigkeit. Von ihm zumeiſt ging ein Hauch ächten politiſchen Lebens in das kleine, deſſen gar ſehr bedürftige Land aus, das ſein Vaterland im engeren

Digitized by Google

Sinne war; ein nicht geringer Theil ſeiner Thätigkeit iſt dem Geſammtvaterlande zu gut gekommen, das er in den engen Verhältniſſen ſeines Daſeins und Wirkens nie aus den Augen verlor. Er war einer der bei uns noch immer nicht zu häufigen politiſchen Charaktere, einer der Wackern und Erleuchteten, die die beſſere Zukunft mühſam vorbereiteten, dem volks- und freiheitfeindlichen Weſen, das bis vor Kurzem in Deutſchland ſchmählich geherrſcht hat, mannhaft widerſtanden, deſſen Zuge und deſſen Macht er geiſtig und ſittlich nicht erlag, das er vielmehr hat zu Grunde richten helfen, während es ihn leiblich zu Grunde gerichtet hat; — denn er war in der That einer der Märtyrer der Reactionsperiode.

Dies Alles, und welch ein edler und liebenswürdiger Menſch er geweſen, wird genauer zu erſehen ſein aus der Lebensbeſchreibung Steinacker's, welche ich im März d. J. zur Herausgabe vollendet. Sie war urſprünglich für das Staats-Lexikon beſtimmt; Gründe, welche nicht weiter hieher gehören, bewogen mich, ſie zu erweitern und ſelbſtſtändig erſcheinen zu laſſen. Der Drang des Augenblicks läßt es nicht zu, daß ich hier noch eine ausführlichere Charakteriſtik oder Würdigung des verewigten Freundes folgen laſſe. Indeß haben die Leſer des Staats-Lexikons eine ſolche, oder doch einen Theil einer ſolchen, und zwar ſelbſtredenden, in den publiciſtiſchen und hiſtoriſchen Darſtellungen, welche Steinacker dieſem Werke geliefert. Ich biete ihnen zum Schluß einen weiteren Beitrag dazu durch einige Mittheilungen aus den Tagebüchern, die er regelmäßig auf ſeinen Reiſen ſchrieb. Ich zweifle nicht, daß ſie ihres Gehalts wegen gern werden geleſen werden. Sie mögen außerdem zur Ergänzung der ſelbſtſtändigen Lebensbeſchreibung dienen, welche baldmöglichſt erſcheinen ſoll. Sie geben gerade im jetzigen Augenblicke der Erfüllung Deſſen, was er im Geiſte ſah und im Gemüthe gegenwärtig trug, Anlaß zu mancherlei Bemerkungen, welche die Leſer jedoch ſelbſt machen werden und womit ich ihnen daher nicht vorgreifen will.

1) Aus dem Tagebuche von der Reiſe durch Sachſen und Schleſien, 1835.

„Die Reiſe, von welcher die folgenden Blätter einige Erinnerungen enthalten, habe ich auf Veranlaſſung eines Amtsgeſchäfts gemacht. Ich habe ſie zurückgelegt mit ſtrenger Erfüllung meiner Berufspflicht, aber dabei auch, ſo weit es möglich war, mit Benutzung derjenigen Vortheile, welche mir eine in mancher Beziehung glückliche Gelegenheit für den höhern Lebensgenuß darbot. Welt- und Menſchenkenntniß — das iſt einmal die Aufgabe des Lebens, alſo auch die Aufgabe des potencirten Lebens, d. h. des Reiſens. Daß ich dabei beſonders auf die Zeit Rückſicht nahm, in welcher wir jetzt leben, wird Niemand auffallend finden, der nicht ein gedankenloſes „Mitfortgehen" für die höchſte patriotiſche Tugend hält."

(Fahrt von Seeſen nach Braunſchweig.) „Bei ſo ungenießbarer Geſellſchaft zog ich mich in meine Ecke zurück und dachte nur über die Vermuthung nach, welche der Engländer als ſichere Erwartung ausſprach, daß die Whigs bald von der Regierung zurücktreten müſſen. Das halte ich ebenfalls für wahrſcheinlich, aber keineswegs für ein ſchlimmes Zeichen. Weder die Whigs noch die Tories bilden eine überwiegende Partei in England und

Digitized by Google

werden jedesmal unterliegen, ſobald ſie ihre Parteizwecke verfolgen; aber der raſche Wechſel der Miniſterien hat für die Entwicklung der öffentlichen Verhältniſſe immer wohlthätige Folgen. In der jetzigen Lage der Dinge kann jedes Miniſterium nur beſtehen, wenn es Reformmaßregeln in Antrag bringt, ja jedes Miniſterium wird auf neue Vorſchläge ſinnen müſſen, wenn es ſich nicht dem Vorwurfe ausſetzen will, daß es das frühere ohne Noth verdrängt habe. So ſind ja auch die Tories ſchon gezwungen worden, den Grundſatz der Stabilität, welcher ihr Glaubensbekenntniß bildete, aufzugeben, ſie ſind noch ſtabil genug und hängen ſich wie Blei an jede Reformmaßregel, aber ihre Stabilität iſt kein unverſehrt erhaltener Grundſatz mehr, ſondern nur Neigung. Die Tories wie die Whigs werden durch die Demokratie verſchlungen werden."

(Braunſchweig.) „Am andern Morgen ging ich zu Friedrich Graſſau, um mein Reiſegeld in Empfang zu nehmen. Er iſt Vorſteher der Stadtverordneten und brachte das Geſpräch ſogleich auf die Stadtrathwahl. Es ſei mit poſitiver Gewißheit anzunehmen, ſagte er, daß die Wahl, wenn ſie auf mich fallen ſollte, nicht beſtätigt werden würde, dagegen ſei ſicherm Vernehmen nach die Regierung gern bereit, mich im Juſtizfache anzuſtellen. Zugleich ſprach er nicht undeutlich den Wunſch aus, daß der Plan rückſichtlich meiner aufgegeben werden und ich mich zum Staatsdienſte melden möge. Ich erwiderte ihm, daß ich mehr Neigung zum Adminiſtrativfache als zur Juſtizverwaltung habe, daß ich nach meinen Erfahrungen im Staatsdienſte nicht auf Beförderung, wohl aber auf die ſtrengſte Anwendung der im Staatsdienſtgeſetze gegebenen Bezähmungsmittel rechnen müſſe, daß man mir vielleicht einen unzureichenden Gehalt bieten möchte, und daß ich endlich mich ganz und gar gedemüthigt ſehen würde, wenn eine Bewerbung misglücken ſollte. Uebrigens ſagte ich ihm, daß ich meines Paſſes wegen ohnehin zu Schleinitz gehen müſſe und mit ihm über die Sache ſprechen wolle; ſollte indeß das Geſpräch auf den Staatsdienſt kommen, ſo würde ich meine Weigerung, mich darauf einzulaſſen, offen und freimüthig mit jenen Gründen motiviren. Und ſo ging ich denn auch geradesweges zu Schleinitz, um meinen Paß viſiren zu laſſen. Nachdem dieſes Geſchäft abgemacht war, ſagte ich ihm, daß er von der Abſicht mehrerer Stadtverordneten, mich zum Stadtrathe zu wählen, gehört haben würde, und verband damit die Frage, was ich in ſolchem Falle rückſichtlich der Beſtätigung zu erwarten habe. Er erwiderte, daß er keinen Grund habe, gegen mich nicht ganz offen zu ſein, und daß er, ſoweit er die Anſichten des Herzogs kenne, mit Gewißheit annehmen müſſe, daß die Beſtätigung nicht werde ertheilt werden. Er ſchwieg darauf, und ich konnte durch ſolche freimüthige aber kurze Eröffnung zu Gegenbemerkungen nicht veranlaßt werden; vom Staatsdienſte fing er nicht an, und ich wollte das Geſpräch nicht darauf lenken, weil dies den Schein einer Bewerbung gehabt haben würde. So ſchied ich von dem Miniſter des Innern, aus einer Lage, die ihm gewiß peinlicher war als mir, denn er mußte mir gegenüber von dem Bewußtſein durchdrungen ſein, daß man mir Unrecht gethan hatte und daß die Unbefangenheit, mit welcher ich ſelbſt nach wiederholten Kränkungen über mein Verhältniß zur Regierung ſprach,

Digitized by Google

mir ein moraliſches Uebergewicht verſchaffte. Ich ging nun ſofort zu meinen Freunden und bat ſie, die ganze Sache aufzugeben, weil ich nicht das unnütze Spielwerk einer jedenfalls erfolgloſen, aber unter den jetzigen Umſtänden vielleicht auch zweifelhaft gewordenen Wahl werden wollte. Die Sache iſt damit abgemacht und ich habe eine Gelegenheit mehr erhalten, der Welt zu zeigen, daß es noch Männer giebt, welche für ihre Ueberzeugung zu dulden wiſſen, und ſollte Dies das einzige Gute ſein, was ich meinen Mitmenſchen zu erzeigen im Stande bin, ſo würde ich auch jetzt dem Tode mit dem beruhigenden Bewußtſein entgegengehen, nicht vergebens gelebt zu haben. Liebe iſt oft nur das Geſchenk des Zufalls, des Vorurtheils oder der Einſeitigkeit, aber Achtung kann man ſich erzwingen, und ich weiß, daß ſelbſt meine Gegner mir ihre Achtung nicht verſagen."

„Man ſprach in Braunſchweig Viel über die neueſten Vorfälle in Berlin, welche nach eingelaufenen Privatbriefen mehr als ein bloßer Pöbelauflauf geweſen ſein ſollen. „Nicht nach Kaliſch!" ſoll aus dem Volkshaufen gerufen ſein, auch habe man laut daran erinnert, daß der König nicht Wort halte. Merkwürdig iſt es, daß bei allen Berliner Revolutionen der Thiergarten die Hauptrolle ſpielt und die Veranlaſſung giebt. Vor drei oder vier Jahren ſpielte man Rebellion, weil man „im Thiergarten nicht roochen" ſollte, jetzt, weil das Schießen im Thiergarten am Geburtstage des Königs verboten war. Die Berliner Polizei hat durch dieſes Verbot einen offenbaren Misgriff gemacht. Der Drang nach Freiheit iſt in jedem gebildeten Volke — und gebildet will doch auch das Berliner Publicum ſein — unauslöſchlich und ſtrebt immer, ſich Bahn zu machen. Eine Regierung, welche dem Volke keine politiſche Freiheit geben will, hat daher dieſen Erfahrungsſatz aus der Volkspſychologie wohl zu beherzigen, und da ſie jenen Drang nicht unterdrücken kann, ſo gebietet die Klugheit, ihn auf eine unſchädliche Bahn zu leiten. Man gebe den Menſchen ein Stückchen Freiheit in Nebendingen, ſie werden begierig nach dem Spielwerke haſchen, ſich damit brüſten und aufhören gefährlich zu ſein. Die Römer haben ihre Freiheit im Carneval, die Braunſchweiger im Theater, die deutſchen Kleinſtädter in den Schützenhöfen und die Berliner im Thiergarten. Man muß den Kindern das Spielwerk laſſen, wenn ſie nicht unartig werden ſollen; hat denn aber die Berliner Polizei nicht daran gedacht, daß, wenn ſie dem Publicum ſeine Schattenfreiheit nimmt, mit welcher es bis dahin ſich begnügte, ſehr leicht die Frage nach der wirklichen großen Freiheit erhoben werden kann? Und ſollte dieſe Frage in Berlin einmal ernſtlich aufgeworfen werden, dann möchte die Sache doch leicht eine andere Geſtalt gewinnen."

(Magdeburg.) „Am Fürſtenwalle bemerkte ich den Telegraphen, welcher auf einer hohen Kirche angebracht iſt, in der Arbeit beſchäftigt. Eine ſolche Correſpondenz hat etwas ungemein Geheimnißvolles, ich möchte ſagen, Dämonenartiges. Was hundert Meilen weſtwärts geſchieht, wird binnen wenig Stunden im Oſten angezeigt, und umgekehrt. Welche Mittel ſtehen doch den Großen der Erde zu Gebote, um ſich in dem Uebergewichte ihrer Macht zu behaupten! Wenn in Frankreich eine Revolution ausbricht, ſo können ſchon auf der ganzen Strecke bis Berlin die nöthigen Sicherungsmaß-

Digitized by Google

regeln getroffen ſein, ehe nur die Nachricht im Publicum bekannt wird; balgt man ſich in Berlin, ſo können wenige Stunden darauf am Rheine die Befehle zum Concentriren der Truppen gegeben werden, um die treuen Rheinländer im Zaume zu halten. Dazu Cenſur, Feſtungen, Soldaten, Kanonen, und die natürliche Orangiſten-Loge der Ariſtokratie! Wahrlich, es verdient Bewunderung, wenn ein Volk mit ſeinen wehrloſen Händen über ſeine bis an die Zähne gepanzerten und bewaffneten Unterdrücker einen Sieg gewinnt, und werden einem ſolchen Siege auch keine Waterloo-Säulen geſetzt, ſo trägt ihn doch die Geſchichte ehrerbietig in ihr Buch ein und gegen die Größe des ewigen Denkmals, welches die Achtung der Nachwelt dem erwachten Volksgenius erbaut, verſchwinden die Monumente der Fürſtenſiege wie Pygmäen-Machwerk."

(Dresden.) „Auch hat ſich die ſächſiſche Regierung in mancher Hinſicht ſehr ehrenwerth bewieſen, wo es auf Ausübung der conſtitutionellen Rechte angekommen iſt, indem ſie ſehr oft ſogar die eigentlichen Verordnungen (Ordonnanzen) den Ständen zur Begutachtung vorgelegt hat, freilich, wie Schäffer meinte, vorzüglich auch aus dem Grunde, um ſich deſto beſſer gegen Vorwürfe zu ſichern. Aber Dem ſei, wie ihm wolle, wie filzig eiferſüchtig hat man ſich an manchen andern Orten in allen Fragen gezeigt, welche die Feſtſtellung oder Ermittelung verfaſſungsmäßiger Rechte betrafen, ſelbſt wenn man über das Materielle der Sache einig war! Das iſt eben der Fluch, der auf kleinen Regierungen laſtet, daß ſie nie zu großartigen Anſichten gelangen können, daß ſie immer an Kleinigkeiten zwicken und zwacken wie die Pfefferkrämer, daß ſie Furcht gegen Größere hegen und dieſe durch Deſpotie nach unten hin verbergen wollen, daß ſie an Worten kleben, quetſchen und drehen, ohne je in den eigentlichen freien Verfaſſungsgeiſt einzudringen. Sie meinen, es müſſe ſo ſein, daß in einem kleinen Körper auch eine kleine Seele ſtecke, und ſchaudern vor jeder höhern Idee zuſammen, die über ihren Maulwurfshorizont geht oder, wo Unredlichkeit vorherrſcht, ihre ſchlechten Anſichten zerſtören würde."

„Ueberhaupt gefallen mir die Sachſen im Allgemeinen recht wohl, und ich begreife nicht, woher der Spruch ſeinen Urſprung haben mag, der im Halberſtädtiſchen und Magdeburgiſchen herrſchend ſein ſoll: „Traue ihm nicht, er iſt ein Sachſe." Möglich, daß der vorherrſchende Gewerbs- und Handelsgeiſt in Sachſen vorzüglich in früheren Zeiten ein intellectuelles Uebergewicht über die ackerbautreibenden Nachbarn begründet hat, und daß die eigenthümliche Schlauheit, welche mit jeder Induſtrie verbunden iſt, dem magdeburger Bauern als Falſchheit und Treuloſigkeit gegolten hat. Der Sachſe hat allerdings ſeinen Vortheil im Auge, allein er iſt auch für höhere Ideen ſehr empfänglich, und ich habe unter den Sachſen mehr Freiheitsſinn gefunden, als ich vermuthete. Man iſt nicht exaltirt, aber man legt Werth auf das conſtitutionelle Princip und iſt weit von jener Gleichgültigkeit gegen die nothwendigen Formen und Vorbedingungen politiſcher Freiheit entfernt, welche z. B. bei uns ſchon ſo tiefe Wurzeln geſchlagen hat. Aber eben deswegen iſt man auch nicht ſo unzufrieden als bei uns, man benutzt die Mittel,

Digitized by Google

welche zum Ziele führen können, und verachtet ſie nicht, weil ſie nur langſam wirken."

(Görlitz, 20. Auguſt.) „In der Gaſtſtube habe ich Zeitungen geleſen. Das Erſte, was mir in die Augen fiel, war ein Königlich Preußiſches Geſetz gegen den Aufruhr. Alſo wird es doch nun officiell anerkannt, daß die unbefleckte Jungfräulichkeit der preußiſchen Normaltreue ihr ſeliges Ende erreicht hat! Wie verächtlich ſind wir andern armen Deutſchen, welche im Jahre 1830 der Hafer etwas ſtach, weil wir Verfaſſungen haben wollten, damals und fortwährend darauf hingewieſen, daß ſolcher Skandal in den preußiſchen Staaten gar nicht vorkommen könne! Und nun doch! Was mag das für diplomatiſchen Verdruß gegeben haben! Uebrigens will ich jetzt gern glauben, daß die preußiſche Regierung noch nicht viel mit Rebellion zu thun gehabt hat, wenigſtens trägt jene Verordnung bedeutende Spuren von Anfängerarbeit. Rufen und Pfeifen bei entſtandenem Aufruhr ſoll mit körperlicher Züchtigung (alſo Stockſchlägen) bei Knaben beſtraft werden; der folgende Paragraph beſtimmt aber, daß auch andere Perſonen eben ſo zu behandeln ſeien. Da kömmt ja der Corporalſtock wieder zu Ehren. Iſt das Militair eingeſchritten und hat es von den Waffen Gebrauch gemacht, ſo wird die amtliche Darſtellung des Thatbeſtandes durch den Befehlshaber der Truppen feſtgeſtellt — die nähere Bezeichnung der Perſonen und Sachen, ſoweit es nöthig iſt, erfolgt von der Polizeibehörde. Es ſoll zur Unterſuchung ein abgekürztes Verfahren eintreten, worüber die Beſtimmung vorbehalten iſt. Ich ſehe indeß nicht ein, wozu es noch einer Beſtimmung bedarf, da die ganze Unterſuchung ja durch den Befehlshaber der Truppen und den Polizeidirector abgemacht wird. So bändigt man in Preußen die Unruheſtifter, und die Preußen ſingen dann: „Heil Dir im Siegerkranz!"

(Gabelſchenke.) „In einem Dorfe dieſſeits Sprottau kam ich an einem Spritzenhauſe vorbei, deſſen Inſchrift beſagte, daß die darin aufbewahrte Feuerſpritze ein Geſchenk von der Gnade des allverehrten Königs ſei, und mit den Worten ſchloß: „Gott lohne ihm dafür!" Ich möchte wiſſen, ob der König von Preußen, der ein vernünftiger Mann ſein ſoll, ſich über die Inſchrift freut, wenn er ſie lieſt oder erfährt. Mir wenigſtens fielen in dieſer Hinſicht zweierlei Bedenken ein. Zuerſt würde es mir z. B., wenn ich ein ſo reicher Mann wie der König von Preußen wäre, unangenehm ſein, an offener Heerſtraße in Stein gehauen verkündet zu ſehen, daß ich einer armſeligen Gemeinde vielleicht hundert Thaler zur Anſchaffung einer Feuerſpritze geſchenkt hätte, zumal wenn ich dabei, wie z. B. der König von Preußen, zu berückſichtigen hätte, daß durch eine Verminderung der Feuersbrünſte auch die ununterbrochene Entrichtung der mir gebührenden Steuern mehr geſichert würde. Zweitens aber kann man in einem abſoluten Staate nicht von Gnade und Wohlthaten des Herrſchers reden, wenn man nicht Alles, was dieſer thut oder läßt, ohne Ausnahme für Gnade und Wohlthat erklären und ſo auch des Himmels Segen deshalb auf das Haupt des Regenten herabrufen will, weil es ihm nicht gefällt, ſeinen geliebten Unterthanen Mann für Mann die Köpfe abſchlagen zu laſſen. Aber freilich löſt ſich auch Alles theoretiſch nur in dieſe grauenvolle Wahrheit auf, wenn man gleich der praktiſchen

Seite einen etwas mildern Charakter zu geben ſucht; denn nirgend hört man ſo viel von der Gnade des Landesfürſten als in einem abſoluten Staate. Hier hat der König tauſend Thaler zum Baue einer Kirche geſchenkt, dort hundert zu einer neuen Feuerſpritze, hier hat er den Ueberſchwemmten Unterſtützungen angedeihen laſſen, dort armen Fabrikgegenden aufgeholfen. Ich laſſe dies Alles gern als Wohlthaten gelten, wenn es von einem Privatmann herkömmt, aber nicht von dem Könige in einem abſoluten Staate; er iſt der Herr über den Geldbeutel ſeiner Unterthanen, ſeiner Willkür ſind keine poſitiven Schranken geſetzt; was er an ſeine Unterthanen verſchenkt, wird auch von ſeinen Unterthanen aufgebracht, und moraliſch wird er erſt dann gerechtfertigt, wenn er Alles, was ihm nach Befriedigung ſeiner unumgänglichen Bedürfniſſe übrig bleibt, ohne Ausnahme wieder zum Wohle ſeiner Unterthanen verwendet. Ich bin weit entfernt, die perſönlichen Eigenſchaften des Königs von Preußen herabſetzen zu wollen, er ſoll eine ſehr einfache Lebensweiſe führen und von Charakter gutmüthig ſein, und es wäre leicht möglich, daß ihm, wenn er eine Verfaſſung hätte, eine größere Civilliſte bewilligt würde als Dasjenige, was er jetzt zur Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe wirklich ausgiebt. Aber dann hätte er auch ein Budget, nach welchem ſeine Miniſter beſondere Unterſtützungen reguliren und verantworten müßten, dann würde die ganze Welt erfahren, daß die Mittel zu dieſen Unterſtützungen vom Volke ſelbſt aufgebracht werden, und jener Nimbus würde verſchwinden, welcher dadurch erhalten wird, daß man jeden Silbergroſchen, den man aus der Staatscaſſe erhält, der Gnade des Königs zu verdanken glaubt. Ich beneide die Preußen nicht um ihre Unſchuld, welche ſie mit den Bienen gemein haben, denen man im Sommer den größten Theil ihres mühſam geſammelten Honigs nimmt und im Winter eine nothdürftige Unterſtützung zum Unterhalte zurückgiebt.“

(Glogau, 1. September.) „Ich habe in dieſen Tagen wunderliche Dinge geleſen und gehört. In Spanien kracht es, der Republikanismus — oder, wie man ſich bis jetzt mildernd ausdrückt — der Föderativgeiſt rührt ſich, überall brechen inſurrectionelle Bewegungen aus, Toreno ſoll entflohen ſein. So berichtet die Berliner Zeitung, und man ſollte meinen, ſie werde dergleichen nicht lügen, ſo unwahrſcheinlich mir auch Manches vorkömmt. Der Herzog von Frias hat an Ludwig Philipp abermals das Verlangen geſtellt, zu Gunſten der Regentſchaft zu interveniren, und Ludwig Philipp ſoll ſchwanken. Das will ich wohl glauben. Wenn er nicht intervenirt, ſo ſiegt die Revolution in Spanien und ſteckt ihm ſein ſüdliches Frankreich an; wenn er aber intervenirt, ſo läuft er Gefahr, daß ſeine Truppen mit den Revolutionären gemeinſchaftliche Sache machen, oder, was noch ſchlimmer wäre, daß ſie eine Schlappe erhielten, und dann wären alle Phraſen für die nächſte Thronrede verpufft. Der Henker möchte gern in ſolchem Dilemma ſtecken, aber ich wette, der ſchlaue Fuchs findet doch irgend einen zweideutigen Kniff heraus und verſichert Allen, die es glauben wollen, das ſei ächtes, veritables justemilieu. Bis zur wahren Perfidie verſteigt er ſich noch nicht, denn während er mit der heiligen Allianz Mariage ſpielt, muß er wenigſtens zum Scheine der Julirevolution den Hof machen, um die dehors zu ſolviren; aber

Digitized by Google

es wird ihm am Ende keine andere Wahl übrig bleiben. Wenn ich annehme, daß er ein ehrlicher Mann iſt, ſo hat er das übermenſchliche Wagſtück unternommen, im Innern eine franzöſiſche Freiheit zu dulden und zu beſchirmen, nach Außen aber mit einer illiberalen europäiſchen Politik Frieden zu ſchließen, vielleicht gar zu fraterniſiren. Dann liegt aber eine ungeheure Verblendung zum Grunde. Die Politik iſt der Charakter einer Regierung; wie dieſer beim Menſchen, muß auch die Politik der Regierung unter allen Umſtänden, ſei es nach Innen oder nach Außen, ſich gleich bleiben, wenn ſie ſich nicht dem Vorwurfe der Zweideutigkeit, der Treuloſigkeit ausſetzen will. Eine Regierung, welche den Liberalismus zum Princip hat, verleugnet dieſes Princip, wenn ſie daſſelbe nicht in allen ihren Beziehungen zum Auslande feſthält, ſie würdigt die Idee zu einer bloßen Adminiſtrativmaxime herab. Wer in ſeinem eigenen Lande die Freiheitscocarde trägt, aber zugiebt, wo er es hindern konnte, daß in einem andern Lande die Freiheit unterdrückt wird, Der liebt die Freiheit nicht um ihrer ſelbſt willen, ſondern er duldet ſie nur, ſo lange er muß. Die Frage der Freiheit iſt eine Frage der höhern moraliſchen Weltordnung; iſt ſie aufgeworfen, ſo muß ſie entſchieden werden, und jedes Volk wie jedes Individuum hat das natürliche Beſtreben, ſie zu ſeinem Vortheile entſchieden zu ſehen; den Kampf zu vermeiden iſt eben ſo viel, als die Vortheile des Angriffs aufzugeben. Im Juli 1830 nahm die Freiheit die Offenſive und der Sieg war ihr; ſeitdem wird ſie mehr und mehr auf die Defenſive beſchränkt und man vergleiche die Folgen. Wenn Ludwig Philipp aufrichtig der Held der Julitage werden wollte, ſo blieb ihm Nichts weiter übrig, als ganz Frankreich das Bajonett aufpflanzen zu laſſen, Alles um ſich her zu revolutioniren und die Fahne der Freiheit bis an die Gränzen des civiliſirten Europa zu tragen. Aber Ludwig Philipp hatte Scheu vor dieſem Rieſenmittel, und er wird als das Opfer ſeiner Selbſttäuſchung fallen."

(Görlitz.) „An den hieſigen Vorkehrungen zum feierlichen Empfange des Königs nehmen auch die lauſitziſchen Stände Theil, d. h. die Rittergutsbeſitzer, welche hier überhaupt vorzugsweiſe unter dem Namen der Stände begriffen werden. Ein Ausſchuß ſendet an ſämmtliche Mitglieder eine Einladung zu einem thé dansant an dem Tage, wo der König eintreffen wird, umher, erſucht ſie aber in derſelben zugleich, nur in Uniform zu erſcheinen. Ich fragte, ob man denn ſo ſtreng in der Etikette ſei und ob namentlich der König ein ſo großes Gewicht auf die Uniformen lege, erfuhr aber zu meiner Verwunderung, daß ein Kniff dahinter ſtecke. Unter den Rittergutsbeſitzern befinden ſich nehmlich manche Männer aus dem Bauernſtande, denen es durch Thätigkeit, Umſicht und Sparſamkeit gelungen iſt, ſich Rittergüter anzukaufen, welche aber natürlich mit dem neuen äußern Wohlſtande nicht zugleich die volle Sittenverfeinerung der höhern Stände und vor allen Dingen nicht adeliges Blut angenommen haben. Man ſchämt ſich dieſer Standesgenoſſen, die man ehemals nur als Untergebene zu behandeln gewohnt war, man will ſie gern ausſchließen, und da dies ohne groben Verſtoß auf directem Wege nicht geht, ſo macht man beim Königsballe die Uniform zur Bedingung, welche 150 ℛ︁ koſtet, und welche die einfachen, ſchlichten Landleute ſich nicht anſchaffen. Iſt Das nicht fein erſonnen? Aber es iſt ſchon eine ſchlimme

Vorbedeutung für den Adel, wenn er zu ſolchen Kunſtgriffen ſeine Zuflucht nehmen muß, um ſeine alterthümlichen Standesvorzüge zu retten."

(Frankfurt.) „Etwas hinter der Mühle liegt die berüchtigte Laudonsſchlucht, wo der kühne Laudon den Preußen den bereits gewonnenen Sieg durch eine Unvorſichtigkeit Friedrich's entriſſen hat, ein Ort, welcher ebenſowohl an den klaren Feldherrnblick des tapfern Seidlitz als an den blinden Eigenſinn des Königs ewig erinnern wird. Napoleon hätte ſich durch Seidlitz wahrſcheinlich auch Nichts vorſchreiben laſſen, aber er hätte auch wohl den Fehler nicht gemacht, denn Napoleon irrte nur im Großen, nie im Kleinen. Ich weiß ſelbſt nicht, wie es kommt, daß ich ſo oft eine Parallele zwiſchen Friedrich und Napoleon mache, aber es muß doch wohl richtig ſein, daß ſie viel Aehnlichkeit haben. Die Zeit, wo wir Napoleon als Menſchen kennen lernen, wird wahrſcheinlich noch kommen; wäre er aber der grauſame Bluthund geweſen, wofür man ihn vor einem Vierteljahrhundert hielt, ſo würde es unbegreiflich ſein, daß die Franzoſen ihm damals mit abgöttiſcher Verehrung anhingen, und daß auch noch die jetzige Dynaſtie in Frankreich vor dem Napoleon zittert. Ich bin weit entfernt, Napoleon's Vertheidigung in moraliſcher Beziehung zu übernehmen, nur kann ich nicht glauben, daß Friedrich II. höher ſtehe. Ungerecht waren ſie Beide, Friedrich im Einzelnen und aus Eigenſinn noch mehr als Napoleon — der Müller Arnold weiß davon nachzuſagen. Napoleon ließ erſchießen, Friedrich ſchickte aus Machtvollkommenheit an den Galgen oder nach Spandau. Darin iſt kein Unterſchied. Aber dafür war auch Friedrich ein legitimer Fürſt, welcher natürlich nichts Böſes thut, und Napoleon ein Parvenu, dem das launige Schickſal die Kronen von halb Europa in die Hände geſchleudert hatte, und darum hat man in Preußen befohlen, daß in geſchichtlichen Werken nichts Nachtheiliges über Glieder der regierenden Familie gedruckt werden ſoll. Armſelige Zwerge! Die Geſchichte iſt unerbittlich und unerreichbar für eure kranken, rachitiſchen Arme; ihr wollt die Göttin erfaſſen und verſenkt euch ſiegestrunken in die Nebelwolke, aber ſeht, dort oben ſteht die Himmelstochter, dort oben im reinen Aether des Lichts, wohin ihr nicht ſchauen, nur blinzeln könnt, von dort wird ſie herabfahren wie ein ſauſender Sturmwind, wird euch die Jeſuitenjacke vom Leibe reißen und euch wie Federlieschen dem Spotte der Welt preisgeben. Was kein Gott kann, das Geſchehene ungeſchehen machen, Das wollt ihr Wichte euch herausnehmen, und ihr zittert nicht vor der Rache der ewigen Gerechtigkeit?"

(Chemnitz.) „Leibliche Erquickung war indeß nicht zu erhalten; dagegen fand ich in der auf dem Tiſche liegenden Leipziger Zeitung eine Notiz, welche mich ſehr amüſirte. Bei den Feierlichkeiten zu Kaliſch hat man nehmlich auch ein großes Feuerwerk abgebrannt, und das eine dabei aufgeſtellte Transparent hat eine ſinnbildliche Darſtellung der Vereinigung der preußiſchen und ruſſiſchen Waffen zu Kaliſch im Jahre 1813 enthalten. Dieſes Transparent iſt nun aber vom Winde umgeworfen und ſo zerriſſen, daß nur noch der Name Kaliſch und die Zahl 1813 zu ſehen geweſen ſind. Man hat nun der Zeitung zufolge das Transparent nicht mehr aufſtellen können und es deshalb zur Seite gelegt. Ich möchte wiſſen, ob die Leipziger Zeitung ſich

hier nicht einen kleinen Scherz erlaubt hat, denn die Angaben ſind zu charakteriſtiſch, als daß man nicht mehr wie Zufall darin finden ſollte. Man denke ſich das Wort „Kaliſch" und die Zahl 1813 mit flammenden Zügen aus der dunkeln Nacht leuchten, man denke ſich den König von Preußen davor, welcher bei der denkwürdigen Zuſammenkunft zu Kaliſch mit dem Kaiſer von Rußland die ewig unvergeßliche Proclamation erließ, in welcher die Deutſchen aufgefordert wurden, ihre letzten Kräfte aufzubieten, um gemeinſchaftlich mit den verbündeten Königen die Freiheit und Einheit des Vaterlandes zu erkämpfen, in welcher man ihnen goldene Berge verſprach, in welcher nicht von „Unterthanen", ſondern vom „Volke" die Rede war, und anerkannt wurde, daß nur durch die Sympathie des Volkes auch die Kronen gerettet werden könnten. Und das deutſche Volk ſtand auf in edlem Grimme, der Ehemann verließ die Gattin, der Vater ſeine Kinder, ſie umgürteten ſich mit dem Schwerte, um auszuziehen in den Kampf, welchen man den heiligen nannte; noch nie hatte ja ein deutſcher Fürſt ſo zu den deutſchen Völkern geſprochen, und der Deutſche glaubte nicht, daß ein Fürſt lügen könne. So zogen ſie hin, die heiligen Schaaren, begleitet von Deutſchlands Segen und Deutſchlands Hoffnungen, ſie ſtürzten ſich auf den Feind, und — die Fürſtenkronen waren gerettet. Theodor Körner, der poetiſche Dragoman ſeiner Zeit, war gefallen, und es war gut für ihn, daß er fiel, denn ihn hatte der Hoffnungsenthuſiasmus begeiſtert, der unter den Bundesordonnanzen nicht fortdauern konnte. Und die Völker harrten, daß das große Fürſtenwort gelöſt werde, die Wünſche äußerten ſich lauter und ſtiller — den Geduldigen antwortete man durch die Karlsbader Beſchlüſſe und die Cenſur, den Ungeduldigern durch die Köpenicker Unterſuchungen und die Centralcommiſſion in Mainz. Wo die Völker ruhig waren, da meinte man, es bedürfe der Erfüllung des gegebenen Worts nicht; wo ſie aber unruhig wurden, da ſollte die Zeit der Ruhe erwartet werden. Das iſt ſo ziemlich die Geſchichte der letzten 22 Jahre. Der König von Preußen aber lebte vor 22 Jahren und er lebt noch heute; er konnte die Proclamation von Kaliſch, welche er ſelbſt unterſchrieben hatte, erfüllen, wenn er wollte, mehr als irgend ein anderer deutſcher Fürſt. Würde es ihm nicht eine furchtbare Mahnung geweſen ſein, wenn ihm aus der Finſterniß entgegengebrannt hätte: „Kaliſch. 1813."? — Der Kaiſer von Rußland konnte ſchon ruhiger dabei ſein, denn er hat wahrſcheinlich das Allodium ſeines Bruders nicht geerbt, und fürſtliche Verſprechungen gehören der Regel nach zum Allodium."

2) Aus dem Tagebuche von der Reiſe nach Ems und dem Rhein, 1837.

(Coblenz.) „Noch einen Blick warf ich zurück auf die ſchöne freundliche Landſchaft und trat dann den Rückweg an. Daß die Franzoſen den Rhein nicht haben, nach welchem ſie ſo lüſtern ſind, nachdem die entarteten Söhne Hermann's ſich von ihnen haben das Elſaß entreißen laſſen, darüber freue ich mich von Herzen, aber dem Könige von Preußen gönne ich ihn auch nicht. Dieſes ſchöne Stück von Deutſchland könnte wohl frei ſein, dann fehlte hier gar Nichts! Es iſt doch gut, daß man ſolche Gedanken auch haben kann, wenn man noch in den Rieſenwerken einer preußiſchen Feſtung iſt und ruhig

bei allen Schildwachen damit vorbeipaſſirt, als ob man Schwefelhölzer feil böte. Bauet nur Wälle, Mauern und Thürme, gießt Kugeln und Kanonen, ſchmiedet Bajonette und Schwerter, ihr trefft doch nur den Körper, und der Geiſt iſt Luft gegen eure Waffen. Seht ihr die Mauertrümmer dort oben auf dem Berge? Auch ſie waren einſt ſtattliche, unbezwingliche Feſten, auch ſie waren die anſcheinend unerſchütterlichen Grundſäulen, auf denen die Anſichten des Zeitalters für die Ewigkeit zu ruhen ſchienen, ſie ſind gefallen, dieſe Burgen, weil es wiederum nur der G e i ſt war, der ſie hielt, wie viel man auch damals, wie jetzt, umgekehrt glauben mochte, daß ſ i e den Geiſt hielten und feſſelten, und nur der Wanderer verweilt noch bei ihrem Anblicke, ſich freuend über das romantiſche Bild, welches das Werk der Menſchenhand in ſeiner Zerſtörung darbietet."

(Ems, 12. Juli.) „Viel wichtiger iſt die zweite Nachricht, daß der neue König von Hannover einen ſcharfen Beſen mitgebracht hat und tüchtig darauf los kehrt. Nicht genug, daß er ſchon einige Miniſter in Gnaden verabſchiedet hat, nein, er erklärt auch in einem kürzlich erlaſſenen Manifeſte, daß er die neue Verfaſſung des Landes gar nicht als ihn bindend betrachte, daß er noch überlegen wolle, ob es am Ende nicht das Beſte ſei, Alles auf den alten Fuß zurückzuführen, wobei man ſich ja früher ſo gut geſtanden habe; daß er ſeinen getreuen Unterthanen, deren Wohl ihm Tag und Nacht am Herzen liege, ſeine ernſtliche Willensmeinung darüber demnächſt ausführlich und beſtimmt zu erkennen geben wolle, daß er übrigens vorläufig einen Cabinetsminiſter ohne Verpflichtung auf die Verfaſſung in Brod und Lohn genommen und demſelben befohlen habe, dieſes Manifeſt zu unterſchreiben. Recht ſo, geliebter Ernſt Auguſt, du weißt, wie die Hannoveraner behandelt werden müſſen, tritt ihnen nur tüchtig auf dem Kopfe herum, ſie haben etwas dickes Leder, aber am Ende werden ſie es doch fühlen. Wenn es dann hoch kömmt und die hannover'ſche Verfaſſung es zuläßt, ſo eröffnen die Stände einen förmlichen und feierlichen Proceß beim Bundestage, wie weiland unſere Landſtände gegen weiland Herzog Karl, und ſie werden ihn, wir wir, gewinnen, wenn eine neue Julirevolution in Frankreich dem durchlauchtigſten Bundestage auf ſeinem Dreifuße den Orakelſpruch eingegeben hat. Es iſt eine traurige Lage der Dinge, wo man mit der ehrlichſten wärmſten Vaterlandsliebe in der Bruſt, aber durch aufmerkſame Beobachtung der letzten Zeitereigniſſe belehrt, ſolche Extreme herbeiwünſchen muß, damit ein beſſerer Zuſtand komme. Und doch iſt es in der That ganz und gar nicht anders. In allen menſchlichen Dingen giebt es nun einmal keinen Stillſtand, ſondern nur Vor- und Zurückſchreiten. Die Wahrheit iſt tauſendmal geſagt, aber ſie wird faſt gar nicht beherzigt. Die meiſten Menſchen begnügen ſich mit dem gegenwärtigen Zuſtande, weil er doch noch ein leidlicher ſei, und laſſen ſich dadurch täuſchen, daß ſie die Uebergänge vom Leidlichen zum Unleidlichen nicht merken, daß ſie den allmäligen, aber unaufhaltſamen Rückſchritt für einen Stillſtand halten. Solchen Menſchen werden die Augen nicht eher geöffnet, als bis ſie auf dem Rückwege bei einem Handweiſer vorbeigekommen ſind, der ihnen wieder den rechten Weg zeigt. Iſt daher die retrograde Bewegung eingeſchlagen, ſo fordert das Geſetz der (menſchlichen) Natur, daß ſie bis

zu ihrem Ziele fortgeſetzt werde, und der wahre Menſchen- und Freiheitsfreund kann nur wünſchen, daß die Verhältniſſe dieſe Bahn ſo raſch als möglich durchlaufen. König Ernſt Auguſt ſcheint dazu den beſten Willen zu zeigen, er ſchiebt die alte deutſche Mähre, welche ſelbſt im Rückwärtsgehen langſam iſt, unbedenklich zur Seite und ſetzt ſich auf einen raſchen engliſchen Wettrenner, der ihn bald zum Ziele führen wird. Glück auf die Reiſe, mein theurer König, die Andern werden ſchon nachkommen und dir beim Abſteigen den Steigbügel halten, wenn ſie auch keine Erzämter bekleiden."

(Ems, 21. Juli.) „Die Geſchichte wird nun wohl einige Zeit ruhen, verſchiedene Streitſchriften hervorrufen und am Ende ein ſogenannter billiger Vergleich abgeſchloſſen werden, d. h. ein ſolcher, durch welchen die hannoverſche Verfaſſung noch ſchlechter wird als ſie ſchon iſt. Würden die Menſchen klüger, und wären namentlich Diejenigen, welche uns ſo oft die Erfahrung der Geſchichte anpreiſen, nicht ſtarrblind in der Gegenwart, ſo würden ſie ſich hier abermals durch die lebende Geſchichte belehren können, daß die Gewalt, wenn ihr keine Kraft entgegengeſetzt wird, immer weiter greift, und daß uns mit der Zeit Alles genommen wird, wenn wir uns nicht wehren. Es giebt eine Art von gutmüthigen Schäfen, zu welchen ich ſelbſt früher gehört habe, deren Grundſatz darin beſteht, daß man Alles, was die Zeit fordert und deſſen Nothwendigkeit ſie anerkennen, auf dem Wege der gütlichen Vermittelung und beſonders durch zuvorkommende, unverwüſtliche Liebe gegen die Gewalthaber zu erreichen ſuchen müſſe. Wir müſſen, heißt es dann, oben eine freundliche Stimmung hervorzubringen ſuchen, damit man uns wieder freundlich anblickt und aus Wohlwollen gewährt, was man unſern Forderungen verſagte. Eine ſolche Politik iſt dumm und dabei außerdem ſchlecht. Hört man von uns, ſelbſt wenn wir gedrückt werden, Nichts als Lobpreiſungen und Dankſagungen, beeilen wir uns, bei jeder ſich darbietenden Gelegenheit unſern pflichttreuen Gehorſam zu erkennen zu geben, auch wenn gar nicht darnach gefragt wird, dann kann man vernünftiger Weiſe nicht auf den Gedanken kommen, daß uns Etwas fehle, und es giebt wohl kaum ein Beiſpiel in der Geſchichte, wo ein Gewalthaber ſeinem Volke die Freiheit als Lohn für ſeinen Sklavenſinn gegeben hätte. Außerdem aber iſt jeder Menſch verächtlich, der ſich das Recht ſchenken läßt. Der deutſche Monarchismus iſt noch weit davon entfernt, wahrhaft conſtitutionelle Geſinnungen in ſich aufzunehmen, aber Kriecherei und Speichelleckerei ſind in der That nicht die geeigneten Mittel, ihn dahin zu bringen."

„Der König von Preußen hat ſich durch ſeine Vermittelung (bei der Vermählung der Herzogin von Orleans) ungefähr eben ſo weit von den Grundſätzen des Oſten entfernt, als Ludwig Philipp durch die Verheirathung ſeines Sohnes mit einer deutſchen Fürſtentochter von den Principien der Revolution, obgleich auch für dieſen kaum etwas Anderes übrig blieb; das Verdienſt des Königs von Preußen beſteht aber eben darin, daß er aus freier Entſchließung handelte. Ueberhaupt thut es mir wahrhaft wehe, daß auf dem Könige von Preußen, deſſen hohe Redlichkeit und geſunder Sinn in manchen einzelnen Fällen mir wahre Hochachtung abdringt, ſo ſchwere und gegründete Vorwürfe laſten, welche eben wieder dieſe Redlichkeit treffen.

Digitized by Google

Es mag ſein, daß er ſelbſt da recht zu handeln glaubte, wo er dem gegebenen Worte nicht treu blieb, und daß Irrthum ſein einziger Fehler iſt; aber wie man wohl behauptet hat, daß in politiſchen Angelegenheiten ein Fehler eben ſo ſchlimm ſei als ein Verbrechen, eben ſo wahr und wohl noch wahrer iſt die Lehre, daß in der Entwickelung des Menſchengeſchlechts jedes politiſche Verbrechen ein Fehler iſt. Wer nicht genug reine Liebe für das Gute, Wahre und Rechte in der Bruſt trägt, um Das auch ohne weitern Beweis einzuſehen, Der betrachte, welche Folgen die Zerſtörung von Karthago, die Theilung von Polen und der Menſchenhandel auf dem Wiener Congreſſe gehabt haben."

(Mainz.) „Man ſpricht hier faſt von Nichts als dem bevorſtehenden Gutenbergsfeſte, aber ich bedaure gar nicht, daß ich um einige Tage zu früh komme. Es liegt ein bitterer Hohn darin, daß das Denkmal desjenigen Mannes, dem wir die gewaltige Kraft der Preſſe verdanken, in eine deutſche Bundesfeſtung eingeſperrt werden muß und wird. Dem Erfinder der Buchdruckerkunſt kann jetzt nur ein einziges würdiges Denkmal errichtet werden, und das kann nur der deutſche Bundestag, wenn er die Preßfreiheit verkündigt; bis dahin wird der große Mann keine Ruhe im Grabe darüber haben, daß man ſein rieſenhaftes, erhabenes Werk ſo ſchandvoll verhunzt, und nicht etwa in Bengalen oder auf den Sandwich-Inſeln, auf Otaheiti, wo Preßfreiheit herrſcht, ſondern im eigenen Vaterlande, welches ſich nicht ſchämt, ſein ſchönſtes Kind ſelbſt zum Eunuchen zu machen. Aber man wird feierliche Reden halten bei der Enthüllung und jubeln, man wird, was man beim Feſte ſelbſt nicht fand, auf dem Boden der Flaſche ſuchen, und der deutſche Bund wird ſich rühmen, dem Volke ein liberales Feſt geſtattet zu haben."

(Frankfurt.) „Und nun zum Bundespalaſte. Er liegt in einem unanſehnlichen Nebengäßchen, verſteckt, unheimlich und finſter wie der Geiſt, der in ihm hauſet. Ein Oeſterreicher und ein Republikaner der Frankfurter Miliz hielten vor dem Eingange Wache und beſchützten das monarchiſche Princip. Armes Deutſchland, wie kläglich und doch wie angemeſſen iſt das äußere Bild des Repräſentanten Deiner Größe! Es iſt doch gut, daß der Thurn- und Taxis'ſche Palaſt ſo verſteckt liegt, denn es könnte leicht ein durchreiſender Fremder ihn am Wege finden und uns verſpotten; jetzt ſucht ihn nur ein verſchämter Deutſcher auf und trauert über das geſunkene Vaterland."

(Caſſel.) „Wippermann wunderte ſich, daß die braunſchweigiſchen Stände auseinander gegangen ſeien, ohne die hannöveriſche Sache auch nur mit einem Worte zu berühren. O sancta simplicitas! In welchem Rufe des Heldenmuthes müſſen die guten Braunſchweiger noch vom Schloßbrande her ſtehen, daß man ſolche Keckheit auch nur für möglich halten kann! Und hat denn nicht bei uns Vater Bank den Antrag gemacht, nachdem der Herzog abermals den üblichen Tribut zum Schloßbaue gehoben, nachdem er den Wunſch der löblichen Stände nach einer nur etwas anſtändigen Oeffentlichkeit ihrer Verhandlungen als unreif und voreilig zurückgewieſen und noch in vielen andern Dingen ſeine landesväterliche Huld und Liebe zu erkennen gegeben hatte, von Höchſtdemſelben ſein Bildniß zu erbetteln? Und beweiſt

Digitized by Google

man denn nicht conſtitutionelle Geſinnungen genug, wenn man auf ſolche Weiſe ausſpricht, daß man das Bildniß des Landesfürſten eben ſo hoch achtet als ein verurtheilter Baier, daß das Volk oder die Ständeverſammlung von türkiſchen Vorurtheilen frei, und daß ein braunſchweigiſcher Conſiſtorialrath kein Ulema iſt? Ich kann nicht umhin, da ich die Sache einmal berühre, bei dieſer Gelegenheit zu ſagen, wie unausſprechlich jämmerlich mir dieſer Schritt unſerer wohllöblichen Stände erſcheint. Glaubten ſie einmal wirklich ohne das Bild nicht exiſtiren zu können, ſo war doch der kürzeſte, einfachſte und anſtändigſte Weg der, daß die anweſenden Mitglieder jedes einige Thaler zuſammenſchoſſen und ihr Idol ankauften oder verfertigen ließen; das hing man alsdann im Saale auf und Alles war in Ordnung und nicht nöthig, die Erlaubniß irgend eines Menſchen zuvor einzuholen. Denn wenn die Stände wirklich glaubten, daß ſie die landesfürſtliche Geſtattung haben müßten, um einen Nagel in die Wand ihres eigenen Hauſes zu ſchlagen, ſo ſollten ſie ſich ſchämen, daß ſie das Land um ſein Geld betrügen. Wozu nun dieſe kriechende Anfrage und Bitte? Nur dazu, um ſeinen vielerprobten Servilismus aufs Neue zu beſtätigen, die devote Verſicherung zu geben, daß man ſelbſt die Liebe zum Landesfürſten nicht ohne deſſen Befehl und Genehmigung auszudrücken wage, daß man Nichts, gar Nichts ſelbſt wolle, ſondern durch und durch nur der Fußſchemel des Fürſten ſei, daß man aber in Liebe und Anhänglichkeit vergehe und als Lohn der Artigkeit das Bild erſehne, wie die Kinder die Chriſtbeſcheerung. Wer ſo ſelbſt ſeine eigene Ehre in den Koth tritt, Der verdient die vollſte Verachtung des Landes."

16. Juli. „Ich habe in dieſen Tagen Weitzel's Aufſatz geleſen über die Frage: Hat Deutſchland eine Revolution zu fürchten? Er iſt in ſeinen 1821 erſchienenen Vermiſchten Schriften abgedruckt, jedoch wahrſcheinlich einige Jahre vorher geſchrieben. Mancher würde den Aufſatz mit dem Bemerken aus der Hand legen, daß er nichts Neues darin gefunden habe, allein es iſt wichtig, wahrzunehmen, daß hellſehende und vorurtheilsfreie Männer ſchon vor zwanzig Jahren über den Stand der deutſchen Angelegenheiten ziemlich ähnlich urtheilten, wie jetzt von dem beſſern, vernünftigen und aufrichtigen Theile ebenfalls darüber geurtheilt wird, und daß Dasjenige, was Weitzel für dieſen oder jenen Fall vorausſagt, zum Theil ſchon wirklich eingetroffen iſt. Und doch muß man berückſichtigen, daß die Zeit, in welcher Weitzel ſchrieb, noch beſſer war als die unſrige, denn jetzt dürfte man nicht mehr ſo ſchreiben. „Alle Revolutionen", ſagt er, „ſind dadurch entſtanden, daß ſich der alte Misbrauch gegen neue Verbeſſerungen, ein langes Unrecht gegen das erkannte Recht behaupten wollte. — Keine Revolution iſt unvermeidlich; ſie werden es alle durch unſern Stolz und Eigenſinn, durch unſere Thorheit und Schwäche." „Der Zeichen, welche gewaltſamen Erſchütterungen vorherzugehen pflegen, giebt es bei uns genug, es wird gedroht, gewarnt, gerathen, aber größtentheils ohne gründliche Kenntniß der Dinge, ohne klares Bewußtſein und ſichern Plan" u. ſ. f.

3. Aus dem Tagebuche von der Reiſe durch Süddeutſchland und die Schweiz, 1839.

(Freiburg.) „Nach Welcker kam auch der junge (Hermann) Rotteck.

Es wurde verabredet, daß wir ſeines Vaters Landgut auf dem Roßberge beſuchen wollten. Der Weg dahin iſt wohl anderthalb Stunden lang und geht zum Theil ziemlich ſtark bergan, der feurige kräftige Welcker aber ſprach ſelbſt im Steigen ohne Unterbrechung fort und ſo anziehend, daß ich in der That die Umgebungen der wirklich paradieſiſchen Gegend gar nicht beachtete und wir oben anlangten, ehe ich mich Deſſen verſah. Und da traten wir nun ein in das einſame ländliche Häuschen, welches der große Mann zu ſeinem Sanssouci erkoren hat, wo er wie ein einfacher Landwirth für ſeine Kinder ſorgt und dann wieder aus der Betrachtung der waldigen Berge und aus dem Blicke von der Höhe in die Ebene hinab die erhabenen Gedanken empfängt, vor welchen noch nach Menſchenaltern die Tyrannen erzittern werden. Rotteck's freundlicher und gefälliger Sohn hatte für eine gaſtliche Aufnahme geſorgt, und Welcker's kräftiger Feuergeiſt würzte das Butterbrod, welches mir, wie ich glaube, nie ſo gut geſchmeckt hat. Auch Rotteck's Studirzimmer zeigte mir ſein Sohn; ein einfacher Saal mit wenig Zimmergeräth, aber gewiß von den unſichtbaren Geiſtern bevölkert, welche die Stirn des großen Mannes bei ſeiner Arbeit umlagern. — Es iſt ein ziemlich beſchwerlicher Weg von Freiburg bis auf dieſe Höhe, aber Rotteck, obſchon bereits 64 Jahre alt, legt ihn wöchentlich mehrere Male zu Fuß zurück, weil er auf dieſem Gütchen den größten Theil ſeiner Mußeſtunden zubringt."

(Tags darauf.) „Geſtern Morgen ſchon ziemlich früh kam Rotteck's unermüdlicher Sohn abermals zu mir und zeigte mir an, daß ſein Vater am Abend vorher noch ſpät eingetroffen ſei; da er aber am Morgen noch viele Gänge zu machen habe und alſo nicht genau eine Stunde beſtimmen könne, wenn ich ihn zu Hauſe treffen würde, ſo wolle er lieber mich zwiſchen elf und zwölf Uhr beſuchen. Zugleich brachte er mir und meinen Gefährten eine Einladung auf den Abend. Nun eilte ich, wenigſtens Welcker meinen Beſuch zu machen, und kam dann zeitig genug wieder in meine Wohnung zurück.

Kurz nach elf Uhr wurde angeklopft; ich geſtehe, daß ich mit etwas pochendem Herzen die Thür öffnete — und herein trat ein kleines unſcheinbares Männchen, deſſen erſte freundliche und ſchlanke Anrede in ächt ſchwäbiſchem Dialekt ich kaum verſtand. Das war Rotteck, das war der Mann, den man ſeiner ganzen äußeren Erſcheinung nach vielleicht für einen Schuſter halten würde, das der Mann, vor dem der Bundestag zittert! Es war gut, daß Rotteck's freundliche Geſprächigkeit ſofort über die Schwierigkeiten des Anfangs einer Unterhaltung hinwegführte, denn ich bedurfte erſt einiger Ruhe, um das ganze Bild ſeiner äußeren körperlichen Erſcheinung in mein Inneres aufzunehmen. Man macht ſich leicht eine unrichtige Vorſtellung von einem Manne, den man noch nicht kennt, und ſo iſt es mir auch mit Rotteck gegangen; dazu kömmt noch, daß kein einziges Bild, welches ich von ihm geſehen habe, ſein Geſicht mit Aehnlichkeit wiedergiebt. Er iſt, wie geſagt, von kaum mittlerer Größe, ſeine Geſtalt hat wenig Imponirendes, ſeine Sprache iſt, ſelbſt abgeſehen von dem ſchwäbiſchen Dialekt, undeutlich, beim Reden wirft er den Kopf etwas in die Höhe und ſchlägt zuerſt die Augenlieder zu Boden; aber ſobald eine erhabene Idee ihn berührt, dann werden ſeine Züge lebhaft, ſeine hohe Stirn legt ſich in einzelne Falten, ſein Blick

Digitized by Google

wendet ſich offen und klar in die Höhe, von woher der Genius auf ihn herabzuſchweben ſcheint. Glaube man aber nicht, daß ich dieſe Beobachtungen alle im erſten Augenblick gemacht hätte, ich bin ja ſeit geſtern Morgen faſt immer mit ihm zuſammen geweſen, und zuerſt wird man nur durch die anſpruchsloſe Beſcheidenheit und Einfachheit des Mannes gewonnen, der mehr als irgend ein anderer Menſch der Gegenwart auf ſeine Zeitgenoſſen durch das mächtige Wort der Wahrheit gewirkt hat. Sein Beſuch ſchloß mit der wiederholten Einladung zum Abend, wo er uns auf einem andern, nicht ſo hoch gelegenen Landgute bewirthen wollte."

— — „Nachdem wir vom Berge zurückgekehrt waren, gingen wir zu Rotteck, den wir in ſeinem großen mit Büchern und Büſten überladenen Studirſaale fanden. Seine Familie war ſchon vorauf, und wir verweilten hauptſächlich nur noch, um ſeinen koſtbaren Schrank mit den zwölf oder dreizehn ſilbernen Ehrenbechern zu beſehen, welche Deutſchland ſeinen Ideen und ſeiner Wirkſamkeit geweihet hat. Er betrachte dieſen Schrank, ſagte er mit tiefem Gefühl, als ein Grabmal, dieſen jetzt leider zu Grabe getragenen Ideen geſetzt, und zeige ihn deshalb ohne Eitelkeit. Ich erwiderte, daß ſeine Ideen gewiß länger leben würden als einer von Denjenigen, die ſich jetzt die größte Mühe gäben, ſie zu bekämpfen, worauf er mir herzlich, aber wehmüthig und zweifelhaft lächelnd die Hand drückte. Bei manchen Bechern gab er die nähern Umſtände ihrer Ueberreichung an. So war einer von fünf Dörfern unmittelbar nach ſeiner Penſionirung geſchenkt, mit der einfachen Verſicherung, daß die Bauern es beſſer mit ihm meinten als die Großen. Ueberhaupt, ſagte er, ſeien ihm rührende Beweiſe von Anhänglichkeit bei jener Gelegenheit zu Theil geworden. Mehrere Bauern auf dem Schwarzwalde hätten auf die Nachricht, daß er ſeine Stelle verloren habe, ſofort eine Collecte veranſtaltet und ihm mehrere Fuder voll Victualien zur Befriedigung der erſten dringendſten Bedürfniſſe geſchickt, weil ſie gemeint hätten, er müſſe nun doch wohl Hunger leiden. — Oben in der Höhe des Schrankes über den ſymmetriſch geordneten Bechern hängt die von Leipzigs Bürgern geſchenkte ſchöne ſilberne Bürgerkrone. Den Schrank ſelbſt, von ſchwarzem Ebenholz, im Innern mit rothem Sammt ausgeſchlagen und mit Goldleiſten im gothiſchen Geſchmacke verziert, hat ihm die Stadt Freiburg geſchenkt.

Wir gingen vor das Thor zu dem zweiten Landgütchen, welches Rotteck am Fuße des ſogenannten Schloßberges beſitzt. Hier fanden wir ſeine Familie und Welcker ſchon beiſammen, und nun begann ein Abend, den ich zu den ſchönſten meines Lebens zähle. Denke man ſich Rotteck als den liebenswürdigſten, heiterſten Familienvater, deſſen lebhafte Unterhaltung in ſolchem Kreiſe faſt nur aus Späßen und Späßchen beſteht; denke man ſich uns, wie wir in traulichem Verein in einer ſchönen Weinlaube ſaßen und durch ein einfaches Butterbrod mit Rettig zuerſt die Vesper feierten, dann noch etwas am Berge umherſchlenderten, denke man ſich dann ein einfaches ſchmackhaftes Abendbrod in Rotteck's ſchlichter Bauernſtube, den Sitz zwiſchen Rotteck und Welcker, wo das muntere Geſpräch der Familie als die Begleitung der lebhafteſten und geiſtreichſten Unterhaltung erſchien, welche man ſich vielleicht denken kann, und man wird mein Urtheil nicht übertrieben finden. Und

Alles — ſogar der Wein, den wir tranken — war aus Rotteck's Wirthſchaft gewonnen, denn er iſt zugleich ein bedeutender und ſelbſtthätiger Landwirth. Erſt um Mitternacht kehrten wir im Mondenſcheine nach Hauſe, freilich mehr aufgeregt als ermüdet. Rotteck war durch die letzte Wendung des Tiſchgeſprächs melancholiſch geſtimmt und wiederholte mir, daß ſeine Hoffnung auf beſſere Zeiten gering ſei. Vielleicht, ſagte er, liege es in der Natur des Alters, daß man die Hoffnungen leicht fahren laſſe, und er freue ſich, wenn er ſehe, daß bei der jüngeren Generation der Muth wieder friſch auflebe. Darauf verwies ich ihn denn auch und machte ihn aufmerkſam, daß man jetzt ſchon zufrieden ſein müſſe, wenn die conſtitutionelle Aufklärung in den Gegenden Fortſchritte mache, wo ſie bisher ſehr zurück geweſen ſei. Schon früher hatte Welcker, welcher die Hoffnung nie ſinken läßt, mich aufgefordert, ihm auf eine ähnliche Weiſe zu antworten, und es ſchien dies ein Punkt zu ſein, über welchen ſie ſchon ſeit längerer Zeit verſchiedener Meinung geweſen waren."

— — „Ich ſchließe jetzt — d. h. einige Stunden ſpäter — meine Notizen über die drei ſchönen Tage in Freiburg mit der kurzen Bemerkung, daß ich dieſen Mittag in Rotteck's und dieſen Abend in Welcker's Familie zugebracht habe. Uns Allen waren die Herzen aufgegangen in weichen und doch kräftigen Scheidegedanken; ich habe innigen Abſchied genommen von den biederen Männern, welche der Verehrung und Achtung, die ich ſchon vor ihnen hegte, nun noch das Andenken an ihre außerordentlich zuvorkommende Gaſtfreundſchaft hinzugefügt haben. Was Alles ich mit ihnen geſprochen, was ich von ihnen gehört habe, Das würde eher einen ganzen gedruckten Band als ein Tagebuch ausfüllen. Ich habe mir darüber ein eigenes Tagebuch geführt, das iſt aber in mein Herz geſchrieben und wird hoffentlich auch nach Jahren noch leſerlich ſein. Morgen geht es in die Schweiz; das iſt das ſchönſte Land der Welt; aber noch oft werde ich auch in den erhabenſten Partieen ſeiner Alpengröße an das mir nun doppelt theure Freiburg zurückdenken."

Jürgens.

Digitized by Google

Schlußwort
zur zweiten Auflage des Staats-Lexikons.

Seit den großen Erſchütterungen der europäiſchen und deutſchen politiſchen Zuſtände in dieſem Jahre 1848 war es der Redaction des Staats-Lexikons, da der den Abnehmern verſprochene ſchnelle Druck des Werkes nicht unterbrochen werden durfte, völlig unmöglich, in Beziehung auf die in den drei letzten Bänden enthaltenen Darſtellungen einzelner Länder und mancher beſonderer Inſtitute mit den maßloſen Veränderungen und Neugeſtaltungen in der Wirklichkeit gleichen Schritt zu halten. Dieſe Neugeſtaltungen waren und ſind faſt nirgends einigermaßen vollendet, ſo daß für deren gründliche Darſtellung dieſe jetzt großentheils noch bevorſtehende Vollendung abgewartet werden muß. Sobald dieſe eingetreten iſt, ſoll ein beſonderer Band die ganze Umwandlung der europäiſchen und deutſchen politiſchen Zuſtände, Syſteme und Einrichtungen im Ganzen und Einzelnen darſtellen. Dieſe Umwandlungen ſind groß, und dennoch darf die Redaction des Staats-Lexikons in ſo fern auf ihr bisheriges Werk mit Befriedigung zurück ſehen, als daſſelbe nicht blos die hiſtoriſchen Grundlagen, ſondern auch die bleibenden rechtlichen und politiſchen Grundſätze zu ihrer richtigen Auffaſſung und Behandlung darbietet.

C. Welcker.

Inhalt des vierten Bandes.

Seite

Naturrecht. — Von C. Welcker 1

* Neapel und Sicilien. — Von Wilhelm Schulz 2

* Niederlaſſungen. — Von G. Fr. Kolb 7

* Nordafrikas Coloniſirung (Algerien). — Von G. Fr. Kolb . 19

* Norwegen (hiſtoriſch u. ſtatiſtiſch). — Von Th. Mügge . . . 28

Notariat. — Von Mittermaier 57

* O'Connell (Daniel). — Von Venedey 60

Oldenburg. — Von C. Welcker 92

Orden, Ritterorden — Von K. Buchner 93

* Organiſation der Finanzverwaltung. — Von Karl Mathy . 99

Oſtindien. — Von Bülau . . 106

* Oſtſeeprovinzen — Von C. Welcker 109

* Oeſterreich ſeit 1841. — Von O. 117

* Oeſterreichiſche Provinzen. Böhmen. — Von O. 181

Papiergeld. — Von Karl Mathy 208

Paraguay. — Von Bülau . . 209

* Parteien im Staatsleben, nach ihren charakteriſtiſchen Merkmalen dargeſtellt, im Gegenſatz zu der Theorie von Friedrich Rohmer. — Von Abt 209

* Périer. — Von Venedey . . 232

Seite

Peru. — Von Bülau . . . 240

* Philipp, Louis. — Von Venedey 240

* Polen ſeit dem Jahre 1842. — Von Eduard Pelz 264

Portugal. — Von Bülau . . 269

Poſt. — Von Wurm 272

* Proletariat. — Von G. v. Struve 272

* Religiöſe und kirchliche Bewegungen in Deutſchland. — Von Schmetzer 281

Republik. — Von H. K. Hofmann 329

Reuß. — Von Bülau . . . 335

Rußland. — Von Eduard Pelz 337

Sachſen, Königreich. — Von Bülau 341

Sachſen, Erneſtiniſches. — Von Bülau 345

Sachſen-Lauenburgiſche Verfaſſungsſache. — Von C. Welcker 349

Schwarzburg. — Von Bülau . 349

* Schweden, in neueſter Zeit. — Von Th. Mügge 350

* Schweiz, neueſter Zuſtand. — Von Dr. Kaſimir Pfyffer . 370

Sina, China. — Von Rutenberg mit Zuſätzen von W. Schulz 378

Steinacker, Heinrich Friedrich Karl. — Von Jürgens 384

Schlußwort. — Von C. Welcker 403

Druck der Teubner'ſchen Officin in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google